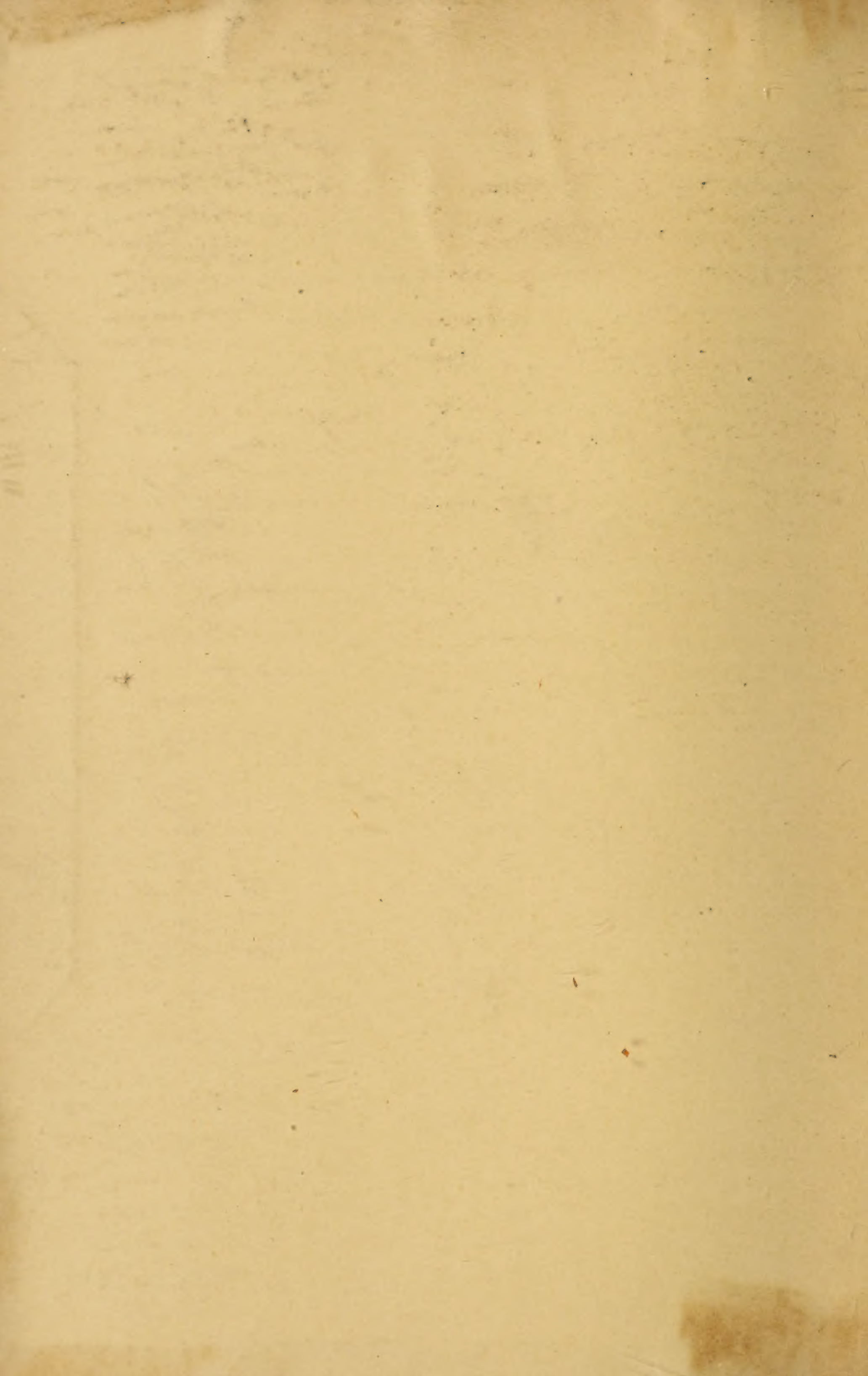
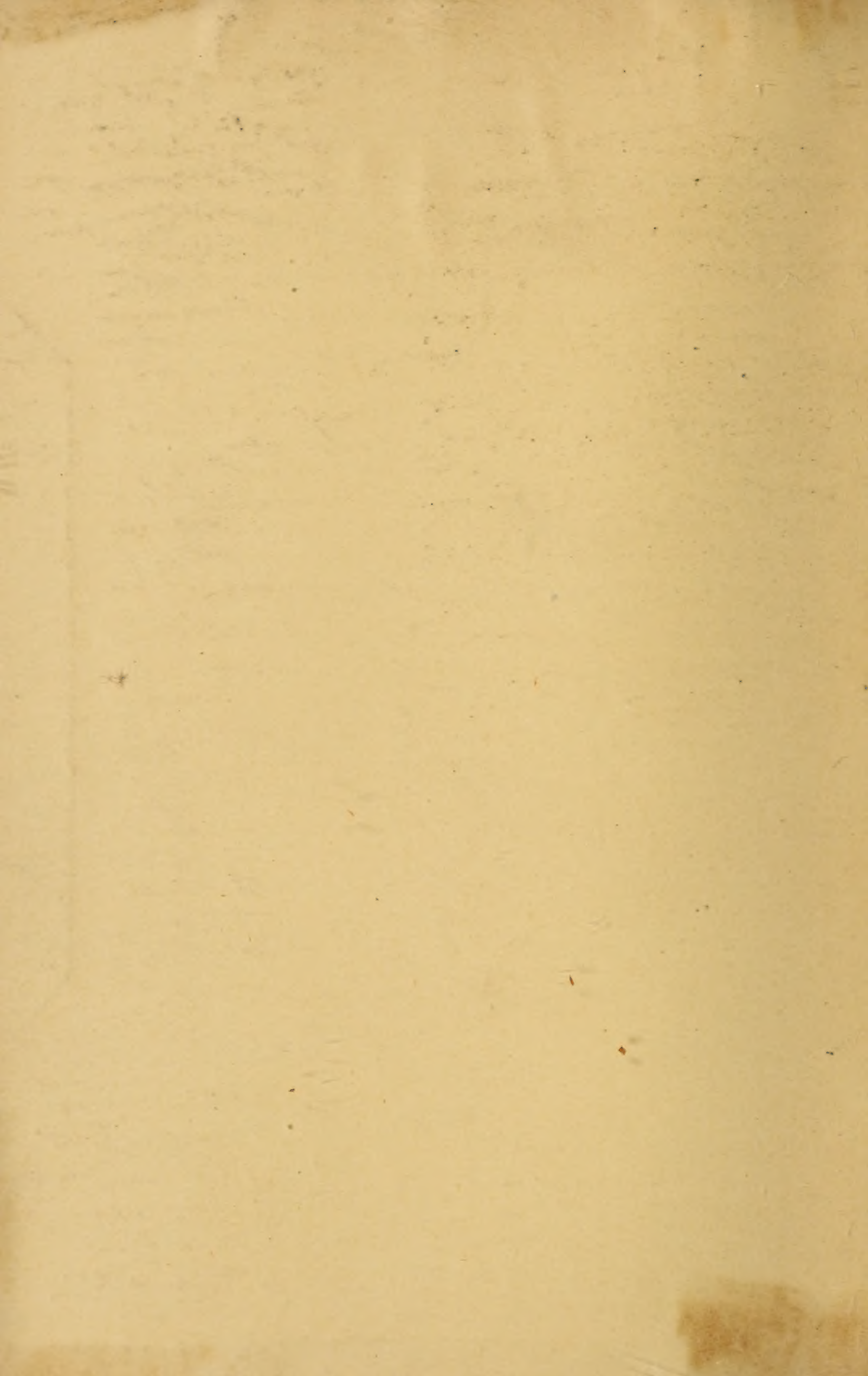
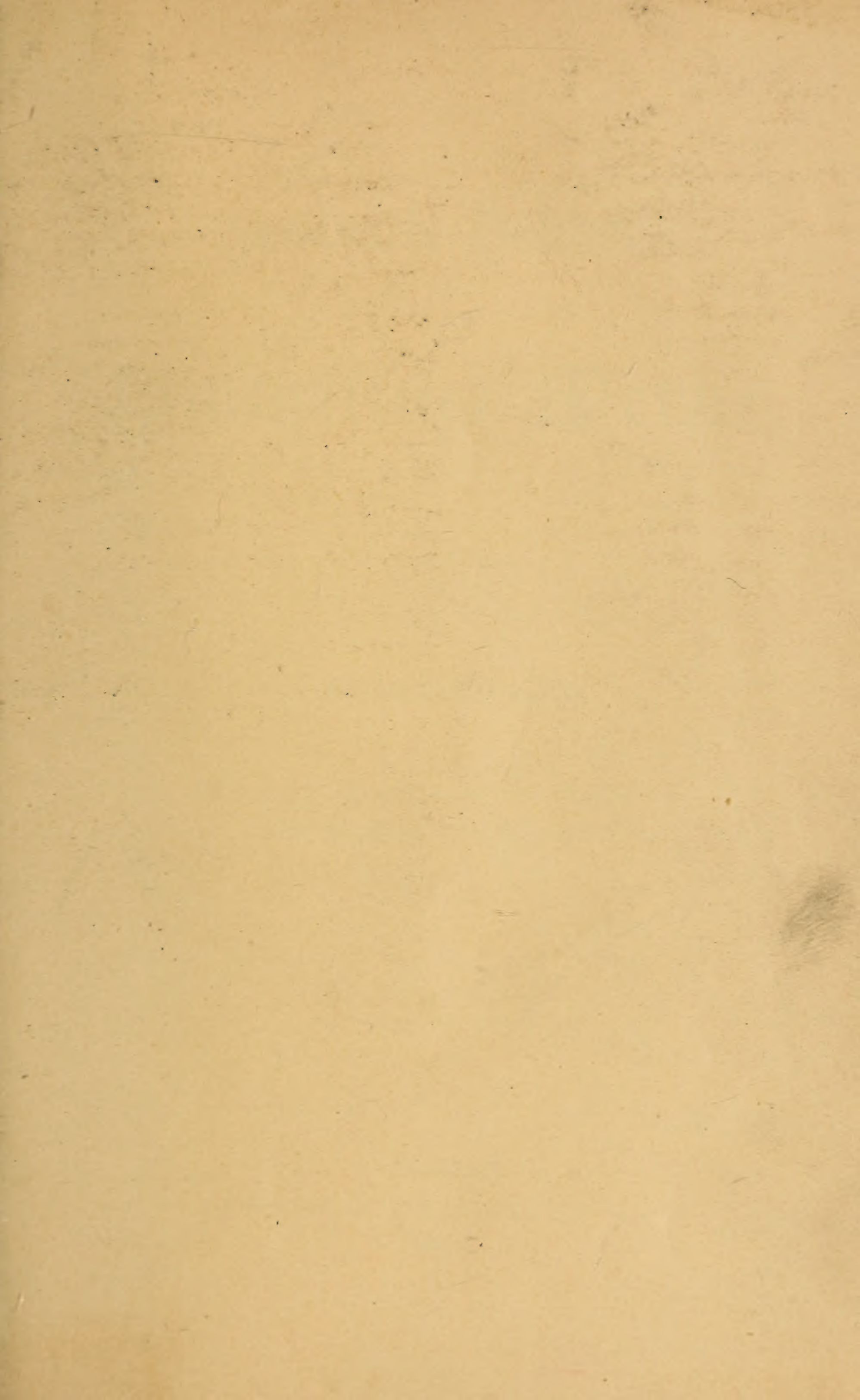
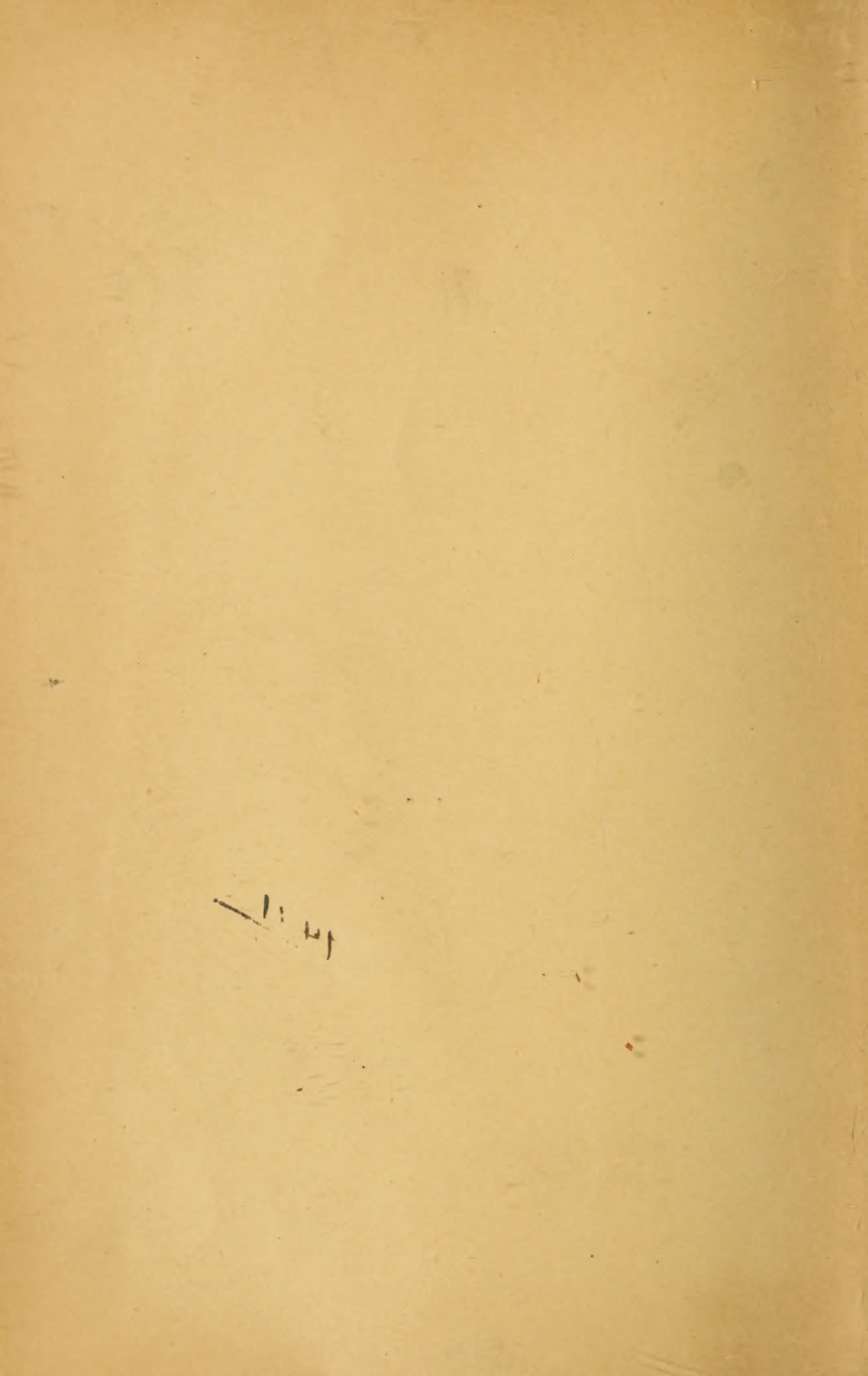

3 1761 08144382 2
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY









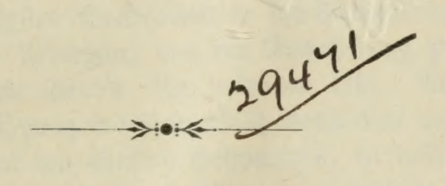


G.
1443

Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Schnock. — Erzählungen und Novellen. — Meine Kindheit. — Reiseeindrücke.



Hamburg.
Hoffmann und Campe Verlag.
1891.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/smtlichewerk9v10hebb

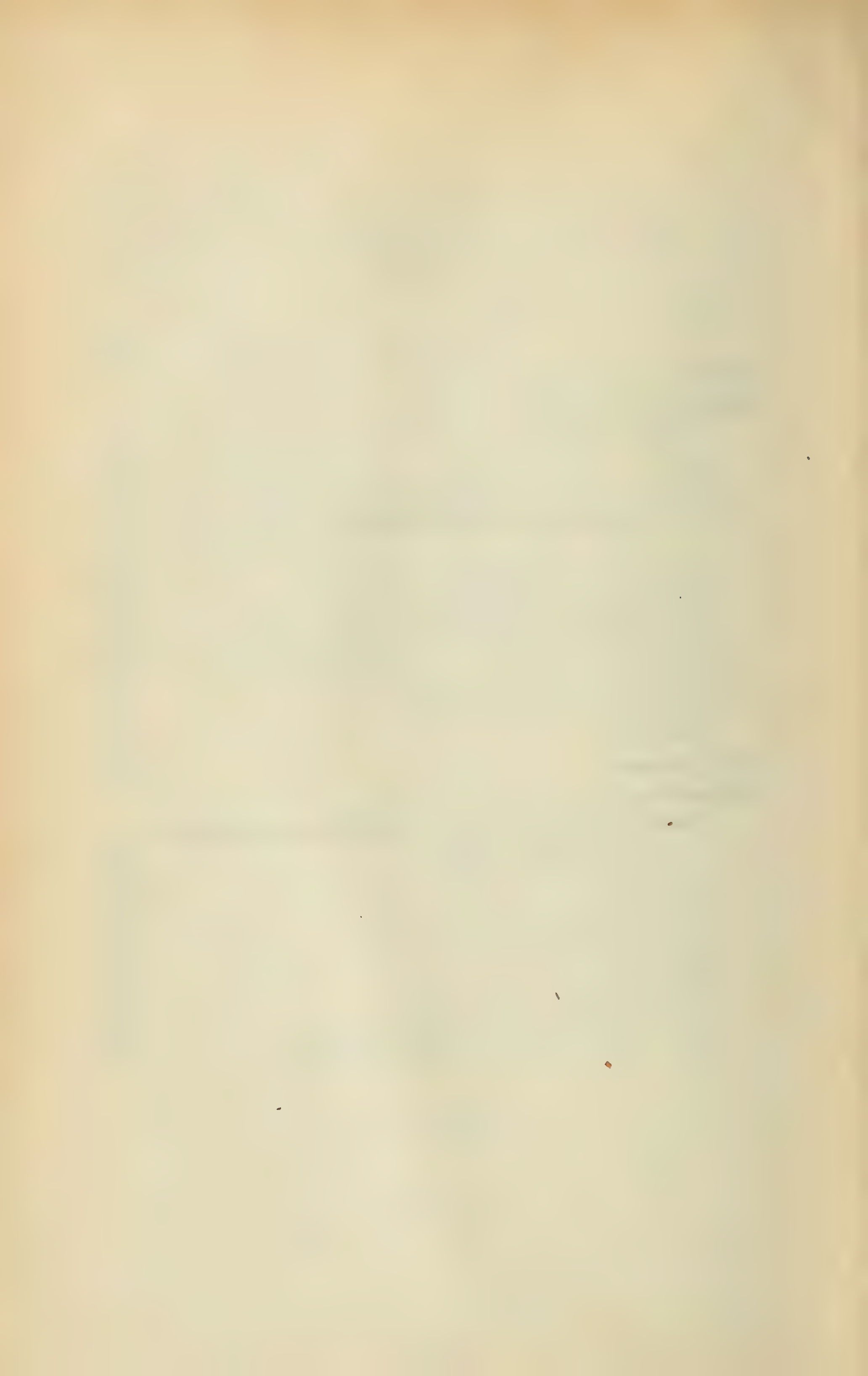
Vorrede des Herausgebers zu Bd. 9.

Der Inhalt dieses Bandes deckt sich im Ganzen mit demjenigen des entsprechenden Bandes der alten Ausgabe. Die Erzählungen sind allerdings, abweichend von der früheren Einteilung, nach der Zeitfolge ihres Entstehens geordnet und um den „Barbier Zitterlein“ vermehrt worden, von dem mir Herr Professor Dr. Karl Werner in Salzburg eine Abschrift gütigst zur Verfügung stellte. In einem Briefe aus München vom Jahre 1838 schrieb Hebbel selbst über den „Zitterlein“: „Woher dem Zitterlein sein Glück kommt, begreif' ich nicht. Es ist eine Arbeit, wie mancher Mensch, Nichts darin zu schätzen als — guter Wille.“ Trotz der unentwickelten Kunstmittel aber, mit denen der Verfasser arbeitet, und der Geschmacklosigkeiten des Stils, welche zuweilen unangenehm auffallen, verdient die kleine Erzählung doch der Vergessenheit wieder entrissen zu werden, weil sie den wichtigsten Wendepunkt in der Entwicklung Hebbel's als Erzähler, den Uebergang von der Nachahmung Hoffmann's zu derjenigen Jean Paul's, klar erkennen läßt. Auch ist die eigenthümliche Mischung des Gespenstisch-Gräßlichen und Fratzenhaften, welches auf den Einfluß Hoffmann's, in dessen Bahnen Hebbel sich in seinen früheren Erzählungen ausschließlich bewegte, zurückzuführen ist, mit den Motiven und Farben eines Jean Paul'schen Genrebildes im Ganzen recht gut geglückt. Die übrigen Erzählungen Hebbel's, teils aus früherer Zeit, wie „Der Maler“ und „Die Räuberbraut“, teils später entstanden, wie: „Ein Abend in Straßburg“ und „Die Obermedizinalräthin“, welche dem Herausgeber sämmtlich abschriftlich vorlagen, sind,

weil sie nur für Literarhistoriker von Interesse sein können, zunächst zurückgelegt worden. Neu hinzugekommen ist ferner das biographische Bruchstück: Meine Kindheit. Dasselbe wurde von Emil Kuh seiner Zeit zurückgelegt, um als Einleitung zur Biographie des Dichters, welche er damals bereits plante, abgedruckt zu werden. Der Herausgeber hielt es für seine Pflicht diesen Aufsatz, über dessen Entstehung die Anmerkungen das Nähere bringen werden, in die Gesammtausgabe aufzunehmen und dadurch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Er gehört zu dem Schönsten, was Hebbel überhaupt geschrieben hat, und gewährt die tiefsten Einblicke in das Unbegreifliche, die frühsten Regungen einer dichterischen Phantasie, die an unmittelbarer Kraft wie an Zartheit des Empfindens ihres Gleichen sucht. Hoffentlich werden diese Aufzeichnungen, welche uns die Eigenart ihres Verfassers auf das Klarste wiederspiegeln, sodaß sie am passendsten als Motto und Einleitung zu seinen übrigen Werken bezeichnet werden könnten, in keiner zukünftigen Gesammtausgabe fehlen.

H. Krumm.

Inhalt.



Schnock.

Ein niederländisches Gemälde.

1837.



Erstes Kapitel.

Zur Einleitung.

In dem kleinen Marktflecken Y., wo sich jeder Reisende gern so lange aufhält, als er muß, nämlich so lange als die Post ausbleibt, traf ich in den Hundstagen des Jahres 1836 zum letzten Mal ein. Der Ort ist einer von denen, wo man nur auf dem Leichenacker erfährt, daß Menschen darin leben, weil eine Reihe ehrwürdiger Grabsteine, die man nicht Lügen zu strafen wagt, versichern, daß Menschen darin sterben. Diesmal kannte ich ihn nicht wieder, und ich würde geglaubt haben, der Postillon sei fehlgefahren, wenn sich nicht der mir unvergeßliche Postmeister, eine lange, dürre, windschiefe Figur, die sich scheu und verlegen in jede Ecke drückt, als ob sie schon durch ihre bloße Existenz zu beleidigen fürchte, aus der Thür geschoben und so meine Zweifel verscheucht hätte. Alle Straßen nämlich, durch die ich kam, waren gedrängt voll von Leuten; kein Fenster, aus dem nicht mehr Köpfe hätten herausschauen wollen, als Platz fanden; auf dem Kirchthurm selbst konnt' ich deutlich Hauben und flatternde Shawls unterscheiden, und jedes Gesicht, von der alten, halb erblindeten Bettelfrau an, die sich mühsam mit der rechten Hand auf ihren Stab stützte und mit der linken die Brille aufsetzte, bis zu dem kleinen weißgekleideten Mädchen mit seinen blonden Locken herunter, trug den Ausdruck der gespanntesten Erwartung. „Was gibt's denn," fragte ich den Postmeister, „ist's Jahrmarkt heut'?" „Den 16. hujus gewesen." „Feiert der Amtmann oder der Stadtpfarrer das Dienst-Jubiläum?" „Herr Pastor primarius Rothnagel hat's schon gefeiert und ist an den Folgen des Schmauses gestorben, und unser Herr Amtmann darf in den nächsten vierzig Jahren an die Ehre noch nicht denken, dazu ist er, mit Erlaubniß zu sagen, noch viel zu jung." „Gibt's denn Aufstand? Rebelliren die Bürger? Empört sich, was Hosen trägt?" „Bewahre uns Gott vor Rebellion! Dazu haben wir auch gar keine Zeit, man

muß sich tummeln, um's liebe Brot zu verdienen und die hohen Steuern zu erschwingen. Nein, die Sache, es kurz zu vermelden, ist die. Ein höchst gefährlicher Verbrecher, ein Bösewicht, der einen gräulichen Diebstahl begangen hat und einer Mordthat fähig gehalten wird, wurde gestern zur Haft gebracht und heute, als ihm der Gefangenwärter das Frühstück in den alten verfallenen Thurm bringen wollte, vermißt. Da hat denn der Amtmann die gesammte Bürgerschaft aufgeboten, um ihn wieder einzufangen, und wie man vernimmt, so ist's, wunderbar genug! geglückt. Nun ist man natürlich begierig — —" Der Postmeister unterbrach sich; denn er bemerkte, daß ich schon längst nicht mehr auf ihn hörte, weil ich sonst über die Explikation das Schauspiel selbst versäumt hätte. Ein Zug, abenteuerlicher, als ich ihn je gesehen, kam die Straße herauf. Zuerst, in grell rothen Röcken mit messingnen Knöpfen, an der Seite mächtige Säbel, die das Gehen erschwerten und den Muth gewiß nicht vermehrten, zwei ehrenfeste Männer, voll edlen Selbstgefühls, in denen sich ehemalige Unterofficiere der Reichsarmee, die vielleicht manche Schlacht mit hatten verlieren helfen, und jetzige Gerichts- und Polizeidiener nicht verkennen ließen. Dann, von zwei lahmen Pferden gezogen, ein Leiterwagen, auf dem der Held des Tags, der Triumphator, saß, dreifach gebunden, als ob er ein Herkules wäre und noch etwas mehr. Hinterher die ganze waffenfähige Mannschaft des Fleckens, mit Mistgabeln, Aexten und Beilen, Stricken, genug mit allen möglichen Dingen, die der Leser nicht erwartet, armirt und nicht ohne Stolz zu Frauen und Töchtern aufblickend und sie mit leichtem Kopfnicken, da die Zeit nichts Weiteres erlaubte, begrüßend. Der Wagen hielt; zwei alte Weiber, wovon eine der anderen ihren breiten Rücken, der ihr das Sehen unmöglich mache, vorwarf, fingen an sich zu prügeln, der Amtmann trat vor mit einem Gesicht, welches halb Fragezeichen war, halb aber auch, der Würde des Amts gemäß, Gedankenstrich. Die Gerichtsdiener machten Front und statteten beide zugleich, also so unverständlich wie möglich, Rapport ab, der Amtmann warf auf den Triumphator einen vernichtenden Blick, den dieser mit seinem ungezogensten Gähnen erwiderte, dann rief er finster aus: „Wo bleibt denn aber Schnock, der Schreiner, daß man ihn beloben, ihm seine Zufriedenheit bezeigen kann?" „Heda, Meister Schnock, aufgepaßt!" schrieen die Gerichtsdiener, das verdrießliche Gesicht des Amtmanns und den mürrischen Ton seiner Stimme möglichst

treu copirend. Jetzt merkt' ich auf; wer noch nie einen Glücklichen gesehen hat, der betrachte sich einen deutschen Bürger, dem bei irgend einem Anlaß von Gerichts wegen die Versicherung ertheilt wird, daß er ein ganzer Kerl sei. Nicht so schnell, als ich erwartet hatte, aber doch schnell genug, um die Stirnfalten des Amtmanns nicht durch sein Zögern zu verdoppeln, trat aus dem Haufen ein Mann heraus, breitschultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Gesicht, worauf das erste Kindergreinen über empfangene Ruthenstreiche versteinert zu sein schien; ein Bär mit einer Kaninchen-Physiognomie. Der Amtmann ertheilte ihm ein sparsames Lob wegen seiner bewiesenen Herzhaftigkeit, Schnock senkte wehmüthig den Kopf und schickte einen ängstlichen Blick zu dem Gefangenen hinüber, der auf seinem Wagen in sanften Schlummer gefallen war oder sich doch stellte, als ob er es wäre. Der Amtmann zog sich in das Heiligthum der Amtsstube zurück, die Gerichtsdiener rissen den Gefangenen von seinem Sitz herunter und schwuren, er solle ihnen nicht zum zweiten Mal entkommen, und wenn er auch die Kunst besäße, sich in eine Fledermaus zu verwandeln. Die Menge zerstreute sich, nur Schnock blieb, als hätt' er einen Basilisken gesehen, regungslos auf dem Platze steh'n. Der Mann interessirte mich, ich trat zu ihm heran. „Mein Freund,“ begann ich, „Ihr seid sehr in Gedanken vertieft!“ „Weil ich ein geschlagener Mann bin,“ gab er zur Antwort. Ich stutzte und fragte weiter: „Wie so? Wie kommt's, daß Ihr dies eben heut, wo Ihr Euch in so hohem Grade die Zufriedenheit Eurer Obrigkeit erworben zu haben scheint, so lebhaft fühlt?“ „Eben darum,“ versetzte er heftig; „wer bürgt mir, daß der sich im Gefängniß erdrosselt, oder sich mit Glasscherben die Pulsader aufreißt? Gibt's der Herr,“ er meinte mich, „mir etwa Schwarz auf Weiß, daß diesen heillosen Sünder in der Einsamkeit die Verzweiflung packt? Und darf ich hoffen, daß er außer dem Diebstahl, wegen dessen ihn der strengste Richter nicht zum Tode verurtheilen, ja nicht einmal auf Zeitlebens einstecken kann, noch eine Mordthat oder ein anderes Halsverbrechen begangen hat?“ „Von wem sprecht Ihr denn eigentlich?“ unterbrach ich ihn. „Nun, von wem anders, als von dem Bösewicht, den ich das Unglück gehabt habe zu arretiren. Hätt' ich doch lieber zuvor ein Bein gebrochen! Aber Niemand entgeht seinem schlimmen Stern, und am wenigsten ich.“ „Ich begreife Euch bei Gott nicht!“ versetzte ich. „Für

jeden ordentlichen Bürger pflegt es ein Fest zu sein, wenn ein dem öffentlichen Wohl gefährlicher Mensch zur Haft gebracht wird." „O freilich, wenn er nur nicht selbst die Falle war, in der der Fuchs sich erwischen ließ!" „Ich dächte, das wäre gleichgiltig!" „Wahrlich nicht für einen Mann, der ein Haus hat, das man ihm zur Nachtzeit über'm Kopf anzünden kann, und der sich gestehen muß, daß sich in sein Fleisch so gut ein Loch bohren läßt, wie in anderes. Meint Ihr, ein Kerl, der — Ihr könnt's nicht übersehen haben — auf'm Wagen einschläft, während ihn tausend Kehlen mit den gräulichsten Verwünschungen überhäufen, werde sich für die endlose Langeweile, der er im Kerker, und für die Quälereien, denen er in den Verhören entgegengeht, nicht gegen mich Unglückseligen, dem er das Alles verdankt, auf seine Weise erkenntlich bezeigen? Was wird diese Kröte zwischen den finstern Mauern des Gefängnisses aushecken, als giftige Rachepläne? Und wann hat man noch gehört, daß einem Bösewicht mißglückt ist, was er sich vornahm? Höchstens kommt man ihm hintendrein auf die Spur; das weckt aber Keinen wieder auf, der einmal mit einer acht Zoll tiefen Wunde auf'm Kirchhof oder sonst wo verscharrt liegt. Dem Schlachtopfer ist's gleichgiltig, ob man den Schlächter zu ihm in die Erde steckt." „Mir scheint, ein Mann, wie Ihr, kann sich seiner Haut schon wehren; Euch geht, däucht mir, zu einem Riesen nicht viel ab, geschweige zu einem tüchtigen Schläger." „O," versetzte Schnock mit einem Seufzer, „wie oft soll ich diese vermaledeiten breiten Schultern, diese lügenhafte, großprahlerische Leibesgestalt, womit irgend ein schadenfroher Teufel mich begabt hat, noch verfluchen! Jeder, der mich nicht kennt, glaubt, daß ich Berge versetzen kann. Warum bin ich unglücklich? Weil ich nicht einen Kopf kürzer bin. Wozu trieb mich meine Neigung in der Jugend, was war der Wunsch meiner Wünsche? Schneider wollt' ich werden, darum bat ich meinen Vater; die führen ein friedsames, geruhiges Leben, sprichwörtlich ist's, daß sie keine Courage haben, man erwartet von ihnen nicht das Unglaubliche. Drang ich mit all meinen Bitten bei dem Vater durch? Junge, — sagte er, nicht scherzhaft, sondern in grimmigem Ton — bist Du verrückt? Du könnt'st bei Deinen Knochen und Kräften einen Ackergaul ersetzen, und wollt'st gleich einem Affen, mit gekreuzten Beinen und löschpapiernem Gesicht hinter dem Fenster auf'm Schneidertisch hocken und Zwirn in die Nadel fädeln? Das ist was für

Krüppel, für Lahme und Verwachsene, damit komm' mir nicht; Du wirst mir, so Gott will! ein braver Schreiner! Natürlich, er war ja selbst ein Schreiner, und das edle Handwerk wär' zu Grunde gegangen, hätt' ich ein anderes ergriffen. Gott vergeb's ihm, meinetwegen; ich vergeb's ihm nicht, höchstens auf'm Todtenbett, wo man Alles vergiebt!" Schnock ballte die Hand. „Aber, lieber Meister," fragt' ich weiter, „warum ließ't Ihr den Dieb nicht entschlüpfen, wenn es Euch so bedenklich schien ihn festzuhalten? Das stand ja doch bei Euch?" „Keineswegs," erwiderte Schnock; „man ist selten oder nie Herr seines Willens. Ich war den Uebrigen vorausgelaufen, nicht etwa, um mir ein Ansehen zu geben, sondern um ihnen möglichst bald aus den Augen zu kommen und bei der Hetze gegen brutale Aufforderungen zum Hülfeleisten gesichert zu sein. Plötzlich, da ich eben den Sprung um ein Gebüsch mache, fährt mir das Teufels-Wildpret, ich meine meinen Arrestanten, entgegen. Ich schaud're zusammen; denn das laute Hurrah, das aus hundert Kehlen hinter mir erschallt, sagt mir's gleich, daß mein niederträchtiges Jagdglück nicht unbemerkt geblieben ist. Dennoch hätt' ich, ohne Rücksicht auf spätere Foppereien und Anzüglichkeiten, dem Kerl gern den Vorsprung gelassen und zu hinken angefangen; aber der war wie unsinnig, statt zu entspringen, blieb er stehen, rollte die Augen, ballte die Faust gegen mich und fuhr endlich damit, als wollt' er ein Messer oder gar eine Pistole hervorziehen, in die Tasche. Da ergriff mich Angst und Grausen; nicht aus Tollkühnheit, wie die herbeieilenden Esel, die mir schon aus der Ferne ein Bravo über das andere zuschrieen, glaubten mochten, sondern aus Furcht macht' ich mich über ihn her, rang mit ihm und warf ihn zu Boden. Daß seine Taschen leer waren, wie sich's bei der Visitation fand, konnt' ich nicht wissen, und gegen Schuß und Stich mußt' ich mich sichern." Ein Bursch kam in diesem Augenblicke eilig auf uns zu. „Ich komme schon!" rief Schnock ihm entgegen und machte mir zugleich eine Abschiedsverbeugung. „Ihr irrt Euch, Meister," sagte der Bursch mit unterdrücktem Lachen, „ich suche diesmal nicht Euch, ich geh' auf die Apotheke, um Hoffmannstropfen zu holen, Eure Frau hat Kopfweh und liegt zu Bett." „So sagst Du nicht," versetzte Schnock, „daß Du mich gesehen hast. — Wenn die Kopfweh hat," fuhr er, sich wieder zu mir wendend, fort, „ist's gold'ne Zeit für mich; dann fühl' auch ich einmal, daß ich noch auf der Welt bin. Ihr muß

wirklich zuvor das Schlimmste begegnet sein, ehe mir was Gutes begegnen kann; als sie jüngst wegen Zahnschmerz und Backengeschwulst vierzehn Tage lang das Maul nicht öffnen konnte, hatt' ich den Himmel auf Erden." Ich lud Schnock ein, mich in's Posthaus zu begleiten und dort eine Flasche Wein mit mir auszustechen. „Ich weiß mich," sagte ich, als er bedenklich zu zögern schien, „vor Langeweile nicht zu lassen, und wo find' ich Gesellschaft?" Er willigte ein, und nicht lange dauerte es, so saßen wir uns auf meinem Zimmer bei gefüllten Gläsern gegenüber. Es giebt untrügliche Kennzeichen, wodurch sich der geübte Trinker von dem angehenden unterscheidet; wenn dieser, während er das süße, flüssige Feuer hinuntergießt, die Augen wollüstig zukneift und in innigem Behagen noch mit dem letzten Tropfen die Zunge erquickt, so spitzt jener blos ein wenig den Mund, trinkt mit offnen Augen und ignorirt den Tropfen, da er die Erfahrung gemacht hat, daß dieser Nachzügler den Durst, statt ihn zu löschen, nur auf's Neue weckt. Schnock, das sah ich gleich, war kein angehender Trinker; er trank das erste Glas nur, um recht bald zum zweiten zu kommen, und an eine Entsiegelung seines innern Menschen, auf die ich mich freute und deretwegen ich ihn eingeladen hatte, war vor Entsiegelung der dritten Flasche nicht zu denken. Ich gab mich gegen ihn für einen geschiedenen Ehemann aus und sagte, ich hätte blos darum mein Vaterland verlassen, weil mein rachsüchtiges Weib mir ihre sämmtlichen Liebhaber, Einen nach dem Andern mit Herausforderungen auf den Hals schicke, was mir über kurz oder lang das Leben kosten könne. Diese Eröffnung machte ihn treuherzig, aber eine Unvorsichtigkeit, die ich gleich hernach beging, hätte das günstige Vorurtheil, das er für mich zu fassen begann, fast im Keim wieder zerstört. Ich zog nämlich, weil sie mir unbequem waren, meine Taschenpistolen hervor und legte sie neben mich auf den Tisch. Plötzlich — er war schon in recht lebhaften Mittheilungen über sein Märtyrerthum begriffen gewesen — stockte der Fluß seiner Rede, er entfärbte sich und sah mich an. Ich bemerkte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, früher, als ich sie begriff, und bemühte mich, ihrer Ursache auf die Spur zu kommen, aber schneller als all' mein Nachsinnen verhalf mir eine zufällige Bewegung meiner Hand zur Aufklärung über den zweifelhaften Punkt. In der Zerstreuung ergriff ich eine der Pistolen, die ungeladen waren, und spannte spielend den Hahn; da sprang Schnock von seinem

Stuhle auf und versicherte mir mit einem Gesicht, welches gegen den Mund die bündigste Protestation einlegte, er halte sich in meiner Gesellschaft für sicher. „Ihr seid's vollkommen, lieber Meister," versetzte ich; „die Dinger da drückten mich, ich führe sie zu meiner Vertheidigung auf Reisen bei mir, aber um mich nicht selbst zu beschädigen, lade ich sie nicht, außer wenn ich bei Nebel und Nacht durch dicke Waldungen komme." Zum Zeugniß der Wahrhaftigkeit meiner Relation drückte ich die Pistole, welche ich eben in der Hand hielt, ab. „Ich," entgegnete Schnock, indem er sich wieder mit alter Behaglichkeit niederließ, „würde doch Pistolen und dergleichen niemals mit mir führen; denn davon bin ich überzeugt, wenn die Gefahr wirklich an den Mann heran tritt, so vergißt man's entweder, daß man sie hat, oder man schießt bei'm Abfeuern fehl und reizt so den Menschen, der es vielleicht nur auf einfache Räuberei abgesehen hatte, zu Mord und Blutvergießen." „Ihr habt nicht Unrecht," erwiderte ich, mein Lachen verbeißend, was mir, wenn's mir nur einmal gelingt, immer gelingt, „und da wär's gar möglich, daß man, nachdem man durch die erste Pistole den Mordgedanken erweckte, durch die zweite niedergestreckt würde; ich setze den Fall, daß der Räuber keine Waffe bei sich führt und sich ihrer bemächtigt." „Freilich, freilich!" versetzte Schnock und trank, sichtlich erfreut, in mir einen Gemüthsverwandten gefunden zu haben, zwei Gläser hinter einander. Die dritte Flasche war halb geleert, da stand er rasch auf, trat mit pfiffig-wichtiger Miene vor mich hin und fragte mich: „Sagt mir doch, bin ich eigentlich feig?" „Es scheint wohl nur so!" antwortete ich, einigermaßen verdutzt. „Gewiß!" versetzte er und nahm wieder Platz, „daß ich's nicht bin, davon, glaub ich, hab' ich Euch heute den Beweis gegeben. Ich traue Euch nichts Böses zu, bei Gott nicht! sonst wär' ich keine fünf Minuten geblieben; aber, dies könnt Ihr nicht läugnen, Ihr seid mir wildfremd. Ihr ladet mich ein, Euch auf Euer Zimmer zu begleiten und Wein mit Euch zu trinken, jeder Andere hätte, und mit Recht, aus Eurer Splendidität Argwohn geschöpft und die sonderbare Einladung mit Abscheu abgelehnt; ich unterdrücke meinen Verdacht und gehe mit Euch. Ich denke, ich bin nicht feig!" „Ei, Meister Schnock," erwiderte ich, „wie kommt Euch denn der Einfall, daß Ihr feig wäret?" „Weil," versetzte er hastig und schenkte sich ein, „weil sie mich alle für feig halten, ja, weil ich, Stunden, wie diese, ausgenommen, selbst das ganze

Jahr hindurch, Gott weiß, woran es liegt! glaube, daß ich's bin." Jetzt verschwand bei ihm die letzte Spur von Zurückhaltung, um so mehr, als er erfuhr, daß ich nicht im Orte bleibe, sondern gleich den nächsten Tag wieder abreise, er machte mich zum vollständigsten Vertrauten seiner Lebens-, d. h. Märtyrer-Geschichte, und ich erhielt Gelegenheit, in die Mikrologien eines Daseins hineinzuschauen, das mir so putzig vorkam, als ob es gar nicht seiner selbst wegen, sondern zur Belustigung eines größern geführt würde. Ich darf nun freilich nicht vergessen, daß meine Leser nicht, wie ich, gezwungen sind, in dem Marktflecken Y. einen ganzen Tag auf die Post zu warten und muß darum den größten Theil von Schnock's Mittheilungen für mich behalten; denn bei mir hatten sie nur mit einem alten Kalender, den ich durchblättern, mit den Fensterscheiben, die ich hätte zählen können, zu rivalisiren, was hoffentlich bei keinem meiner Leser der Fall ist. Ich glaube jedoch, daß Einiges daraus sie auch in einer weniger verzweifelten Situation ergötzen kann, und bitte sie, wenn ich mich hierin täusche, den Grund nicht in dem Mann und seinen Erlebnissen zu suchen, sondern in meiner Unfähigkeit, ihn treu, bis in das Haargewebe seiner Bestimmungsgründe hinein, zu zeichnen. Um dieser Unfähigkeit möglichst zu Hilfe zu kommen, lasse ich ihn selbst reden.

Zweites Kapitel.

Schnock erzählt.

„Fragt man mich, warum ich ein Weib genommen habe, was ich jetzt selbst fürchten muß, so kann ich auf diese Frage vernünftiger antworten, als Tausende von Ehemännern, die mein Schicksal theilen. Sie pflegen schmachvoller Weise für sich anzuführen, daß ihre Drachen ihnen in Engelsgestalt entgegengetreten seien, als ob dies nicht eben die Natur des Weibes wäre, und als ob es, Adam ausgenommen, der das freilich nicht wissen konnte, da kein Anderer ihm seine Erfahrungen vermacht hatte, irgend Jemandem zur Entschuldigung gereichen könnte! Solche

Thoren darf ich verachten; denn ich habe mich niemals über meinen Hausteufel und das Geschlecht, dem er angehört, getäuscht, und wenn ich dennoch sein Gespons geworden bin, so ist das wenigstens nicht meiner Verblendung beizumessen. Nie wär's mir eingefallen, mich aus eigener Bewegung nach einem Weibe umzusehen, und wer das zu ruhmredig findet, der lasse sich sagen, was ich schon in meinem zehnten Jahre erlebte, dann wird er's begreifen. Ich stand dabei, als meine Mutter meinem Vater die Oberlippe abbiß, weil er nach einem heftigen Zank zu früh auf den Versöhnungskuß drang, ich sah sein Blut stromweis in den Bart rinnen und den Hemdkragen färben. Wer an meiner Stelle hätte nicht schaudernd, wie ich, das Gelübde gethan, niemals wieder einen Menschen an dem Ort, wo er Zähne hat, zu küssen, und wer könnte dies Gelübde halten und sich doch zugleich beweiben wollen? Aber meine jähzornige Mutter bestand, als ich in die Jahre kam, mit Ungestüm darauf, daß ich mich verheirathen solle, sie fragte mich, ob ich ein sonstiges Mittel wüßte, ihr Enkel zu verschaffen, oder ob sie andern alten Frauen in ihren Ansprüchen auf die großmütterlichen Würden und Freuden nachstünde, und darauf ließ sich nicht viel erwidern. Ich mußte mich also in den Gedanken ergeben, daß ich ihretwegen mit irgend einer Person weiblichen Geschlechts früher oder später eine eheliche Verbindung würde eingehen müssen, wenn sie nicht wider Erwarten und Verhoffen früh wegstürbe, und da das Letztere nicht geschah, so irrte ich mich hierin auch keineswegs. Zwar zog ich die Entscheidung noch lang hinaus und feierte noch manchen Geburtstag als Junggesell, worin für mich zu der Zeit, von der ich spreche, der Hauptreiz dieses Festes lag. Aber als uns're alte Familienkatze verreckte und bald darauf unser Mops an einem Kloß, den er zu heiß hinein fraß, erstickte, da wurde meiner Mutter die Stille, die nun in unserm Hause eintrat, so unerträglich, daß mir alle meine Ausflüchte nichts mehr halfen, und daß sie die entstandene Lücke um jeden Preis mit einer Schwiegertochter ausgefüllt sehen wollte. Auch begünstigte der Zufall sie; denn Jungfer Magdalena Kotzschneuzel, die Stickerin, miethete sich eben damals in uns'rer Nachbarschaft ein und wußte sie durch einige wohlangebrachte Aufmerksamkeiten, die sie ihr erwies, namentlich dadurch, daß sie bei einer gewissen Gelegenheit ihren Rath einzog und ihn auch treu befolgte, so sehr für sich einzunehmen, daß ich bald bei'm Frühstück, bei'm

Mittags- und Abendessen nur noch von ihren Vorzügen reden hörte. „Weißt Du, daß Lene keinen Faden am Leibe trägt, den sie nicht selbst gesponnen hat?“ wurde ich des Morgens regelmäßig befragt, und die dritte Tasse Kaffee wurde mir gewiß nicht eingeschenkt, wenn ich diesen schlagenden Beweis der Altmütterlichkeit nicht mit vollen Backen pries. Des Mittags ward mir gewöhnlich mitgetheilt, daß sie einmal einige hundert Gulden aus der Lotterie gewonnen habe, und als ich darauf das erste Mal spitzig bemerkte: sie spielt also! ward ich mit einem hastigen: „Nein! sie hat das Loos auf der Straße gefunden!“ zurechtgewiesen. Des Abends mußte ich mir die Auseinandersetzung gefallen lassen, daß sie sich im Gegensatz zu Andern älter mache, als sie sei, weil sie's für eine größere Ehre halte, mit zu den ehrbaren Matronen gerechnet zu werden, als zu den leichtsinnigen, jungen Mädchen, deren Classe sie bei ihren fünfundzwanzig Jahren doch noch angehöre, und daß ein Mann, der das wisse und nicht um sie würbe, ein Narr sein müsse. Da dies Alles bei mir nicht anschlug, nahm sie sie plötzlich, ohne mir vorher auch nur ein Wort zu sagen, auf einige Tage zu sich in's Haus, eines Kleides wegen, das geändert werden mußte, wie sie vorgab, das sie aber niemals wieder trug. Ich wußte recht gut, was dahinter steckte, und suchte mich dem Frauenzimmer von meiner unangenehmsten Seite darzustellen, rasirte mich nicht, trug immer meinen schlechtesten Rock, legte mein Schurzfell niemals ab, war stets mürrisch, als ob ich mit gerunzelter Stirn auf die Welt gekommen wäre, und erwies ihr nicht die kleinste Gefälligkeit, nicht einmal die, ihr den Nähring wieder aufzuheben, wenn sie ihn fallen ließ. Dabei ließ ich es nicht bewenden, ich machte meinen Gesellen, der von Person nicht unansehnlich und im Handwerk geschickt war, auf das Mädchen aufmerksam, ich strich sie gegen ihn heraus, wie sie gegen mich herausgestrichen wurde, ich redete ihm sogar ein, daß sie jedes Mal erröthe, wenn sie ihn erblicke. Aber Beides schlug mir zum Unheil aus; denn Lene stieß sich nicht im Geringsten an meinem Benehmen, sie entschuldigte mich gegen meine Mutter, wenn diese mir meine Nachlässigkeit verwies, auf's Eifrigste und meinte, wer mit ganzer Seele beim Gewerbe sei, wer darüber nachsänne, wie er hier einen neuen Kunden gewinnen, dort einen abtrünnig gewordenen wieder heranbringen wolle, der könne freilich nicht nebenbei geschniegelt und gestriegelt gehen, wie ein Ladendiener und sich auf

Höflichkeiten verlegen, wie ein Barbiergehilfe; mein Gesell dagegen fing Feuer und rächte sich natürlich später, als ich ihm nothgedrungen in die Quere kam, auf empfindliche Weise für meine anscheinende Falschheit. Als Lene unser Haus wieder verließ, war meine Mutter wo möglich noch mehr für sie eingenommen, wie früher; sie besuchte sie täglich, und auch zwischen ihr und mir entspann sich, so sehr ich auf meiner Hut war, bald eine Art von Verhältniß. Ich konnte nicht aus der Thür treten, ohne sie an ihrem Fenster hinter den Blumen bei der Arbeit sitzen zu sehen, da wurden denn gegenseitige Grüße ausgetauscht, und was läßt sich nicht an Grüße anknüpfen; haben sich doch gewiß noch niemals Leute gestritten und todt geschlagen, die nicht im Anfang: guten Tag! zu einander gesagt hätten! Eines Abends ging ich aus; es war schon gegen zehn Uhr, ich hatte einen Sarg gemacht, was für einen Tischler eine so dringende Arbeit ist, wie ein Bräutigamsrock für einen Schneider, und wollte vor'm Niederlegen noch ein wenig im Freien verschnaufen. Ich schlenderte, die Pfeife im Munde, an Lene's Fenster vorüber und glaubte mich unbemerkt, da öffnete sie und fragte mich, warum ich denn so eile. Ich blieb stehen und erwiderte, daß ich das selbst nicht wisse. Dann, versetzte sie, möge ich auf einen Augenblick zu ihr hineinkommen, ich habe sie noch nicht ein einziges Mal besucht, und sie könne doch am Ende verlangen, daß das geschehe. Ich konnte hiegegen Nichts einwenden und ging auf die Thüre zu, fand sie aber verschlossen. „Ei," rief sie aus, als sie das bemerkte, „ist meine alte Hausfrau schon zu Bette? Nun, steigt in's Fenster, was macht's unter uns?" Der Antrag machte mich stutzig, aber nicht lange, ich dachte: deine Mutter sitzt drüben im Zimmer und sieht's, sie hält dich, kurzsichtig, wie sie ist, für irgend einen Hans Liederlich und die da für — Schnell, wie der hitzigste Liebhaber, stieg oder sprang ich vielmehr hinein. Wie hatte ich mich verrechnet! Lene suchte noch den Schwefelfaden, womit sie ihr Licht anzünden wollte, als mir schon wüthend nachgeschimpft wurde. Ich erkannte die Stimme meines Gesellen, der hinter mir hergeschlichen sein mochte. Gewiß war in den letzten hundert Jahren kein Schimpfwort erfunden worden, das mir nicht an den Kopf flog, und diejenigen, die des Geschlechts wegen nicht auf mich paßten, sprudelte er gegen Lene aus. Ich schwieg still, Lene dagegen zündete ihr Licht an und fragte ihn darauf ruhig, ob er ihr Vater oder ihr Bruder sei. Als er dies

verneinte, erwiderte sie, dann hätte er auch Nichts d'rein zu reden, wenn er ihren Bräutigam bei ihr fände; denn das sei ich. Dabei umarmte sie mich und sagte: „Nicht wahr, Christoph? es wäre Dir ja nie eingefallen, zu einem unbescholtenen Mädchen bei Nacht in's Fenster zu steigen, wenn Du nicht die ernsthaftesten Absichten hegtest? mir wär' es wenigstens nie in den Sinn gekommen, Dich dazu einzuladen, wenn ich diese nach den Eröffnungen Deiner Mutter nicht hätte voraussetzen dürfen!" Ich schwieg noch immer und schwieg so lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen schon Alles entschieden hatte, und daß es lächerlich sei, nicht darin zu verharren. Mein Gesell zog sich hohnlachend zurück, Lene entließ mich aus der Umarmung, die mir wie eine Falle vorkam, ich näherte mich wieder dem Fenster. Sie aber bemerkte das kaum, als sie mich bei den Rockschößen ergriff und mich fragte, wann wir Hochzeit machen wollten; ob es mir recht sei, wenn es zu Michaelis geschähe, wie die Mutter vorschlage, oder ob ich auf einem andern Tag bestünde. „Vor Allerheiligen laß ich mich auf nichts ein!" versetzte ich fest und bestimmt und sprang, ohne die Gegenrede abzuwarten, mit einem Satz hinaus. Draußen empfing mich mein Gesell mit geballten Fäusten und fiel über mich her. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich von ihm durchprügeln zu lassen, und ließ ihn gewähren, versuchte jedoch zugleich, ihn über das Ereigniß aufzuklären, was freilich nur dazu führte, daß er mich, wenn er seinen Armen ein wenig Ruhe gönnte, einen doppelten und dreifachen Windbeutel nannte und dann wieder mit erneuter Wuth auf mich losschlug. Endlich packte er mich gar bei der Kehle und gab sich alle Mühe, mich niederzuwerfen; es hatte den ganzen Tag geregnet, die Erde war kothig, und wer seinen besten Rock trug, wie ich, mußte jede Berührung mit ihr, ausgenommen diejenige, der man nicht ausweichen kann, scheuen. Ich konnte daher nicht länger umhin, dem unsinnigen Menschen, dem ich an Leibesstärke überlegen war, einen Schlag zu versetzen, und gab ihm einen in's Gesicht, hatte es aber kaum gethan, als ich's auch schon bereute; denn ich hatte ihn gerade auf die Nase getroffen, und er stürzte lautlos, wie ein Ochs vor der Axt des Metzgers, zu Boden. Ich glaubte, ein unfreiwilliger Mörder geworden zu sein und verfluchte mein Schicksal; denn ich erinnerte mich von meiner Wanderschaft her eines Falls, wo ein Schmied im Streite einen Schneider durch einen einzigen Schlag getödtet hatte, und ich wußte, was meine

Faust vermochte, wenn ich ordentlich damit ausholte. Ich schwur dem Himmel, noch denselben Abend, falls es verlangt würde, mit Lene Hochzeit zu machen, wenn er den Menschen wieder auferwecke; ich schwur dem Menschen, das Mädchen mit keinem Auge mehr anzusehen, wenn er von selbst wieder aufstehe, und ich wurde mir des Widerspruchs zwischen beiden Schwüren gar nicht bewußt. Ich fing an, mich nach Dingen zu sehnen, wornach sich wohl noch nie Jemand gesehnt hat: nach einem Lümmel aus dem Munde meines Feindes, nach einem Hungerleider, ja nach einer Ohrfeige und einem Fußtritt. Zuletzt trat ich, um zu erproben, ob noch Leben in ihm sei, ihm derb auf die ausgestreckt daliegende Hand. Da richtete er sich schnell etwas empor und biß mich, um mir den Beweis gründlich zu geben, in's Bein. Es that sehr weh, und ich stieß einen lauten Schrei aus, doch innerlich freute ich mich über diesen Biß. Nun nieste er, sprang auf und drang wieder auf mich ein. Um ihn nicht doch noch todt zu schlagen, macht' ich mich auf die Füße und langte verstörter, wie jemals, bei meiner Mutter an. Sie kam mir auf der Flur mit brennender Lampe entgegen und empfing mich mit ärgerlich-freundlichem Gesicht. „Wo bist Du gewesen?" rief sie mir zu, konnte aber ein dumm-kluges Lächeln nicht unterdrücken, woraus ich sah, daß ich die Frage nicht zu beantworten brauchte. Ich zeigte auf mein blutendes Bein und sagte: „Gott vergebe Dir, was Du an mir gethan hast!" Dann ging ich, ohne ihr weiter Rede zu stehen, in meine Schlafkammer, riegelte mich ein und öffnete ihr nicht einmal die Thür, als sie mir altes Leinen zum Verband der Wunde brachte, sondern zerriß zu diesem Zweck in meiner Erbitterung ein ganz neues Hemd. Uebrigens schlief ich in der auf diesen Abend folgenden Nacht besser, als man vielleicht erwartet, was ich dem Umstande beimesse, daß es bis Allerheiligen noch ein volles Vierteljahr hin war. Wer es, wie ich, so lange Zeit vorher weiß, wann er in den Ehestand eintreten muß, der wird, wenn er nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen ist, nicht blindlings hineinrennen, wie der Fuchs in die Falle, er wird mit Umsicht und Bedächtigkeit zu Werke gehen und jede Vorsichtsmaßregel ergreifen, die dem Menschen in solcher Lage zu Gebote steht. Mein Erstes gleich nach dem schauerlichen Verlobungsabend war, meiner Braut die Ueberzeugung beizubringen, daß es mir an körperlichen Kräften nicht mangle. Ich trug, wenn ich sie bei meiner Mutter oder sonst in der Nähe

wußte, dicke Balken, rammte ohne Beihülfe des Gesellen mit großer Mühe Pfähle ein, ja, eines Nachmittags schleppte ich die ganze schwere Hobelbank von Eichenholz auf dem Rücken fort, was eine Pferdearbeit war. Eben so stellt' ich mich bei schicklichen Gelegenheiten, als ob ich sehr hitzigen auffahrenden Temperaments wäre; als mich einmal eine Mücke in's Gesicht stach, fluchte ich barbarisch und versetzte mir, anscheinend der Mücke wegen, einen so grimmigen Schlag auf die Nase, daß Blut floß; auf eine Maus, die eines Morgens in der Küche, wo Lene meiner Mutter beim Gänserupfen half, zum Vorschein kam, fuhr ich mit einem Lärm los, daß beide Frauenzimmer laut aufschrieen, und gleich darauf dreht' ich einem schreienden jungen Kätzchen, das ich getreten hatte, den Hals um, wobei es mich stark kratzte. Mehrere Male stieß ich einen alten Bettler, nachdem ich ihm zuvor heimlich einen Schilling zugesteckt, damit er es sich gefallen lasse, zur Thür hinaus; meinen Lehrjungen schalt ich einst, noch vor dem Frühstück, einen Ochsenkopf, und drohte ihm, ich wolle ihn hinter'm Schornstein aufhenken, worüber der kleine Knirps so erschrak, daß er mir selbst leid that. „Bist du so voll Galle?" fragte mich Lene, mir die Hand drückend, als ob's ihr sehr gefiele. „Wie man's nehmen will!" versetzte ich kurz und ließ ihre Hand los. „Du bist ja ein ganz Anderer auf der Wanderschaft geworden," sagte meine Mutter, „früher warst du fromm und sinnig, wie ein Lamm!" — „Jedem Menschen wachsen die Zähne!" erwiderte ich und pfiff einen Galopp-Walzer. Ich kam zuletzt ordentlich in die Gewohnheit hinein, der Ton meiner Stimme nahm etwas Rauhes an und meine Geberden wurden verwegen. Ich glaube auch noch immer steif und fest, daß ein Mensch an Herzhaftigkeit und Geistesgegenwart **gewöhnt** werden kann, wie z. B. an Reiten, Springen und Schwimmen, nur muß man ihn von früh auf dazu anhalten; angeboren ist's Keinem, Jeder hat sein Leben lieb. In **meiner** Jugend geschah das nicht; ich durfte nicht an den Bach gehen, denn meine Mutter fürchtete, ich möchte ertrinken; wenn ich mit andern Knaben spielte und etwas schnell lief, so rief sie mir zu: „**Stoffelchen**," — sie nannte mich bis in mein sechszehntes Jahr, wo ich's mir ernstlich verbat, immer **Stoffelchen**, — „nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällst und Dir den Kopf zerschlägst," als ich einmal auf unsern kleinen Kirschbaum zu klettern versuchte, riß sie mich bei den Haaren wieder herunter.

Ja, hätt' ich nur noch in meinem zweiundzwanzigsten Jahr, wie so viele meiner Kameraden, Soldat werden müssen! Dieser beständige Umgang mit geladenen Gewehren, dies Handhaben scharfer Bayonette, diese Furcht vor dem Unterofficier, diese Angst vor Foppereien, die nicht ausbleiben, wenn man nichts Männliches an sich hat: dies Alles hätt' aus mir einen Kerl gemacht, der so gut, wie jeder Andere, sich in Wirthshäusern den Knebelbart gestrichen, grimmige Blicke wie Kugeln verschossen und ohne Anlaß mit geballten Fäusten auf den Tisch geschlagen hätte. Nun, es hat nicht so sein sollen, und hat Gott mir bis hierher geholfen, so wird er mir auch bis an mein seliges Ende helfen.

Auf Lene machte dies freilich Eindruck, aber er war anderer Art, als ich beabsichtigt hatte. Statt vor mir, wie vor einer gefüllten Pulvertonne, zurückzuschaudern, schien sie immer mehr Geschmack an mir zu finden; ich glaube, ich hätte der Teufel selbst sein können, und ihr wär's Recht gewesen, sie mochte sich's zutrauen, selbst den Teufel zu bändigen. So war mir's denn ziemlich gleichgiltig, als der Plan, den ich eines Sonntags Nachmittags — Sonntags mußt' ich sie spazieren führen — auf einen großen, uns begegnenden Pudel baute, zu Wasser ging. Sie hatte mir nach ihrer Unart eben in's Ohr gesagt: „Ich hab' Dich doch recht lieb, Christoph!" — „Der Pudel da," dacht' ich, „soll Dich von der verdammten Liebe etwas curiren und Dir einigen Respect vor Deinem künftigen Mann einflößen; ich will dir's zeigen, daß ich's nicht blos mit Mäusen und Kätzchen aufnehme, sondern, seines giftigen Gebisses ungeachtet, auch mit einem Hund." Also schritt ich, ohne ihm, wie sonst, auszuweichen, frisch auf den Pudel zu. Es war eine drückende Hitze; der Pudel, halsstarrig aus Faulheit, verfolgte, zwar noch nicht knurrend, aber doch schon frech und unverschämt zu mir aufblickend, in gerader Linie seinen Weg. Lene wollte ausbiegen. „Ei was!" rief ich, sie festhaltend, „Du wirst doch den niederträchtigen Köter nicht fürchten?" Ich holte wie vom Teufel besessen mit dem Spazierstöckchen aus zum Schlag. Der Pudel zieht sich nicht zurück, herausfordernd die Zähne fletschend sieht er mich an. Gereizt schlage ich wirklich zu. Sollte man's glauben? Die aufsätzige Bestie schnappt mir nach den Waden, statt sich auf die Flucht zu begeben. Da überwältigt mich meine Natur, ich reiße mich von meiner Braut los und springe über den Graben. Scham ergreift mich, als ich mir des unwillkürlichen Ausreißens

bewußt werde, ich wage kaum, mich umzusehen. „Die Gefahr ist vorbei!“ ruft laut lachend Lene mir zu; zu meinem großen Aerger bemerke ich, daß sie den Hund richtig mit Steinwürfen vertrieben hat und ihm, mir zum offenbaren Hohn, noch einige nachsenden will. „Liebes Kind,“ sag' ich, „nimm Dich in Acht, bedenkst Du denn nicht, daß wir in den Hundstagen sind? Er ist ja toll!“ — „Was?“ ruft sie, plötzlich erschreckend, aus und läßt ihre Steine zu Boden fallen. „Allerdings,“ versetze ich und kehre wieder an ihre Seite zurück; „bemerktest Du nicht, wie ihm der Schaum vor'm Maul stand, wie er den Schwanz zwischen die Beine klemmte, wie häßlich roth seine Augen waren, welch unnatürlich Gelüst er zum Menschenfleisch trug?“ In diesem Augenblick ging der abscheuliche Pudel, heiß, wie er vom Rennen sein mochte, zu Wasser, mich in seiner thierischen Dummheit Lügen strafend. Doch Lene ward es nicht gewahr; sie schoß einen wüthenden Blick auf mich, den ersten, wenn mir recht ist, und rief mit vor Zorn und Schreck fast erstickter Stimme: „Und das sagtest Du mir nicht gleich?“ Wunderbar ist meine Gabe, die Lüge spitz zu kriegen, wenn's darauf ankommt, mich herauszulügen. „Kind,“ antwort' ich und pflücke für sie, um mich ihren, gleich zwei geladenen Pistolen, auf mich gerichteten Augen zu entziehen, am Rand des Grabens ein Vergißmeinnicht, „konnt' ich's denn wissen, daß Du's nicht gelesen hast, was im Kalender über tolle Hunde steht?“ — „Nun,“ erwidert sie mit der ihr eigenen, unweiblichen Gefaßtheit und steckt die Blume, die ich ihr galant überreiche, an die Brust, „den Hals hat's ja nicht gekostet. Hoffentlich hast Du bei dem kühnen Sprung die Knöchen nicht verrenkt?“ Dies war Spott, ich merkt' es gleich und antwortete Nichts.

„Im Wein ist Wahrheit!“ sagt das Sprichwort. Es gilt aber nur von der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts, von der männlichen; die Weiber beichten niemals, auch nicht dem Wein. Das hab' ich noch an demselben Sonntag erfahren. Mit List bracht' ich Lene in den Hinckeldey'schen Garten. „Wir können dort Kaffee oder Thee trinken,“ sagt' ich, ich wußte aber wohl, daß außer Wein, Rum und ähnlichen Mauerbrechern Nichts zu haben war. Als der herbeigerufene Kellner dies erklärte, stellt' ich mich verwundert und sah Lene mit einem verdrießlichen Gesicht an. „Nun,“ sagte sie, „so laß' Wein bringen, aber für mich Wasser dabei.“ — „Herrlich geht's,“ dacht' ich und rieb mir

vergnügt die Hände; dann bestellt' ich Vierundachtziger, der, wie ich wußte, stark und schnell zu Kopfe stieg, auch eine reichliche Portion Zucker; denn durch den verführt man die Weiber am leicht'sten zum Trinken. „Deine Gesundheit!" rief ich, ihr das volle Glas, in das ich viel Wein und wenig Wasser gegossen hatte, hinreichend. Sie wollte es nur halb austrinken, ich ließ das aber nicht gelten, und weil die letzte Hälfte wegen des Bodensatzes von Zucker süßer war, als die erste, so ließ sie nicht gar zu lange in sich dringen. Höflich, ich hatt' es erwartet, sagte sie dann: „Jetzt aber auch Deine!" Rasch schenkte ich die Gläser wieder voll. „Unmöglich," rief sie, „kann ich's ganz leeren, mir wird schon so wunderlich!" — „Dann," versetzte ich, „hast Du mich auch nicht lieb." Einen Augenblick sah sie vor sich nieder in den Schooß; dann trank sie langsam, mir die Hand über den Tisch gebend, — ich saß nicht an ihrer Seite, sondern ihr gegenüber — und mich fest ansehend, das Glas aus. Es ward ihr schwer, das sah ich. „Nun wird sie bald übersprudeln," dacht' ich, „saubere Dinge werd' ich erfahren, aber gut ist's, wenn man's weiß, woher der Wind weht, man kann sich darnach richten." Ich trat ihr, wie aus Versehen, auf den Fuß und hoffte, sie sollt's übel nehmen; sie hielt's, angetrunken, wie sie war, für ein Liebeszeichen. „'s thut Nichts," dacht' ich, „die Bosheit wird wohl zum Vorschein kommen, wenn die Besinnung noch mehr schwindet; schon tritt ihr ein verdächtiges Roth auf die Wangen, ihre Augen schwimmen." — „Aber meine Mutter!" sagt' ich und schenkte noch einmal die Gläser voll. „Ja, Deine Mutter," erwiderte sie lebhaft, „aber ich nippe nur ein wenig!" — „Besser Etwas, als gar Nichts!" dacht' ich und ließ es dabei bewenden. Jetzt sah sie fast gar nicht mehr auf, sondern lächelte in Einem fort still vor sich hin. Aufmerksam paßt' ich auf jede ihrer Bewegungen. Recht zur glücklichsten Stunde stellte sich, schnüffelnd im Garten herumkreuzend, ein Pudel ein. „Der wird die Mühle in den Gang bringen," dacht' ich und pfiff dem Hund. Nicht ganz hatte ich mich verrechnet. „Nimm Dich doch in Acht, mein Schatz," rief sie, so wie sie bemerkte, daß ich den Hund lockte, „er kann toll sein, oder es werden." Dabei lachte sie, daß ihr Thränen in die Augen traten. Aber es erfolgte weiter Nichts. Aus Unvorsichtigkeit stieß ich die Wasserflasche um, das Wasser, an allen Seiten vom Tisch herabströmend, näßte, bevor sie ausweichen konnte, ihr Kleid ein. „Ach, Herr Jesus!" rief sie und

flog von ihrem Sitz auf. „Nun kommt's!" dacht' ich und spitzte die Ohren; doch der Herr Jesus war der bloße Vorläufer eines gutmüthigen: „Es thut Nichts, es ist ja kein Wein!" Aergerlich mich in die Lippen beißend, begann ich, auf mich selbst zu schimpfen und mich herabzusetzen. „Ungeschickt," fing ich an, „bin ich, wie ein Schulkind. Als ich — dieß war nicht erlogen — das letzte Mal zum Abendmahl ging, plumpte ich, solltest Du's glauben, vor dem Altar, da ich eben aus dem Kelch nippen sollte, nieder, wie ein zu schwer beladener Müller=Esel." „Pfui!" unterbrach sie mich und rümpfte die Nase. „Ja," fuhr ich mit Lebhaftigkeit fort, „als ich das Kind meines Vetters zur Taufe hielt, ließ ich den armen Wurm aus den Kissen gleiten und auf den Taufstein fallen, wo er sich an einer Ecke jämmerlich den Kopf zerstieß." — „Wie? was sagst Du?" fragte sie, als ich ihr, verächtliche Blicke, Kopfschütteln u. dgl. mehr erwartend, keck und mit Lüsternheit in die Augen sah. Mit Uebertreibungen wiederholte ich die ohnehin nur halb wahre Taufgeschichte. „Ach," seufzte sie, „ich hab' so viel Kopfweh, hätt' ich doch den Wein nicht getrunken!" Ich ward immer hitziger, wie ein Jäger, wenn er oft abdrückt und niemals trifft, und warf mich nun ganz in die Lüge. „In Bremen," erzählt' ich, „stieß ich einem Bäcker=gesellen, mit dem ich zusammen schlief, Nachts beim Umwenden im Schlaf mit dem Ellbogen das Auge aus." — „Das ist ja fürchterlich!" fuhr sie auf. „Du könnt'st ja wohl, wenn Du schläfst und träumst, das Haus in Brand stecken!" — „Gewiß!" fuhr ich heuchlerisch=ruhig fort, „nachtwandelnd hab ich mich in Frankfurt am Main ohne irgend einen vernünftigen Grund ein=mal erhenkt. Der Strick war mürbe und zerriß; sonst säß' ich hier wohl nicht und tränke auf Deine Gesundheit." — „Du treibst Possen!" sagte sie, laut auflachend, und hielt mir die Hand vor den Mund. „Es ist die reine Wahrheit," versetzt' ich mit einem Ernst, dem sie Glauben schenken mußte, „ich bin nun einmal solch ein Unglücksmensch; was mir passirt, passirt so leicht keinem Zweiten." Ich seufzte kläglich, dann fragt' ich schlau: „Nicht wahr, Lene, wenn Du gewußt hättest, wie's eigentlich um mich stünde, Du würdest Dich für einen solchen Mann bedankt haben?" — „So etwas ist freilich schlimm," gab sie zur Antwort, „doch das wollen wir schon kriegen!" — „Wie so? wie meinst Du?" fragt' ich schnell und lauernd. „Ach was!" sagte sie, stand auf und gab mir, warum es mir am wenigsten

zu thun war, einen Kuß. Und zu Loch war die Schlange und ließ sich nicht wieder heraustreiben. Nichts erfuhr ich von ihren Tücken und Ränken, Nichts von den Plagen und Quälereien, die sie mir in so reichlichem Maße zugedacht; ja, gefallen mußt' ich mir's lassen, daß sie mir, als ob sie so nüchtern gewesen wäre, wie sonst, gleich nach dem Kuß in's Ohr flüsterte: „Ich hab' Dich dessen ungeachtet doch lieb!“ Ich hatte ihr Herz, wie einen Wetterkalender, aufzuschlagen gehofft und wurde abgespeist mit dem schönen Einband.

„An dem Abend jenes nämlichen Tags hab' ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben einen Geist gesehen. Ich sage das nicht, weil ich mir was darauf einbilde, sondern nur, weil es doch immer eine Merkwürdigkeit ist. Es war gegen elf Uhr, da ging ich über den Magdalenen-Kirchhof, um für meine Mutter, die von einem leichten Fieber befallen war, Camillen zu holen. Man muß nämlich über diesen Kirchhof gehen, wenn man zur Apotheke will. Ich dachte — ich kann's beschwören — nicht an Geister und Gespenster, sondern nur daran, wie angenehm es sein würde, wenn ich erst wieder zu Hause wäre; ich lief, als ob meine Mutter auf den Tod darnieder läge, und sah nicht links noch rechts. Dennoch erblickt' ich plötzlich etwas Weißes, was lang und sonderbar in die Höhe ragte; ich wurde zu Eis, und doch — so ist der Mensch — blieb ich stehen; hätte der Geist mir gewinkt, ich wäre — das glaub' ich — gehorsam, wie ein Hund, zu ihm herangekommen. Aber, er bekümmerte sich nicht um mich, sondern schwebte, ohne nach Art der Geister ein Zeichen oder einen gräßlichen Ton von sich zu geben, langsam, langsam über die Gräber fort. Wird man's begreifen? Erst, wie er verschwunden war, kam mir die eigentliche Angst, da erst fiel mir's ein, wie viel Unheil er mir bei bösartigerer Gemüthsbeschaffenheit hätte zufügen können. Kalter Schweiß brach mir aus, nun ich ihn nirgends mehr sah, glaubte ich ihn allenthalben zu sehen, wenn der Westwind mir in den Nacken blies, hielt ich's für einen Hauch von ihm und erwartete ärgere Mißhandlungen. Als ich das gräuliche Ereigniß am andern Morgen erzählte, fand sich gleich, wie das denn nie ausbleibt, ein Mann, der den Schlüssel dazu hatte. Der Prahlhans, der versoffene Barbier, der zuletzt im Hospital verreckt ist, wollte nämlich auf dem Magdalenen-Kirchhof — er nannte ihn seinen Garten, weil er daran wohnte — der Abendkühle wegen, im Schlafrock und in der Nachtmütze

spazieren gegangen sein. Es war dem Kerl blos um die Ehre, er wollte sich rühmen können, für einen Geist angesehen worden zu sein; man wird's mir aber wohl glauben, daß ich auch im Dämmerlicht einen Barbier von einem Geist zu unterscheiden weiß; denn das ist keine Kunst! Uebrigens war selbst diese Geistererscheinung noch nicht das letzte Abenteuer jenes merkwürdigen Tags. Wie ich von der Apotheke zurückkehrte, vermied ich natürlich den mir doppelt unheimlich gewordenen Kirchhof und machte einen Umweg, der mich an einem tiefen Teich vorbeiführte. Wie ich mich dem Teich näherte, kam auf einmal ein Mensch daher gerannt, der, so weit ich bei'm schwachen Mondlicht darüber klar werden konnte, mit Nichts als seinem Hemde bekleidet war und sich höchst sonderbar geberdete. Bald starrte er in's Wasser hinein, dann sah er zum Himmel empor, endlich brach er in ein wildes Gelächter aus und sprang, wie unsinnig, in den Teich. „Was soll das?" rief ich ihm in einer wahren Todesangst zu oder vielmehr nach, „nehmt Euch in Acht, Niemand ist in der Nähe, der Euch wieder herauszieht!" Keine Antwort. Ich schritt bis an den Rand des Teichs vor, das Wasser bewegte sich in großen Kreisen, der Wind flüsterte im Schilf, von dem Menschen war nichts mehr zu sehen. „Ist das Spaß oder Ernst?" rief ich, die Zähne klapperten mir, ich vermochte kaum noch zu stehen. „Heda! Ihr dort unten, steigt herauf!" Stille, wie vorher! „Gott im Himmel! es ist richtig ein Selbstmörder!" brach ich jetzt aus, als ob ich den Menschen bisher für einen Taucher gehalten hätte, „wer ein Christ ist, springt ihm nach und holt ihn mit Gewalt wieder herauf!" Wenig fehlte und ich hätt' es gethan! man hat in solchen Augenblicken ein Gefühl, als ob man's nicht lassen dürfte. Ich nahm auch wirklich einen Anlauf, da aber fiel mir ein, daß er ja jedenfalls schon todt sei und daß nur ein Narr sein Leben eines Cadavers wegen aussetze. Gedanken anderer Art drängten sich mir auf. „Wer ist's?" fragt' ich mich. Antwort: „vielleicht dein Gesell!" Das kam mir bald äußerst wahrscheinlich vor, und was knüpfte sich nicht Alles daran! „Wird man nicht glauben," dacht' ich, „du hast ihn hineingestürzt? Wird man nicht wenigstens behaupten, daß du, der du ihm fast zur Seite standest, aus absichtlicher Bosheit Nichts für seine Rettung gethan hast? Und hat das Eine nicht Grund, wie das Andere?" Ich sah mich nach allen Seiten um, ob noch außer mir Jemand Zeuge dieses Selbstmords gewesen sei und beschloß, als ich mich

des Gegentheils versichert hatte, den Vorfall zu verschweigen, um allen Verfänglichkeiten zu entgehen. Nun entfernte ich mich rasch, ward aber gleich, so wie ich am ersten Wirthshaus vorüber kam, von der schwersten meiner Befürchtungen befreit; denn mein Gesell saß drinnen bei einer Kanne Bier und schwur eben mit lauter Stimme, daß er sich an meinem Hochzeitstage schon vor Sonnenaufgang betrinken und mir jeden Schabernack spielen wolle, der ihm während des Rausches in dem Sinn käme. Den nächsten Morgen klärte sich das Ereigniß auf. Der kranke Müller war seinem Wärter, dem man Schuld gab, daß er fahrlässig gewesen und eingeschlafen sei, entkommen und hatte seinem Leben in einem Anfall von Verzweiflung ein Ende gemacht. Man sagte, er habe vom Krankenbett aus Dinge von seiner Frau gesehen, die er nicht wieder hätte vergessen können. Ich zweifle nicht daran.

„Am auffallendsten war mir's, daß Lene jene Heuchelei und Verstellung noch Monate lang im Ehestand fortsetzte; gerade so, als hätte sie sich einen Reiter zum Vorbild genommen, der sein Roß, das er hinterher durch Sporn und Peitsche genugsam plagt, beim Besteigen klatscht und streichelt. Nichts konnte im Haushalt geschehen, Schnock mußte erst befragt werden. „Meinst du nicht, Christopher," hieß es, „daß der Spiegel an jener Wand besser hinge? Ist's dir recht, wenn der rothe Koffer seinen Platz verändert? Kann der Lehrbursch wohl einmal flink zum Krämer springen und mir etwas Seide holen, oder siehst Du's nicht gern? Liebst Du die Pfannkuchen braun gebraten, oder nicht?" Anfangs lacht' ich, wenn sie mit dem spitzbübisch-unschuldigsten Gesicht von der Welt Fragen der Art an mich richtete, und sagte: „Geh' mir!" Zuletzt aber ging ich auf den Spaß ein, erklärte gravitätisch, wie Könige im Puppenspiel, meinen Willen und ergötzte mich nicht wenig, wenn die Suppe Mittags wirklich so auf den Tisch kam, wie ich sie Morgens beim Frühstück, wo ich, würdevoll den Großvaterstuhl ausfüllend, meine lächerlichen Instructionen ertheilte, bestellt hatte. Genau weiß ich mich noch des Tags zu erinnern, an dem die Herrlichkeit ein Ende nahm und mein Drache seine eigentliche Natur zum ersten Mal hervorkehrte. Es war Mittwoch und Markttag, und ich hatte einem Gesellen die Arbeit aufgekündigt, also Streit mit ihm bekommen, d. h. gelinden, wo man sich blos gegenseitig die Versicherung gibt, daß man Einer ohne den Andern leben könne. Ich glaube,

Alles ist in Ordnung und freue mich, als mit einem Male der Gesell, da ich eben mein Lieblingsstück: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.“ zu pfeifen anfange, vor mich hinspringt, mit geballter Faust auf die Hobelbank schlägt, daß etliches Geräth herunter fliegt, und mit Ungestüm verlangt, ich solle sagen, was ich an ihm auszusetzen habe, er sei nicht von gestern und kenne die Welt. „Der glaubt am Ende,“ besorg' ich, „du hast ihn im Verdacht der Dieberei;“ um ihn zu begütigen, sag' ich: „Die Fensterrahmen dort, die Ihr gemacht habt, können mir unmöglich gefallen, sie sind krumm und schief.“ — „Ich habe in Hamburg in einer der ersten Werkstätten gearbeitet!“ fällt er mir trotzig ins Wort. „Drei Tage!“ versetz' ich gedankenlos, aber dem Inhalt seines Wanderbuchs gemäß. „Was? Foppen wollt Ihr mich?“ fährt er auf, da soll Euch denn doch — —“ er unterbricht sich selbst, doch nur um den Rock abzuwerfen, dann dringt er auf mich ein. Ich kenne das Ende einer Prügelei zu gut, um den Anfang abzuwarten, und ziehe mich zurück, erst bis auf den Flur, dann, da er mich fluchend und schimpfend verfolgt, bis in die Küche, wo meine Frau gerade Rüben schabt. Die wirft auf mich einen Blick, daß ich denke, sie wird sich mit dem unsinnigen Menschen vereinigen, um meine Niederlage vollständig zu machen; aber, weit gefehlt, sie ergreift die Feuerzange und wirft sie dem Gesellen, der sich dessen wohl so wenig versah, wie ich, an den Kopf; er will nicht weichen, da fliegt ihm die Fleischgabel an's Schienbein, daß er laut aufschreit: „Ein Weib wie der Teufel!“ und sich wendet, so daß er der Aschenschaufel, die gleich hinterdrein fährt, glücklich entgeht. Jetzt kehrt sich Lene, zufällig war ich hinter ihr zu stehen gekommen, zu mir um und sieht mich an. „Das war Recht,“ stott're ich, „der Lump, der Hundsfott“ — „O,“ unterbricht sie mich, „bist du auch ein Mann!“ und roth wie ein gesottener Krebs, setzt sie sich wieder zu den Rüben nieder, ich schleiche mich fort. Wenige Minuten darauf rief sie: „Hans!“ So hieß mein Lehrjunge. „Er ist draußen im Garten,“ antwort' ich ihr. „So ruf' ihn,“ herrscht sie mir zu, „aber schnell, er soll für mich aus!“ — „Jetzt fängt's an!“ sagt' ich, als ich ging, ihren Befehl auszurichten. Ich irrte mich keineswegs; seit jenem Tage hab' ich aus ihrem Munde selten ein freundlich Wort gehört, dafür tractirt sie mich fast stündlich mit Bonbons, wie diese sind: „Ich wills so!“ oder „Du sollst nicht!“ oder „Untersteh' Dich's noch einmal!“ u. dgl. mehr. Nun, das

ist nicht so unbequem, als es scheint; was ich seitdem thue, ist, als ob sie's gethan hat, sie hat von meinem Thun und Lassen mehr Plage, als ich selbst, ich bin fett geworden, sie ist mager und dürr geblieben. Ein Spaßvogel sagte, sie könne für mich zur Beichte gehen; gewissermaßen hat er Recht.

„Einmal — ich hüpfe in der Dornenhecke meines Lebens von Busch zu Busch — hatt' ich, wie man denn im Trunk so leicht Narrheiten begeht, versprochen, ich wolle meine Frau an einem ausdrücklich dazu festgesetzten Abend tüchtig ausschmählen, so daß man's draußen unter den Fenstern hören solle. „Wirst Du's Dir gefallen lassen?" fragt' ich sie beim Zuhausekommen, im Vertrauen auf die gute Wirkung eines offenen Geständnisses und ihren Geiz, „sonst kostet's mir drei Flaschen Wein; denn ich habe gewettet." — „O, gerne, gerne!" erwiderte sie; sie war nämlich — ich wußt' es — weichmüthig, weil ihr Nachmittags ein Brief die Nachricht gebracht hatte, daß ihr Bruder gestorben sei. Der Abend kam heran, mich befiel ein Zittern, ich verfluchte mich selbst und mein Saufen. Den ganzen Tag hatte in ihrem Gesicht etwas Versteckt=Heimtückisches gelegen; jetzt — sie saß hinter dem Ofen im Großvaterstuhl, aus dem ich natürlich längst vertrieben war — entlud sich's in einem spöttischen Gelächter und in der höhnischen Frage: „Wird's bald?" Deutliches Husten und Flüstern verkündete mir, daß man draußen schon mit Ungeduld harre; dennoch sagt' ich: „Kind, es hat ja keine Eil'!" — „Wie lange soll ich denn warten?" fuhr sie auf, „Pst, pst, Engel!" wisperte ich, „man muß sich ja doch erst besinnen." — „Hätt' ich nur 'nen Hund," dacht' ich, „oder 'ne Katz' zur Hand, auf die würd' ich losfahren, und die da unter der Wand glaubten, es gelte ihr." Lautes Räuspern und in die Hände Klatschen der Saufbrüder bringt mich zur Verzweiflung. Nichts fällt mir bei, über mein Zögern erboßt, sieht Lene mich giftig an. „Schlag' der Teufel drein!" fluch' ich und hoffe, dabei in den Gang zu kommen. „Was fehlt Dir, lieber Mann?" fragt sie spottend. „Kind," versetz' ich drängend, „schmählen und schimpfiren soll ich und weiß nicht, worüber." Ich wußt' es wohl, aber wer bürgte mir für ihre Gelassenheit, darum sucht' ich alles in einen Scherz zu verwandeln; denn gegen Scherz war sie nicht völlig abgehärtet. „Gib mir einige Gründe an die Hand und dann schlag' die Augen nieder, sonst gelingt's mir nimmer." — „Gut," erwiderte sie, „so sprich mir nach, was ich Dir vorsage, aber grimmig,

im Ton eines Bären: Ungetreue — —" — „Der Teufel sprech's Dir nach," unterbrech' ich sie, „schändlich würd' ich ja wohl lügen!" — „Oder," fährt sie fort, „zänkische, boshafte — —" — „Mäßige Dich, Kind!" fall' ich ihr ins Wort. „Willst Du bald?" fährt sie auf, und wiederholt: „Zänkische, boshafte Wetterhexe, alter, vermaledeiter Brummkater!" Angst ergreift mich; denn das sind Redensarten, deren ich mich zuweilen im Traum gegen sie bediene. In diesem Augenblick klopfen die da draußen an's Fenster. In der Verwirrung reiß' ich, mich stellend, als ob ich meine besten Freunde für Straßenbuben halte, das Fenster auf, und schimpfe wüthend heraus: „Hundezeug! verfluchtes Gesindel! was gibt's hier zu horchen?" — „Bravo, bravo, Schnock!" geben sie zur Antwort, Lene schlägt ein Gelächter auf, ich bin wie todt.

Aerger noch — das nicht — aber eben so arg ging's mir, als ich — unter Dreien hatte gerade mich das Loos getroffen — den Pfarrer wegen einer anzüglichen Predigt, die so sichtlich auf uns gemünzt war, daß man in der Kirche mit Fingern auf uns zeigte, zur Rede stellen mußte. Gleich nach der Frühstückszeit — frühstücken konnt' ich nicht — macht' ich mich auf den Weg, die Consorten, die mir in solchen Dingen wenig trauten, lauerten mir nach. „Hinein mußt du," sagt' ich, mir gewissermassen selbst den Weg vertretend, ich empfand nämlich ein Gelüst, an der Pfarre vorbeizuschleichen, „sonst kommen die Hinteren Dir auf den Hals. Er ist wohl zu irgend einem Kranken geholt oder zu einer Taufe!" denk' ich und öff'ne die Thür. Statt der Magd — während des Anmeldens verstreicht doch immer, wenn man zu solchen Herren geht, einige Zeit, die man zur Vorbereitung verwenden kann — tritt mir der Pfarrer selbst, eben mit brennender Pfeife aus der Küche kommend, auf dem Flur entgegen. Er sieht mich an, ich ihn. „Schönes Hündlein," sag' ich endlich, mich zu dem Schooßhund seiner Frau, der munter dahergesprungen kam, niederbeugend und ihn streichelnd. „Wollt Ihr nicht eintreten, Meister Schnock?" sagte der Pfarrer und öffnet die Thür seines Studirzimmers. Ich trete ein. „Wollt Ihr Euch nicht niedersetzen?" Ich setze mich. „Und Euer Begehren ist?" frägt er endlich, verwundert und geduldig. „Ich — ich komme!" versetz' ich noch ziemlich deutlich und hörbar, aber da befällt mich plötzlich das niederträchtigste Stammeln und Stottern, und ich mag mich abarbeiten, wie ich will, ich bring' es nicht weiter

als bis zum: „Ich komme — ich wollte — ich sollte —“ — „Lieber Mann,“ fährt der Pfarrer zuletzt, meinen Zustand mißdeutend, auf, „Ihr habt wohl schon getrunken, kommt wieder, wenn Ihr nüchtern seid.“ Erwünschteres hätte mir in meiner Lage nicht kommen können, als diese Grobheit des Pfarrers, ich nehme schnell meinen Hut und eile fort, froh, daß die Höllenvisite abgethan ist, und mich über ihren Ausfall gegen die Anderen nur dunkel, und so, daß sie mich mißverstehen müssen, auslassend.

Dennoch hab' ich trotz der Friedfertigkeit meiner Natur zwei Mal in meinem Leben Ohrfeigen ausgetheilt, die eine im Finstern, die zweite bei Licht, und Beide an meinen leiblichen Vetter, den Stellmacher Vinckel. Auf Vinckel war ich nämlich im höchsten Grade erboßt, und dazu hatte ich guten Grund. Wer einmal eine lächerliche Geschichte von mir erzählt, dem reich' ich vielleicht noch, so wie er mir wieder begegnet, die Hand zum Gruß, wenn ich sie ihm auch nicht mehr drücke. Niernhäutl, der Wesselbur'ner Pächter, wird mir's bezeugen. War er's nicht, der's ausschwatzte, daß ich einst vor seinem kalekut'schen Hahn ausgerissen bin, der es aber verschwieg, daß ich's nur der rothen Weste wegen that, die ich gerade anhatte? Doch es geschah bei'm Bier, es geschah eine halbe Stunde nach Mitternacht, und er kam nie wieder auf die Dummheit zurück. Wer es zwei Mal thut, dem nick' ich zwar noch zu, wenn er mir in den Weg kommt, aber ich huste dabei, um ihm nicht in klaren deutlichen Worten einen guten Tag wünschen zu müssen; wer sagt denn auch zur Brennnessel: wachse und gedeihe! Wer aber gar nicht aufhört, wer, so wie er zu einer Kindtaufe oder einer Hochzeit geladen ist, entweder stumm und dumm da sitzt, wie die Wand, an die er sich mit seinem Rücken lehnt, oder seinen albernen Witz auf meine Kosten Bockssprünge machen läßt, der wird mir am Ende so verhaßt, daß sich in mir das Oberste zu unterst kehrt und ich mir Luft machen muß, zumal, da es in der Natur des Menschen liegt, sich so lange zuzurufen: Du traust Dir nicht genug, bis er übermüthig wird und sich zu viel zuzutrauen anfängt. Das war aber mit Vinckel der Fall, und es kam noch hinzu, daß wir als Verwandte uns überall trafen, daß wir uns gar nicht vermeiden konnten. Er wurde nicht müde, auf den Besuch zu sticheln, den wir Beide auf der Wanderschaft in der Thierbude zu Bremen abgelegt und bei dem wir uns allerdings sehr verschieden benommen hatten; er wie ein unwissender Flegel, der zwischen den lebendigen Un-

geheuern drinnen und den gemalten auf der Wachsleinwand am Eingang nicht zu unterscheiden wußte, ich wie ein vernünftiger Mensch, der sich auf diesen Unterschied verstand. Ich muß den Besuch erzählen, damit man sieht, daß ich bei Gelegenheit desselben Nichts that, als was jeder Andere, der nicht eben ein Vinckel war, auch gethan hätte, und daß ich höchstens wegen meines Fürwitzes, denn ich hätte ja auch fort bleiben können, einen Vorwurf verdiene.

Es war ein heitrer Sonntag-Nachmittag, und ich ging mit Vinckel über den Marktplatz, wo die Bude stand. Der niederträchtige Thierführer trat eben heraus und verkündigte mit lauter Stimme, die Bestien sollten gefüttert werden, wer es sehen wolle, möge eintreten. Nun hatt' ich unglücklicherweise am Tage zuvor mit meinem Begleiter über jene Thiere gesprochen und ihm, um ihm von meiner Herzhaftigkeit eine gute Meinung beizubringen, gesagt, ich gedächte sie nächstens in Augenschein zu nehmen. „Hörst Du — rief er mir zu — die Thiere werden gefüttert, laß uns hinein gehen, es kostet ja nur einen Groschen." „Ei was — versetzte ich — morgen ist auch ein Tag, und ob ich sie fressen sehe, oder nicht, das ist mir ganz einerlei. Ohnehin hat man sie hier alle ausgestopft auf dem Museum!" Leider hatte der Thierführer, wie denn solches Gesindel immer mäusescharf hört, unser Gespräch belauscht; er trat auf uns zu und sagte: „meine Herren, morgen mit dem Frühsten reis' ich ab, wollen Sie also dies wirklich sehenswürdige Kabinet mit Ihrer Gegenwart beehren, so schieben Sie es nicht auf." Komm', komm', — drängte mein Begleiter und zeigte auf das Aushängeschild — es sind, wie Du siehst, zwei Tiger darin, ein Löwe — — —" „Die Riesenschlange, das seltene Exemplar eines weißen Bären, die Hyäne und die köstlichen Affenarten nicht zu vergessen!" unterbrach ihn der Thierführer. Der dumme Schlingel glaubte, mich durch Aufzählung all der Scheusale, die in der Höllenbude ihr Unwesen trieben, zum Eintritt reizen zu können, während ich an den beiden Tigern und dem Löwen, deren mein Gefährte erwähnte, schon mehr als genug hatte. „Die Tiger sind wohl noch jung?" fragte ich. „Den Teufel auch, — antwortete der Esel — völlig ausgewachsen, und feurig, wie in Afrika." Mich schauderte. „Jedenfalls ist diese Boaschlange klein wie ein Regenwurm und wird hinter dreifachem Eisengitter verwahrt?" „Umgekehrt, lang, wie ein Schiffsanker-

Tau — versetzte Jener — Sie ist in Europa noch niemals größer gesehen worden, und die Kunst besteht gerade darin, daß ich sie mit den Händen aus ihrem Kasten herausnehme und frei hinlege. Treten Sie nur ein, es wird Sie nicht gereuen." Mir war, als ständ' ich vor meinem Grabe. Ganz kleinlaut fragt' ich: „Wie steht's denn mit der Hyäne? Auch so groß, wie ein Pferd?" Dummstolz lächelnd erwiderte der Kerl: „Sehen Sie jenen alten, grauen, lahmen Hund, der die Straße heraufwaschelt? Größer ist die Hyäne nie und sieht so unbeholfen aus, wie der." „Was frägst Du lange — sagte mein Begleiter — wir können das Alles ja sehen." Ich ließ mich nicht stören. „Es sind doch wohl oft schon Unglücksfälle in Ihrer Bude passirt? — fuhr ich fort — der Löwe hat sich losgerissen, die Schlange hat Menschen erdrückt? Es kann nicht anders sein. Ich habe im Wochenblatt davon gelesen!" „Sie sind sehr furchtsam!" versetzte der Thierführer frech. „Gar nicht furchtsam, durchaus nicht furchtsam — fuhr ich hitzig auf — aber bekannt genug ist's, daß — —" „Löwen und Schlangen nach Menschenfleisch lüstern sind," hatt' ich sagen wollen, doch der Thierführer unterbrach mich. „Kommen Sie herein, meine Herren — sagte er — ich darf mit der Fütterung nicht länger zögern, die Thiere sind hungrig." „Hungrig!" rief ich entsetzt; dann flüsterte ich meinem Begleiter in's Ohr: „Hörtest Du das? Die Beester sind hungrig!" „Um so interessanter wird's sein — gab der unverständige Mensch zur Antwort — komm nur!" Er zog mich mit sich fort, und wenn ich keinen Skandal machen wollte, mußt' ich folgen. Ein widriges Geräusch der unangenehmsten Stimmen drang uns entgegen, ein Gebrüll, Gequäke, Geschnatter, Gepiepse zum Umfallen. Anfänglich macht' ich die Augen zu, bloß, um mich an die Ungeheuer zu gewöhnen. Doch, bald bedachte ich, daß ich mich gerade dadurch den größten Gefahren aussetzen und in die Nähe der schauderhaften Schlange, die ich am meisten fürchtete, gerathen könne, und öffnete sie wieder. Mein erster Blick fiel auf die gräuliche Kropfgans, die in wenigen Secunden einen halben Kessel voll Fische verschluckte und dann in ihren Käfig zurückkehrte. Hu! Solche Thiere sollten billig erst vierundzwanzig Stunden vor dem jüngsten Tag geschaffen worden sein! Wer würde sich dann aus dem Untergang der Welt noch was gemacht haben! Jetzt wurde ich den Löwen gewahr, der entsetzlich brüllte; schnell wandte ich den Blick, allein nun sah ich die beiden

blutdürstigen Tiger, die in ewiger Unruhe in ihren Käfigen auf und nieder rannten und mit den Schweifen an die Stäbe schlugen, daß sie erbebten. Die bunten Farben-Ringe, die diesen Scheusalen um den Leib laufen, kamen mir, besonders wenn ich blinzelte, wie aufgerollte Schlangen vor, die auch wohl herunter springen könnten; dabei macht' ich die wenig beruhigende Entdeckung, daß sämmtliche Käfige aus Holz gezimmert waren. Auf einmal entstand hinter mir ein grausiger Spectakel; als ich mich umsah, erblickte ich die hohläugige, grinsende Hyäne, die sich vergebens anstrengte, ein Stück Fleisch, welches der Wärter ihr vorhielt, zu erhaschen. Ich beschwor den Menschen, das Thier um Gottes willen nicht zu necken; in frevelhaftem Muthwillen versetzte er aber: „nur unbesorgt, ich und Bunku verstehen uns!“ Zugleich hielt er seinen Mund an das Gitter und rief: „Bunku, einen Kuß!“ Schnell wandt' ich das Gesicht ab und erwartete, im Augenblick Jammertöne und Geschrei, des zerfleischten Menschen nämlich, zu vernehmen. Ich vernahm Nichts; statt dessen hörte ich ein sonderbares Geplapper und Geplärr gerade über meinem Kopf, und als ich empor schaute, sah ich eine Menge häßlicher Affen mit ungestalteten Gliedmaßen und weiten Mäulern, die die Zähne fletschten und mich mit Unrath bewarfen. Diese vergnügten mich einigermaßen, da sie klein waren und possirliche Grimassen schnitten; sie wurden mit Aepfeln gefüttert, und ich mußte lachen, so wenig ich auch sonst zum Lachen aufgelegt war, als ich bemerkte, daß Einige sich in ihrer Gefräßigkeit das Maul so voll stopften, als ob es eine Vorrathskammer wäre. Wie ward mir aber zu Muth, als ich mich zufällig umkehrte und auf einer Kiste, an die ich mich mit dem Rücken gelehnt hatte, die entsetzliche Boaschlange, keine zehn Zoll von mir entfernt, erblickte. Da lag sie, lang hingestreckt, die gräuliche, Blut saugende Bewohnerin der Waldungen eines fremden Welttheils — — ein Sprung, und sie umwand mich, sie zermalmte meine Knochen, sie mästete sich von meinem Mark. Sie zog sich zusammen, ich that einen lauten Schrei und sprang zur Thür. Langhalsige Vögel, Strauße nannte sie der Thierführer, reckten mir hier, als hätten sie's auf meine Augen abgesehen, aus einem Käfig, über den ihre Köpfe hoch hinaus ragten, die spitzigen Schnäbel entgegen. Ich gab nicht viel um die Nachbarschaft dieser Riesenvögel und näherte mich der Schlange wieder um einen Schritt; kaum aber stand ich still, als mich ein Geklapper ängstigte,

welches sich über mir vernehmen ließ. Himmel, gerade über meinem Haupt hing ein Käfig mit einer Klapperschlange. Ich kann es gar nicht beschreiben, wie furchtbar mir dies zwei Fuß lange Thier in seiner ekelhaft-bunten Haut und mit den abscheulichen Tönen, die es von sich gab, vorkam. Starr blickt' ich zu ihr hinauf; plötzlich klopfte mein Begleiter mich auf die Schulter und sagte: „was ist denn an dem kleinen bunten Ding zu sehen? Gib nun Acht, die große Schlange wird sogleich ein Kaninchen verzehren, der Wärter bringt es schon." Obwohl mich ohne Unterlaß kalte Schauder überliefen, konnt' ich mich doch bei diesen Worten eines leichten Lächelns nicht erwehren; der Mensch glaubte, ich betrachtete die Klapperschlange, während ich doch bloß ihren Käfig untersuchte, um mich zu vergewissern, daß sie nirgends durchschlüpfen könne. Als ich mich hiemit noch beschäftigte, gab die Klapperschlange, wie es mir — ich kann mich irren — wenigstens vorkam, ein feines Gezisch von sich; eine weiße Masse fiel mir auf den Rock und da ich glauben mnßte, diese weiße Masse rühre von ihr her, schrie ich laut auf: „Hülfe! Gift! Gift!" Erschreckt sprangen mehrere der Anwesenden auf mich zu; ich, keines Wortes mächtig, zeigte auf den weißen Fleck auf meinem Rock, Alle standen mit offnem Munde. Der Thierführer kam gleichfalls herbei; kaum aber hatte dieser meinen Rock angesehen, als er laut auflachte und sagte: „das Gift kommt von dem unartigen Papagei, der dort oben hängt!" Jetzt wurde das Gelächter allgemein; ich besichtigte die weiße Masse näher und lachte dann selbst von ganzem Herzen mit. „Du bist ja ein wahres Kind — rief mein Begleiter mir zu — da will ich Dir was Anderes zeigen." Der Waghals trat zur Boaschlange heran, die eben mit entsetzlicher Wollust, welche ihr sichtlich durch den langen häßlichen Körper zuckte, dem armen Kaninchen das Blut aussog, und berührte sie mit der Hand. Doch, sie fuhr zusammen, als würde sie mit Nadeln gestochen, und Vinckel, der Held, flog so schnell zur Thür, wie ich; ich nahm übrigens diese Gelegenheit wahr, ihn, bevor er wieder zur Besinnung kommen konnte, mit heraus zu ziehen. Als ich mich wieder in freier Luft sah, verdroß mich's doch, daß ich den Bären gar nicht gesehen hatte; ich hätt's um denselben Preis gehabt.

Das war der Besuch. Es war keine Kunst, ihn im Zimmer hinter dem Ofen, wenn man von brüllenden Löwen und zähnefletschenden Tigern so weit, wie von Afrika und Amerika, ent=

fernt war, zu verdrehen und dabei zum Beweis der eigenen Herzhaftigkeit dem unter dem Tisch auf den Knochen-Abfall harrenden armen Haushund einen Tritt zu versetzen. Es war noch weniger ein Wunder, daß mich das verdroß. Als Vinckel es eines Abends wieder gethan hatte und ich im Finstern mit ihm und einigen Andern zu Hause ging, gab ich ihm endlich einmal, wie ein gährender Bierkrug, den Pfropf abstoßend, einen Derben hinter die Ohren. So wenig hielt er mich trotz der mir zugefügten Beleidigung der Rache fähig, daß er ausrief: „Schnock, man schlug mich, wer war's?" Als ich kurz antwortete: „kann ich's wissen, wenn Du's selbst nicht weißt!" versetzte er: „nun gut, so tritt Du nur bei Seite, denn Du hast's gewiß nicht gethan!" Ich folgte, heimlich lachend, seiner Weisung, dann rief er: „wenn Einer was erhält, der's nicht verdient hat, so bitt' ich im Voraus um Verzeihung!" Nun drasch er auf die Uebrigen, die verdutzt stehen geblieben waren, wie ein Unsinniger los und bekam natürlich, was er austheilte, mit Zinsen zurück, so daß ich, der ich gelassen, wie die Unschuld selbst, dabei stand, die vollkommenste Satisfaction erhielt. Aber die Sache blieb bei alledem, wie sie war; denn wenn ihm den nächsten Tag auch ein Zahn fehlte: er ahnte nicht, daß er ihn noch haben würde, wenn er seine Zunge im Zaum gehalten hätte, und ich mußte mich entschließen, das im Dunkeln begonnene Werk bei Licht zu Ende zu bringen, da seine Späße, was ich freilich voraus hätte wissen sollen, auch jetzt noch nicht aufhörten. Ich schleppte ihn daher eines Sonntag-Abends in's Wirthshaus, machte ihn betrunken — ich selbst war's schon vorher — stellte eine Menge Gläser vor ihm hin, von denen ich glaubte, daß sie ihn am schnellen Hervorkommen hinter dem Tisch hindern würden, schloß ihn zum Ueberfluß auch noch mit Stühlen ein und sagte dann zum Pächter Niernhäutl: „es wird hier noch etwas geben!" Er sah mich an und antwortete: „mit wem denn?" „Mit dem da!" sagt' ich und warf einen vernichtenden Blick auf Vinckel. „Wer hat denn was mit dem Knirps?" fragte der Pächter, der die Menschen, wie ein Werbeofficier, nach ihrer Leibeslänge abzuschätzen pflegt, und lachte. „Rathet einmal!" versetzt' ich. Er rieth hin und her, es verdroß mich, daß er immer so gräulich vorbeischoß, und ich kehrte ihm unwillig den Rücken zu. Er gab mir einen Klaps an einer unanständigen Stelle; ich zeigte ihm meine geballte Faust und rief: „meint Ihr, daß in der allein keine Kopfnüsse

wachsen? Wie viel verwettet Ihr auf eine, die in einer Viertelstunde reif sein muß?" Durch Wetten hab' ich mich nämlich oft in die Courage hinein gehetzt, aber Niernhäutl ließ sich auf nichts ein, sondern sagte bloß: „wir werden sehen!" „Gewiß!" versetzt' ich und trat an den Schenktisch. Ich forderte mir ein Glas Punsch, ich ließ noch ein zweites einschenken, und trat damit zu meinem Widersacher, der den Kopf ermüdet auf den Tisch lehnte, heran. Er lag völlig schlaggerecht und ich ging mit mir zu Rathe, was ich thun, ob ich die Gelegenheit benutzen, oder noch einige Minuten verstreichen lassen solle. „Des Grimms — dacht' ich — kannst Du heut Abend nicht genug entwickeln, laß Dir Zeit und denk' an Alles, was er Dir gethan hat!" Da sah ich, daß Niernhäutl verächtlich die Achseln zuckte und seinen Hut suchte. Der mußte Zeuge sein, ich stürzte das zweite Glas Punsch herunter, die Kniee schlotterten mir, aber mit lauter, donnerähnlicher Stimme rief ich, während ich zugleich mit geballter Faust auf den Tisch schlug: „Heda!" Vinckel hatte einen Todtenschlaf, er merkte nichts von Ruf und Schlag, und zu meinem Verdruß kam ein einfältiger Aufwärter herbei und fragte, was ich beföhle. Der Flegel hatte meine Herausforderung zum Kampfe für ein Zeichen, was ihm gelte, angesehen. Dies Alles brachte meine Wuth aufs höchste; ich nahm all meine Kraft zusammen, schlug noch einmal, indem ich zugleich die beiden leeren Punschgläser bei Seite schob, auf den Tisch und rief: „Heda!" Jetzt erwachte Vinckel, gähnte unanständig und fragte mich: „Ist's Zeit zu Hause?" Ich suchte ihm durch Blicke verständlich zu machen, wie er mit mir daran sei, als dies aber Nichts half, und er Miene machte, wieder einzunicken, schrie ich ihm laut entgegen: „wie steht's mit der Klapperschlange?" Ich meinte jene in der Thierbude. Niernhäutl versicherte mir hinterher, ich sei hiebei zur Leiche erblaßt, ich glaub's herzlich gern, mir war, als läg' ich im Fieber! Vinckel glotzte mich merkwürdig verdutzt an; ich aber, noch kühner werdend, wiederholte meine Frage: „wie steht's mit der Klapperschlange?" „Sie ist längst verreckt und ausgestopft, sei ohne Sorgen!" war die Antwort, die mich, da ich nun einmal so weit gegangen war, nicht begütigen konnte. So wie nun Vinckel die auf mich gerichteten Augen nur wieder abgewandt hatte, versetzte ich ihm, mich über den Tisch lehnend, die ihm zugedachte Ohrfeige; dann zog ich mich eilends zurück, griff nach meinem vor dem Fenster stehenden Hut und lief, so

schnell es ging, — daß ich angetrunken war, sagt' ich schon — — der Thür zu. Er aber schrie überlaut: „was? was ist das?" und ohne sich an das Zerbrechen der Gläser im Geringsten zu kehren, warf er den Tisch um und stürzte mir nach. Ich gestehe, das lag außer meiner Erwartung und Berechnung, ich stand starr und machte keine Anstalten, dem Verfolger zu entfliehen. Er faßte mich bei den Haaren und warf mich zu Boden; einige Fußtritte, die ich erhielt, schienen mir ein bloßes Vorspiel des Haupt-Angriffs. Ich blieb ruhig liegen, und wenn ich an Etwas dachte, so war's an meine Frau, der das Unglück ja nicht verborgen bleiben konnte. Endlich wollten der Wirth und der Pächter Niernhäutl mich aufrichten, ich sträubte mich aber aus Leibeskräften dagegen, und gar nicht, wie sie glauben mochten, aus Eigensinn, sondern nur, um Vinckel, dessen Toben und Fluchen nachzulassen schien, vielleicht, weil er mich für todt hielt, nicht durch Aufstehen zu reizen. Doch ihre vereinten Kräfte überstiegen die meinigen, und ich befand mich früher wieder auf den Beinen, als ich befürchtet hatte. Mein erster Blick fiel in einen mir gerade gegenüber hängenden Spiegel. Ich sah, daß ich stark blutete, ich war nämlich beim Niederschlagen auf eine scharfe Kante des Tischfußes gefallen und hatte mich verletzt; schnell wischte ich mir das Blut über's ganze Gesicht und erhielt dadurch ein herzbrechendes Ansehen. In diesem Augenblick wurde Vinckel mich gewahr, und ich ihn; er kam auf mich zu, mich übermannte die Furcht und ich eilte in schnellen Sprüngen aus der Thür. Hier aber glitschte ich aus und fiel abermals zu Boden; das Weinen war mir nahe, doch Vinckel rief mir zu: „ei, warum läufst Du so vor mir, ich komme ja bloß, um mich wieder mit Dir zu vertragen; denn wenn ich's näher bedenke, so hast Du so großes Unrecht nicht gehabt, und mich freut's, daß Du's endlich fühlst!" Dabei gab er mir die Hand und richtete mich auf, ich konnte kein Wort hervorbringen, er aber zog mich an den Schenktisch, und wir tranken Vertrag mit einander, was ich gerne that, ob ich gleich dem Frieden wenig traute. „Es thut mir leid — sagte er — daß Du Dir das schändliche Loch in den Kopf gefallen hast!" „Das heilt schon wieder!" versetzte ich höflich und nahm meinen Hut, um mich in der Stille davon zu schleichen. Schon war ich glücklich bis an die Hausthür gekommen, als er mir nachrief: „Willst du zu Haus? Wart', ich begleite Dich!" Die Begleitung eines wilden Thieres, eines

Freundes aus der Bremer Bude, wär' mir eben so lieb gewesen; aber, was war zu machen? In wenigen Secunden stand er bei mir und nahm meinen Arm. Ich konnte mir nicht viel Gutes versprechen, zu meinem Glück schien der Mond recht hell, auch blies der Nachtwächter schon in den Straßen. Ich faßte Muth, besonders, als es mir gelang, Vinckeln meinen Arm wieder auf sanfte Weise zu entwinden. Ich war meinem Hause bereits nah, da fragt' er mich: „wie kam dir die Rachsucht aber so plötzlich?" Konnt' ich was darauf antworten? Ich schwieg still und erwartete das Weitere. Er aber — so unausstehlich der Mensch ist, so liegt doch mehr Gutmüthigkeit, als man denken sollte, in seiner Natur — er sagte: „nu, nu, wir wollen nicht weiter davon sprechen," gab mir die Hand und schied von mir vor meiner Hausthür. Nun galt's. Ich zögerte, die Thür aufzumachen, und ließ langsam mein Wasser. Der Stellmacher kam die Straße wieder herunter; er hatte vielleicht im Wirthshaus etwas vergessen, mir konnt' es aber nicht wünschenswerth erscheinen, nochmals mit ihm zusammen zu treffen, und ich trat schnell in mein Haus. „Ist's gerathen — dacht' ich — sogleich auszuglitschen, etwa über die Kartoffel, die dort liegt, und dich zu stellen, als ob du in deinem eigenen Hause den Kopf zerschlagen hast, oder —" Doch, meine Frau, die das Klingeln der Hausthür nie überhört, trat schon aus der Stube und ich mußte auf etwas Haltbareres sinnen. „Mein Gott, wie siehst Du aus?" rief sie mir überlaut entgegen und fügte noch Manches hinzu, was ich vergessen haben will. „Wer Dich beschimpft, der hat's mit mir zu thun, — versetzt' ich trotzig, hast Du eine Tasse Thee für mich? Ich bin stark angegriffen!" Damit wollt' ich in die Stube treten, meine Frau gab's aber nicht zu. „Es ist Jemand darin — erwiderte sie — und Du — —." Sie trieb mich in die Küche, wo ich mich waschen und abtrocknen und ihr erzählen mußte, was sich zugetragen habe. Ich log entsetzlich; denn es galt eine ruhige Nacht. „Eine Sau — sagt' ich — hat er Dich genannt!" „Wer? wer denn?" unterbrach sie mich heftig. „Hast Du's nicht gehört? versetzte ich — wer anders, als der da am Markt, der Stellmacher." „Der Schelm, der schieläugige Hund, der Nichtsnutz!" schrie sie so laut, daß es mich erschreckte; konnt' ich doch gewiß sein, daß die Nachbarn das Alles auf mich beziehen würden, obgleich ich keineswegs schiele. Dann ballte sie die Hand und rief: „wart! sein Weib ist drinnen, und er wird sie

abholen; kommt er, so soll ihn —" In diesem Augenblick ging die Hausthür, und an den raschen Tritten erkannte ich Vinckel auf der Stelle. „Da ist er schon!" kreischte sie und wollte ihm entgegen stürzen. Ich vertrat ihr den Weg und sagte: „Lene, soll's Straßenlärm geben? Bedenke, daß es spät ist, und daß sich morgen auch etwas abmachen läßt!" „Laß mich los, laß mich los, oder —" Sie ergänzte ihre Rede durch einen Stoß auf die Brust, den sie mir beibrachte. Ich aber — ich hatt' ihre Hand gefaßt — hielt sie, kaum wissend, was ich that, fest. „Ich hab Dich ja schon gerächt — stotterte ich — er hat Abbitte gethan, und ich hab' ihm vergeben." „Was? Was hast du gethan? Ihm vergeben?" Sie vergaß sich so weit, mir einen Schlag in's Gesicht zu versetzen; ich verfluchte meine Lüge, und doch konnt' ich mich nicht überwinden, sie zu widerrufen. „Ich bitte Dich, Weib, thu' mir zum ersten Mal einen Gefallen — —" Meine Bitten halfen Nichts, sie riß sich los und stürzte in die Stube hinein. Ich stieg zu Boden und stellte mich hinter den Schornstein. Droben konnt' ich denn Alles deutlich hören. Erst ein mörderliches Schimpfen; dann kam's zur Balgerei und Vinckel — wer, an meiner Stelle hätt' einige Schadenfreude unterdrückt? — schrie mehr als einmal: „kratzt mir nur kein Auge aus, ich hab' nur zwei!" Endlich flogen fast zugleich Stuben- und Hausthüre auf, und Vinckel, sammt seiner Frau, die sich unkluger, obgleich natürlicher Weise mit in den Handel gemischt hatte, hinaus. Ich hatte alle Ursache mit meiner Lene zufrieden zu sein; denn in der Wuth hatte sie Vinckels Frage, was er ihr gethan, zu meiner unsäglichsten Freude mit einem spöttischen: „er wiss' es wohl selbst" beantwortet. „Der glaubt sicher — dacht' ich, als ich wieder vom Boden herunterstieg — es ist aus purer ehelicher Liebe, wegen Deiner Kopfwunde, geschehen; das schadet nicht!" Uebrigens hat Vinckel die Thierbuden-Geschichte seit jenem Abend wirklich niemals wieder aufgerührt, und es ist schwer zu sagen, ob er das aus Respect vor meiner Lene oder vor mir selbst unterläßt. Freilich kam dabei für mich nicht viel heraus; denn die Schulkinder wußten sie schon auswendig, aber, das muß ich doch zu seiner Ehre anführen, wenn man ihn jetzt zum Zeugen aufruft, so antwortete er mit einem Schlag!

Sollte sich's ein Christenmensch vorstellen, daß ich einmal nahe daran war, aus Zaghaftigkeit, die mich abhielt, zur rechten Zeit mit einer ablehnenden Erklärung einzuspringen, ein Mörder

und schnöder Giftmischer zu werden? Ich sitze eines Abends im „goldenen Schaf" hinter dem Tisch und denk' an nichts Arges, an gar Nichts nämlich; da tritt ein Fremder, wunderlich, sonst gut gekleidet, herein, fordert sich Wein und setzt sich zu mir. Er begrüßt mich und sieht mich mit einem Blick an, als ob er mich gut kenne. „Das ist", denk' ich, „wieder ein Bekannter und Herzensfreund, dessen Gesichtszüge und Namen nichtswürdiger Weise deinem Gedächtnisse entfallen sind; lächle wenigstens und stell' dich erfreut über's glückliche Zusammentreffen." Ich thu's, und wirklich ist bald zwischen uns ein Gespräch im Gange, wie zwischen alten Bekannten, obwohl wir's, wie ich denn doch merke, nicht sind. Wir sprechen über allerlei Unglücksfälle, wie sie sich zutragen; ich erzähl' ihm von Einigen, die sich im letzten Jahr erhenkten und sonst entleibten; dann kommen wir auf's Einschlagen des Blitzes bei Gewittern und darauf, daß solch ein Feuer gar nicht zu löschen ist. „Ja," seufz' ich, „die Welt ist ein Jammerthal, man muß sich wundern, daß man bei all dem Elend doch über die Vierzig hinauskommt." –– „Leute, wie Ihr," entgegnet er, „können's wohl aushalten; denn, wie das Schäfchen auch sei, ist's nur in's Trockene gebracht, so gibt's Milch und Wolle, aber Unser=Einer — —" Nichts ist mir verdrießlicher, als wenn man mich für einen Glückspilz hält, für ein Sonntagskind, dem jeder Wind in die Segel weht; unmuthig unterbrech' ich den Fremden durch die Frage, wer und was er denn sei. „Ich bin ein Kammerjäger," versetzt er mit unbeschreiblicher Aufrichtigkeit, „und also in jetzigen Zeiten, wo das Ungeziefer so schläfrig und langsam heckt, als ob sich's erst trauen lassen müßte, wie verliebte Menschen, von Haus aus ein geschlagener Mann." Auf Kammerjäger hab' ich von jeher wenig gehalten, zumal auf solche, die, wenn sie einem anständigen Bürger begegnen, statt die Augen demüthig niederzuschlagen, ihn frech anstieren und wohl gar grüßen, ja, einen Discurs anknüpfen, ich hab' sie eigentlich mehr verachtet, als Bettelvögte; solch eine Antwort, die ein Prinz, der sich zu erkennen gibt, nicht zuversichtlicher hätte vorbringen können, mußte mich also billig befremden. „Wagen sich Leute der Art in's goldene Schaf?" denk' ich und werfe auf den Fremden, der ruhig, als ob noch Alles zwischen uns beim Alten wäre, seine Pfeife ausklopft, einen Blick, wie etwa unser Amtmann auf mich, wenn er an mir vorbeireitet. Doch sag' ich zugleich zu mir selbst: „Laß den Menschen

heut Abend den Standesunterschied nicht empfinden; morgen, wenn er die Rattenjagd anstellt, weiß er sich ohnehin zu bescheiden." — „Nun, was sagt Ihr zu meinem Metier?" fragt' er dann. „Beneidenswerth ist's wohl nicht," erwidere ich, „aber vermuthlich hat's Euch am Heirathen verhindert, und das ist doch auch für etwas anzuschlagen." — „Drückt Euch der Schuh da," versetzt er höhnisch, „nun, das ist das Schicksal in Mausgestalt." — „Narr!" hätt' ich ihm gern grob geantwortet, „versuch's erst einmal, wie ich, dreiundzwanzig Jahre, dann reiß' elende Witze." Doch unterlass' ich's; denn man muß sich gegen Fremde nie zu weit herauswagen. „Wenigstens denk' ich," fährt er fort, „ein Unglück, was den Menschen zum Kapaun herausfüttert, kann so groß nicht sein." Dabei streicht er mir mit unangenehmer Zudringlichkeit über den Bauch. Gereizt versetz' ich: „Eben darin kann das Unglück liegen; meint Ihr, daß ein Mann, der durch Schläge fett wird, sich über seine niederträchtige Natur freut? Zum Teufel! ist's denn unverschämt, wenn man für ewiges Plagen, für Aerger und Verdruß ohn' Ende, ein sieches, Mitleid erregendes Gesicht und einen baufälligen Körper verlangt, der Einen nicht durch hämische Dicke Lügen straft, sobald man einmal das Herz ausschütten will? Ich frage noch einmal, ist's unverschämt? — „Ist Euch das Weib zuwider," gibt er zur Antwort, „so schafft's ab. Pah!" Dabei jagt er den Dampf durch die Pfeife, daß er bald mit seinen gelben Katzenaugen da sitzt, wie ein Hexenmeister, wenn er den Bösen beschwört. Ich entgegnete: „Wenn Euer Hund da — ich zeigte auf seinen großen, schwarzen, mit langen Zottelhaaren, der sich mir mit einer Frechheit, als ob er auch Kammerjäger wäre, gerade vor die Füße gelegt hatte, — „bissig ist, so könnt Ihr ihn fortjagen, aufhenken, ersäufen; so ist's aber in Christenlanden nicht mit Eh'frauen." — „Hört, lieber Mann," sagt er mit geheimnißvollem Gesicht und greift nach meiner Hand, die ich unglücklicher Weise aus der Tasche gezogen, „Euch ist zu helfen, nämlich, wenn Ihr Muth habt." Der Teufel hat Muth genug, einzugestehen, daß er keinen hat. Ich bejah' es nicht direct, aber ich werfe mich in die Brust, trommle auf den Tisch und zwinge mir einige verwegene Blicke ab. „An gewissen grauen Pulvern, die ich bei mir führe," flüstert er mir nun mit schrecklicher Stimme in's Ohr, „verrecken nicht blos Ratten." Er nickt mir zu und drückt mir, als ob sich jetzt alles Andere von selbst verstände, die Hand;

weniger aus Verwirrung, als aus Angst vor dem furchtbaren Menschen, nick' ich auch und erwidere den Druck. „Wir sind also einig," sagt er dann, „nun aber auch keine Sylbe mehr, Meister Schnock!" leider hatt' ich ihm meinen Namen vorher schon verrathen; „solche Geschäfte," entsetzlich klang mir das Wort, und der gräuliche Mensch lachte dabei, als hätte er nicht einen Vergiftungsplan, sondern einen Spaß gemacht, „lassen sich nicht in Wirthshäusern weitläufig besprechen, morgen in der Frühe komm ich zu Euch. Gute Nacht!" Er steht auf und taumelt. „Gott im Himmel!" denk' ich, „besoffen ist der Kerl auch —" allerdings war's kein Wunder; denn so lange er neben mir saß, hatte er ununterbrochen getrunken — „noch ein Glas —" eben bemerk' ich, daß er sich's einschenken läßt — „so läuft's über, dann hat er, im Rausch geht's nicht anders, gerade so viele Freunde um sich, als Menschen, und das Erste, was er ausschwatzt, ist der Vergiftungsplan." Richtig geräth er gleich mit dem Wirth in ein Gespräch; mich schaudert. Er läßt was fallen von Crepiren; eiskalt überläuft's mich. Der Wirth schiebt sich die Nachtmütze weiter in's Gesicht und spricht von Gefahr; „nun ist's heraus!" denk' ich und spüre schon was von Kopfabschlagen im Nacken. Plötzlich klingen Himmelstöne durch von Ratten und von Speisekammer; da wird's mir klar, daß bis jetzt nicht von meiner Lene, sondern vom Ungeziefer des „goldenen Schafs" die Rede gewesen ist; unwillkürlich falt' ich die Hände, aber gleich darauf ford're ich gebieterisch ein Glas Wein, um die verfänglichen Conferenzen zwischen dem Wirth und dem Fremden durch einen Gewaltstreich abzubrechen. Der Wirth bringt mir hurtig den Wein: thierisch voll taumelt der Fremde, ungeschickt mit dem Arm gegen den Thürpfosten rennend, fort, ohne sich, als ob er mich schon völlig vergessen hätte, nach mir umzusehen. Er hatte mich vergessen; denn am andern Morgen kam er nicht, und schon am Mittag ward er zu meiner Satisfaction wegen seiner miserabeln Handthierung und wegen Mangels an Paß und aller sonstigen Legitimation, die unsere Polizei mit Recht von Kammerjägern fordert, aus dem Ort gebracht. Uebrigens hätt' ich, wenn er auch nicht ausgeblieben wäre, meiner stillschweigenden Zusage ungeachtet, nimmermehr zur Mordthat die Hand geboten und ihm das zu verstehen gegeben; wer wird denn auch seine Frau umbringen, blos, weil er es einem Rattenfänger versprochen hat!

Ich habe es nicht gesagt, weil es sich von selbst versteht, daß die Sparsamkeit meines Weibes mit den Jahren zunahm, so daß sie zuletzt in jenen Geiz, der sich sein eigenes Fett nicht gönnt, ausartete. Der Wendepunkt trat ein, als sie, die immer gern geputzt ging, mir zum ersten Mal das Anschaffen eines neuen Oberrocks, den ich ihr sonst regelmäßig zu Weihnachten verehren mußte, verbot. „Du kannst mir eine andere Weihnachtsfreude machen," sagte sie heimtückisch, „dadurch nämlich, daß Du mir die kleine Pfeife schenkst, deren Du Dich in der Werkstatt bedienst." Will sie zu rauchen anfangen? dachte ich zuerst, und freute mich schon, in ihr einen Consorten zu gewinnen; konnte sie doch mein Rauchvergnügen nicht mehr unnütze Verschwendung schelten, wenn sie selbst es theilte. Doch kam mir dies bald unwahrscheinlich vor, da mir ihre durch Keifen und Schmählen ruinirten Lungen einfielen, sie auch niemals, ausgenommen bei Zahnweh, mit Pfeife und Tabak in Verbindung getreten war. „Was kann sie denn mit der alten, halb zerbrochnen Pfeife wollen?" fragte ich mich, „wär's noch die mit dem Meerschaumkopf und dem Silberbeschlag, die du Sonntags trägst, aber dies elende Ding — —" Ich schäme mich, zu gestehen, welch thörichter Einfall jetzt plötzlich meine Gedanken unterbrach. „Ei, ei," dachte ich, „sie ist doch wahrhaftig nicht so ganz übel, deine Frau; wer hätte ihr solche Aufmerksamkeit zugetraut!" Ich glaubte alles Ernstes — wie war's möglich? frag' ich mich selbst, indem ich's erzähle, und schabe mir Rübchen — daß sie mir auch einmal eine Freude machen und mich am Weihnachtsabend mit einer Pfeife anbinden wolle. Der heilige Abend kam heran, die beiden feierlichen Wachskerzen, die wir dem Erlöser zu Ehren zu verbrennen pflegten, wurden angesteckt, der Rosinenpudding, nebst dem mit Lorbeerblättern aufgeputzten Schweinekopf, ward auf den Tisch gestellt; im Hintergrund drohte schon die große, unhöfliche, dick mit Eisen und Messing beschlagene Postille, die mir einmal, als ich noch ein Kind war, fast den Kopf zerschmettert hätte, indem das Ungethüm ungeschlacht vom Schrank herunterplumpte, und aus der L e n e mir jetzt an hohen Festtagen gerne vorlas, theils um mich am Ausgehen zu verhindern, mehr aber noch, um Gelegenheit zu haben, mir unter dem Deckmantel eines längst vermoderten geistlichen Herrn allerlei Beleidigungen und Gehässigkeiten, die keineswegs im Buche standen, zu sagen. Bevor wir uns zum Essen niedersetzten, nahm ich meine Pfeife, legte

sie, einen Bogen weißes Papier unterbreitend, auf einen Teller und überreichte sie mit einigen scherzhaften Redensarten meiner Frau. „Gut!“ sagte sie, zerbrach die Pfeife und warf die Stücke gelassen aus dem Fenster. Statt aber mit dem erwarteten Gegengeschenk herauszurücken, machte sie mich darauf aufmerksam, daß ich von jetzt an wöchentlich zwanzig Kreuzer am Tabak ersparen werde. „Und was sollen denn die zwanzig Kreuzer?“ fragte ich giftig. „Was sie sollen?“ versetzte sie, „dadurch, daß sie da sind, erfüllen sie ihren Zweck, und um so besser thun sie das, je länger sie bleiben!“ — „Ich sollte also nicht mehr rauchen?“ fuhr ich auf. „Nein,“ erwiderte sie, „das heißt, Du sollst Dir nicht muthwillig die Schwindsucht zuziehen, und für den Fall, daß Du sie schon hättest, wird uns über kurz oder lang Deine Ersparniß trefflich zu Statten kommen, Dich davon heilen zu lassen. Glaubst du etwa, daß der Doctor Dir die mit Dampf zerblasenen Lungen umsonst flickt?“ Ich sagte nichts weiter, aber mein Entschluß war gefaßt; ich hätte eben so leicht auf's Athemholen, als auf's Rauchen Verzicht leisten können; denn für den Raucher ist die leidige frische Luft ungenießbar, er muß sich das flaue, nüchterne Element erst mit Dampf würzen, wenn es ihn nicht anekeln soll. Ich trug daher am Morgen stillschweigend meine Sonntagspfeife, die prunkend unter dem Spiegel hing, in die Werkstatt hinunter und erklärte meinem erstaunten Weibe, daß ich diese so lange mit der höchsten Unbarmherzigkeit strapaziren werde, bis sie mir eine weniger kostbare Stellvertreterin anschaffe. Mitleid mit dem Silberbeschlag und den Bernsteintroddeln des Prachtstücks bewogen sie zur Nachgiebigkeit, doch gewann sie durch ihre List so viel, daß ich versprach, mich an den Wochentagen mit einer billigeren Sorte Taback begnügen zu wollen. So war sie denn in allen Dingen. Wollte ich z. B. einen Lehrjungen einstehen lassen, so ward er vorher bei uns zu Tisch gebeten, nicht, wie es schien, aus Generosität, sondern nur, um seinen Appetit auf die Probe zu stellen. Fand der junge Mensch unglücklicherweise sein Leibgericht vor, oder hatte er etwa einen Marsch gemacht und konnte für zwei Personen essen, so durfte ich ihn gewiß nicht annehmen; „wer setzt sich denn,“ sagte L e n e, „selbst den Krebs in sein Fleisch?“ Bei solchen Gelegenheiten trug sie ihr Bestes auf und legte eifrig vor; ich dagegen, der das schlaue Manöver kannte, spielte das Mitglied eines Mäßigkeitsvereins, machte auf das Schädliche

dieser oder jener Speise aufmerksam und warnte vor Ueberladung, so daß die Uneingeweihten sie für die Gastfreiheit selbst, mich für den Neidhard halten mußten. Das Lächerlichste aber war wohl, daß sie sogar ihre Freundschaft und Liebe streng nach dem Grade der Eßlust und des Verdauungsvermögens ihrer Freunde und Angehörigen abmaß. Klagte Jemand über seinen schwachen Magen, wies er alles zurück, ausgenommen ein Glas Wasser und den Fidibus, so wußte sie nicht zuthulich genug zu thun; „ach," hieß es dann, „welch ein honoriger Mensch, wie wird er doch liebenswürdiger mit jedem Tage!" War das Gegentheil der Fall, glaubte Einer ein Gericht nicht besser loben zu können, als indem er zweimal davon nahm, so war er ein Subject ohne Lebensart, ein Kerl, der aus Schlund und Magen zusammengesetzt sei, wie Andere aus Leib und Seele. Mit ihrer einzigen Jugendfreundin, einer Gärtnersfrau, die uns alle Sonntage besuchte, stand sie im Begriff, auf immer zu brechen, blos, weil diese an der Auszehrung litt, und schüchtern, so wie ihre Krankheit zunahm, von drei Tassen Kaffee und einem Zwieback, womit sie sich anfangs begnügte, bis zu sechs Tassen und drei Zwiebäcken aufstieg; um einen Grund zu bekommen, stellte sie sich eifersüchtig auf die lederndürre Todesbraut, eifersüchtig nämlich — ich muß dies wohl hinzufügen — wegen meiner. Die Person starb noch zur rechten Zeit, kurz vor Ausbruch des Ungewitters, das sie bedrohte, sonst würde sie's erlebt haben, daß man ihre Todesseufzer für verliebte und ihre Schwindsucht für ein Sehnsuchtsfieber ausgegeben hätte. Natürlich hatte von diesem Geiz Niemand mehr zu leiden, als ich, und was mich am meisten verdroß, war, daß er mit unserer Wohlhabenheit zunahm, daß das Essen, je mehr ich verdiente, um so schlechter wurde. „Wir haben nicht Kind, noch Rind," sagte ich einst, durch eine Wassersuppe aufgebracht, zu ihr, „was wir hinterlassen, kommt an wildfremde Menschen, ich begreife Dein Knickern, Dein Schinden und Schaben nicht." — „Was?" versetzte sie lebhaft, „ist's denn keine Ehre für uns, wenn die Herren vom Gericht nach unserem Tode mit Verwunderung und Respect in ihr Inventarienbuch schreiben: Der Silberschrank war so wohl versehen, daß auch kein Löffelstiel mehr hineinging, an Leinenzeug fand sich mehr vor als die seligen Eheleute Christopher und Magdalena Schnock in dreißig Jahren hätten auftragen können, der Schornstein wollte bersten, so voll hing er von

Würsten und Schinken? Ist das nicht eine Nachrede, die uns noch im Himmel freuen, ja, in der Hölle trösten muß? Oder möchtest Du, daß es von Dir hieße: man kann den Hungerleider noch im Grabe pfänden, wenn man will; denn der Sarg ist nicht bezahlt, er hat sich aus der Welt gestohlen, wie ein Dieb aus dem Gefängniß, Niemand kommt zu dem Seinigen, als etwa der Kirchhofwurm, wenn er sein Banquerottirer-Fleisch nicht verschmäht!" Sie beklagte es, daß wir nicht katholisch waren, bloß der vielen Fasttage wegen; in dem Glauben — sagte sie — können Leute doch was vor sich bringen, die Religion selbst bringt das Sparen mit sich, und naseweise Gesellen dürfen sich nicht moquiren, wenn der Tisch nicht immer unter Fleisch brechen will. Ja, sie ging zuletzt so weit, daß sie ihre öconomischen Rücksichten auf meinen eigenen Körper ausdehnte und mir die unnütze Anstrengung desselben, wie sie sich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur selten verstattete; vermuthlich, weil sie die Kosten einer Umarmung nach Heller und Pfennig abzuschätzen verstand und weil sie nun calculirte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne, als in der Liebe. Es war daher gewiß kein Wunder, wenn ich sie auf alle Art zu betrügen und zu hintergehen suchte, doch glückte mir dies meistens nur bis zu dem Punkt, wo ich die Absicht nicht mehr läugnen konnte, wo mir die Frucht meiner List aber dennoch schmählich entging. Ich betrachte jedes Unglück, wovon ich höre, als einen näheren oder entfernteren Verwandten, als einen Vetter von mir, der über kurz oder lang bei mir einsprechen wird; ich habe Stunden, wo ich ordentlich darüber erstaune, daß ich noch keine gräuliche Missethat begangen habe, die mich dem Halsgericht überantwortet; hat man doch Exempel, daß Einer Morgens unschuldig, wie ein Kind, aufsteht, und Abends blutbespritzt, wie ein bairischer Hiesel, zu Bette geht. Was hilft alle Vorsicht! Vorsicht ist der Ball, womit das Schicksal spielt. Der Teufel ist allenthalben, nur da nicht, wo man ihn sucht. Wer sollte glauben, daß ich das Aergste, was mir bis jetzt begegnet ist, in meiner eigenen Speisekammer erleben mußte? Doch war es der Fall!

„Aus Leckerei entschloß ich mich eines Abends, mich selbst, meinen eigenen Haushalt, zu bestehlen. Wir hatten nämlich unser Schwein eingeschlachtet, und es waren treffliche Würste gemacht worden. Von diesen Würsten erhielt ich so viel, als nöthig

war, um in mir den unbändigsten Wunsch nach mehr zu erregen; dann mußte ich selbst sie in die Speisekammer tragen und sie dort so hoch aufhängen, als ob sie niemals wieder heruntergenommen werden sollten. Das Fenster der Speisekammer ging auf die Straße hinaus, unvermerkt klinkte ich es auf, ohne noch selbst zu wissen, weshalb. Die Nacht brach herein, und eine Pfanne voll magerer Kartoffeln, die mir vorgesetzt wurde, als ich zum Essen in die Stube kam, machte mich vollends desperat. „Der Teufel soll sie holen!“ brauf'te ich auf, ich meinte die Kartoffeln. „Wen denn?“ fragte Lene, ihren langen Gänsehals hinter dem Ofen hervorstreckend. „Die Zahnschmerzen!“ versetzte ich, legte meine Gabel nieder und drückte ein Tuch an die Backen. Bald darauf stahl ich mich aus der Thür und umschlich leise und behutsam mein Haus. Es war finster genug, dicke Regenwolken verschluckten das sparsame Licht des Mondes, der verdrießlich hin und wieder aufdämmerte. Kaum hörte ich das Spinnrad meines Weibes schwirren, da stieß ich das Fenster der Speisekammer von außen auf und schwang mich mit einer Geschicklichkeit, als ob ich seit dreißig Jahren practizirender Dieb gewesen wäre — Angst vor Ertappung gab sie mir — hinein. „Guten Abend!“ ruft mir auf einmal mit hohler Stimme Einer nach. „Still, still, um's Himmelswillen, still!“ wispere ich. „Sei unbesorgt, Kamerad,“ wird mir geantwortet, „aber hilf mir, daß ich auch hineingelange, das Fenster ist verdammt hoch.“ Was sollte ich thun? Sollte ich Lärm machen und mich von Kindern und Erwachsenen als einen Menschen, der bei sich selbst auf Diebereien ausgeht, verspotten lassen? Oder sollt' ich den Unbekannten, wie er's verlangte, zu mir hereinziehen, um ihn dann im Finstern durch gütliche Vorstellungen zu bewegen, wieder hinauszusteigen? Ich weiß noch nicht, was ich hätte thun sollen; meine Hand war eilfertiger, als mein Kopf, sie ergriff, ohne auf höhere Ordre zu warten, instinctmäßig die Faust, die sich ihr entgegenstreckte, und zog den Kerl, dem dieselbe angehörte, herein. „Merkwürdiges Zusammentreffen!“ sagt dieser und tappt herum. „Allerdings!“ erwidere ich mit einem Seufzer. „Ich hatte dem dicken Schnock auch einen Besuch zugedacht,“ fährt er fort, „und wollte nur erst das Auslöschen des Lichts abwarten, da sah ich Dich das Fenster öffnen. Wie konntest Du dies nur bewerkstelligen, ohne vorher eine Scheibe zu knicken?“ — „Das ist ein Geheimniß!“ versetzte ich zähneklappernd. „Was Du mir mit=

theilen mußt," fällt er rasch ein, „ich will Dir dafür eine neue Art Handschellen zu zerbrechen, lehren. Wo hast Du studirt?" — „Studirt?" frage ich. „Ja, auf welcher Ohnversität, in welchem Zuchthaus, meine ich?" — „Ich saß noch nicht in Zuchthäusern!" antworte ich. „Unglückseliger!" versetzt er, „so bist Du noch nicht ein einziges Mal absolvirt, schleppst Dich noch mit all Deinen Sünden herum? Mich hat die Justiz schon dreimal rein gewaschen und neu frisirt. Was hast Du denn Alles auf'm Herzen? Ist etwas von Erheblichkeit, ein Mord, oder so was, darunter? Oder hast Du Deine Tugend für Nichts und wieder Nichts hingegeben?" — „Mensch, Du sprichst, als ob Du der Teufel selbst wärst!" stoß' ich vor Entsetzen hervor. „Wer sagt Dir, daß ich's nicht bin?" sagt er mit einem Ernst, der mich im ersten Augenblick schaudern macht, „wahrlich, ich sage Dir, ich bin der Teufel, und ich will Dir etwas vertrauen. Vor drei Monaten —" Mir wird bei diesen lästerlichen Redensarten gräßlich zu Muth, in der Ferne höre ich den Nachtwächter, auch klärt der Himmel sich auf, so daß der erste Vorübergehende das Offenstehen des Fensters bemerken muß; rasch, ehe der unheimliche Mensch sich dessen versieht, springe ich hinaus, bei'm Sprung kommt mir aber die Zunge zwischen die Zähne, und ich zerbeiße sie dermaßen, daß Blut läuft und ich mich vor Schmerz nicht zu lassen weiß. Ich reiße die Thür auf und stürze mit dem lauten Geschrei: „Diebe, Diebe in der Speisekammer!" in mein Haus. Meine Frau, nebst meinem Gesellen — es war der größte, den ich jemals hatte, ein Mensch, der sich, wie er sagte, vor Niemand fürchtete, als vor sich selbst, vor seiner eigenen Wuth nämlich — eilen schlaftrunken mit einem Licht auf die Speisekammer zu, ich — der Spitzbube, der sich für den Teufel ausgab, konnte in mir unmöglich den Consorten erkennen, weil wir ja nur in der dicksten Finsterniß Vertraute geworden waren — folgte ihnen mit einem Besenstiel. Wir finden nichts drinnen, keinen Dieb, aber auch keine Würste; Lene taumelt mir ohnmächtig in die Arme — nur Ohnmachten trieben sie noch zuweilen hinein — mein Gesell nimmt, die fürchterlichsten Flüche ausstoßend, die allgemeine Verwirrung wahr und bringt ein Stück Speck auf die Seite, was mir freilich nicht entging, was ich dem Riesen jedoch hingehen ließ. Was geschieht am andern Morgen? Ein Knurren, Bellen und Beißen, wie von zwanzig Hunden, treibt mich vor der Zeit aus dem Bett; ich öffne das Fenster und sehe, daß sämmtliche

Würste, zu einer Art von Kranz in einander verschränkt, vor unserer Thür aufgehängt sind, und daß die durch den leckeren Geruch herbeigelockten Köter, springend und Einer den Andern giftig bei'm Schwanz zurückzerrend, sich umsonst bemühen, eine oder einige davon zu erlangen. Ein solcher Ausgang war nun zwar erfreulich, aber noch mehr unbegreiflich. Ein Paar Tage später erfuhr ich indeß, daß ein Uebelthäter aus unserem Ort, wegen Wahnsinns aus dem Zuchthaus in die Irrenanstalt abgeführt, seinen Wächtern unterwegs entsprungen und erst nach längerer Zeit wieder eingefangen worden sei. Ohne Zweifel hatte ich die Bekanntschaft dieses Verrückten in meiner Speisekammer gemacht."

Drittes Kapitel.

Zum Schluß.

Der Morgen war angebrochen, der Wagen stand vor der Thür, reisefertig trat ich in das Gastzimmer, um von Schnock, der schon des Frühtrunks wegen gekommen war, Abschied zu nehmen. Schnock saß am Tisch und hatte mehrere leere und noch mehr volle Flaschen, so wie ein derbes Gabelfrühstück vor sich stehen; ihm gegenüber saß mein Wirth, der lange, dürre Postmeister, sich auffallend beeifernd, seinen Gast durch Anekdoten und muntere Geschichten zu ergötzen. Da war kein Jägerstückchen, kein Witzwort vom kleinen Corporal oder vom alten Fritz, das nicht vorgebracht wurde, ja, der Postmeister begnügte sich nicht, bloß sein Gedächtniß zu martern, er war umbarmherzig genug gegen sich selbst, seine eigene Phantasie Peitsche und Sporen kosten zu lassen, um ihr dies oder jenes Geistreiche abzujagen. Aber Schnock, der sonst so leicht und so gern lachte, verzog diesmal keine Miene und gab keinen Laut von sich; er schüttelte nur zuweilen, wenn der Postmeister recht ansetzte, verächtlich den Kopf oder stieß einen Seufzer aus, und wenn er den Mund

aufthat, so geschah es einzig und allein, um ein Stück Fleisch oder etwas Aehnliches hineinzustecken. „Trinkt doch, trinkt! sagte der Postmeister hitzig, „und dann knöpft die Ohren auf, jetzt will ich Euch eine Schnurre erzählen, die noch von meinem Großvater herrührt. Nicht darüber lachen, heißt den seligen Mann noch im Grabe beleidigen; ich möchte der Schlingel nicht sein, der das thäte; denn mein Großvater verdient Achtung, er war Schulmeister, und wenn Einer von uns rechnen und schreiben kann, so hat er's von ihm gelernt." Die Schnurre war wirklich lustig, dennoch hielt Schnock an sich, obgleich sein Gesicht bersten wollte. „Schämt Ihr Euch nicht?" sagte der Postmeister; „für den Herrn Dr.," er deutete auf mich, „war das Ding gut genug, um darüber zu lachen, und Ihr sitzt wie ein Klotz? Der Teufel soll mich holen, wo ich mit Euch wieder eine Wette eingehe!" — „Worin besteht denn die Wette?" fragte ich neugierig. „Werdet Ihr so unhöflich sein, die Frage des Herrn Dr. unbeantwortet zu lassen?" sagte der Postmeister lebhaft zu Schnock; dieser aber sah mich an, legte den Finger auf den Mund und verharrte im Stillschweigen. „Nun," versetzte ich gleichgiltig, „in Geheimnisse will ich nicht eindringen, lebt wohl, Meister Schnock!" Schnock stand auf und ergriff meine ihm dargebotene Hand, sie herzhaft drückend; dann nahm er das Stück Kreide, dessen sich die Billardspieler zu bedienen pflegten, und schrieb damit auf den Tisch, daß er mir eine glückliche Reise wünsche. „Ist der Mann stumm geworden?" fragte ich, aus der Thür tretend, den mich begleitenden Postmeister. „Nichts weniger, als das, purer Egoismus!" erwiderte der Postmeister. „Wie so?" fragte ich stutzend. „Er will umsonst bei mir essen und trinken," gab der Postmeister zur Antwort, „darum spielt er den Stummen. Ich muß ihm heute nämlich, so haben wir gestern zur Nacht im Rausch gewettet, das Beste aus Küche und Keller so lange unentgeltlich aufsetzen, bis er sich zum Lachen oder Sprechen hinreißen läßt. Lacht er, oder spricht er ein Wort, so muß er — hierin liegt mein Vortheil — Alles doppelt bezahlen; hält er an sich, nun freilich, dann weiß ich, wer sich noch heut abend Haare aus dem Kopf reißt und mit dem Schädel gegen die Wand rennt. Aber er mag sich hüten! Ich erlaube mir gegen ihn, was mir einfällt, und an Kniffen und Ränken fehlt's Keinem aus meiner Familie. Ich will ihn schimpfen, bis er vor Aerger braun und blau wird, wie ein

Kapaun; ich will dritte Personen herbeirufen und Schandgeschichten von ihm erzählen, denen er Widerspruch entgegensetzen muß, wenn er nicht will, daß alle Welt sie glauben soll; ich will Pistolen hinter seinem Rücken abfeuern; ich will seiner Frau, die wohl von der Wette nichts weiß, anzeigen, daß er bei mir schlemmt, damit diese ihm über den Hals komme; ich will mich stellen, als ob ich mich umbringen wollte; ich will — —"

Mein Wagen fuhr ab.

Erzählungen und Novellen.



Barbier Zitterlein.

1835.

1.

Es war Abend, und der Barbier Zitterlein saß an seinem Tisch. Eine helle Lampe brannte auf demselben und beleuchtete das Gesicht des langen dürren Mannes, der sich um das Abendbrot, welches seine Tochter Agathe auftrug, wenig bekümmerte. Die Tochter setzte sich an den Tisch und klimperte, um den Vater aus seinen Gedanken zu wecken, mit den zinnernen Löffeln; endlich sagte sie leise: „Vater, wollt Ihr nicht essen?“ „Ja wohl,“ antwortete Zitterlein und rückte näher zum Tische. „Eine Biersuppe, ach du liebes, treues Kind.“ Beide fingen an zu essen. Zitterlein fiel in sein vorheriges Stillschweigen zurück und aß nur wenig; Agathe sah ihn zuweilen mitleidig an, bald legte auch sie den Löffel nieder und begann den Tisch abzuräumen. „Bist du schon satt, Agathe?“ fragte der Vater und heftete einen glühenden Blick auf sie. — „Ihr wißt, ich esse zur Nacht nicht viel,“ antwortete Agathe, „aber Ihr, Vater, Ihr solltet die schöne kräftige Suppe nicht so verschmäht haben, denn Ihr eßt sie gerne und sie thut Euch wohl.“ „Du hast recht, mein Kind, und ich sollte es um so weniger gethan haben, als dieß der letzte Abend ist, wo wir so recht innig beisammen sind.“ — „Der letzte Abend?“ fragte Agathe und sah ihren Vater erstaunt an. „Freilich der letzte,“ antwortete dieser, „Du weißt, morgen hole ich den Gesellen, und dann ist das vorbei.“ — „Mein Gott, Vater, ich versteh' Euch nicht. Ich meine, der Gesell soll die Stütze Eures Alters werden, Ihr sollt Ruhe haben, und ein junger Mann wie der Gesell kann in die einförmige Stille uns'res Hauses recht gut passen. Ihr werdet nicht so oft sitzen und grübeln und ich — „Du wirst weniger Langeweile haben, nicht wahr?“ —

unterbrach Zitterlein sie heftig — ist „das recht, mein Kind, quäle Du mich auch!“ „Vater, was meint Ihr,“ antwortete Agathe ihm sanft, indem sie sich vor ihn hinstellte. „Ihr wißt, daß ich Euch liebe und daß ich, wenn Ihr so tiefsinnig zu grübeln sitzt, nicht Langeweile, sondern nur das tiefste Mitleid, ja Grausen empfinde.“ Zitterlein ergriff ihre Hand und drückte sie an die Brust. Dann sagte er: „Vergib mir, liebe Tochter! ich weiß das ja alles, es kann ja nicht anders sein, denn Du bist das einzige Gut, was mein ist, das von Tag zu Tag inniger mit mir verwächst; aber eben darum, sieh, liebes Kind! ich bin nicht wie ein Baum, der in der Erde wurzelt und sich von Luft und Sonne ernährt, er braucht sich um seinesgleichen nicht zu bekümmern; aber ich bin ein Mensch und muß mit Menschen leben, ich liebe sie sogar, weil sie unglücklich sind. Doch sie sind mir in der tiefsten Seele verhaßt, wenn sie mir näher treten; ich möchte sie ermorden, wenn sie in mein Haus kommen. Ich will nur Dich, nur Dich! warum kommen sie denn? Haben sie nicht auch Weib und Kind? Geh' ich zu ihren Weibern, ihren Kindern? Und nun muß ich mir selbst den Gesellen holen; ich muß, denn ich bin alt und der Vogt glaubt, meinen zitternden Händen das Egelsetzen und Aderlassen nicht mehr anvertrauen zu dürfen. Der wird nun mit kalter Teufelsfaust in meine heiligsten Gefühle hineingreifen, er wird mir überall störend und zerstörend in den Weg treten, er wird mit uns in einem Hause schlafen, an einem Tische mit uns essen, und ich kann es nun einmal nicht dulden.“ — „Lieber Vater,“ sagte Agathe, „Ihr seid krank! Und doch“ — fügte sie leise mit herzzerschneidender Wehmut hinzu — „doch ist er nicht anders wie immer!“ — „Nein, Tochter, ich bin nicht krank, ich sehe blos voraus, wie alles kommen wird. Ach, ich fürchte mich vor meinem Gesellen. Gibt es nicht Gesichter, die mich anstarren, wie Larven der Hölle, Augen, deren feindseliger, vernichtender Strahl mich tödtet? Hast Du nie ein Lächeln gesehen, welches Dir jede Freude, jede Lebenslust zusammenschnürte wie die Schlange?“

2.

Am andern Morgen war Zitterlein früh aufgestanden und hatte sich nach der nahe gelegenen Stadt — er wohnte in dem Kirchdorfe Müntzen — aufgemacht, um sich dort auf der Herberge der Bader nach einem Gesellen umzuthun. Auf seine Frage,

ob etwa ein Geselle angekommen sei, antwortete der Herbergsvater, das wäre allerdings der Fall; es sei am gestrigen Abned ein stiller, netter Bursche zugereist gekommen, und er zweifle nicht, daß er mit Vergnügen in Arbeit treten werde; der Winter sei nah und dann thue das Wandern nicht wohl. Es dauerte auch nicht lange, so kam der junge Geselle von der Polizei, woselbst er seine Papiere hatte in Ordnung bringen lassen, zurück; er war von ansehnlicher Statur, hatte blondes Haar, blaue Augen und viel Freundlichkeit im Benehmen. „Es ist Arbeit für Euch in Müntzen" — rief ihm der Herbergsvater entgegen — „das Dorf liegt eine halbe Stunde von hier." — „Das ist mir sehr lieb," antwortete der Geselle und trat auf Zitterlein zu, auf den der Herbergsvater ihn verwies. „Ich gebe aber nur 20 Groschen Wochenlohn," sagte Zitterlein, ohne ihn anzusehen. — „Das ist wenig," antwortete der Geselle, „ich bin 24 gewohnt, aber ich nehme Euer Anerbieten an. Seht hier meine Arbeitszeugnisse." „Steckt sie nur ein," entgegnete Zitterlein, „das ist mir einerlei. „Nennt mir Euren Namen, laßt Euch einen Schnaps geben und kommt mit mir!" — „Meine Name ist Leonhard Ziegler, Schnaps trinke ich nicht." „Wein ist doch für einen Barbiergesellen, der wöchentlich nur 20 Gr. verdient, zu kostbar," sagte Zitterlein mit einem höhnischen Lächeln, indem er selbst den Schnaps austrank, den er sich hatte einschenken lassen.

Zitterlein und Leonhard machten sich bald auf den Weg; sie gingen schweigend neben einander her, denn Leonhard mochte sprechen, was er wollte, er erhielt nur eine kurze, oft bittere Antwort und verlor so am Ende die Lust, ein Gespräch fortzuspinnen, was so sichtlich vermieden wurde. Als sie noch vor Müntzen waren, fing es an zu regnen. „Wir werden noch naß," sagte Leonhard. „Daran muß ein reisender Gesell gewöhnt sein," entgegnete Zitterlein und ging langsamer, wie bisher. Leonhard wußte nicht, was er aus ihm machen sollte; er hatte zuweilen ein scharfes Wort auf der Zunge, aber er hielt es zurück, wenn er in das schmale, blasse Gesicht des Mannes sah, der alle Freundlichkeit so schnöde abwies. „Vielleicht ist er krank," dachte er, „jedenfalls kannst du nach einer Woche dein Bündel wieder schnüren, wenn es dir nicht bei ihm gefällt." Sie kamen zu Zitterlein's Haus und traten hinein. Agathe trat ihnen aus der Küche, wo sie mit Zubereitung des Mittagessens beschäftigt

war, entgegen; sie sagte herzlich: „Guten Tag, lieber Vater," aber dieser schob sie, nachdem sie den Gesellen kaum gegrüßt hatte, fast unsanft in die Küche zurück und rief ihr zu: „Bekümmere Du Dich nicht um uns". Dann zeigte er Leonhard die für ihn bestimmte Kammer und Bett, gab ihm den Schlüssel zu einem dort aufgestellten Schrank und bat ihn, sich einzurichten, worauf er zu seiner Tochter in die Küche ging.

3.

Agathe hatte das Essen aufgetragen und fragte Zitterlein, ob sie den Gesellen rufen solle. Zitterlein antwortete ihr nicht, sondern stand schnell auf, um dieß selbst zu thun. Nun kam er mit Leonhard zurück, setzte sich mit ihm zu seiner Tochter an den Tisch und nötigte ihn einsilbig zuzulangen. Während des Essens wurde fast kein Wort gesprochen, obgleich dies ängstliche Schweigen Agathe fast ebensosehr drückte, wie Leonhard. Der Letztere entfernte sich bald. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Zitterlein seine Tochter fragte: „Warum wurdest du roth, als der Gesell in's Zimmer trat?" „Gott, Vater!" antwortete sie, „das bin ich selbst gar nicht gewahr geworden, und wenn es wäre, so ist es wohl so etwas Unerhörtes nicht, vor einem Menschen zu erröthen, den man nie gesehen hat." — „Ganz recht, liebe Tochter," sagte Zitterlein beruhigt, „einen andern Grund kann das ja auch nicht haben, aber Du weißt, mir liegt das Nächste immer am fernsten. Jetzt will ich mir die Papiere des Gesellen geben lassen, ich muß sie zum Vogt tragen. In einer Stunde bin ich wieder hier." Er nahm aus einem Kasten einige Rasirmesser hervor und ging damit zu Leonhard in die Kammer. „Ich muß Euch bei dem Vogt melden," sagte er zu diesem, „und bitte Euch jetzt um die Papiere. Mittlerweile seid Ihr wohl so gut, diese Messer für den morgigen Gebrauch ein wenig zu wetzen." Leonhard gab ihm die Papiere, und er ging. Er wollte beginnen, die Messer zu wetzen, da merkte er, daß Zitterlein vergessen hatte, ihm einen Wetzstein zu geben. Er ging daher in das Wohnzimmer, woselbst er Agathe vorfand. „Entschuldigt, wenn ich Euch störe. Ich soll diese Messer wetzen und Euer Vater hat mir keinen Wetzstein gegeben." „Ach," antwortete Agathe, „mein Vater ist zuweilen etwas zerstreut; kehrt Euch nicht daran, er ist sonst gut." Diese im Tone herzlichster Bitte vorgebrachten Worte rührten Leonhard tief, er

schaute das Mädchen, welches den seltsamen Vater so einfach und doch so eindringlich zu verteidigen wußte, näher an. Da klingelte die Hausthüre und Zitterlein, der einen für den Vogt aus der Stadt mitgebrachten Brief vergessen hatte, trat ins Zimmer, um diesen zu holen. Sein Auge flammte von heftigem Zorn, als er Leonhard bei seiner Tochter erblickte. „Ihr seid wohl ein Meister im Messerwetzen," rief er diesem zu, „daß Ihr schon jetzt Muße zu plaudern habt, und Du, Agathe" — „Verzeiht," unterbrach ihn Leonhard, der nur durch einen Blick auf das schöne, schüchterne, von tiefer Scham übergossene Mädchen von der Aeußerung seines heftigen Unwillens abgehalten wurde, „verzeiht, ich wollte nur einen Wetzstein holen, den Ihr vergessen hattet." „Einen Wetzstein," entgegnete Zitterlein, „ach so, da nehmt, nehmt, hier ist er." Leonhard nahm ihn und kehrte in seine Kammer zurück.

4.

Am andern Morgen früh, als Leonhard kaum aufgestanden war, trat Zitterlein zu ihm in die Kammer, brachte ihm sein Frühstück und ging dann mit ihm aus im Dorf, um ihn den Kunden vorzustellen, die er künftig zu bedienen hatte. Als dieß geschehen war, kehrte er selbst in sein Haus zurück, Leonhard aber ließ er bei dem Bierbrauer des Ortes, an dessen starkem Bart er sich zuerst versuchen sollte. „Das ist hohe Zeit, junger Gesell," sagte Herr Tobias zu Leonhard, „daß Ihr kommt. Mit Eurem Meister wurde es wirklich zu arg, er würde keinen einzigen Kunden behalten haben, wenn im Dorf nur ein anderer Barbier vorhanden gewesen wäre. Ich wenigstens ging in der letzten Zeit lieber in die Stadt als zu ihm." „Er ist alt und seine Hände mögen zittern," versetzte Leonhard. „Dieß würde noch so viel nicht gemacht haben," antwortete Herr Tobias, „aber er ist verrückt und der Teufel mag einem verrückten Bartscherer seinen Hals anvertrauen. Ich hatte vor 14 Tagen in seiner Barbierstube einen Auftritt mit ihm, an den ich zeitlebens denken werde. Ich ging am Sonnabend Abend nach meiner Gewohnheit zu ihm, um mich rasieren zu lassen. Er verrichtete sein Geschäft anfänglich still und emsig, plötzlich aber fühlte ich einen heftigen Schmerz, mein Blut floß und ich bemerkte, daß er mir eine Warze, die ich am Kinn trug, abgeschnitten. Dieß konnte nun freilich angehn, um so eher, da er mich bei Licht rasierte;

als ich ihn aber fragte, ob er nicht sehen könne, antwortete er mir mit häßlichem Lachen: „Dankt Gott, daß es der Hals nicht ist.“ Damit hob er sein Messer, als ob er es nun auch auf den Hals abgesehen habe. Natürlich sprang ich schnell auf und hielt ihm die Hand. Da aber war er auf einmal ganz wieder, wie im Anfang; er fragte mich, ob ich keinen Spaß verstehen könne, bat mich um Verzeihung wegen seiner Unvorsichtigkeit und brachte sein Geschäft ruhig zu Ende. Aber mir war's durch Mark und Bein gedrungen, jenes häßliche Lachen konnt' ich nicht wieder vergessen, daher ging ich sogleich zum Vogt, meinem Nachbar, und dieser, der so gut für seine Kehle zitterte, wie ich für die meinige, befahl ihm, sich einen tüchtigen Gesellen zu halten, widrigenfalls ihm das Handwerk gelegt werden solle.“ „Das ist seltsam,“ antwortete Leonhard, „Ihr könntet mir fast die Lust verleiden, länger als die ersten acht Tage bei Herrn Zitterlein zu bleiben.“ „Ich könnte es Euch so sehr nicht verdenken, junger Mann,“ entgegnete Herr Tobias, während Leonhard ihn einseifte. „Dieser Zitterlein ist in jedem Betracht der sonderbarste Mensch von der Welt. So hat er da ein junges Ding von Tochter — Ihr werdet sie gesehen haben — von ganz leidlichem Gesicht und angenehmer Figur, meint Ihr, daß das arme Mädchen zu Tanz und Kirmeß gehen dürfte, wie Andere? Ein oder zwei Mal im Jahr darf sie an einer Lustbarkeit theilnehmen, und dann ist der alte verrückte Vater dahinter her, als ob er, verzeih mir's Gott! sie selbst heiraten könnte oder möchte. Ist das Raison? Alle Donnerwetter, wohin meine Tochter und des Vogts Tochter kommen, da ist es für die Barbiermamsell auch gut genug.“ „Da ist das Mädchen ja sehr zu bedauern,“ sagte Leonhard. „Allerdings ist sie das,“ versetzte Herr Tobias, „sie zählt 17 oder 18 Jahre, und für so junges Blut ist Glas und Rahmen drückend. Und doch ist der Vater ebensosehr zu bedauern. Ja, wäre er von jeher so ein Duckmäuser gewesen!“ „Also war er nicht immer so?“ sagte Leonhard. „Nein, wahrhaftig nicht,“ entgegnete Herr Tobias, „ein Narr war er freilich immer, aber des ungeachtet ein guter Barbier, ein lustiger Mann in Gesellschaft. Er wollte zwar immer zu hoch hinaus, vertrieb sich die Zeit mit unsinnigem Zeug, mit Büchern zum Exempel, statt Kegel zu schieben, war auch nie damit zufrieden, daß er dem Pastor den Bart abnehmen mußte, wär' lieber für ihn auf die Kanzel gestiegen, aber was war das gegen seine jetzigen Albernheiten!“ —

„Und diese auffallende Veränderung — weiß man denn nicht, worin sie ihren Grund hat?“ unterbrach ihn Leonhard. „Schicksal, Schicksal,“ antwortete Herr Tobias, „so geht's. Mein Knecht trägt 2 Tonnen Weizen, mancher sinkt unter einer zusammen. Als hier vor ungefähr 20 Jahren das große Viehsterben war, verlor ich 13 Ochsen und einige Pferde, prächtige, wohlgenährte Thiere, doch ich dachte: der Himmel will's und rauchte ruhig meine Pfeife. Dem Barbier starb vor 5 bis 6 Jahren sein Weib, und er wurde verrückt. So geht's.“ Leonhard war mittlerweile mit dem Barte des Herrn Tobias fertig geworden und reichte ihm jetzt das Handtuch zum Abtrocknen. Als Herr Tobias sich abgetrocknet hatte, sagte er zu Leonhard, der sein Geschirr wieder einpackte: „Ihr gefallt mir, es soll mir lieb sein, wenn Ihr hin und wieder einen Abend bei mir verplaudern wollt. Ihr werdet bei Eurem Meister Langeweile genug haben.“

5.

Zitterlein saß eines Abends mit seiner Tochter einsam in seinem Zimmer, da trat Leonhard in seinem Sonntagsrock herein und sagte: „Meister, Ihr werdet nichts dagegen haben, wenn ich ein wenig ausgehe; Herr Tobias, der Brauer, hat mich schon mehrere Male eingeladen.“ „Daran thut Ihr Recht, sehr Recht,“ versetzte Zitterlein mit Freundlichkeit. „Ihr könnt ausgehen, wann Ihr wollt, wiederkommen, wann es Euch beliebt, ich wünsche Euch viel Vergnügen.“ „Auch ich,“ setzte Agathe hinzu, die sich durch das peinliche Verhältnis gedrückt fühlte, in welchem sie sich zu dem jungen Manne befand, der in ihr Haus gekommen war und mit dem sie kein freundliches Wort reden durfte. Leonhard ging, Zitterlein aber nahm sogleich Gelegenheit, ihr die wenigen Worte zu verweisen, die sie sich erlaubt hatte. „Sieh, liebe Tochter,“ sagte er, „als ich den Gesellen annahm, da versprach ich ihm 20 Gr. Wochenlohn, Essen und Trinken und die Kammer zum Schlafen. Alles dieses habe ich ihm gegeben und vollkommen gehalten, was ich ihm versprach. Freundlichkeiten aber habe ich ihm nicht versprochen und ich sähe es gerne, wenn Du die Deinige besser zu Rate hieltest. Es schneidet mir in die Seele, wenn Du ihn ansiehst, ich möchte Dich schlagen, wenn Du mit ihm redest.“ „Ihr verlangt das Unmögliche von mir, Vater,“ erwiderte Agathe, „ich kann doch gegen den Gesellen nicht steif und abgemessen sein, als wenn ich von Stein wäre.“ „Sollst es auch nicht,“ unter=

brach sie Zitterlein, „bewahre; wenn er Dich grüßt, so dankst Du ihm, wenn er sagt: es ist sehr schönes Wetter, so sagst Du: ja wohl! Aber dann eilst Du schnell in Dein Zimmer zurück und setzest, wenn Deine Zunge nicht ruhen kann, das Gespräch fort mit dem Kanarienvogel. Theuerste Tochter, wenn Du wüßtest, welche entsetzliche Pein Du mir dadurch ersparteſt, Du würdest gewiß alles thun, was ich von Dir verlange. Wird es Dir denn so schwer? Fühlst Du Dich nicht ebenso fest und unauflöslich an mich gebunden, wie ich mich an Dich? Bist Du nicht mein Fleisch und Blut? Mir kommst Du vor wie ein Teil von mir selbst; was Du denkst und empfindest, ist mein; ich kann mein Eigentum nicht mit einem andern teilen, und auch Du, Tochter! sei überzeugt, nur meine Brust versteht das Leben, welches die Deinige bewegt.“ Eine Thräne trat dem alten blassen Mann in's Auge. Agathe warf sich in seine Arme. Plötzlich faßte er ihre beiden Hände, schaute ihr in's Gesicht und sagte: „Agathe, willst Du mir etwas schwören? Willst Du mir schwören, Dich nie einem Manne zu ergeben?“ Agathe sah ihren Vater lange an, dann legte sie ihre Hände kreuzweise vor die Brust und sprach: „Vater, ich lieb' Euch so sehr, wie jemals eine Tochter ihren Vater geliebt hat. Das weiß der allmächtige Gott, was soll ich mehr? Ihr quält mich!“ „Schlaf wohl, liebes Kind,“ sagte Zitterlein und verließ schnell das Zimmer. Agathe stand lange regungslos, dann trat sie an's Fenster und schaute hinaus in die Nacht. Der Mond schien hell und klar. Sie faltete die Hände und betete.

6.

Es gibt Menschen, die jenen Bäumen zu vergleichen sind, welche auf fremde Stämme gepfropft werden müssen, wenn sie gedeihen sollen. Auf die Art dieser fremden Stämme kommt es dann gar nicht an, sie kommen fort auf jedem, aber sie werden schlechte Früchte tragen, wenn sie sich unmittelbar aus der Erde selbst Saft und Nahrung saugen. So senken jene Menschen sich mit jeder Faser ihrer Seele in das Wesen hinein, welches sie zufällig am ersten erreichten, sei dieses ein Freund, eine Geliebte, eine Mutter oder was es sei; sie sind glücklich und sanft, aber jenes Wesen soll sich ihnen dafür auch ganz und gar zu eigen geben, und man hat es auch wohl, daß dieß im vollsten Maß geschieht. Solch ein Mensch war der Barbier Zitterlein. Von

Jugend auf still und verschlossen, hatte er beständig mit sich selbst gelebt, aber auch beständig eine innere Unbehaglichkeit empfunden, die er sich nicht zu erklären wußte und die er, seiner Armut halber, durch Wissenschaft, auf die sein Sehnen ging und in der er Befriedigung zu finden gehofft, nicht hatte vertreiben können. Erst spät, nachdem er längst schon seine eigne kleine Wirtschaft eingerichtet, zog die Liebe in seinem Herzen ein, als er ein anspruchsloses Mädchen fand, welches ihn mit all der Innigkeit umfaßte, deren er bedurfte; nun war ihm gewissermaßen ein neuer Sinn geschenkt, durch welchen ihm Welt und Leben aufgingen, in voller Bedeutung und Herrlichkeit. So lebte er manche Jahre mit ihr fort, heiter und in Frieden; sie gebar ihm eine Tochter, aber das Kind trug kaum dazu bei, sein Glück zu vermehren, denn seine Liebe war eine unteilbare, und die kleine Agathe erfreute ihn eigentlich nur dann, wenn er sah, daß sie die Mutter erfreute.

Als das Mädchen 13 Jahre alt war, brach die hitzige Krankheit in seinem Wohnort aus. Viele wurden davon ergriffen; auch Zitterlein's Tochter Agathe. Diese genas, aber die durch sie angesteckte Mutter starb, unter allen Erkrankten fast die einzige. Zitterlein versank in tiefe Schwermuth, er schlich wie ein Schatten umher, er würde sich selbst den Tod gegeben haben, wenn er eine kräftigere Natur gewesen wäre; vor allem aber vermied er seine Tochter Agathe, in der er nichts mehr sah als die Todesursache seines Weibes. Das arme Mädchen war sehr bemitleidenswerth in jener Periode, wo die Jungfrau sich wie ein süßes Geheimnis leise aufschließt. Wo sie der Mutter mehr wie jemals bedurfte, lag die ihrige im Grabe, und der Vater, der jene ohnehin niemals ersetzen kann, stand ihr schroff und kalt gegenüber, wie der fremdeste Mensch. Dieß konnte sie nicht ertragen, sie verzehrte sich im tiefsten Schmerz, sie fiel ab und wurde krank. Zitterlein bekümmerte sich wenig um sie, er holte ihr einen Arzt, und der verschrieb ihr Tropfen. Eines Abends raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen und stand auf. Sie empfand eine wunderbare Beruhigung darin, das Grab ihrer Mutter noch einmal zu besuchen; sie hatte zum Kirchhof nicht weit und schlich sich dahin. Sie setzte sich auf dem kalten, feuchten Grab nieder, sie faltete die Hände, sie betete: Mutter, erscheine mir doch nur noch ein Mal und sage mir, was ich meinem Vater gethan habe, daß er mich haßt! Da fühlte sie sich plötzlich heftig umschlungen, ihres Vaters

Stimme rief: „Vergib mir, Tochter, vergib mir!“ Seine heißen Thränen benetzten ihre Wangen. Er führte sie nach Hause, er setzte sich an ihr Bett, er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten. Einmal faßte er ihre Hand und sagte: „Agathe, der Satan hat mich verblendet, daß ich heute zum ersten Male sehe, daß Deine Mutter mir in Dir noch immer nah ist. Spricht nicht ihre Treue und Milde aus Deinen Augen? Ist es nicht ihre Stimme, die so holdselig aus deinem Munde tönt? Agathe, ich bin von heute an Dein Vater, sei Du meine rechte Tochter.“

7.

Eines Morgens, als Leonhard eben aus seiner Kammer trat, hörte er einen schweren Fall, wie vom Boden herunter. Erschreckt sprang er hinzu und fand Agathe ohnmächtig und blutend auf dem Hausflur liegend. Sie hatte auf der Treppe einen falschen Tritt gethan und war diese heruntergestürzt. Leonhard hob sie schnell auf, er war ganz blaß geworden und hielt sie noch in seinen Armen, als Zitterlein herzugeeilt kam. Ohne sich um den Zustand Agathens zu bekümmern, fuhr dieser den Gesellen mit rauhen Worten an: „Was soll's? Wer hat Euch gerufen?“ Dieser erwiderte ihm im heftigsten Unwillen: „Was ich in diesem Augenblick gethan habe, ist so natürlich, daß Ihr toll sein müßt, wenn Ihr etwas auffallendes darin finden könnt. Ihr solltet, statt mich zu schelten, den Schnepper holen; seht Ihr nicht, wie Eure Tochter bleicher und bleicher wird, wie sie ganz zusammensinkt?“ „Gebt mir meine Tochter und holt Ihr den Schnepper,“ antwortete Zitterlein; „sie hätte vorsichtiger sein sollen, dann würde sie Eurer Hilfe nicht bedurft haben.“ Dabei riß er mit Ungestüm Agathen aus Leonhard's Armen. Dieser eilte schnell fort und holte den Schnepper. „Haltet ihren Arm,“ rief er Zitterlein zu, nachdem er zurückgekehrt war, „daß ich die Ader nicht verfehle.“ Zitterlein that es und zum ersten Mal durfte Leonhard des Mädchens weiche, warme Hand berühren. Die seinige zitterte merklich, und als er am Ende die Ader öffnete, hatte er es wohl mehr dem Glücke als seiner Geschicklichkeit zu danken, daß er die rechte traf. Ihr helles, rothes Blut strömte; er schaute zugleich mit Wollust und Grausen hinein in den rinnenden Strahl. Bald öffnete sie die Augen und blickte ihn freundlich an, als sie ihn so ängstlich um sich besorgt sah. Zitter=

lein, ohne sich weiter um Leonhard zu kümmern, führte sie sogleich in's Wohnzimmer, um sie dort selbst zu verbinden; sie aber wendete sich an der Thür um und sagte: „Ich danke Euch, lieber Leonhard für Eure Hilfe.“ Leonhard kehrte mit sehr gemischten Gefühlen in seine Kammer zurück. Das feindliche Entgegentreten des Alten hatte ihn besonders heute im tiefsten verletzt, aber zugleich war ihm Agathe noch niemals in einem solchen Lichte der Schönheit aufgegangen, wie eben heute. Er verhehlte sich nicht länger, daß er eigentlich nur ihretwegen über 8 Wochen bei seinem unheimlichen Meister ausgehalten hatte; er fühlte das Erwachen einer rasenden Leidenschaft für sie in seiner Brust, die er bekämpfen zu müssen glaubte, und wie es denn die Art und Weise des Menschen ist, in solchen Augenblicken gerade denjenigen Entschluß zu fassen, dessen Ausführung mit dem größten Opfer verbunden sein würde, — er entschloß sich, die Arbeit bei seinem Meister aufzugeben und es ihm noch an demselben Abend zu sagen. Als seine Geschäfte beendet waren und die Dämmerung anbrach, ging er in das Wohnzimmer. Zitterlein war nicht da, aber Agathe sagte ihm, der Vater werde bald zu Hause kommen und nötigte ihn zum Bleiben. Er setzte sich an's Fenster. Agathe nahm zum ersten Mal Gelegenheit, ihn zu fragen, wie es ihm in dem Orte gefalle; sie setzte hinzu, daß der Sommer nicht ganz so langweilig verstreiche wie der Winter und daß die Kirmse gewiß auch ihn in den Wirbel munterer Tänze hineinreißen werde. „Dies,“ antwortete Leonhard, indem er aus dem Fenster sah, „wird schwerlich geschehen; ich denke in der nächsten Woche weiter zu wandern und will dieß Eurem Vater nach Handwerksgebrauch noch heut sagen.“ Agathe wurde sichtlich erschreckt, als sie das hörte. „Das thut mir sehr leid, daß Ihr unser Haus so bald wieder verlassen wollt.“ Es that Leonhard unendlich wohl, als er diese Worte aus Agathens Munde vernahm. Er schaute sie an. Sie stand in Gedanken, dann trat sie auf ihn zu und sagte mit bittender Stimme: „Thut's nicht! Betrachtet meinen Vater wie einen Kranken, habt Geduld mit ihm, ich will ihn bitten, freundlich gegen Euch zu sein. Freilich, setzte sie leise hinzu, hab' ich ihn schon oft genug gebeten.“ „Habt Ihr, Agathe, habt Ihr wirklich?“ fragte der Jüngling. „Gewiß,“ antwortete Agathe und erröthete. Da faßte er ihre Hand und sagte: „Agathe, bist Du mir gut?“ Agathe schwieg, aber sie ließ ihm ihre Hand. Die Thür ging auf, sie wollte ihm die Hand entziehen. Leon=

hard fragte noch einmal: „Agathe, bist Du mir gut?“ „Ja, ja,“ antwortete sie, „aber laßt mich los, der Vater kommt ja!“

8.

Es war ein kalter, stürmischer Abend; es schneite heftig. Zitterlein saß mit seiner Tochter und seinem Gesellen zu essen, als die Thür langsam aufgemacht wurde. Agathe ging hinaus, um zu sehen, wer da sei; die Stimme eines alten Weibes wurde vernommen, welches dringend um ein Nachtlager bat. Zitterlein wollte gerade aufstehen, als Agathe mit der Fremden in's Wohnzimmer trat. „Vater,“ sagte sie, „hier ist eine arme alte Frau, die fast erstarrt ist und kein Obdach zu finden weiß. Ich habe ihr versprochen, daß sie bei uns bleiben soll.“ „Ich will ihr lieber einige Groschen geben,“ antwortete Zitterlein, „damit kann sie in's Wirthshaus gehen.“ Die Alte unterbrach ihn: „Stoßt mich nicht wieder in die gräßliche Kälte hinaus, gönnt mir einen Platz hinter Eurem warmen Ofen, ich will mich mit dem frühesten wieder aufmachen.“ Zugleich setzte sie sich mit der Zigeunern und reisenden Hausierweibern, zu welch letzterer Klasse sie zu gehören schien, eigenthümlichen Zudringlichkeit auf die Ofenbank, schob den Korb, den sie auf den Rücken getragen und gleich beim Eintritt in's Haus heruntergenommen hatte, vor sich hin und nahm einige zusammengebettelte Lebensmittel heraus, bei welcher Gelegenheit auch ein altes Spiel Karten zum Vorschein kam. Als Zitterlein dieß erblickte, wurde er plötzlich aufmerksam. Er sagte: „Ihr seid wohl gar eine Kartenlegerin? Legt Eure Karten auf den Tisch, packt Eure Lebensmittel aber nur wieder ein, habe ich Euch einen Platz hinter meinem Ofen eingeräumt, so will ich Euch auch zu essen geben.“ „Ich danke Euch, lieber Herr,“ erwiderte die Alte und blinzelte ihn an, „und wenn Ihr kein Verächter meiner edlen Kunst seid, so sollen auch die prophetischen Blätter heute noch reden.“ Agathe hatte ihr mittlerweile einen Teller voll warmer Suppe hingesetzt und sie begann zu essen. Sie aß mit einer ekelhaften Gierigkeit. Zitterlein setzte das Gespräch mit ihr fort: „Ich bin keineswegs ein Verächter Eurer Kunst. Warum sollte das Schicksal, das sich des Mundes manches armseligen Käfers bedient, das sich den nächtlichen Uhu zum Herold ausersah, nicht auch durch das geheimnisvolle Spiel der Karten zu dem Menschen, der immer sieht und nimmer glaubt, reden? Ich weiß, was ich von Eurer Kunst zu halten habe,

denn ich selbst habe einmal eine merkwürdige Erfahrung gemacht, von mir werdet Ihr nicht verspottet.“ Die Alte mischte ihre Karten, sie murmelte nicht, sie gab sich nicht das gewöhnliche Possenreißer-Ansehen und verbreitete dadurch einen größeren Schein der Wahrhaftigkeit um sich, als durch allen Hokuspokus hätte geschehen können. Sie wandte sich zu Agathe. „Tretet Ihr zuerst heran, schöne Jungfrau,“ sagte sie, „Euch steht das ganze reiche Leben noch bevor, Euch werde ich gewiß viel angenehmes zu verkünden haben, und dieß kann ich so selten.“ Agathe zog auf ihr Geheiß eine Karte aus. Es war Coeur-Dame. Die Alte breitete die Karten auf den Tisch und fing an zu zählen. „Ei, ei,“ rief sie dann wie erstaunt aus, „dieß übertrifft meine kühnsten Erwartungen. Seht Ihr? Hier ist der Bräutigam, dort ist Geld, noch mehr Geld — will denn das kein Ende nehmen? Ich gratuliere Euch,“ sagte sie zu Zitterlein, „zu Eurem Schwiegersohn.“ Zitterlein antwortete ihr nicht, sondern sah sie fest an. „Wollt Ihr nun Euer Glück versuchen,“ rief sie Leonhard zu, „so zieht eine Karte aus!“ Leonhard that es mit Lächeln. Die Alte wiederholte das vorige Manöver. „Die Braut, die Braut,“ fuhr sie dann mit dem Schein der Ueberraschung auf, „seht Ihr die Braut? Und bemerkt Ihr wohl, setzte sie mit einem vielbedeutendem Blicke auf Agathe hinzu, daß es Coeur-Dame ist?“ „Was!“ rief Zitterlein ergrimmt dazwischen. Die Alte ließ sich nicht stören. „Hier wohnen wohl lauter Glückliche,“ fuhr sie fort, „seht Ihr hier Treff-Aß und wißt Ihr wohl, daß diese Karte eine reiche Erbschaft bedeutet?“ „Alte,“ antwortete Leonhard, „Du sorgst dafür, daß ich über Nacht angenehm träume!“ Zitterlein war kreideweiß geworden. „Packt Eure Sachen zusammen,“ rief er der Alten zu, „es ist Zeit, zu Bett zu gehn.“

9.

Agathe hatte dem alten Hausierweib frisches Oel in die Lampe gegossen, ihr Holz und Torf hingelegt, um das Feuer im Ofen damit zu unterhalten und sie dann, wie ihr Vater schon vorher gethan hatte, verlassen. Die Alte, wie sie sich allein sah, horchte an der Thür, ob vielleicht noch Jemand im Hause wach wäre; darauf setzte sie sich an den Tisch und zog aus ihrer Tasche ein schmutziges ledernes Beutelchen hervor, dessen Inhalt sie ausschüttete und eifrig überzählte. Dann steckte sie, mit dem Ver-

dienst des Tages nicht besonders zufrieden, den Beutel wieder ein und fing an, zur Zerstreuung in den Karten, die noch auf dem Tische lagen, herumzublättern. Mit einmal ging die Thür auf und Zitterlein trat leise herein. „Seid Ihr noch wach, Alte?" sagte er, indem er einen starren Blick auf die Karten warf. „Ach Gott," antwortete sie und zuckte heuchlerisch die Achseln, „Sorge und Kummer sind unruhige Schlafkameraden." „Es freut mich, daß Ihr noch wach seid," fuhr Zitterlein fort, „denn ich muß Euch etwas fragen. Hört, Alte, ich hab' es wohl bemerkt, daß Ihr heute Abend mit meiner Tochter und meinem Gesellen blos Euer Spiel getrieben habt, nicht wahr? es ist so, gesteht es nur!" Die Alte wurde sehr verlegen und schielte Zitterlein von der Seite an, indeß sie zugleich wie unwillkürlich die Karten durch einander mischte. Zitterlein wurde ihre Verlegenheit nicht gewahr, sondern vertiefte sich in die magischen Blätter, die durch die knöchernen Finger des Weibes in immer veränderten Combinationen hindurchliefen. Als die Alte dieß bemerkte, fühlte sie sich ermuthigt, sie zweifelte nicht länger, daß Zitterlein's Glaube an ihre magischen Künste keineswegs so gering sei, als er sich den Anschein gab. Sie antwortete daher auf seine Frage nur mit einem Seufzer. Zitterlein blickte zu ihr auf, als er den Seufzer hörte. Ihm wurde unheimlich zu Muthe und er mußte sich förmlich zusammennehmen, als er in hartem Ton zu ihr sagte: „Willst Du mir nicht antworten, alte Hexe?" „Lieber Herr," antwortete die Alte, „ich bin alt und arm, Ihr habt ein Recht, mich zu schimpfen." „Vergib mir," erwiderte Zitterlein nach einer langen Pause, „vergib mir meine Härte, aber sieh mir in's Gesicht und gesteh mir, was ich ja doch schon weiß. Sieh, Dein warmer Platz hinter dem Ofen soll Dir bleiben und überdieß geb' ich Dir morgen ein gut Stück Geld, gib Du mir dann Wahrheit." Zitterlein ergriff ihre Hand und sah ihr, fast flehend, in's Gesicht; der Alten lief eine Regung von Mitleid durch die Seele, aber sie konnte der Lust, wenigstens einem Menschen als Repräsentantin der Geisterwelt zu erscheinen, nicht widerstehn; sie antwortete: „Ich kann Euch die geheimnisvolle Schrift nicht lehren, die von unsichtbarer Hand auf diese unscheinbaren Blätter geschrieben ist; ich kann Euch nicht einmal sagen, woher mir das seltsame Verständnis dessen kam, was Tausenden ewig dunkel bleibt, aber Gott weiß, daß ich keine Lügnerin bin." „Was, was," schrie Zitterlein laut auf, „Ihr habt meine Tochter

wirklich als Braut gesehen, wirklich als Braut?" „Dankt Gott dafür," entgegnete die Alte, „ich sah schon manches Mädchen als Leiche." „Ich sähe sie lieber als Leiche," antwortete Zitterlein fast tonlos und ging schnell aus dem Zimmer. Er kehrte in seine Schlafkammer zurück. In einem daran stoßenden Alkoven schlief seine Tochter. Er setzte sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf auf den Tisch. „Also auch verloren!", rief er mit einem gräßlichen Lächeln vor sich hin. Auf dem Tisch lag sein Messerbesteck; er zog ein Messer heraus, es funkelte scharf und blank im Strahl der flackernden Lampe. Er stand auf und blickte auf die Alkoventhür, er that einen Schritt vorwärts, aber da warf er das Messer schaudernd zu Boden und schlug sich mit geballter Faust in's Gesicht.

10.

Agathe lag in ihrem Bett, ohne zu schlafen. Sie litt an einem großen Schmerz. Zwei Gestalten drängten sich unaufhörlich vor ihre Seele, Leonhard mit seinem treuen blauen Auge und ihr Vater, ihr armer, mit dem seltsamsten Fluche behafteter Vater. Unglückliches Mädchen, dem Tod und Leben aus einer Quelle fließen: die Liebe, die sich sonst wie ein sanfter Faden durch alle Kräfte und Bestrebungen der jugendlichen Seele schlingt und sie in holder Eintracht zusammenfaßt, ist für Dich eine rasende Petarde, die die Grundpfeiler Deiner stillen, milden Natur erschüttert und den Abgrund des Lebens vor Dir aufwühlt, statt ihn zu verschleiern. Agathe faßte einen Entschluß. Am andern Morgen trat sie zu Leonhard und sagte zu ihm: „Ihr wolltet vor einigen Wochen unser Haus verlassen und ich bat Euch zu bleiben, ich bitte Euch nicht mehr." Leonhard schwieg lange still, dann erwiderte er: „Agathe, ich begreife und verstehe Euch und werde gehen. Möge Euch die Kraft zu teil werden, die mir fehlen wird." „Ich hoffe auf Gott," antwortete sie. „Wohlan denn," sagte Leonhard und ergriff ihre Hand, „so sag' ich Euch Lebewohl! Euren Vater kann ich nicht sehen, er ist mir zuwider, wie ein teuflisches Gespenst. Lebe wohl, Agathe." Er wollte ihr seine Hand entziehen, aber sie hielt sie fest. Er riß sich los; da warf sie sich ihm laut weinend an die Brust und rief: „Lebe wohl, lebe wohl." In diesem Augenblick trat Zitterlein aus seiner Schlafkammer. Er hatte seine Waschkanne in der Hand, wüthend warf er sie nieder und ergriff Leonhard. Aber

ebenso schnell ließ er ihn los und bat ihn um Verzeihung. Gegen Agathe aber ballte er die Hand. „Du! Du!“ rief er mit wutherstickter Stimme und faßte sie bei den Haaren. Leonhard, als er dies sah, packte ihn bei beiden Schultern und warf ihn zur Erde. Zitterlein, mit glühendem Gesichte, ohne einen Versuch zu machen, sich an Leonhard zu rächen, stürzte zur Thür hinaus. Agathe hatte sich bleich und zusammengesunken an die Wand gelehnt. „O Gott,“ rief Leonhard aus, „warum bin ich in dieses Haus gekommen?“ „Ja, warum, Leonhard,“ sagte fast tonlos Agathe. „Leb wohl Agathe,“ rief Leonhard dumpf, „ich weiß nicht, wer von uns beiden der Teufel ist, ich oder Dein Vater?“ „Leonhard, Leonhard! Verlaß mich jetzt nicht,“ schrie Agathe laut auf, als jener mit raschen Schritten zur Thür ging, und fiel erschöpft zu Boden.

11.

Zitterlein aber eilte fort, als ob er aus der Hölle entflöhe. Ohne Rast und Ruhe, mit unbedecktem Kopf, schlug er den ersten besten Weg ein, der aus seinem Dorf hinausführte; er war keines Gedankens fähig und wanderte ohne Aufenthalt fort. Es war der erste heiße Märztag, die Sonne brannte und die schwere, dumpfe Atmosphäre verkündete ein Gewitter. Zitterlein gelangte bald in ein seinem Dorfe nahegelegenes Gehölz; er irrte zwecklos und planlos umher, und als die Nacht hereinbrach, zwang ihn wildes Gesträuch, sich unter einem Baum niederzulegen. Donnergeroll ertönte, schlängelnde Blitze schossen durch die Wipfel der Bäume, die unheimlich die Ouvertüre des aufkommenden Sturmes zu brausen begannen. Zitterlein hatte sich zusammengekauert; die Furcht seiner Kindheit vor den Schauern einer Gewitternacht und den Schauern eines Waldes wurde wieder lebendig in seiner Brust, und er brach in die herzzerreißenden Worte aus: „Und ich bin verbannt aus dem Hause, das ich 20 Jahre lang bewohnte, ich muß übernachten bei Schlangen und Kröten, während meine Tochter ruhig ihre Biersuppe ißt und vielleicht gar mit dem Gesellen fluchwürdige Liebesscherze treibt. O Gott, ist es denn wirklich wahr, was ich schon so lange gefühlt habe — Du bist nichts als ein wahnsinniges Traumbild und selbst die Natur ist eine Lügnerin? Baum und Blatt hält sie zusammen, aber Menschen nimmermehr.“ Er verlor sich in diese Gedanken an die grenzenlose Abgeschiedenheit von allem, was er geliebt, gehofft

und geglaubt. Seine Seele konnte sie nicht ertragen, und er fiel in einen tiefen, fieberhaften Schlaf. Aber das Bild seiner Tochter zog ihm in marternden Träumen vorüber. Er sah sie lächeln zu seinem unendlichen Schmerze, er sah sie lustwandeln mit Leonhard in einem schönen Garten, während er selbst als verachteter Bettler an der Pforte stand, er sah sie mit ihm, Braut und Bräutigam, zur Kirche wallen, überglücklich und höhnisch auf ihn, der sich in den Kreis der Zuschauer gedrängt hatte, herabsehend; die Orgel, der Chorgesang verstummte, der Prediger trat vor den Altar, er wollte die Einsegnungsworte sprechen. Da sprang er selbst, Zitterlein, mit einem gräßlichen Fluch auf die Braut zu und zog ein Messer, um sie zu ermorden; doch, er hatte das Messer ungeschickt gezogen und das Heft gegen seine Tochter gekehrt, die Klinge aber in der Hand behalten; die Tochter war unbeschädigt geblieben, sich selbst hatte er in den Finger geschnitten. Und Leonhard lachte und seine Tochter lachte, das ernste Gesicht des Predigers verzog sich zur höllischen Fratze, von der Orgel, vom Chor meckerten häßliche Stimmen herüber, seltsam gefärbte Flammen ringelten sich durch die Kirche. Aber Zitterlein ergriff mit der linken Hand das Messer und schrie: „Ich will Dich doch töten — doch töten —.“

Da erwachte er; Alles um ihn her war stille, nur rauschten über seinem Haupte die Bäume. Der Mond schien hell. Zitterlein schaute sich um, ob er nicht den Fußsteig, der zu seinem Dorf zurückführte, auffinden könne und als er ihn gefunden, verfolgte er ihn eilig. Der Nachtwächter rief eben zu Eins, als er im Dorfe anlangte; vorsichtig, scheu, sich in die Ecken bergend, sobald er Fußtritte vernahm, schlich er die Straßen entlang. Bei seinem Hause sprang er über die niedrige Gartenhecke und nahte sich mit leisen Schritten dem Fenster, welches aus dem Schlafalkoven seiner Tochter in den Hof hinausging. Ehe er noch das Fenster erreicht hatte, zog er sein Taschenmesser hervor, dann lauschte er hinein. Eine Lampe stand auf dem Tische, Agathe saß an demselben. Sie hatte den Kopf gestützt, und ihre verweinten Augen waren auf das nemliche Fenster geheftet, hinter welchem der unglückliche Vater, über dessen Ausbleiben sie sich ängstigte, lauschend stand. Zitterlein wollte klopfen, aber ein Blick in das Auge seiner Tochter lähmte ihm die Hand; er glaubte, daß aus der Tiefe dieses Auges ihm noch ein andres Auge kalt und drohend entgegen starre, das Auge seines toten Weibes;

eiskalte Schauer durchrieselten ihn. „Auch dies kann ich nicht, auch dies nicht," rief er aus, „bin ich denn tot?" und mit gespenstiger Eile verließ er den Garten, stürzte durch die Straßen und rannte wie am Morgen, um nicht wieder zurückzukehren.

12.

Ein volles Jahr später ging in dem Hause des Barbiers Zitterlein zum ersten Male wieder ein Festtag auf. Agathe und Leonhard wandelten Hand in Hand zur Kirche, der Prediger legte ihre Hände zusammen und rief auf diejenigen, die den Segen des verschollenen Vaters entbehrten, den Segen Gottes herab. Agathen stürzten die hellen Thränen aus den Augen, als der würdige Geistliche sie mit ergreifenden Worten ermahnte, sich nun endlich dem heitern Genuß der Gegenwart hinzugeben und nicht mehr unter den Gräbern der Vergangenheit zu nachtwandeln. Als sie nach Hause kamen, fiel sie Leonhard weinend um den Hals. „Ach," rief sie aus, „mir ist, als hätten wir in diesem Augenblick eine schwere Sünde begangen." Leonhard führte sie sanft zu einem Stuhl und erwiderte nichts; er stellte sich an's Fenster und sah gedankenlos hinaus. Ihm war, als müßte er sich verfluchen, weil er ihren Schmerz nicht genug geehrt und sie in wilder Begier zu einem Schritt beredet hatte, der sonst wohl menschlich und rein war, diese zarte Natur aber in's Verderben stürzen mußte. Doch Agathe, als sie die Bewegung bemerkte, die in seinem Innern vorging, trat auf ihn zu und sagte: „Mein Leonhard, sei ruhig, wir dürfen nur einen Gedanken haben: Gott!"

13.

Friede, Friede,
Ach, für Müde
Welch ein süßer Klang!
Wenn ich dich nur nenne,
Mein' ich, ich erkenne
Deinen leisen Gang,
Fühle deinen Odem,
Der mich sanft umspielt,
Und den Schmerz beschwichtigt,
Der mein Herz durchwühlt!
Friede, Friede,
Ach, du süßer Klang!

„Noch einmal, noch einmal," rief ein armer alter Mann in ganz zerlumptem Rock, dem die Thränen über die Wangen flossen. Aber der Orgelspieler, der dieses Lied an einem stillen Abend auf dem Marktplatz zu F. ableierte, musterte beim Schein der Laterne die Gesichter seiner Zuhörer, und als er bemerkte, daß sein rührender Hymnus diese gelangweilt hatte, kehrte er sich wenig an jenes da capo des gerührten Bettlers, sondern begann die gar grausige Romanze:

Es war ein Mädchen, stolz und schön,
Doch nimmer zur Liebe geneigt,
Es kam manch blühender Freiersmann,
Doch keiner von allen erlangen kann,
Daß sie sich freundlich bezeigt.

Da klopft es einmal um Mitternacht
An Mägdleins Fensterlein an,
Es war ein Jüngling in dunkler Nacht,
Sie zittert, doch hat sie ihm aufgemacht,
Als wär's ihr eigener Mann.

Er schließt sie stumm in den dünnen Arm,
Er raubt ihr Kuß auf Kuß,
Sie weint, doch kann sie nicht widersteh'n,
Sie glaubt in Ketten und Banden zu geh'n,
Er schreitet zum letzten Genuß.

Er legt sie schweigend auf's weiche Bett,
Sie wehrt ihm mit keinem Laut,
Und als er sein frevelhaft Thun vollbracht,
Da ruft er höhnisch: „Gut Nacht, gut Nacht,
Du bist des Teufels Braut!"

Als der Orgelspieler geendigt hatte und das alte Weib, welches neben ihm stand, mit ihrem Teller herumging, drängte der Alte sich durch die Menge; wahnsinnig, mit fast starrem Gesicht griff er nach der Hand des Orgelspielers und rief: „Ich bitte Euch, sagt mir um Gottes willen, ist das wahr? Hat sich das ereignet?" Der Orgelspieler erwiderte nichts, er schaute den Alten verwundert an, aber das alte Weib, welches die seltsame Frage ebenfalls gehört hatte, kehrte sich um und sagte mit ihrer

unangenehmen, krächzenden Stimme: „Allerdings hat sich dieß gewiß und wahrhaftig zugetragen in der Schweiz, in dem Lande, wo die hohen Berge und die tiefen Abgründe sind und wo die arme Jungfrau noch sitzen soll, zu Eis erstarrt auf einer der höchsten Alpenspitzen. Was in unsern Liedern steht, ist alles wahr." Zitterlein -- eben dieser war der Bettler — fühlte sich wie von einem Todespfeile getroffen, als er die Stimme des alten Weibes vernahm; sie war ja die Zigeunerin, die er einst in seinem Hause beherbergt und die ihm sein grauenhaftes Schicksal vorausgesagt hatte. Er wagte nur einen Blick in ihr gelbes, schmutziges Gesicht und als er sah, daß sie die häßlichen, vertrockneten Lippen bewegte, eilte er mit schnellen Sprüngen von dannen, denn es schien ihm, als ob eine ganze Legion böser Geister in ihren stechenden Augen laure und als ob sie jetzt im Begriff wäre, ihn zu ermorden durch gräßliche Worte.

Er setzte sich nieder auf eine Bank, die in einer öffentlichen Allee stand; der einförmige Orgelklang und die Romanze des Orgelspielers, die er vor einem andern Hause wiederholte, schollen gespenstig zu ihm hinüber. Aber, als er sie noch einmal gehört hatte, war es ihm, als wäre er selbst, die Welt, Alles, was ihn umgab, verwandelt, als dürfe er einen tiefen Blick thun in's innerste Getriebe des Lebens. Fromme Gefühle des Glaubens, ja sogar der Sehnsucht und Hoffnung erwachten in seiner Brust; er blickte zu den ewigen Sternen auf und es war ihm, als rief der kühle Nachtwind, der seine glühende Wange streifte, ihm zu: „Es waltet ja doch ein Gott, der die armen Menschen und auch Dich lieb hat und ihre Wunden gerne heilte, aber der Teufel ist mächtiger als er, fühlst Du das denn nicht?" — „Ja, ich fühle es, rief Zitterlein aus, „vergib mir, du gütiger Gott, daß ich mich so grausam an Dir versündigte! Ich fühl' es auch, daß meine arme unglückliche Tochter unschuldig ist — der Teufel hat sie, wie jene Jungfrau in der Schweiz, in Bande geschlagen, und was vermag menschliche Kraft gegen diesen? O ich Thor, der ich dieß nicht längst empfunden, der ich es nicht einmal geahnt habe, als ich mit ruhelosen Mordgedanken vor ihrem Fenster stand und eine unsichtbare Macht mich abhielt, die gräßliche That zu vollführen! Mein Gott war mir nah. Heil mir, daß ich ihn jetzt erkenne." Der Orgelspieler ging mit der Alten an ihm vorüber. Zitterlein nahm den letzten zusammengebettelten Groschen aus der Tasche; er drückte ihn der Alten in die Hand und sagte:

„Vergebt mir die Sünde, die ich heute Abend an Euch begangen habe; Ihr wart mein Engel und ich konnte Euch für einen Dämon halten. Aber der Teufel hatte mit mir sein Spiel.“ „Was ist das für ein Mensch?“, fragte der Orgelspieler seine Begleiterin, indem sie weitergingen. „Ein Verrückter,“ antwortete die Alte und lachte. Zitterlein hörte diese Worte und erstarrte. „Bin ich ein Verrückter?“, fragte er und schwieg dann, als ob er von sich selbst die Antwort erwartete. „Aber nein, nein,“ rief er nach einer Pause, „ich bin verrückt gewesen, darin mag die Alte Recht haben, vollkommen Recht, doch jetzt erkenn' ich ja meinen Gott und weiß, was ich thun muß.“

14.

Agathe saß eines Abends am Tische und strickte. Sie wartete auf ihren Mann. Da ging die Hausthür und ehe sie vom Stuhl aufstehen konnte, wurde auch die Stubenthür aufgemacht. Ein alter Mann in zerrissenem Rock trat herein. Agathe schrie laut auf: „Mein Vater!“ „Dein Vater, liebe Agathe,“ antwortete Zitterlein, den Du gewiß nicht vergessen hast!“ Dabei setzte er sich auf einen Stuhl. Agathe schaute ihn an; sie konnte für die Gefühle, die sie bestürmten, keine Worte finden. „Du bist verheirathet, liebe Tochter?“ fuhr Zitterlein fort, „ich hörte es eben und hatte es erwartet.“ „Ja, Vater,“ sagte Agathe und senkte die Augen zu Boden. „Fürchte keine Vorwürfe,“ begann Zitterlein nach einer Pause, „Du konntest nicht anders, Du fühltest blos die Schlingen, aber Du kanntest den nicht, der sie Dir legte!“ Durch diese Worte wurden die Hoffnungen, welche in Agathens Brust bereits erwacht waren, völlig wieder zerstört. Sie seufzte tief. „Aber ich zittre gar nicht für Dich,“ sagte Zitterlein mit Zuversicht, und ein letzter Anflug von Röthe kehrte auf seine Wangen, „denn Du bist auf ewig geschieden von Deinem furchtbaren Verführer in dem Augenblick, wo ich Dir ihn nenne. Fürchte Dich nicht, liebe Tochter, Gottes Gnade ist unendlich. Du bist des Teufels Weib.“ „Vater,“ rief Agathe und starrte ihn an in sprachlosem Entsetzen. „Des Teufels Weib,“ wiederholte Zitterlein ruhig, „aber nun komm', meine Tochter, nun komm' mit mir, daß nicht Leib und Seele verloren gehen, hier zeitlich und dort ewiglich.“ In diesem Augenblick trat Leonhard in die Stube. Zitterlein stürzte wüthend auf ihn zu, aber, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, stand er plötzlich still,

als ob er sich besonnen hätte. Er bekreuzigte sich schnell und rief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, hebe Dich weg, Satan!“ Leonhard, den Zitterlein erst jetzt erkannte, blieb regungslos an der Thür stehen, er wußte nicht, ob er träume oder wache. „Siehst Du,“ rief Zitterlein seiner Tochter zu, „siehst Du, daß er nicht näher treten darf?“ Er trat dicht vor Leonhard hin und sagte: „Dein Grinsen, Dein Zähnefletschen erschreckt mich gar nicht, obgleich die menschliche Larve, die Du angenommen hast, es nur schlecht verbirgt. Im Namen des Gekreuzigten, der die Hölle überwand, hebe Dich fort von hier!“ Agathe warf sich auf die Kniee nieder und betete mit lauter Stimme zu Gott, daß er ihrem Vater die verwirrten Sinne erhellen möge. „Was betest Du, Agathe?“, fragte Zitterlein sie und schauerte zusammen. Ein Kind schrie. Agathe stand auf und ging zur Wiege. „Ein Kind, Agathe,“ sagte Zitterlein, „hast Du ein Kind?“ „Ja, Vater, seht mein Kind,“ antwortete Agathe ihm und nahm das kleine holde Wesen aus der Wiege, dem noch der süße Traum um die Wange spielte, aus dem es eben erwacht sein mochte. „Ein Kind,“ wiederholte Zitterlein fast tonlos und wandte den Blick von Leonhard ab, der sich noch immer an die Thür lehnte, verloren in den unermeßlichen Jammer. „Ein Kind! Ewige Natur!“, wiederholte Zitterlein noch einmal und schaute dem Kind in's Auge. Das kleine Kind erschrack vor dem fremden wilden Manne, dessen Blicke es zu durchbohren suchten. „Ein Kind, wie andere Kinder,“ sagte Zitterlein dumpf vor sich hin, „keine höllische Flamme im Blick, keine satanischen Züge, und Kinder kommen von Gott! Bin ich denn verrückt? — — Ja, ja, ich bin verrückt, die Alte sagte es ja auch! Schickt mich in's Irrenhaus!“ Ohnmächtig sank er zu Boden. —

Anna.

1836.

„Himmel blau und mild die Luft
Blumen voll von Thau und Duft,
Und am Abend Tanz und Spiel,
Das ist mehr als allzuviel!"

Lustig sang dies an einem hellen Sonntagmorgen Anna, die junge Magd, während sie zugleich auf's fleißigste mit Reinigung der Küchen- und Milchgeschirre beschäftigt war. Da ging im gründamastenen Schlafrock der Freiherr von Eichenthal, in dessen Diensten sie seit einem halben Jahre stand, an ihr vorüber, ein junger verlebter Mann, voll Hypochondrie und Grillen. „Was soll das Gejohle — herrschte er, indem er vor ihr stehen blieb, ihr zu — Sie weiß, daß ich keine Leichtfertigkeiten leiden kann!" Anna erglühte über und über, sie erinnerte sich, daß der gestrenge Herr sie vor einigen Abenden in der Gartenlaube gern leichtfertig gefunden hätte, sie hatte ein scharfes Wort auf der Zunge, griff aber, es mit Gewalt unterdrückend, nach einer weißporzellanenen Suppenterrine und ließ diese, in heftigem Kampfe mit der ihr eigenen Unerschrockenheit begriffen, zu Boden fallen. Das kostbare Geschirr zerbrach, der Freiherr, der bereits einige Schritte vorwärts gethan hatte, kehrte zornglühenden Gesichts um. „Was? — rief er laut aus und trat dicht vor das Mädchen hin — will Sie Tuckmäuserin an meiner Mutter Küchengeräthschaften Ihr Müthchen kühlen, weil Ihre Verstocktheit es Ihr nicht erlaubt, einen wohlverdienten Vorwurf ruhig hinzunehmen wie sich's geziemt?" Und damit gab er ihr rechts und links, scheltend und tobend, Ohrfeigen über Ohrfeigen, während sie ihn erstarrend, wie ein Kind, der Sprache, ja fast der Sinne beraubt, in der einen Hand noch den Henkel der Terrine haltend, die andere unwillkürlich gegen die Brust drückend, ansah. Aus diesem an Ohnmacht grenzenden Zustande wurde sie erst durch das spöttische Gelächter des Kammermädchens Friederike erweckt, die, gefälliger wie sie, es sich gern gefallen ließ, daß der Freiherr lüstern tändelnd sie in die Wangen kniff und mit ihren Locken spielte. Höhnisch schaute die freche Dirne zu ihr hinüber und rief ihr zu:

„das gibt guten Appetit für die Kirmse, Jungfer Männerschen.“ Der Freiherr aber stemmte laut lachend die Arme in die Seite und sagte: „lass' Sie sich das Gelüste nach Tanz und Spiel nur vergeh'n; ich nehme die von meiner Mutter ertheilte Erlaubniß zurück, Sie soll das Haus hüten.“ „Gibt's denn heute Nichts für sie zu thun? fuhr er mit sich selbst rathschlagend fort. Friederike flüsterte Einiges. „Richtig — rief er überlaut — sie soll Flachs hecheln, bis spät in die Nacht, hört Sie's?“ Anna in gänzlicher Verwirrung nickte mit dem Kopf und sank dann kraftlos auf die Kniee, ergriff aber zugleich instinktartig ein messingenes Gefäß und begann, während ihr die Thränen heiß und unaufhaltsam aus den Augen drangen, es blank zu scheuern. Da ging der Gärtner, der ihr, frisch und blühend, wie sie war, längst, aber vergebens nachgestellt und den vorigen Auftritt von ferne angesehen hatte, an ihr vorbei, grüßte sie und fragte höhnisch, wie's ihr gehe. „Oh, oh!“ stöhnte sie krampfhaft zusammenzuckend, sprang auf und packte den hohnsprechenden Buben bei Brust und Gesicht. „Rasende!“ rief er erschreckend und stieß sie, sich ihrer mit aller Manneskraft erwehrend, zurück. Sie, als wüßte sie selbst nicht, was sie gethan, starrte ihm nach mit weit aufgerissenen Augen, dann, wie sich besinnend, ging sie wieder an ihre Arbeit, die sie ununterbrochen, nur zuweilen unbewußt laut aufseufzend, fortsetzte, bis man sie Mittags zum Essen in die Küche rief. Hier sah sie sich empfangen von lauter schadenfrohen Gesichtern und von mehr oder minder unterdrücktem Gelächter und Gekicher, welches, da sie mit brennenden Wangen auf ihren Teller niederblickte und zu allen reichlich vorgebrachten Anspielungen kein Wort sagte, immer stärker und rücksichtsloser ward. Die Mägde, theilweise schon im Putz, neckten sich in unverkennbarem Bezug auf sie gegenseitig mit den Liebhabern, die sie gefunden hatten oder zu finden hofften, und der breitnasige Küchenjunge, durch Großknecht und Kutscher mit Augenzwinkern zu dieser Frechheit aufgemuntert, fragte Anna, ob er nicht ihre rothgeblümte Schürze, so wie den bunt bebänderten Hut, den des Majors Bedienter Friedrich ihr zu Weihnacht geschenkt, leihen dürfe; sie werde ja in der Flachskammer diese Sachen entbehren können, und er hoffe, sich ein Mädchen, dem es an Putz fehle, dadurch geneigt zu machen. „Bube,“ rief sie aus mit blassen, bebenden Lippen, „ich will Dir, wenn Du krank liegst und von Niemandem beachtet wirst, keine Milchsuppen wieder

kochen;“ schob ihren Teller zurück und ging, die leeren Wassereimer ergreifend, um sie, wie es ihr zukam, frisch aus dem Brunnen zu füllen, hinaus. „Pfui,“ sagte Johann, ein alter Diener, der, im Dienste seines Vaters grau geworden, bei dem Freiherrn von Eichenthal das Gnadenbrot genoß, „es ist Unrecht, der Dirne Essen und Trinken durch gallige Reden zu verderben!“ „Ei,“ versetzte der Gärtner, „der schad’ts nicht, sie ist so hochmüthig, seit der Friedrich, der dünnleibige Speichellecker, hinter ihr herläuft, als ob ein Edelmann angebissen hätte!“ „Hochmuth kommt vor dem Falle!“ sagte Liese, die kleine dralle Köchin, mit einem zärtlichen Blick auf den phlegmatischen Großknecht, „wißt ihr, daß sie sich schnürt?“ „Warum auch nicht hochmüthig,“ sagte der Kutscher, „ist sie doch des Schulmeisters Tochter!“ Friederike, das Kammermädchen, trat mit erhitztem Gesicht in die Küche. „Ist die Anna nicht hier — fragte sie, sich die Stirn mit dem seidenen Taschentuche trocknend — der gnädige Herr hat sich eben zu Bett gelegt, er war sehr spaßhaft — hier hustete sie, weil die Anderen sich mit bedeutenden Blicken ansahen und lachten — und ich soll ihr sagen, daß sie gleich mit dem Flachshecheln beginnen und — dies setzte sie eigenmächtig hinzu — vor zehn Uhr nicht Feierabend machen soll!“ „Ich will’s ihr schon ausrichten, Rike!“ versetzte Liese. Friederike tänzelte wieder fort. „Ob die sich nicht auch schnürt?“ fragte der Großknecht. „Pst! Pst!“ wisperte Johann und klimperte verlegen mit seiner Gabel auf dem Teller. Anna trat mit ihrer Tracht Wasser in die Küche. „Anna — begann Liese geschäftig — ich soll Dir sagen“ — — „Ich weiß schon Bescheid — erwiderte Anna trocken im festen Tone — Ich bin dem Boten begegnet. Wo hängt der Schlüssel zur Flachskammer?“ „Drüben am Nagel!“ versetzte die Köchin und zeigte mit dem Finger auf die Stelle. Anna, gelassen, weil im Innersten zerschlagen, nahm den Schlüssel und ging, während die Uebrigen sich zu ihren Koffern begaben, um dort vor einem Drei-Groschen-Spiegel den Anzug zu vollenden, hastig in die Flachskammer, deren Fenster auf Schloßhof und Landstraße hinausgingen. Sie setzte sich, das Gesicht gegen die Fenster gewendet, so, daß sie alle Fröhlichen, die aus dem Dorfe auf die Kirmse zogen, sehen und ihre munteren Gespräche hören konnte, an die Arbeit, die sie in dumpfer Emsigkeit begann, und wenn sie auch zuweilen in unbewußtes Hinbrüten versank, doch sogleich aus diesem, wie vor Schlangen- und Tarantelstich schreck-

haft auffahrend, mit verstärktem, ja unnatürlichem Eifer fortsetzte. Nur einmal während des ganzen langen Nachmittags stand sie von ihrem niedrigen harten Blockstuhl auf, und zwar als ihr Mitgesinde auf bequemem, von raschen Pferden gezogenen Leiterwagen den Schloßhof hinunter jagte, aber laut auflachend, wie zu eigener Verspottung, setzte sie sich wieder nieder und trank, obwohl sie in all der Hitze und all dem Staub durstig ward, daß ihr die Zunge am Gaumen klebte, nicht einmal den Kaffee, den ihr um vier oder fünf Uhr die alte Brigitte, die bei einer Gelegenheit, wie die heutige, für die Mägde das Haus zu hüten pflegte, mitleidig gebracht hatte. Als die Nacht allmälig hereinbrach, ging sie, ohne sich die wild um's Gesicht herunterhängenden Locken zurückzustreichen, in die Küche, wo sie, auf Brigittens freundliche Einladung, dort zu bleiben und eine leckere Pfanne voll gebratener Kartoffeln mit ihr zu verzehren, Nichts erwidernd, ein Licht aus dem Lichtkasten nahm und sich dann mit diesem, es mit darüber gehaltener Hand vor dem Zugwind schützend, in die Flachskammer zurückbegab. Nicht lange dauerte es, so klopfte es bei ihr an's Fenster, und als sie die Thür öffnete, trat Friedrich, über und über schwitzend, mit Hast herein. „Ich muß doch sehen — sagte er fast außer Athem und sich die Weste aufreißend — sie flüstern allerlei!“ „Du siehst!“ erwiderte Anna schnell, dann aber stockend und steckte ihren Busenlatz, der sich etwas verschoben hatte, fest. „Dein Herr ist ein Hundsfott!“ brauste Friedrich auf und knirschte mit den Zähnen. „Ja, ja!“ sagte Anna. „Ich möcht' ihm begegnen, drüben am Abhang“ — rief Friedrich — „o es ist entsetzlich!“ „Wie heiß bist Du“ — sagte Anna, indem sie sanft seine Hand faßte — „hast Du schon getanzt?“ „Wein hab' ich getrunken, fünf, sechs Gläser,“ versetzte Friedrich — „komm, Anna, zieh Dich an, Du sollst mit, jedem Teufel zum Trotz, der sich drein legen will.“ „Nein, nein, nein!“ sagte Anna. „Ja doch,“ fuhr Friedrich auf und legte seinen Arm um ihren Leib, „Doch!“ „Ganz gewiß nicht!“ erwiderte Anna leise, ihn innig umschlingend. „Du sollst, ich will's,“ rief Friedrich und ließ sie los. Anna ergriff, ohne etwas zu antworten, die Hechel und sah vor sich nieder. „Willst Du oder nicht?“ drängte Friedrich und trat dicht vor sie hin. „Wie könnt' ich?“ entgegnete Anna, indem sie, ihm vertrauensvoll in die Augen sehend, ihre Hand auf's Herz legte. „Gut, gut,“ rief Friedrich, „Du willst nicht? Gott verdamme mich, wo ich Dich

wieder seh'!" Wie rasend stürzte er fort. „Friedrich" — schrie Anna ihm nach — „bleib doch, bleib einen Augenblick, horch, wie der Wind braust!" Sie wollte ihm nacheilen, da streifte ihr Kleid das niedrig auf einen Eichenklotz gestellte Licht, es fiel herunter und entzündete den schnell in mächtiger Flamme auflodernden Flachs. Friedrich, von Wein und Zorn berauscht, zwang sich, wie dies in solchen Augenblicken wohl geschieht, ein Lied zu singen, während er in die sehr unfreundlich gewordene Nacht hinausschritt; in wilder Lustigkeit drangen die wohlbekannten Töne zu Anna hinüber. „Ach! ach!" seufzte sie aus tiefster Brust. Da erst bemerkte sie, daß die Kammer schon halb in Feuer stand. Mit Händen und Füßen schlagend und tretend warf sie sich in die gefräßigen Flammen, die ihr heiß und brennend entgegen schlugen und sie selbst verletzten. Dann rief sie — Friedrichs Stimme verklang eben in weiter Ferne in einem letzten Halloh — „Ei, was lösch' ich, laß! laß!" und eilte, die Thür mit Macht hinter sich zuwerfend, mit einem gräßlichen Lachen hinaus, unwillkürlich den nämlichen Weg durch den Garten einschlagend, den Friedrich gegangen war. Bald aber, auf einer Wiese, die zunächst an den Garten stieß, sank sie kraftlos, fast ohnmächtig zusammen und drückte laut stöhnend ihr Gesicht ins kalte nasse Gras. So lag sie lange Zeit. Da ertönten dumpf und schrecklich von nah und von fern die Noth- und Feuerglocken. Sie richtete sich halb auf, doch sah sie sich nicht um, aber über ihr war der Himmel blutroth und voll von Funken; eine unnatürliche Wärme verbreitete sich, von Minute zu Minute zunehmend; Geheul und Gebrause des Windes, Geprassel der Flammen, Wehklage und Geschrei. Sie legte sich wieder der Länge nach am Boden nieder, ihr war, als ob sie schlafen könne, doch schreckte sie im nächsten Augenblick aus diesem, dem Tode ähnlichen Zustand die Rede zweier Vorübereilenden wieder auf, von denen einer ausrief: „Herr Jesus, es brennt schon im Dorf!" Jetzt mit Riesenkraft raffte sie sich zusammen und eilte mit fliegenden Haaren in das hart an die brennende Seite des Schlosses stoßende Dorf hinunter, wo die leicht Feuer fangenden Strohdächer bereits an mehr als einer Stelle in lichten Flammen aufschlugen. Immer gewaltiger erhob sich der Wind; die meisten Einwohner, Kinder und alte, schwächliche Personen ausgenommen, waren über vier Meilen entfernt auf der Kirmse; die elenden Feueranstalten hätten den zwei verbündeten furchtbaren Elementen ohnehin, auch

wenn die nöthige Mannschaft zur Stelle gewesen wäre, nur eitlen Widerstand leisten können; es fehlte sogar, denn der Sommer war ungewöhnlich trocken, an Wasser. Unglück, Gefahr, Verwirrung wuchs mit jeder Minute; ein kleiner Knabe rannte umher und schrie: „Ach Gott, ach Gott! mein Schwesterlein!" und wenn man ihn fragte: wo ist deine Schwester? so begann er, als ob er, jedes klaren Gedankens unfähig, die Frage nicht verstanden hätte, von Neuem sein Entsetzen erregendes Geschrei. Eine alte Frau mußte mit Gewalt gezwungen werden, ihr Haus zu verlassen; sie jammerte: „meine Henne, meine arme kleine Henne," und in der That war es rührend anzusehen, wie das Thierchen in dem erstickenden Rauche ängstlich von einer Ecke in die andere flatterte, und sich dennoch, weil es in besseren Zeiten gewöhnt sein mochte, die Schwelle nicht zu überschreiten, von seiner Herrin selbst nicht durch die offene Thür in's Freie hinaus scheuchen ließ. Anna, mit der Tollkühnheit der Verzweiflung, weinend, schreiend, sich die Brust zerschlagend, dann wieder lachend, stürzte sich in jede Gefahr, rettete, löschte, und war allen Andern zugleich Gegenstand des Erstaunens, der Bewunderung und unheimliches Räthsel. Zuletzt, als man in allgemeiner Kleinmüthigkeit selbst die Hoffnung aufgab, dem Feuer, das immer weiter um sich griff und das ganze Dorf mit der Einäscherung bedrohte, Einhalt thun zu können, sah man sie in einem brennenden Hause auf die Kniee sinken und mit gerungenen Händen zum Himmel emporstarren. Da rief der Pfarrer: „Um Gotteswillen, rettet das heldenmüthige, brave Mädchen, das Dach schießt herunter!" Anna, seine Worte hörend, bleckte ihm, noch immer auf den Knieen liegend, mit einer Geberde des heftigsten Abscheu's die Zunge entgegen und lachte ihn wahnsinnig an. In diesem Augenblick erschien Friedrich, der sie nur kaum in der entsetzlichen Todesgefahr erblickte, als er, bleich werdend wie eine Wand, auf das dem Einsturz drohende Haus zustürzte. Sie aber, ihn sogleich gewahrend, sprang erschreckt auf und rief: „Laß! laß! Friedrich! ich, ich bin Schuld, dort — dort —." Und mit der Hand auf die Gegend zeigend, wo das Schloß lag, eilte sie, um jegliche Rettung unmöglich zu machen, die schon brennende Leiter, welche zum Boden des Hauses führte, hinauf. Die Leiter, bereits zu stark vom Feuer versehrt, brach unter ihr, zugleich aber schoß, eine Flammenmauer bildend, das Strohdach herunter; man hörte noch einen durch Mark und Bein dringenden Schrei,

dann ward's still. Der Freiherr von Eichenthal kam. So wie Friedrich ihn erblickte, eilte er auf ihn zu und stieß ihn, bevor der Freiherr sich seiner erwehren konnte, mit dem Fuß vor den Leib, daß er rücklings zu Boden schlug, dann ließ er die Bauern, die sich auf Befehl des Schulzen seiner Person zu bemächtigen suchten, ruhig gewähren. Als der Freiherr am andern Morgen erfuhr, was sich mit Anna begeben hatte, befahl er ihre Gebeine aus dem Schutte hervorzusuchen und sie auf dem Schindanger zu verscharren. Dies geschah.

Pauls merkwürdigste Nacht.

1837.

Die Uhr schlug eben Neun. Paul saß hinter dem Ofen an einem kleinen runden Tische und las eine Räubergeschichte, in deren Besitz er kürzlich auf einer Auktion gekommen war, weil er sie auf eine Nachtmütze mit in den Kauf hatte nehmen müssen. Wenn er eine Seite des Buches beendigt hatte, befühlte er jedesmal den Ofen und zog die Hand dann kopfschüttelnd zurück; als guter Hauswirth wollte er vor dem gänzlichen Erkalten des Ofens nicht zu Bette gehen, und dieser hielt noch immer einige Wärme fest. Zu seinen Füßen, träge in einen Knäuel zusammengerollt und laut schnarchend, lag sein Hund, ein wohlgenährter, weißgefleckter Pudel, der sein Fett weniger der Freigebigkeit seines Herrn, als seiner diebischen Gewandtheit in Metzgerbuden verdankte. Wenn Paul im Buche an ein Kapitel kam, das ihn wenig interessirte, oder wenn er in die spärlich unterhaltene Lampe, die alle Augenblick zu erlöschen drohte, ein paar Tropfen Oel gießen mußte, so bückte er sich wohl zu dem Hund nieder, ließ denselben, vielleicht weil er ihn um seinen frühen Schlaf beneidete, allerlei Künste machen, Schildwache stehen oder den unfreiwilligen Todten spielen, brach ihm zuweilen aber auch ein Stück Brot ab und belohnte ihn damit für seine Folgsamkeit. Die Uhr schlug halb Zehn. Paul stand auf, um sich zu entkleiden,

da klopfte es an's Fenster. „Komm herein," rief Paul, in dem Klopfenden einen Straßenbuben vermuthend, der ihn necken wolle, „dann kannst Du hinaussehen!" Draußen ward gelacht und noch einmal geklopft. Aergerlich blies Paul die Lampe aus und schlug sein Bett zurück. „Mach' auf, ich bin's!" rief jetzt eine bekannte Stimme. „Du noch, Bruder Franz?" entgegnete Paul, „was willst Du denn so spät?" Verdrießlich suchte er sein Feuerzeug, zündete die Lampe wieder an und öffnete die Thüre. „Du mußt noch zur Stadt," sagte der Bruder eintretend und legte einen großen Brief auf den Tisch, „wir haben im Amt alle Hände voll zu thun, ich werde die ganze Nacht am Pult zubringen müssen!" „Das ist nicht dein Ernst!" versetzte Paul und schaute seinen Bruder mit einem naiven Lächeln an. Er besorgte bei Tage für das Amt, wo sein Bruder Schreiber war, recht gern einen Brief, denn er erhielt einen guten Botenlohn, aber in der Nacht war das noch niemals vorgekommen und er hatte keine Lust, statt zu Bette zu gehen, im Finstern einen Weg von zwei Meilen zu machen. „Wie sollte es nicht mein Ernst sein!" entgegnete der Bruder; „mach' hurtig, die Sache hat Eile und kein Augenblick ist zu verlieren!" „Spute Dich, Paul!" rief die Mutter, die einer Erkältung halber schon seit einer Stunde im Bette lag; „das kommt uns trefflich zu Statten, denn morgen ist Markttag!" „Such' Dir einen andern Boten," sagte Paul nach einer Pause halb leise, „ich gehe nicht!" Der Bruder, der sich gefreut hatte, Paul den kleinen Verdienst zuwenden zu können, wurde gereizt. „Du sollst!" rief er mit Heftigkeit; „wer das Geld bei Tage verdienen will, der muß auch Nachts bei der Hand sein!" „Thu', was Du willst!" erwiderte Paul mit großer Ruhe; „es sollte mich wundern, wenn Du mich so weit brächtest." Er trat an den Tisch und blätterte in dem Räuberromane; mitunter warf er einen scheuen Blick auf den Bruder. Dieser schwieg eine Weile still, dann sagte er: „Ich werde den Bettelvogt zu Dir schicken!" und wollte fortgehen. Der Bettelvogt war ein Mann, den Paul fürchtete, weil er den Umfang seiner Macht nicht kannte; er vertrat seinem Bruder daher den Weg und sprach: „Franz, sei nicht unvernünftig, Du würdest es eben so wenig thun, wie ich!" Jetzt regte sich die Mutter wieder in ihrem Bett. „Junge!" rief sie zornig, „wem gleichst Du nur! Deinen Vater verdroß keine Mühe, und auch ich, so alt ich bin, rühre mich wie ich kann. Du aber kommst vor Faulheit um!" „Faulheit?"

versetzte Paul ärgerlich und stellte seine Pfeife, die er bisher noch nicht hatte ausgehen lassen, vor das Fenster, „als ob's Faulheit wäre!“ „Was ist es denn?“ fragte der Bruder. „Das weißt Du recht gut!“ erwiderte Paul und stützte, sich niedersetzend, den Kopf auf den Tisch. „Erst neulich stand eine Mordgeschichte im Wochenblatt!“ Der Bruder mußte unwillkürlich lächeln, dann sagte er: „Paul, sei kein Narr! sieh auf Deine kahle Jacke und tröste Dich. Dich wird Niemand umbringen; denn daß Du nichts in der Tasche hast, das sieht Dir Jeder an.“ „Haben sie,“ entgegnete Paul mit einem Blicke herausfordernder Angst, „nicht einmal Einen um's Hemd kalt gemacht?“ Dabei zog er seine Jacke aus, um mit That und Wort zugleich gegen das ihm zugemuthete Heldenstück zu protestiren. Der Mutter, die dies bemerkte, floß die Galle über; sie richtete sich, ohne etwas zu sagen, im Bett auf und warf Paul ihren Pantoffel an den Kopf. Der Bruder, der jetzt erst sah, daß Paul im Stillen Anstalt gemacht hatte, zu Bett zu gehen, faßte ihn bei der Brust, schüttelte ihn weidlich und rief: „Erkläre Dich, ob Du willst oder nicht!“ „Ich will!“ sagte Paul in weinerlichem Tone; „laß mich nur los!“ Dann kehrte er sich um und rief der Mutter zu: „Gott wird richten! Du bist an meinem Unglück Schuld! Der Mond ist nicht einmal ordentlich durch!“ Thränen stürzten aus seinen Augen, doch sagte er jetzt kein Wort weiter, sondern zog schweigend und schnell die schon abgelegte Jacke wieder an, setzte die Mütze auf, steckte Tabackspfeife und Brief in die Tasche, griff zum Stecken und ging, dem Hunde pfeifend, aus der Thür. Eine kurze Weile machte er nur sehr langsame Schritte, weil er zurückgerufen zu werden hoffte. Dann setzte er sich mit einem Fluch in seinen gewöhnlichen Trab. Bevor er die Landstraße erreichte, kam er an einem vom Dorf abgesondert liegenden Hause vorbei, welches als eine Diebsherberge berüchtigt war und von einem alten Weibe sammt ihren drei Söhnen bewohnt wurde. „Wenn die alle drei,“ dachte Paul, „sind, wo sie sein sollen, so will ich mich beruhigen!“ und schlich sich mit leisen, leisen Schritten unter die erleuchteten Fenster, die nur schlecht mit einigen zerrissenen Schürzen verhängt waren und den Blick in's Innere gestatteten. Die Diebsmutter saß am Ofen und spann, zwei ihrer Söhne spielten Karten mit einem berüchtigten Herumstreifer, einem Musikanten, der dritte war nicht sichtbar, aber im Hintergrunde des Zimmers lag auf einer Streu ein Kerl, von dessen Gesicht

man nichts erkennen konnte, als den starken schwarzen Backenbart, der sich verwegen von dem einen Ohre bis zum andern hinzog. „Der lange Hans ist nicht zu Hause," dachte Paul und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken; „der wird der Erste sein, der mir unterwegs begegnet!" Er lauschte wieder hinein. „Wie grimmig der rothhaarige Marquard aussieht!" sagte er und wußte nicht, daß er seinen Gedanken Worte gab. — „Und der einäugige Jürgen, wie er die Zähne zeigt, wenn er lacht! Doch, was sind sie alle Beide gegen den Hans!" Ein Geräusch entstand, vorsichtig zog Paul sich zurück und setzte seinen Weg fort. Er kam an einer Mühle vorbei, der Müllerhund, seine Kette schüttelnd, bellte ihn an. „Belle nur zu!" rief Paul kühn und schwang seinen Stock. „Wie man doch zuweilen ein Thor ist!" fuhr er nach einer Pause fort; „sonst fürchte ich mich wie ein Kind vor Hunden, jetzt möchten mir ihrer zwanzig in den Weg kommen, ich nähme es lieber mit ihnen auf, als mit einem einzigen Menschen!" Nun befand er sich auf der Landstraße. Wie eine ungeheure Riesenschlange dehnte sie sich mit den unheimlichsten Krümmungen und Windungen vor ihm aus; es war still, so todtenhaft still, wie es nur in einer Winternacht voll Schnee und Frost sein kann; der Mond spielte Versteckens mit den Wolken und schien zuweilen hell, zuweilen gar nicht; die ringsum liegenden Dörfer waren in Nebel und Finsterniß begraben; nur hier und da brannte in einem Hause noch ein trübes Licht, als trauriger Gesellschafter eines Kranken, der den Schlaf ruft und oft den Tod kommen sieht; eine dumpfe Kirchenuhr schlug in der Ferne und Paul zählte ängstlich ihre feierlichen elf Schläge. Paul war kein Atheist, aber er schlief manchen Abend ohne sein Nachtgebet ein. Jetzt faltete er andächtig die Hände und betete ein Vaterunser. Eine Krähe flog mit häßlichem Geschrei dicht vor ihm auf. Er fluchte auf seinen unnatürlichen Bruder. Ein Kirchhof lag hart am Wege, auf dessen beschneite Leichensteine der Mond zwei Sekunden lang ein grelles Licht warf. Paul schwur, daß er des Morgens nie wieder vor seiner Mutter aufstehen und ihr den Kaffee kochen wolle. Ein Reiter sprengte stumm an ihm vorüber. „Wie glücklich," rief Paul, der noch nie geritten war, „ist ein Mensch, der ein Pferd hat!" Schon floß ihm der Schweiß von der Stirne herab, denn seit ihm der Kirchhof im Rücken lag, war er wüthend gelaufen. Jetzt wagte er zum ersten Male, sich umzusehen, er entdeckte nichts

Bedrohliches und zündete deshalb, mit Ruhe Feuer schlagend, die Pfeife an. „Hätt' ich doch," dachte er, als er die ersten Züge that, die ihn bis in's Innerste hinein belebten, „irgend einen meiner Bekannten, der auch noch in die Stadt müßte, zur Seite! Wie angenehm ließe sich mit dem die Zeit verplaudern! Aber freilich, Nachts zwischen Elf und Zwölf wandern nur Räuber und Mörder, und Thoren, die beraubt und gemordet sein wollen. Wer ein Christ ist, der schläft zu dieser Stunde!" Er sah sich wieder um, denn er hatte seinen Hund, der bisher nicht von ihm gewichen war, auf einmal verloren. Er rief, so laut er konnte: „Spitz! Spitz!" Da war es ihm, als ob er selbst laut beim Namen gerufen würde. Mit fieberischer Gespanntheit horchte er auf und fand, daß er sich nicht getäuscht habe, denn „Paul! Paul!" erscholl es hell und deutlich hinter ihm und in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten bemerkte er eine auf ihn zueilende hohe Mannsgestalt, die, wie zum Wink, ihren Knittel schwang. „Wer wird's sein?" dachte Paul, „als der lange Hans aus der Diebsherberge! Jedem im Dorf ist's bekannt, daß ich für's Amt zuweilen Geld in die Stadt trage; nun denkt er, es sei auch heute der Fall und rennt hinter mir drein! Ja, ja, Ort und Zeit sind gelegen! Wenn er mich nicht blos morden, wenn er mich gemächlich schlachten wollte, hier wäre der Platz dazu. Aber man hat Beine!" Paul zog instinktmäßig sein Messer aus der Tasche und stürzte wie rasend fort. Sein Hund, der eine Weile in die Kreuz und Quer gerannt und wahrscheinlich einem Hasen auf der Spur gewesen war, folgte ihm und hatte das Mißgeschick, ihm vor übergroßer Eile zwischen die Beine zu gerathen. Paul stolperte über ihn und wäre fast gefallen. „Verfluchter Köter!" rief er aus, „morgen ersäuf' ich Dich!" Dabei stieß er mit dem Fuß nach dem treuen Thiere, welches eben, um seine Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen, schmeichelnd an ihm hinaufsprang. Einer seiner Handschuhe entfiel ihm, er nahm sich nicht die Zeit, ihn aufzuheben, doch der gut abgerichtete Pudel that's für ihn mit dem Maul. Der Brief flog ihm aus der Jackentasche, er fluchte, während er sich aber nothgedrungen niederbückte und ihn wieder aufnahm, blickte er zugleich scheu und ängstlich rückwärts und bemerkte zu seinem Troste, daß dem Verfolger bereits ein sehr bedeutender Vorsprung abgewonnen sei. „Im Laufen," dachte er, „nimmt's so leicht Keiner mit mir auf; das wußte der Unhold, darum

versuchte er's, mich durch Rufen zum Stehenbleiben zu verleiten. Ha! Ha! als ob ich einfältiger wäre, wie ein Hase, der wahrhaftig nicht umkehrt, wenn der Jäger ihm pfeift! Ich weiß gar nicht, warum ich die Pfeife nicht wieder anzünde, schon sehe ich die Thürme der Stadt!" Der Lange, der es bemerken mochte, daß Paul nicht mehr so eilte, wie vorher, rief abermals: „Heda! So warte doch!" „Nimmt er nicht," dachte Paul, „ordentlich eine fremde Stimme an? Das ist die seinige nicht, die ist durch den Branntwein längst verdorben. Aber ruf' Du, wie ein Engel ruft, mich fängt man nicht durch solche Künste!" Immer rüstig vorwärts schreitend gelangte er bald an das unverschlossene Thor der Stadt. Hier sah er sich wieder um, der Lange war ihm ziemlich nahe, und er konnte im Mondschein deutlich bemerken, daß Spitz, dessen ungewöhnliches Hin- und Wiederlaufen ihm längst verdächtig gewesen war, Jenen liebkoste, an ihm hinaufsprang und ihm die Hand leckte. „Bei Gott!" rief Paul grimmig aus und ging in die Stadt hinein, „morgen ersäuf' ich den Köter im ersten Wasser, ich glaube, ich schwur's schon einmal!" Hell brannten die Laternen auf den Straßen, drei bis vier Nachtwächter wanderten umher. „Hier ist man mehr als sicher!" dachte Paul und stellte sich hinter einen Laternenpfahl. „Wagt der Gesell sich in die Stadt," dies gelobte er sich feierlich und blickte unverwandt nach dem Thore zurück, „so mach' ich die Wächter auf ihn aufmerksam, das bin ich jedem Schlafenden, den er bestehlen könnte, schuldig!" In diesem Augenblicke kam der Lange in's Thor. Paul eilte auf den ersten Nachtwächter zu und sagte in ängstlicher Hast: „Paßt auf den Menschen, der eben die Straße heraufkommt, er ist ein Räuber und Dieb und hat mich über anderthalb Stunden verfolgt!" Der Nachtwächter zog, ohne zu antworten, eine Pfeife hervor und pfiff, alsbald sammelten sich um ihn seine Kameraden und umzingelten, nachdem er sie in höchster Kürze instruirt hatte, den angeblichen Räuber, ihn mit den sonderbarsten Fragen bestürmend. Auch Paul trat herzu, wie aber ward ihm, als er in der Person, vor der er wie vor dem Teufel geflohen war, statt des langen Hans seinen guten Freund Jakob, einen Schmiedgesellen, erkannte. „Das ist er nicht!" rief er den Nachtwächtern zu; „ich habe mich geirrt, laßt diesen los!" Schimpfend und brummend ließen die Wächter von ihrer Beute ab; Paul aber trat vor Jakob hin und fragte ihn mit großem Ernst: „Warst Du es wirklich, der

hinter mir herkam, mir winkte und mich beim Namen rief?" Jakob, der nicht wußte, was er aus dem wunderlichen Vorfall machen sollte, versetzte übellaunig: „Wer wäre es sonst gewesen? Ich soll für meinen Meister, der plötzlich erkrankt ist, zum Arzt und erkannte Dich, als Du Deinen Hund locktest, an der Stimme!" „Jesus!" entgegnete Paul ruhig und hielt seinem Freunde den Tabaksbeutel hin, damit er sich eine Pfeife stopfe, „hätte ich das gewußt, so hätten wir zusammen gehen können!"

Der
Schneidermeister Nepomuk Schlägel
auf der Freudenjagd
1837.

Wenn Dir, lieber Leser, in der Augustinergasse der Stadt München um die Zeit, wo ein ordnungsliebender Bürger in's Bierhaus zu gehen pflegt, nämlich in der Winterabenddämmerung zwischen vier und fünf Uhr ein Mann von untersetzter Statur begegnen sollte, an dem Dir ein ungewöhnlich großer Mund mit trefflichem Gebiß und ein plötzliches Stehenbleiben nebst der damit verbundenen scharfen Musterung Deiner Rückseite auffällt, so fürchte nur nicht etwa, daß es ein Gauner sei, dem Dein sorgloses Schlendern böse Gedanken einflößte; es ist kein Anderer, als der ehrsame Schneidermeister Nepomuk Schlägel, der in dem Albrecht-Dürer-Hause zu Nürnberg geboren und erzogen, aber noch nie, sei es auch nur für eine Nacht, auf die Wache gesetzt, geschweige in ein Gefängniß gebracht wurde, und blos um sich zu ärgern, blos um sich zu sagen: was sind das Stiefel! welch ein Rock gegen den deinigen, Nepomuk, und ein silberner Knopf auf dem Stock! schenkt er Dir seine Aufmerksamkeit. Langsam schreitet er die Straße entlang und sein spürender Blick weiß an jedem Vorübergehenden einen Vorzug aufzufinden, der ihm die Galle rege macht; an dem alten Bettler dort, der sich ermüdet an die Ecke lehnt, wird ihm die blautuchene Hose, die dem

fast Erstarrten zu Mittag ein mitleidiger Student zuwarf, gewiß nicht entgehen, wohl aber, daß sie einige Löcher hat; der Stelzfuß selbst, der eben pfeifend vorüber stapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: es wäre die Frage, ob du ein hölzernes Bein bezahlen könntest, wenn du, wie der da, das fleischerne einbüßtest. Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen sah, verdroß es ihn sehr, daß der kränkliche Mensch, den der Arzt für den Fußtransport zu schwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepackt war, und er fragte einen Bekannten giftig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde; ich würde es für ein Wunder halten, wenn ihm nicht selbst der Raubmörder, der kürzlich durch Vermittlung des Scharfrichters das Zeitliche mit dem Ewigen gesegnete, durch irgend etwas zum Murren über die Ungerechtigkeit und Stiefmütterlichkeit des Glücks gegen ihn, den Vernachlässigten, immer hintangesetzten Schneidermeister, Anlaß gegeben hätte. Eben begegnet ihm sein einziger Kunde, der Unteroffizier, dem er zuweilen die Civilhose flickt, weil keiner seiner Kollegen sich aus gerechtem Kleidermacherstolz damit befassen will. Nepomuk grüßt ihn, aber unmöglich könnte ein Prinz von Geblüt den kahlen Hut des Schneidermeisters mit größerem Abscheu berühren, als der Schneidermeister selbst, er scheint ihn nur abzuziehen und zu schwenken, um ihn von sich zu schleudern. Jetzt tritt er in einen Bäckerladen, nicht um Brod einzukaufen — Geld hat er nicht — sondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäckers, den er noch von seinen Gesellenjahren her kennt, sei gestorben und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlassen, nun will er kondoliren und gratuliren und hofft dabei zu erfahren, daß Alles, zum wenigsten das Beste, nämlich die Erbschaft, erstunken und erlogen sei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil sie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Gesindel, — denkt er — daß ich ein Lump bin; könnte ich nicht auch ein Sonderling sein, ein Engländer, der sich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider steckt? — Was hat der Kerl für Schultern und Fäuste — ruft er aus, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer lustig und hell erleuchtete Werkstatt eines Schmiedes hineinlauscht und auf den riesenhaften Gesellen, der eben den schweren Hammer schwingt, grollende Blicke wirft, — ich glaube, er könnte den Amboß zerschmettern wie Glas, wenn er wollte. Aus dir, Nepomuk, hätte nie ein tüchtiger Schmied werden

können, denn du bist aus Lappen zusammengepfuscht; pfui über die Wirthschaft! — Dem liebenden Paare, das innig in sein süßes Geschwätz verloren vorüberschleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu stören, sondern um sich bei Laternenlicht aus des Mädchens Gesicht die Impertinenz zu abstrahiren, mit der sie ihn würde ablaufen lassen, falls er sich zum Seladon antrüge; daß ich längst ein Weib habe, denkt er, sieht mir Keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin wie die Nacht. „Jung freilich, aber jungfräulich?“ ruft er dann und schießt vorbei. Einer alten Frau, die die Gosse zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit sie ihm seine krummen Säbelbeine und den Ansatz zum Höcker vorwerfe, oder doch wenigstens, falls sie wider sein Vermuthen nicht zu dem streitbaren Korps gehört, das bei Tage Aepfel oder Fische feil bietet, seine Tölpelhaftigkeit. Wenn der Pudel, der, auf seiner Abendpromenade begriffen, eben, ein Bild der personifizirten Zufriedenheit, die Straße herunterkömmt, dem Schneidermeister nicht bei Zeiten ausweicht, so versetzt er ihm gewiß einen derben Stoß mit dem Fuße, denn das wohlbeleibte Thier ist Schlägel, dem nichts der Art entgeht, schon eine Minute lang ein Dorn im Auge. Solch eine Kreatur — denkt er — die die Garderobe mit auf die Welt bringt, frißt und säuft und macht sich Plaisir und krepirt zuletzt ohne Qual und Krankenbett. Der Pudel stiehlt sich geschickt und hurtig am herausgerückten Tisch in einer offenen Metzgerbude aufspringend eine Groschenwurst; „heda, halt!“ — ruft Nepomuk — „diebische Hunde — brummt er dann mit einem Ingrimm, als ob er selbst bestohlen wäre — sollten so gut aufgeknüpft werden, wie Menschen, die das siebente Gebot nicht respektiren; warum haben sie mehr Recht zu einer schlechten Aufführung wie ich?“ — Dem Fleischer, der gerade, die messingne Brille auf der Nase, in der Bairischen Landbötin liest, ist das crimen entgangen; Nepomuk macht ihm schleunige Mittheilung und lächelt, da Jener verdrießlich die Nachtmütze in's Gesicht schiebt und einen Fluch ausstößt, an diesem Abend zum ersten Mal. „Das Kind hat die Wassersucht!“ — sagt er zu einer Magd, die einen blassen, weinerlichen, in dicke Tücher eingewickelten Knaben über die Straße trägt — „schützt der Doctor immer noch ein heilbares Uebel vor? Drei Brüder verlor ich daran!“ — „Also der ist richtig davongekommen!“ — ruft er aus und biegt, um seinem ehemaligen Schulkameraden, dem schon

aus der Ferne gutmüthig mit der Hand grüßenden Seifensieder, nicht zu begegnen, in ein Nebengäßchen ab — „ja, das sag' ich ja nur, der Kerl, so schmächtig er scheint, ist aus Eisen gegossen, jeder Andere, z. B. ich, erliegt hitzigen Gallenfiebern, wenn sie ihn packen, ihn ficht's nicht an, er darf schon wieder in der Abendluft herumlaufen, obgleich sie wahrlich rauh und kalt ist; nun, ich will mich nicht erboßen, wenn ich mich auch nicht darüber freuen kann, daß der einzige Zeuge meines ersten und letzten Tuchdiebstahls, denn an die Wiederholung ist nicht zu denken, da Niemand etwas Neues bei mir machen läßt, just ein Katzenleben hat!" — Es ist ihm völlig recht, daß der rußige Schornsteinfeger mit seinen weißen Augen, der gerade, die lange schmutzige Leiter unterm Arm und den Kehrbesen in der Hand, aus einem Winkel hervortritt, ihm im engen Gäßchen beim besten Willen nicht auszuweichen vermag; verfluchter Kittel, — denkt er und wirft auf seinen Rock einen schnöden Seitenblick — Dir geschieht, was Dir gebührt! Einem weinenden, blondhaarigen Mädchen von sieben Jahren, das den Sechsbätzner, wofür es das Nachtbier holen sollte, verloren hat und sich nicht zum jähzornigen Vater zurückgetraut, gibt er, statt der Münze, die das Kind für die Erzählung seiner Jammergeschichte erwartete, den Rath, ein ander Mal die Hand fester zuzuhalten und sich nicht wieder am Juwelier-Laden durch Betrachtung der blitzenden Goldsachen und Edelsteine zu zerstreuen; er möchte des Strafamts wegen wohl auf eine Viertelstunde Vater zum Mädchen sein. Einige Wonne würd' er spüren, wenn einmal plötzlich unter seinen Augen ein großes Verbrechen — ein Totschlag wäre groß genug — begangen würde, er müßte aber zu spät kommen, um die That zu verhüten, und früh genug, um den Missethäter der Gensdarmerie zu überantworten. So war, da einst in einem Dorfe, wo er übernachtete, Feuer ausbrach, Niemand geschäftiger, schrecklichen, d. h. erschreckenden Lärm zu machen und die Sturmglocke zu läuten, als Nepomuk, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß das Löschen bei dem starken Winde und der Gebrechlichkeit der Spritzen unmöglich sei. Ebenso ist er jeden Sonnabend der Erste, der der alten halbblinden Tischlers-Witwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenschaftlich in der Zahlen-Lotterie spielt, weil sie Sarg und Leichenhemd gern herausbringen möchte, mit zuvorkommender Dienstfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder

ausgeblieben sind. Die schöne Militärmusik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergötzt ihn zuweilen sehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt ist, oder viel Schnee fällt, so daß den Spielleuten die Finger erstarren; jetzt — denkt er — wissen sie doch, wofür der König sie löhnt. An Theaterabenden versäumt er selten, sich vor dem Schauspielhause einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten schon geschah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauspiel, das in seinen Augen jedes sonstige überträfe, und ein römisch-unentgeltliches obendrein. Auch ist es ihm nicht angenehm daß so selten Ohnmächtige oder Epileptische herausgebracht werden. Doch entschädigt ihn Manches, z. B. an einer Equipage junge hitzige Pferde, die der Haber so sticht, daß sie nicht stehen oder gar durchgehen wollen, wähend die Herrschaft aussteigt; ein plötzlicher Regenguß, der Damen, die das Parapluie vergaßen, bis auf die Haut einnäßt; auch wohl ein leichtfüßiger Elegant, der die Stufen gar zu schnell und gar zu anmuthig hinaufhüpfen will, weil die artige Cousine seine Grazie bewundern soll, und der dabei schmählich ausglitscht. Wenig beneidet er übrigens Standespersonen, die in's Schauspiel fahren, namentlich durchaus nicht den Hof, aus demselben Grunde, warum er dem Vogel seine Flügel und dem Himmel seine Sterne nicht mißgönnt, dagegen ergrimmt er gegen Alles, was Parterre und Gallerie füllt, denn — sagt er — da hinein gehörte ich so gut, wie Andere, wenn's in der Welt nicht so lüderlich herginge. Von Mitleid empfindet er eigentlich so viel wie gar Nichts, wenn ein armes Riegelhäubchen, dem der Geliebte, ein Maler und Anstreicher, für den Freischütz ein Billet geschenkt hat, den kahlen Strickbeutel beim Eintritt in's Haus umsonst darnach durchsucht und zuletzt mit Entsetzen entdeckt, daß die Schatullenmäuse aus Hunger oder Langeweile ein Loch hineingefressen haben. Es empört ihn, daß Theaterbediente unsterblich sind, wie er sich hyperbolisch ausdrückt; der Wanst da mit der rothen Nase, der an der Kasse sitzt — sagt er — wird, wie ein Schwein, mir vor den Augen von Tag zu Tag fetter, und doch verschluckt er mehr Zugluft, als die Flöhe in meinem Aermel! Wenn junge Herren, die nur in's Theater eintreten, um es in einer Scene, die Alles spannt, mit Geräusch wieder zu verlassen, anbettelnden Gassenbuben die Contremarke verweigern, weil sie sich keine geben ließen, so vergnügt's ihn einigermaßen. Ließe sich bei der Aufmerksam-

keit des zahlreichen Aufsichtspersonals an ein Einschleichen nur irgend denken, so hätte Nepomuk es längst versucht, nicht, um sich an Schiller oder Kotzebue zu delektiren — er verlacht Beide, und das Publikum, das sich durch sie täuschen läßt, obendrein — sondern um sich zu sagen: also die kleine geschminkte Wachspuppe da ist Mamsell die und die, die dafür, daß sie hopst oder das Gesicht verzieht und sich stellt, als ob sie weinte, dreitausend Gulden einstreicht, und der zum Barbier herausstaffirte Narr ist Herr der und der, dem man seine Triller und Läufe, seit ihm viertausend nicht mehr genug sind, mit sechstausend bezahlt! — Festtage sind wahre Leckertage für ihn. Am heiligen Weihnachtsabend kann er sich's nicht versagen, stundenlang, Gasse nach Gasse, die freundliche, im Glanz der menschlich- und göttlich-schönsten Jahresfeier schimmernde Stadt, der Gustav Adolf einst Räder wünschte, um sie nach Schweden hinüberschaffen zu können, zu durchstreifen. Dann ergeht er sich in erheiternden Phantasien, denkt zuweilen: wie wär's, wenn jener Läufer dich suchte, weil er dich in die Residenz zu Tafel bitten soll, schämt sich aber bald des materiellen Gelüstes und malt sich's aus, wie es den Conditor, an dessen prangendem Laden ihn eben sein Weg vorbeiführt, überraschen würde, wenn er ihm plötzlich die Fenster einwürfe; wär' ich der Teufel, denkt er, so macht' ich mir doch den Spaß, in jedem Hause, sowie man sich zum Schmarotzen niedersetzte, die Lichter auszublasen und den Tisch umzustoßen, oder ich verwandelte auch den Wein in ein abführendes Decoct und den Braten in unverdauliches Sohlleder; ja daraus, daß so etwas nie geschieht, schließt er fast, daß es gar keinen Teufel gibt. Neujahrs ermuntert er muthwillige junge Leute eifrigst zum Freudenschießen, theils weil es von der Polizei verboten ist, theils weil es den unvorsichtigen Schützen oft die Hand kostet, oder doch einen Finger. Am Octoberfest hält er sich am liebsten in der Nähe des sogenannten Rettungszelts für Verunglückende auf, hat aber selten die Satisfaction, einen Erquetschten, vom Pferde Gestürzten oder sonst Beschädigten hineinbringen zu sehen, und schimpft darum das ganze Fest eine Lumperei. Am Tage aller Seelen besucht er das Grab seines Vaters, nicht um daran zu beten, oder es gar zu bekränzen, sondern um daran zu fluchen und es dem Todten vorzuwerfen, daß er ihm Nichts hinterlassen hat. Wer weiß — denkt er — wie weit die Macht der Todten geht, und ob sie Einem nicht Schätze anzeigen oder Glücks-

nummern eingeben können! Fleißigst besucht er die Kirchen und macht, da alle ihn auf gleiche Weise erbauen, keinen Unterschied zwischen protestantischen und katholischen. Da hocken sie alle — murrt er, indem er die vollen Sitzbänke und Betstühle mustert — dickbäuchig und mit strotzenden Vollmondgesichtern, gleich gemästeten Hühnern auf der Latte; da stammeln sie, wie Gäste, die vom Schmaus aufstehen, für's genossene Gute den Dank heraus und bitten um ferneres gütiges Gedenken; da gehen sie selbstzufrieden und zuversichtlich davon und sind sicher, nicht, wie ich, der Schneidermeister, vergessen zu werden! „Vater unser, gib ihr doch — er faßt, während er dies sagt, ein tief in Gebet und Gebetbuch versunkenes schönes Mädchen, mit auf die Seite geneigtem, gesund-blassem Madonnengesicht in's Auge — gib ihr doch, was sie verlangt, gib ihr den Geliebten, und dann gib ihr auch etwas, was sie nicht verlangt!" Zuweilen geht er bei sich selbst zu Gast und beneidet sich, seiner frühern Jahre wegen. Da ich ein Knabe war — denkt er — und es nicht zu schätzen wußte, mangelte mir's an Nichts; meine Hemden mußten immer etwas feiner sein, als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Thür oder an's Fenster treten und auf die rothhaarige Böttcherstochter, die ihre trockene Semmel verzehrte, stolz herabschauen konnte, und wenn mir die Mittagskost nicht behagte, so buk die Mutter mir heimlich einen leckeren Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag so gut gefeiert, wie der des Königs, und gab's dann nicht Gänse mit Aepfeln und Rosinen gefüllt, und mit herrlicher brauner Sauce übergossen? O verflucht und drei Mal verflucht sei jene Zeit! Hätt' ich solche Gänse nie gefressen, so würde mir jetzt nicht das Maul darnach wässern! Bier- und Speisehäuser sind Bet-, d. h. Fluchhäuser für ihn; seine nah an den Atheismus streifende Ueberzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieser trüben Atmosphäre und im eigentlichsten Verstande aus Bierkrügen, aus solchen nämlich, die er nicht stürzen durfte, geschöpft. Was muß er aber auch nicht alles aushalten, ehe er nur dazu kommt, seine Andacht zu verrichten! Für Dich, lieber Leser, der Du, die Abendpfeife oder die Cigarre im Munde und das baare blanke Geld im Sack, Dich nach einem Gespräch und einer Zeitung oder nach reellern Dingen sehnst, ist der Eintritt in ein Wirthshaus freilich kein Heldenstück. Du gehst einem wahren

Bombardement von Genüssen entgegen: devote Bücklinge, die Dich an der Thür empfangen; interessante Neuigkeiten, die, gerade wie Du eintrittst, erzählt werden; ein Herzensfreund, den Du erst in acht Tagen von seiner Reise zurückerwarten durftest und der Deiner mit Ungeduld harrt; ein Anderer, der Dir noch vor einer Stunde sagte, er könne den Acten heute gewiß keinen Augenblick abmüssigen, und der nun doch lächelnd hinter dem Tisch sitzt; dies und wieviel mehr noch verwirrt Dir den Kopf und stürzt Dich mitten in jenen süßen Taumel hinein, in dem alle Wollustknospen der Sinne und des Herzens aufbrechen, und blos zur Erinnerung an die Unvollkommenheit alles Irdischen mischt sich der kleine Verdruß darunter, daß heute Abend jeder Braten, nur kein Rehbraten, auf den Du Dich doch gerade gespitzt hattest, auf der Speisekarte paradirt. Wie anders verhält es sich mit Nepomuk! Es steckt etwas Räthselhaftes in einem Wirth. Er trieft von Artigkeiten, wenn er von Schweiß trieft; quäle ihn bis auf's Blut, lass' ihn hundert Dinge aus allen Ecken und Winkeln seines Hauses herbeischleppen, finde nichts gut genug, sondern verlange immerfort das Bessere und das Beste: ihm dünkt's nicht unverschämt; er wird nicht verdrießlich, er lächelt dazu, seine Heiterkeit steigt mit seiner Mühe und er creirt Dich, ohne Pfalzgraf zu sein, zum Baron, zum Grafen, zu Allem, was Du nicht bist. Wehe aber stillen, genügsamen Leuten, wie Nepomuk, die sich, mit einem Trunk Luft zufrieden, so gut oder so schlecht sie zu haben ist, bescheiden in eine Ecke drücken und sich ein Gewissen daraus machen, ihn oder den Kellner zu plagen. Sie sind ihm in tiefster Seele zuwider und er hat deß kein Hehl; da er sie durch Blicke nicht vergiften kann, so sucht er sie dadurch zu vertreiben, und die Römerseele, die dies kleine Gewehrfeuer erträgt, halte darum den Sieg nur nicht für schon entschieden, sondern bereite sich auf die schnödeste Kriegslist vor, denn die Niederlage beugt den Feind nicht, sie macht ihn grimmig und tückisch. Wer hat dies schmerzlicher erfahren, als der Schneidermeister Nepomuk Schlägel! Er hielt, man muß es sagen, im Stachusgarten aus, was Menschen aushalten können. Augen, aus denen die ganze Hölle flammte; schnödes Einpallisadiren mit leeren Krügen und Flaschen; verachtungsvolles Wegnehmen des Lichts von dem Tisch, an dem er, in fast kindlicher Unbefangenheit mit seinem Hut spielend, einsam saß; sogar ein Tritt des groben Aufwärters auf seine Leichdornen, dem keine Bitte

um Entschuldigung folgte — standhaft ertrug und verbiß er Alles, wie jener Holländer die Gräuel der französischen Revolution, und tröstete sich wie dieser: es hat ein Ende und jeden Abend lebt' ich noch, wenn ich zu Bett ging. Was half's? Einmal war er kaum eingetreten, da setzte der Wirth gräßlich-freundlich in eigner Person einen übermächtigen Braten sammt Zubehör und zwei helle Festkerzen vor ihn hin und sah dann mit inhaltschwerem Gesicht auf seine Tasche. Als er den Mann gutmüthig aufmerksam machte, er habe nichts bestellt, fuhr der Grobian ihn an, das wisse er wohl und eben darum solle er sich zum Teufel scheren, er habe noch nie etwas bestellt. Seitdem schleicht er sich in's Wirthshaus, wie eine Maus in die Speisekammer. Wenn's nur glücken will, mischt er sich als einzelnen bitteren Tropfen in eine Welle willkommner Gäste, die hineinströmt. Geht das nicht, so gibt er sich beim Eintritt das Ansehen, als ob er Jemanden suche, frägt auch wohl nach einem Herrn mit metallenen Knöpfen auf'm Rock oder mit rothem Schnurrbart und schlüpft dann mit der Geschwindigkeit einer Eidechse in den dunkelsten Winkel. Wahrlich, Nepomuk, wer Dich so mit unendlicher Geschicklichkeit das Kunststück, Dich in einer räucherigen Wirthshausecke unterzubringen, ausführen sieht, der ahnt nicht, daß es bloß darum geschieht, damit Du jedem Gast die Bissen in den Mund zählen und Dich dabei der kalten Kartoffeln, die Dich zu Hause erwarten, mit Zähneknirschen erinnern kannst. Und wird Dir, wenn Du's aufrichtig bedenkst, etwas Anderes zu Theil? Ein zerbrochenes Glas kann Dich wenig trösten, denn selten oder nie trifft das Unglück Einen, der den letzten Heller schon ausgegeben hat und es nicht bezahlen kann; geschäh's aber auch einmal, so würde es Dir zu Nichts als zu der Ueberzeugung verhelfen, daß es, Dich ausgenommen, Niemandem bei Wirthsleuten an Credit fehlt. Prügeleien entstehen freilich beim Biere, ebenso oft, als ewige Freundschaften, aber wen verdrießt denn ein Faustschlag, da er zwei zurückgeben darf, wer macht sich viel aus einer gepletschten Nase, wenn er zu seiner Satisfaktion das abgerissene Ohr des Gegners in der Hand behielt? Im trunkenen Zustande wird allerdings Manches ausgeschwatzt, was besser verschwiegen bliebe, aber ist jemals in Deiner Anwesenheit von einer längst vergessenen Mordthat oder einer Brandstiftung etwas zum Vorschein gekommen, und was hattest Du also von Deiner Nüchternheit, Deinem Aufhorchen? Das Bierhaus ist un=

streitig der Boden, wo Wassersuchten und andere Todkrankheiten lustig wie Pilze zu Dutzenden aufschießen; ist aber, frage Dich einmal, Deine Phantasie flügelkräftig genug, Dir, wenn Du irgend einen Hans ohne Sorgen frisch und wohlgemuth das sechste Glas hinunterstürzen und das siebente fordern siehst, flink als niederschlagendes Pulver das Krankenbett vorzuführen, wo ihm ein Arzt kopfschüttelnd das Bier als Wasser wieder abzapft und im Stillen das Leben abspricht? Nichts bleibt Dir, als das wohlthuende Gefühl glücklich überwundener Hindernisse und der Triumph, doch auch da zu sein, Nichts als der leidige Trost, daß, sowie die Polizeistunde eintritt, Jeder fortgewiesen wird gleich Dir, und daß dann Dir das Gehen besser fleckt als den Meisten. Und nun zu Hause! Freilich sollst Du aus dem Munde Deiner Frau noch die erste Klage über die bittere Armuth hören, die sie mit Dir theilen muß; sie wartet geduldig auf Dich in der ungeheizten Kammer, so lange Du auch ausbleiben magst, sie geht, wenn Du endlich mit leeren Händen kommst, hungrig zu Bette, wie sie hungrig aufgestanden ist, und beschwert sich mit keinem Wort über ihr Schicksal. Aber nie wirst Du sie dahin bringen, daß sie sich ihre schönen schwarzen Haare abschneiden läßt, und da Du, seit Dein Nachbar, der Friseur, Dir zwei Kronenthaler dafür bot, keinen Gedanken mehr spinnst, der nicht an diese Haare geknüpft wäre, so hast Du eben so viel Qual und Pein von ihr, als wenn sie tobte und lärmte. Umsonst ziehst Du sie schmeichelnd auf Deinen Schooß, nennst sie Dein Täubchen und fragst sie, indem Du ihre Locken kosend durch die Finger gleiten lässest, ob sie Dich glücklich machen will; umsonst suchst Du sie durch den Triumphzug von gebratenen Gänsen, dampfenden Nudeln, schäumenden Bierkrügen, den Du mit dichterischer Glut und Kraft vor ihre Phantasie heraufbeschwörst, zu betäuben, um dann gleich einem Stoßvogel die Bemerkung: und das Alles kann man für zwei Kronenthaler haben! hinterdrein fliegen zu lassen; umsonst machst Du's ihr plausibel, daß man ohne langes Haar leben kann, aber nicht ohne Geld. Sie erwidert sanft, aber bestimmt: im Sarg magst Du mich scheeren, früher nicht! und da sich, wie Du versucht hast, im Schlaf nichts bei ihr ausrichten läßt, so wirst Du durch dieses Hauskreuz vielleicht Dein ganzes Leben lang für die Freuden, die Du Dir auf der Straße erjagst, den Zoll abtragen müssen. Und ist's denn so ganz ungerecht?

Eine Nacht im Jägerhause.

1837.

„Kommen wir denn nicht bald nach D.? — rief Otto ungeduldig seinem Freunde Adolf zu und fuhr heftig mit der Hand nach seiner linken Wange, weil er sich an einem Zweige geritzt hatte, — die Sonne ist längst hinunter, die Finsterniß kann kaum noch größer werden und die Beine wollen mich nicht mehr tragen.“ „Ich glaube, daß wir uns verirrt haben — entgegnete Adolf kleinmüthig — wir müssen uns wohl darauf gefaßt machen, die Nacht im Walde zuzubringen!“ „Das habe ich längst gedacht — versetzte Otto ärgerlich — aber Du weißt allenthalben Bescheid, auch da, wo Du nie gewesen bist. Hungrig bin ich auch, wie der Wolf, wenn er ein Schaf blöken hört.“ „Ich habe noch eine Semmel in der Tasche! — erwiderte Adolf, indem er darnach zu suchen begann — doch nein — setzte er sogleich hinzu — ich habe sie dem ausgehungerten Schäferhunde zugeworfen, der an uns im letzten Dorf vorüberschlich.“ Eine lange Pause, wie sie nur dann unter Studenten möglich ist, wenn sie bis auf's Blut ermüdet sind, trat ein. Die Freunde wanderten, sich Beide gereizt fühlend und sich Beide dieser Kleinlichkeit schämend, bald stumm, bald pfeifend, neben einander hin. „Nun fängt's auch noch zu regnen an!“ begann Otto endlich wieder. „Wer eine Haut hat, fühlt es — versetzte Adolf — aber wenn mich mein Auge nicht täuscht, so seh' ich drüben ein Licht schimmern!“ „Ein Irrlicht, was wohl anders! — sagte Otto halblaut — es wird hier an Sümpfen nicht fehlen!“ Dessen ungeachtet verdoppelte er seine Schritte. „Wer da?“ rief Adolf und stand auf einmal still. Es erfolgte keine Antwort. „Ich meinte Fußtritte hinter uns zu hören!“ sagte er dann. „Man verhört sich leicht!“ entgegnete Otto. Während dessen waren sie an ein einsam gelegenes Haus gelangt. Sie traten unter die Fenster und schauten hinein. Ein weites, ödes Zimmer zeigte sich ihren Blicken; die schlechten Lehmwände hatten ihre ehemalige Kalkbesetzung zum Theil verloren, einige Strohstühle standen umher und über dem halb niedergebrochnen Ofen hingen zwei Pistolen nebst einem Hirschfänger. Im Hintergrund saß an einem Tisch ein altes Weib, zahnlos und einäugig, zu ihren Füßen lag ein großer Hund, der sich mit seinen ungeschlachten Pfoten zuweilen kratzte. „Ich denke,

— begann Adolf nach vollbrachter Musterung — wir nehmen unser Quartier lieber unter einem Busch, als in dieser Höhle. Es sieht ja ganz verflucht darin aus!" Otto hatte dieselbe Aeußerung auf der Zunge gehabt. Wie aber in solchen Stunden des äußersten Mißbehagens der Mensch sich zu beständigem Widerspruch aufgelegt fühlt, setzte sich seine Meinung schnell in ihr Gegentheil um und er erwiderte spöttisch, daß er ein altes Weib nicht eben furchtbar fände und in der That nicht wisse, warum sie nicht hinein gehen sollten. „Es beliebt Dir — versetzte Adolf scharf — mich mißzuverstehen. Die Alte sitzt gewiß nicht unsertwegen da, sie wartet auf Gäste, und welcher Art diese sind, ist schwer zu sagen. Sieh nur, wie sie sich das Auge, das ihr von der letzten Schlägerei her übrig blieb, reibt, um den Schlaf, der sie beschleicht, zu verscheuchen, und wie sie das zahnlose Maul verzieht! Eine Schenke ist's ohnehin, denn drüben in der Ecke stehen Flaschen und Gläser. Aber wie Du, so ich." Bevor Otto Etwas erwidern konnte, erscholl hinter Beiden ein scharfes: „guten Abend!" und eine Mannsgestalt wurde in dem schwachen Lichtschimmer, der durchs Fenster drang, sichtbar; kurz, gedrungen, mit Augen, die verschlagen und listig von dem Einen zum Andern wanderten, den Jägerhut tief in die Stirn hinabgedrückt. „Sie haben sich ohne Zweifel verirrt — fuhr der Unbekannte fort — und suchen ein Unterkommen für die Nacht. Danken Sie dem Himmel, daß ich gerade von meiner Streiferei zurückkehre, meine alte Mutter hätte Sie nicht aufgenommen. Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, so folgen Sie mir; etwas besser als hier draußen werden Sie's in der Bodenkammer finden, die ich Ihnen einräumen kann. Bier und Brot steht zu Diensten und eine Streu zum Schlafen läßt sich aufschütten!" Der Hund schlug an, die Alte stand auf und schleppte sich mit schweren Schritten zum Fenster. „Ich bin's!" rief der Jäger. „Du, mein Sohn? erwiderte sie in näselndem Ton und öffnete langsam die inwendig verschlossene Thür. „Nur immer herein! sagte der Jäger mit zudringlicher Höflichkeit zu den Fremden. Sie folgten seiner Einladung, nicht ohne Widerwillen, Otto zuerst. Sobald sie die Schwelle überschritten hatten, schloß der Jäger mit sonderbarer Hastigkeit die Thür hinter ihnen ab, während die Alte, ihre Brille zurecht rückend, sie unfreundlich betrachtete. „Noch nicht da?" fragte der Jäger, indem er sie in's Zimmer hinein nöthigte, seine Mutter, aber so leise, daß nicht sie, die schwerhörig sein

mochte, nur Otto ihn verstand. Flüsternd trat er nun mit der Alten in eine Ecke und mehr als einmal flog ein häßliches Lachen über sein Gesicht. Die Alte ging, einen seltsamen Blick auf die späten Gäste werfend, hinaus und kehrte bald darauf mit Bier, Brot und Käse zurück. Der Jäger schob zwei Stühle an den Tisch; sie lud, sich umsonst zur Freundlichkeit zwingend, mit stummen Geberden zum Zulangen ein. Hungrig, wie sie waren, leßen die Freunde es sich schmecken; mittlerweile nahm der Jäger die über dem Ofen hängenden Pistolen herab, lud sie, ohne sich an das Befremden seiner Gäste zu kehren, mit großer Förmlichkeit, schüttete sogar Pulver auf die Pfanne und steckte sie zu sich. Stillschweigend ergriff er nun die Lampe und führte die Freunde eine Leiter hinauf in eine alte Bodenkammer hinein, wo sie bereits ein Strohlager vorfanden. Mit einem kurzen: „gute Nacht!“ wollte er sich jetzt wieder mit der Lampe entfernen; Beide erklärten ihm aber gleichzeitig ihren Wunsch, mit Licht versehen zn werden. „Mit Licht? — fragte er verwundert — es thut mir leid, aber Sie werden bei mir schlafen müssen, wie man im Grabe schläft, nämlich im Dunkeln. Meine Mutter hat selten eine Kerze im Hause und der Lampe bedürfen wir selbst, um — um“ — „Um?“ fragte Otto, da er stockte. „Um den Abendsegen zu lesen, natürlich, — versetzte er — nur die Gelehrten wissen ihn auswendig. Doch, wer weiß, vielleicht ist das Glück günstig, und wenn sich nur noch ein Stümpfchen Licht auftreiben läßt, so bringe ich Ihnen die Lampe wieder herauf.“ Der Jäger ging und ließ die Freunde im Dunkeln. „Was meinst Du?“ sagte Otto zu Adolf. „Wir werden entweder gar nicht, oder sehr lange schlafen!“ versetzte dieser ernst. „Ist dort nicht ein Fenster im Dach?“ fragte Otto. „So scheint's — erwiderte Adolf — ich will doch untersuchen, ob man's öffnen kann.“ Er tappte zum Fenster und bemühte sich, es aufzumachen. In demselben Augenblick trat der Jäger wieder mit der Lampe ein. Mit finstrem Gesicht rief er Adolf zu: „Das Fenster hat die Klinke nur zum Staat, es ist von außen vernagelt, auch sind eiserne Stangen angebracht, wie ich glaube; an frischer Luft wird's dennoch nicht fehlen, denn drei Scheiben sind entzwei!“ Er ging zur Thür zurück, kehrte sich aber noch einmal um und sagte: „Wenn unten auch noch Dies und Das vorfällt, so lassen Sie sich nur nicht stören, Sie wird Niemand beunruhigen!“ „Was gibt's denn noch so spät?“ fragte Adolf heftig. „Ei

nun — versetzte der Jäger spöttisch — eine Waldschenke hat bei Nacht den meisten Zuspruch!" „Aber sicher ist man doch?" rief Adolf ergrimmt aus. „Jedenfalls sind wir mit Waffen versehen!" bemerkte Otto mit erkünstelter Ruhe. „Das freut mich!" entgegnete der Jäger laut lachend und warf die Thür hinter sich zu, daß die Pfosten bebten und das Fenster krachte. „Harras! — rief er draußen — paß auf!" Der Hund lagerte sich knurrend, dann gähnend hart vor der Thür. „Abgeriegelt!" sagte Otto zu Adolf. Dies ward, da die Thür wirklich mit einem Schubriegel versehen war, leicht vollbracht. „Gottlob, daß die Lampe einen hinreichenden Vorrath Oel enthält — sprach Adolf und leuchtete in der Kammer umher — nun wollen wir sehen, ob sich unter all dem Gerümpel, das hier wüst durcheinander liegt, nicht ein Knittel, oder was es sei, finden läßt, der uns zur Vertheidigung dienen kann." Jetzt begannen sie die Musterung der vielen in der Kammer aufgeschichteten Sachen. Otto fiel ein alter Kalender in die Hände, den er nur aufnahm, um ihn gleich wieder von sich zu schleudern. Adolf griff nach ihm und durchblätterte ihn. Nach einigen Minuten ließ er ihn mit leichenblassem Gesichte zur Erde fallen und sagte: „Nun weiß ich, wo wir sind. Dies ist das Mordloch des (er nannte einen in ganz Deutschland berüchtigten Missethäter, der erst vor einem halben Jahre in der Universitätsstadt, wo die Freunde ihren Studien oblagen, wegen vielfacher Mordthaten enthauptet worden war), sein Name ist in den Kalender eingeschrieben und vermuthlich sind wir die Gäste seines Sohnes." — Sich den Tod mit allen seinen Schrecken und Geheimnissen lebhaft denken, ist schon der halbe Tod. In voller Glut des jugendlich überschäumenden Daseinsgefühls, das, kaum entfesselt, ungestüm durch alle Adern braust und für die Ewigkeit auszureichen scheint, plötzlich und ohne vorbereitenden Uebergang am Rande des vom Meuchelmord aufgeworfenen Grabes stehen, ist gewiß des Entsetzlichen Entsetzlichstes. Die Seele zieht sich zusammen, wie ein Wurm sich zusammenzieht im Schatten des schon erhobenen Fußes, der ihn zu zertreten droht; von allen ihren feurigen Wünschen bleibt ihr nur der einzige, noch einmal, dem Wurm gleich, thierisch und ohnmächtig wüthend, ihre Lebenskraft und Lebensfähigkeit durch eine letzte Aeußerung derselben, durch einen Stich oder einen Schlag am Mörder selbst darzuthun. Laut auf jubelten die Freunde, als sie, hinter Brettern versteckt,

ein rostiges Beil erblickten, im Triumph zogen sie es hervor und schwangen es, Einer nach dem Andern, um's Haupt. „Siehst Du — sagte Adolf — es ist mit Blut befleckt!“ „Bespritzt — entgegnete Otto schaudernd — wie eine Schlächteraxt! Adolf, an eine solche Nacht dachten wir nicht, als wir heute morgen ausgingen, um uns einen vergnügten Tag zu machen. Die Sonne schien so hell und freundlich, ein frischer Wind spielte mit unseren Locken und wir sprachen von dem, was wir nach drei Jahren thun wollten!“ „Wer pocht!“ fuhr Adolf auf und ging, das Beil zum Schlage empor haltend, zur Thür. „Es ist der Hund, der sich kratzt!“ bemerkte Otto. „Du hast Recht — versetzte Adolf — das Thier schnarcht schon wieder laut. Komm, wir wollen uns auf unser Lager setzen uud die Lampe auf jenen Block stellen!“ Sie thaten dies stillschweigend. Otto blätterte in dem Kalender und las eine Heiligen-Legende, die er enthielt, Adolf sah mit unverwandtem Gesichte in den hellen Schein der Lampe hinein. „Es ist doch schauerlich — sprach er nach einem langen Stillschweigen — an einer Stelle zu sitzen, wo der Mord vielleicht mehr als einmal an einem harmlosen Schläfer sein fürchterliches Geschäft verrichtete, während unten wahrscheinlich das Messer geschliffen wird, das uns in der nächsten Stunde die eigene Brust durchbohren soll. Ging nicht die Hausthür?“ „Offenbar — entgegnete Otto, gespannt aufhorchend — auch höre ich ein Geräusch, wie von verhaltenen Fußtritten; die Helfershelfer stellen sich ein!“ „Mir lieb — sagte Adolf und sprang rasch auf — ich mag auf Nichts warten, und am wenigsten auf den Tod!“ „Wir sind unsrer Zwei — versetzte Otto — und sie sollen erst die Leiter hinauf. Ich denke, Alles geht noch gut. Freilich gegen Schießgewehr — — die Leiter knarrt, sie kommen, auf, ihnen entgegen!“ Mit schnellem Ruck schob Otto den Riegel der Thür zurück und wollte hinaustreten. Der Hund fletschte grimmig die Zähne und trieb ihn wieder hinein. Da ertönte die Stimme des Jägers. „Pfui, Harras! — rief er hämisch — laß die Herren, wenn sie deinen Schutz zurückweisen, so dränge du ihn nicht auf!“ Der Hund ließ die Ohren hängen und schlich gehorsam auf die Seite, Adolf ergriff die Lampe und trat an die Leiter. „Noch nicht eingeschlafen?“ fragte der Jäger. „Was wollt Ihr noch?“ entgegnete Adolf. „Ja, was nur gleich? — versetzte anscheinend verlegen der Jäger — irgend etwas war's doch!“ „Ihr seid mir verdächtig!“ rief Adolf und sein Gesicht

sprühte Flammen. „Dann sind Sie wohl irgendwo Amtmann? — erwiderte der Jäger — die Herren Amtleute können meine Nase nicht ausstehen, sie sagen, sie sei schief; finden Sie's auch?" „Kerl!" rief Adolf, trat so weit vor, als er konnte nnd setzte die Lampe auf den Boden. „Kein Schimpfwort! — versetzte der Jäger heftig — ich glaube es Ihnen auch so, daß Sie von dem Holz sind, aus dem man Geheimräthe schnitzt. Aber — fuhr er, den alten Ton wieder annehmend, fort — schieben Sie die Lampe etwas weiter weg, ich habe Husten, und wenn ich die Flamme aushustete, so wäre es so schlimm, als hätte ich sie ausgeblasen. Sie sehen mich, wie es scheint, nicht gern oben? Nun, dann thun Sie mir den Gefallen und füllen Sie mir dies Maß aus der Kiste, die neben dem Schornsteine steht, mit Hafer für meinen kranken Gaul. Ei, da haben Sie ja ein Beil? Wenn Sie das in der Tasche als Waffe bei sich führten, so muß sie geräumig sein!" Otto that an Adolf's Statt, was der Jäger begehrte. Er zog sich hierauf zurück, die Freunde gingen wieder in die Kammer, auch der Hund nahm seinen alten Platz auf's Neue ein. „Eine wunderliche Nacht!" — sagte Otto zu Adolf — am Ende ist der Gauner doch allein im Hause, die Spießgesellen sind ausgeblieben und er leistet, da die Ueberrumpelung ihm mißlang, auf die Ausführung des Bubenstücks Verzicht." „Möglich — erwiderte Adolf uud sah nach seiner Uhr — aber noch ist's früh." Ein Schuß fiel. Gleich darauf entstand ein sonderbares Geräusch vor dem Dachfenster. „Wer da?" rief Adolf und leuchtete mit der Lampe hin. Er brach in lautes Lachen aus, denn er erblickte das philisterhaft-vernünftige Gesicht eines Katers, der, wahrscheinlich durch den Schuß erschreckt und vom Licht angezogen, emporgekrochen war und ihn anfangs, von dem hellen Schein der ihm so nah gebrachten Lampe geblendet, unter possirlichen Geberden anstierte, dann davonsprang. Bald hernach hörten sie unten einen schweren Fall, wie von einem lebendigen Körper, den plötzlich ein Messerstich hinwirft. Dröhnende Schritte ließen sich vernehmen, dazwischen die näselnde Stimme des alten Weibes. „Wie steht's? fragte sie. „Todt!" antwortete der Jäger dumpf und stieß einen Fluch aus. „Jesus Christus!" rief die Alte rauh und gellend. Es wurde wieder still. Die Freunde wußten nicht, was sie aus dem Vorgang machen sollten. Sie setzten sich auf's Bett. Jeder hing seinen Gedanken nach. Endlich verfielen sie, da Alles stumm und

lautlos blieb, in einen unruhigen Schlummer. In diesem Zustand halben Wachens und halben Träumens kam es Otto zuletzt vor, als ob er die Lampe erlöschen sähe. Hastig fuhr er auf, glaubte sich aber getäuscht zu haben, da er das von der Lampe verbreitete Dämmerlicht noch fortdauern sah. Da bemerkte er mit unaussprechlicher Freude, daß die Morgensonne roth und golden in's Fenster schien, und weckte den finster aussehenden, schlafenden Freund, der, das Beil noch fest umklammernd, auf die Streu zurückgesunken war. „Was gibt's?" rief Adolf und sprang auf. „Sieh, sieh!" sagte Otto und führte ihn zum Fenster. „Gelobt sei Gott! — sprach Adolf — ich hatte einen häßlichen Traum. Ich glaubte schon in Italien zu sein und ging durch einen Wald. Da sprang ein Trupp zerlumpter Gesellen aus dichtem Gebüsch hervor und drang unter wildem Geschrei zu Raub und Mord auf mich ein. Ich, in der Todesgefahr, rufe: Hackt denn eine Krähe der andern die Augen aus? Ich bin Euresgleichen, seht hier den Beweis! Dabei zieh' ich den kleinen, biegsamen Dolch, den ich, wie Du weißt, auf der Frankfurter Messe von einem jüdischen Trödler gekauft habe. Die Räuber schenken meiner Rede keinen Glauben und lachen mich aus. Nun kommt plötzlich auf stattlichem Roß ein zweiter Reisender daher und einer aus dem Trupp tritt vor mich hin und spricht: Du bist, was wir sind? Gut, wir nehmen Dich unter uns auf, nun geh' und mach' an Jenem dort Dein Probestück! In dem Augenblicke wecktest Du mich, und jetzt erinnere ich mich, daß dies die alberne Geschichte ist, die mein verstorbener Oheim so oft als ihm begegnet erzählte, und die ich ihm niemals glaubte, weil die Frage nach dem Ausgang des verwickelten Handels ihn immer in Verwirrung brachte." „Wir wollen diese Nacht und ihre Träume vergessen — sagte Otto — und uns dem vollen, frischen Gefühl des Lebens hingeben, ohne Maß, wie einem Rausch! Zum ersten Mal dürfen wir es als ein, wenn nicht erworbenes, so doch durch Wachsamkeit und Vorsorge erhaltenes kostbares Gut betrachten, nicht mehr als bloßes Geschenk!" Adolf drückte ihm warm und kräftig die Hand. Jetzt erscholl die Stimme der Alten, die mit Andacht ihr Morgenlied absang. Deutlich vernahm man die fromme Gellert'sche Strophe:

Wach auf, mein Herz und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,

Dem Geber aller Güter,
Dem treuen Menschenhüter!

Unwillkürlich stimmten die Freunde mit ein und stiegen die Leiter hinunter. Am Fuß derselben trat ihnen, freundlich grüßend. der Jäger entgegen. Sein Gesicht kam ihnen bei weitem nicht mehr so unangenehm vor, wie am Abend vorher und in der Nacht. Sie waren schon geneigt, ihm in ihrem Herzen Abbitte zu thun, da bemerkten sie auf's Neue jenen boshaften Zug um den Mund und jenes verdächtige Lächeln, und der Mensch wurde ihnen widerlicher, wie je. Er entschuldigte sich, daß er sie noch spät habe stören müssen. „Freilich — setzte er hinzu — konnte ich nicht wissen, daß sie mit offenen Augen schliefen, wie die Hasen, und mich, so leise ich auftrat, hören würden.“ Dann führte er sie in das Wohnzimmer, wo die Alte bereits mit Bereitung eines Kaffee's beschäftigt war, dessen aromatischer Duft ihnen kräftig und stärkend entgegendrang. Schweigend, wie sie es der Klugheit gemäß erachten mußten, genossen sie diesen. Hierauf erkundigten sie sich bei dem Jäger, der seinen Hund wusch und kämmte, nach ihrer Schuldigkeit. Lakonisch und ohne aufzusehen, versetzte er, er habe sich schon bezahlt gemacht. „Fehlt Dir etwas von Deinen Sachen?“ fragte Adolf, der sich nicht länger halten konnte, seinen Freund mit Spott. Als Otto dies verneinte, sagte er zu dem Jäger: „Auch ich habe das Meinige beisammen, darum nennt die Zeche!“ „Meine Herren! — rief der Jäger und leerte, an den Tisch tretend, ein Glas Bier — ich will nicht länger Versteckens mit Ihnen spielen. Sie lagen die Nacht hindurch auf der Folter, und die Folter hat man umsonst!“ „Eine Aufrichtigkeit sonder Gleichen!“ versetzte Adolf und sah Otto an. „Nicht wahr — fuhr der Jäger fort — ich irrte mich nicht? Ich bin in Ihren Augen, was der Blutmann in den Augen der Kinder ist?“ „Ganz recht, mein Freund — sagte Adolf und klopfte ihm mit unterdrücktem Grimm auf die Schulter — Ihr seid der rechte Sohn Eures Vaters!“ „Das versteh' ich nicht — entgegnete der Jäger und erglühte über und über — aber dies versprech' ich mir, nicht ohne Schamröthe sollen sie mein schlechtes Haus verlassen. Sehen Sie die alte Frau dort, die Ihnen gestern Abend Brot und Bier brachte und heut morgen den Kaffee? Es ist meine Mutter! Sie hat keine Zähne mehr; auch von den Ihrigen werden Sie zwei und dreißig vermissen, wenn

Sie einmal siebzig Jahre zählen. Sie ist einäugig, aber nur, weil die Hand eines bösen Buben ihr das linke Auge ausschlug, als sie in ihrer einsamen Hütte überfallen wurde und ihres Mannes sauer verdienten Sparpfennig nicht gutwillig hergeben wollte. Und nun hören Sie. Ich stand gestern Abend schon hinter Ihnen, als Sie, in's Fenster schauend, meine arme Wohnung betrachteten, und wollte Sie eben zuvorkommend, wie es sich geziemt, zum gastlichen Eintritt einladen, da begannen Sie Ihre schnöden Bemerkungen über meine Mutter, die mich um so mehr verdrossen, je besser ich es mit Ihnen im Sinne gehabt hatte. Hitzig, wie ich bin, hätte ich auf der Stelle, verzeihen Sie, daß ich es sage, mit meinem derben Eichenstock drein schlagen mögen, aber ich ließ den bereits erhobenen Arm wieder sinken, denn mir kam der Gedanke einer gründlicheren Rache, ich nahm mir vor, Sie zur Strafe für Ihren ungerechten Verdacht in der Phantasie alles Schreckliche durchempfinden zu lassen, das Sie in Wirklichkeit bei mir getroffen hätten, wenn ich gewesen wäre, wofür Sie mich halten zu dürfen glaubten. So trat ich denn mit meiner Einladung zu Ihnen heran, suchte Sie aber, sobald ich Sie im Bereich meiner vier Pfähle sah, durch Zweideutigkeiten aller Art zu den schlimmsten Vermuthungen aufzuregen, und konnte dies um so eher die halbe Nacht hindurch fortsetzen, als mich ohnehin die Pflege meines kranken Gauls, der leider um ein Uhr todt hinfiel, nicht an's Bett denken ließ." „Also war es — unterbrach Otto den Jäger — der Tod des Gauls, den Ihr Eurer Mutter auf ihre Frage, wie's stünde, verkündetet?" „Auch das haben Sie gehört? — versetzte Jener — nun, der Zufall hat mir besser gedient, als ich ahnen konnte! Wahrlich, daran dachte ich nicht, aller Muthwille verging mir, als ich das schöne treue Thier, das ich erst vor wenigen Wochen um theuren Preis erstand, zusammenbrechen und die vier Füße von sich strecken sah, ich schüttete den Hafer über den todten Körper aus und warf das Maß an die Wand, daß es zerbrach!" „Seid Ihr — fragte Adolf — nicht der Sohn des —?" Er nannte den Namen des schon erwähnten berüchtigten Mörders, den er mit eigenen Augen hatte köpfen sehen. „Heiliger Gott, nein — erwiderte der Jäger entsetzt — wie kommen Sie zu einer solchen Frage?" „Ein alter Kalender — warf Otto ein — den wir oben fanden, veranlaßte diesen Irrthum, der uns in der Nacht mit Grauen erfüllte und ohne den Euer Plan gewiß nicht so gut

geglückt wäre.“ „Was in der Kammer Alles liegen mag — versetzte der Jäger — weiß ich nicht, ich habe mich noch nicht darum kümmern können, denn ich bin erst seit Kurzem im hiesigen Revier angestellt und habe bis auf Weiteres in dieser Mordhöhle, die nächstens eingerissen und an deren Stelle ein ordentliches Haus aufgeführt werden soll, Quartier nehmen müssen.“ „Ihr seid ein braver Mann — rief Adolf aus und legte seine Börse auf den Tisch — nehmt das als Beisteuer zu einem neuen Gaul!“ Otto wollte in studentischer Unbekümmertheit um den nächsten Tag dasselbe thun, doch der Jäger schob das Geld zurück und sagte: „Ich nehme keinen Pfennig, es ist genug, wenn wir uns gegenseitig vergeben.“

Der Rubin.

Mährchen.

1837.

Es war an einem schönen hellen Nachmittag, da stand Assad, ein junger Türke, der vor wenigen Tagen zum ersten Male die unermeßliche Stadt Bagdad betreten hatte und sich nun mit stets gesteigertem Erstaunen unter all ihren Wundern erging, vor der Bude des reichsten und angesehensten Juweliers. Mit inniger Lust versenkte er sich in das mannigfaltige glühende Leben, das, in Strahlen und Farben sich offenbarend, die edlen Gesteine durchflammt. „O Edelstein — rief er voll Entzücken aus — wohl mit Recht bist Du erkoren, die Kronen der Könige zu schmücken, denn in Dir ist alles Herrliche zugleich zusammengedrängt und geläutert, der flüchtige Sonnenstrahl ist gefangen genommen und in Deinen geheimnißvollen Kern eingeschlossen, die schnell verlöschende Farbe feiert in Dir ihre Verklärung und empfängt Unsterblichkeit, die reinen, himmlischen Elemente, Luft, Feuer und Wasser vermählen sich in Deinem Glanze! Hier steh' ich an der Grenze der Natur, hier ist das letzte, höchste Product

der schaffenden Kräfte, weiter — schauernd fühlt es der Geist — kann die Unendlichkeit selbst nicht."

Der Juwelier, ein gutmüthiger Mann, der für seine Kunst enthusiastisch eingenommen war, stand gerade in der Thür und empfand großes Vergnügen über die begeisterten Worte, die aus dem Munde des Jünglings hervorgingen. Er trat, bisher ungesehen, lächelnd zu ihm heran, öffnete den Kasten, ergriff seine Hand und steckte ihm einen schönen Ring an den Finger. Assad bemerkte es kaum, seinen Blick fesselte mit magischer Gewalt ein Rubin von seltener Größe, auf den die Sonne, die eben aus einer verschleiernden Wolke hervortrat, ihren vollen Schein warf. Er drückte unwillkürlich seine Hand gegen das Herz und holte zum Erstaunen des Juweliers einen tiefen Seufzer, dann streifte er den ihm angesteckten Ring mit dem Ausdruck sonderbaren Widerwillens wieder ab, und rief, auf den Rubin zeigend, leidenschaftlich aus: „Behaltet das elende Ding und gebt mir den!" Kopfschüttelnd erwiderte der Juwelier: „Der Stein ist mir um Hunderte nicht feil!" „Ich muß ihn aber haben!" versetzte der Jüngling wie im Wahnsinn, ergriff den Rubin und stürzte flammenden Auges fort.

Der Juwelier erhob ein großes Geschrei, rannte Assad nach und schalt ihn einen Dieb, ja, da dies nicht zu helfen schien, einen Räuber und Mörder. Alsbald entstand ein Auflauf auf der Straße, der Jüngling wurde ergriffen und mit Ungestüm vor den Kadi geschleppt.

„Herr," begann der Juwelier voll Zorn, „so jung dieser Mensch zu sein scheint, und so viel Einnehmendes in seiner Gestalt liegt, so ist er doch ein frecher, undankbarer Bösewicht. Ich sah ihn vor meiner Bude stehen und ergötzte mich, als ich ihn über die dort ausgebreiteten Schätze mit lauter Stimme, wie ein Kind, seine Verwunderung ausdrücken hörte. Von Wohlwollen übermannt, dachte ich: Du sollst einmal billiger kaufen als ein Anderer, nahm einen kostbaren Ring aus dem Kasten und steckte ihm diesen an. Ich erwartete, er würde, so plötzlich beschenkt, große Augen machen und nicht wissen, wie er sich geberden solle. Statt dessen nahm er kaum Notiz von meiner Freundlichkeit und stieß zu meinem nicht geringen Aerger dumme, unvernünftige Seufzer aus. Dann zog er den Ring wieder ab, warf mir ihn verächtlich hin und verlangte in einem so gebieterischen Tone, als ob er, wenn es ihm beliebte, auch wohl meinen Kopf fordern

dürfte, den wundervollsten Rubin, der je in meine Hände gerathen ist. Als ich, meinen gerechten Unwillen bekämpfend, weil ich seine Unwissenheit für den Grund seiner Unverschämtheit hielt, ihm bescheiden bemerkte, daß ein solcher Stein mehr Werth habe, als er denke, erklärte er geradezu, er müsse ihn haben, nahm auch, mit der bekannten Abneigung der Straßenräuber gegen Formalitäten, sogleich von meinem Eigenthum Besitz und begab sich auf die Flucht. Ich folgte ihm; wie es mir bei der Last meines Bauches und in einer der Verdauung heiligen Stunde möglich war, ihn wieder einzuholen, begreife ich selbst nicht, die Angst muß dem Menschen übernatürliche Kräfte verleihen."

Der Kadi, ein langer hagerer Mann, mit einem Gesicht, das, wenn er in seiner Gerichtsstube stand, die Inschrift der Danteschen Hölle furchtbar-getreu wiederspiegelte, war einmal selbst bestohlen worden und sprach seitdem gegen Diebe nur noch Todesurtheile aus. Er fragte Assad freundlich, ob er das ihm angeschuldete Vergehen läugne. „Wie könnt' ich!" gab der Jüngling finster zur Antwort. „Es wäre auch gleichgültig," versetzte der Kadi mit jenem, dem Teufel abgeborgten Lächeln, womit Gerichtspersonen in allen Ländern der zerquetschten Menschheit in einem Unglücklichen so gern den Gnadenstoß geben, „man führe ihn vor die Stadt hinaus und thue, was Rechtens." „Jedoch nicht ohne vorgängige nachdrückliche Bastonade!" setzte er hinzu und griff nach der Pfeife, die ein Sklave ihm darbot.

Assad wurde abgeführt. Auf der Straße wandte er sich an den Juwelier, der in seiner Entrüstung noch gar nicht daran gedacht hatte, sich den Rubin zurückgeben zu lassen, und sagte zu ihm: „Herr, ich bitte Euch um einen letzten Gefallen. Laßt mir den Stein bis zum Tode. Begleitet mich hinaus bis vor das Thor, daß ich ihn dort noch einmal anschaue und in Eure Hände überliefere. Nicht wahr, Ihr werdet es mir nicht abschlagen? Es ist ja nur noch kurze Zeit." In dem Juwelier erwachte Mitleid, ihn dauerte der schöne, gefaßte Jüngling, der jetzt noch in voller Kraft und Gluth des Lebens vor ihm stand und doch in wenigen Augenblicken schon der Natur vor der Zeit zur beliebigen Verwendung für einen neuen Zweck zurückgegeben war. Vielleicht hätte er nun den Rubin gern darangesetzt, um ihn zu retten, doch dies war bei der Gemüthsart des Kadi unmöglich, er mußte sich also darauf beschränken, dem Scheidenden freundlich seine letzte Bitte zu bewilligen.

Angelangt vor dem Thore zog Assad den Rubin, den er bis dahin auf seinem Herzen bewahrt hatte, hervor, hielt ihn gegen die Sonne, in deren Strahlen er blinkte, wie das Auge eines Menschen, drückte ihn wehmüthig an den Mund und machte Anstalt, ihn dem Juwelier zurückzugeben. Bevor er aber dies noch auszuführen vermochte, trat ein Greis von sehr würdigem Ansehen, dem alles Volk willig Platz machte, auf ihn zu, maß ihn mit einem strengen Blick und sagte: „Assad, Du bist ein Dieb?" Glühendes Roth überströmte die Wangen des Jünglings, aber fest und unverwirrt schaute er zu dem Greise auf und antwortete: „Ja, und, wie Du gleich sehen wirst, ich leide den Tod dafür!" „Ist Dir Dein Diebstahl nicht leid?" fragte der Greis. „Nein," versetzte Assad schnell und bestimmt, „ich weiß nicht, was mich an diesen Stein kettet, aber es mag gut sein, daß ich sterben muß, denn ich fühl's, ehe ich ihn in den Händen eines Anderen ließe, könnt' ich mich mit Raub und Mord beflecken, obgleich meine Seele vor einem Mord zurückschaudert, wie vor dem eigenen Tode." „Ei, wunderbar!" entgegnete der Greis, „gib mir doch Deine Hand." Assad reichte ihm die Hand.

Plötzlich befand er sich auf einer unbekannten Landstraße. Der Greis stand neben ihm. Mehr verwundert und überrascht als erfreut, schaute der Jüngling seinen Retter mit einem fragenden Blick an. „Du bist jetzt über hundert Stunden von Bagdad entfernt," begann der Greis, der seinen Blick wohl verstanden hatte, „und sie können dort, wenn sie wollen, ein Lamm stranguliren, das ich zum Zeichen Deiner Unschuld an Deiner Stelle zurückgelassen habe. Glaube jedoch nicht, daß ich Dich gerettet haben würde, wenn Leichtsinn oder schnöde Habsucht Dich zum Raub an fremdem Eigenthum verleitet hätten. Mir stehen große Kräfte zu Gebote, aber ich mißbrauche sie nie, wie so manche Genossen meiner Gewalt. Die Natur hat jene Macht, die den gewöhnlichen Lauf der Dinge aufhalten und verändern kann, vertrauensvoll in unsere Hände gelegt, damit wir ihr in irgend einem außerordentlichen Falle, wenn die allgemeine Regel, das einfache Gesetz, nicht ausreicht, zu Hilfe kommen mögen. Solch ein Fall ist der Deinige, denn der Rubin, den Du dort in der Hand hältst, ist das Grab einer wunderschönen verzauberten Prinzessin. Aus ihrem Blut hat er das dunkle, wunderbare Roth in sich gesogen, in das er getaucht ist. Das Feuer ihres Auges sprüht Dir entgegen aus den blitzenden Strahlen, die er

so verschwenderisch versendet. Ihr schlummerndes Leben schauerte Dich an, als Du den Stein im Sonnenschein glänzen sahest. Da wurde Deine Seele bis in die innersten Tiefen mit süßer Ahnung getränkt, und Deine Hand mußte vollbringen, was Herz und Sinne geboten." „Kann die Prinzessin durch mich erlöst werden?" fragte Assad, tief aufathmend. „Das weiß nur sie selbst!" versetzte der Greis, „und Du kannst, wenn Du willst, sie einmal sehen und mit ihr reden. Sobald Du um Mitternacht alle Deine Gedanken in den einzigen an sie zusammendrängst und auf den Rubin drei Küsse drückst, so weicht der Zauber auf einen Augenblick und sie tritt in voller Glorie der Schönheit aus ihrem steinernen Gefängniß hervor. Aber, wage nicht Dein Glück und Deinen Frieden an einen ungewissen Moment; mit dem Dämon ist schwer zu kämpfen, Dich aber würde die herrlichste der Jungfrauen mit unwiderstehlicher Gewalt in deinem tiefsten Sein gefangen nehmen, und wenn es dir dann nicht gelänge, ihren Bann zu brechen, so wärest Du elend auf ewig. Und nun leb' wohl, kein Sterblicher sieht mich zum zweiten Mal!"

Der Greis war verschwunden, so wie er ausgeredet hatte. Assad bemerkte es kaum, denn jede seiner Empfindungen, jeder seiner Gedanken war an das Wunder, das er in seiner Hand hielt, gebunden. Wie freute er sich, daß die Sonne sich schon zum Untergang neigte, daß die Schatten sich verlängerten; wie sehnte er sich nach der Mitternacht, die er sonst, als unheimliche Freistunde der Todten und Gespenster, gescheut, vor der er sich ängstlich in die schützenden Arme des frommen Schlafes hinein geflüchtet hatte. Sie erschien ihm jetzt, wie ein Gefäß, aus dem seinen dürstenden Lippen der holdeste Inbegriff alles Lebens entgegen schäumte, und daß sie über die ganze übrige Welt Angst, Grauen und Entsetzen ausgoß, gab ihr für ihn eben noch einen letzten, schauerlich zauberischen Reiz. Unterdeß eilte er, da es schon dunkel wurde, rastlos fort, um noch vor völligem Einbruch der Finsterniß die Stadt, die er in nicht gar weiter Ferne vor sich liegen sah, zu erreichen. Dies gelang ihm, auch war das Glück ihm günstig, daß er bald bei einer alten Frau ein Unterkommen für die Nacht fand. Er zog sich sogleich, große Müdigkeit vorschützend, in das ihm bestimmte Schlafgemach zurück, legte den Rubin vor sich auf den Tisch und zählte nun bei brennender Lampe und verhängten Fenstern die Minuten,

die langsam, langsam, als wollte jede ihm den Inhalt der Ewigkeit vorrechnen, vorüberkrochen. Endlich war es zwölf. Mit unsäglicher Inbrunst drückte er jetzt den Rubin an seinen Mund und küßte ihn drei Mal.

Da war es, als ob sich der Edelstein in seiner Hand in leichten, gefärbten Duft auflockerte, der zu einer morgenrothen Wolke, die das ganze Zimmer erfüllte, anschwoll. Aus der Wolke schimmerte eine weibliche Gestalt hervor, anfangs blaß und im schwachen Umriß kaum erkennbar, aber schnell aufblühend zu frischem, glühendem Dasein. Die holde Jungfrau, in ein blaues Gewand gekleidet, das Haupt in kindlicher Anmuth ein wenig vorwärts neigend, warf einen schüchternen Blick auf ihre Umgebung und rief: „wo bin ich?“ Gleich darauf aber heftete sie, wie in trostloser Verzweiflung, ihr Auge starr und thränenlos auf Assad, vor dem es eben noch mädchenhaft-scheu zurückgebebt war, und, als erdrückte die erst jetzt erwachte Erinnerung an ihren Zustand, wie ein Leichenstein, jedwede ihrer Lebensregungen, holte sie einen Seufzer, in dem mehr als menschlicher Schmerz sich kund zu thun schien, aus tiefster Brust. Dieser Seufzer schnitt Assad in Mark und Bein, die Jünglings-Blödigkeit, mit der er sich bisher in ehrerbietiger Entferuung hielt, verschwand, männlich fest und die Hand an seinen Dolch legend, trat er vor, verneigte sich und sprach: „Edle Fürstin, wenn Eure Erlösung die schwachen Kräfte eines Menschen nicht übersteigt, so vergönnt mir, daß ich Euch mein Blut und Leben weihen darf.“ „Wie gern thu' ich das,“ gab sie hastig zur Antwort, „aber, Ihr werdet, wie standhaft auch Euer Entschluß sei, das Werk nimmer vollbringen, nicht weil es zu schwer ist, sondern weil es zu leicht ist!“ „Habe ich recht gehört?“ fragte Assad mit höchster Verwunderung. „Ich begreife Eure Frage,“ versetzte sie, „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, daß die Leichtigkeit meiner Entzauberung sie unmöglich macht, und dennoch ist es so. Der boshafteste und verschmitzteste aller Zauberer hat mich, die Tochter eines mächtigen Sultans, in einen Rubin gebannt, mich im Garten überraschend, weil mein Vater ihm seine Bitte um drei Tropfen meines Blutes, deren er vielleicht zu irgend einem schnöden Zweck bedurfte, zornig abschlug. Durch den jedesmaligen Besitzer des Steines kann der Zauber gebrochen werden; damit ich aber niemals wieder des schönen Lebens mich erfreuen möge, hat er die Entzauberung an ein Mittel geknüpft,

auf das, weil es einem Jeden an jedem Ort und zu jeder Stunde zu Gebote steht, eben darum Keiner verfallen wird, und das ich, obgleich er mich, um meine Qual vollkommen zu machen, damit bekannt gemacht hat, als das theuerste Geheimniß bei mir bewahren muß, wenn ich nicht für ewig begraben sein will. Ach, wie fröstelt's mich! War's denn länger als eine Minute, daß ich der Freiheit genoß? Gib mir einen Becher Wein, schöner Jüngling, denn mich dürstet, aber schnell!" Von seltsamer Rührung über diese Bitte ergriffen, welche ihm aus dem Munde einer Sterbenden zu kommen schien, die vom Leben noch einen letzten Genuß verlangt, um das Leben dadurch noch um einen letzten Augenblick zu betrügen, reichte Assad ihr mit abgewandtem Gesicht den Wein, den seine Wirthin ihm gebracht und den er in seiner Aufgeregtheit ungetrunken gelassen hatte. Freundlich dankend trank sie den Wein, gleich darauf war sie wieder von der Wolke umflossen. Mit einem glühenden Blick auf Assad, in dem sie, wie ein verlöschendes Licht, noch einmal aufzuflammen schien, rief sie aus: „o Gott, ich möchte doch leben!" Dunkler wurde die Wolke und ringelte sich dichter und dichter um sie herum, Assad sah mit herzzerschneidendem Schmerz, wie die reizenden Formen sichtlich in einander schmolzen und zerrannen, noch immer glaubte er ihr, wie in stummem Flehen, auf ihn gerichtetes Auge in dem Nebelknäuel unterscheiden zu können, der sie einschlang, doch bald bemerkte er seinen Irrthum; was er für ihr Auge hielt, war nichts Anderes, als der Rubin, der schon wieder, matt von dem letzten Geflacker der nach Oel schmachtenden Lampe beschienen, auf dem Tische lag. „Ihr Leib, ihre Seele, o!" seufzte Assad und starrte den Edelstein an, die Lampe erlosch, wie ein wirkliches Wesen drängte sich die kalte, laut- und lichtlose Nacht an seine Brust.

Ein Jahr war verflossen. Es war ein schöner Morgen. Assad hatte sich aus der großen, geräuschvollen Stadt geflüchtet; still und bleich saß er auf einer Bank, die weit vor dem Thore am Ufer des großen Flusses, dem die Stadt ihr reges Leben, ihre Macht und ihren Reichthum dankte, an einem einsamen Platze stand; in seiner Hand hielt er, ihn nach seiner Gewohnheit in stummer Verzweiflung betrachtend, den Rubin. „Das ist ein herrlicher Stein!" erscholl es auf einmal hinter ihm. Er sah sich um und erblickte einen ältlichen Mann von hoher, gebietender Gestalt mit edlen Zügen, in denen sich ein tiefer,

aber in's Innerste zurückgedrängter Lebensschmerz auszudrücken schien. „Ja, ein herrlicher Stein!“ wiederholte Assad düster und verbarg mit den Gefühlen eines Eifersüchtigen den Rubin wieder auf seiner Brust. „Junger Mann,“ sagte der Alte, „diesen Stein kauf' ich Dir ab. Es soll Edelsteine geben, die den Menschen sanft und mild machen, andere, die ihm liebliche Träume bringen. Als ich den Deinigen erblickte, beschlich mich wunderbare Wehmut, und das Bild einer verlorenen Tochter ging mir, als ob sie mir neu geboren würde, in der Seele auf. Ueberlaß mir den Stein und bestimme selbst den Preis.“ Assad schüttelte, ohne aufzusehen, den Kopf und erwiderte kalt und bitter: „Und wenn Du mir ein Königreich zu Füßen legtest, so würde ich den Stein nicht dafür geben. Ich lass' ihn nur mit dem Tode, und auch dann nicht, denn selbst in's Grab nehme ich ihn mit hinunter.“ „Sclav,“ rief der Alte ergrimmt, „Du gibst den Stein, oder ich nehme den Kopf dazu!“ Er richtete sich bei diesen Worten von der Lehne der Bank, über die er sich mit halbem Leib hingebeugt hatte, auf und warf, brennend vor Zorn, auf Assad einen durchbohrenden Blick. Assad antwortete nichts, aber er erhob sich ebenfalls und lächelte still vor sich hin, wie in verachtendem Hohn. Der Alte, kreideweiß geworden, wandte sich um und winkte mit der Hand eine stattlich gekleidete Schaar Bewaffneter heran. „Zeigt dem Hund da,“ rief er ihnen entgegen und deutete mit einer heftigen Bewegung auf Assad, „wie der Sultan mit denen verfährt, die ihm trotzen.“ Assad zog seinen Dolch, doch sein Widerstand war fruchtlos, er sah sich alsbald von der Menge umringt und war nahe daran, überwältigt zu werden. Da fiel sein Blick auf den Sultan, der ihn scharf beobachtete, ein spöttisches Lächeln überflog sein Gesicht, er zog den Rubin hervor, nickte dem Sultan zu und warf, bevor noch Jemand daran denken konnte, ihn zu hindern, den Stein weit von sich in den Fluß. „Durchstoßt ihn!“ rief der Sultan und riß, zitternd vor Wuth, sein Schwert aus der Scheide. „Ich thu's selbst!“ sagte Assad und zückte den Dolch gegen die eigene Brust. Da ertönte auf einmal ein leises Ach, es war nur ein Laut, aber ein Laut, der in Assad das innerste Leben noch im Angesicht des Todes zur ungestümen Flamme auftrieb, er ließ den erhobenen Arm sinken und stand, wie in ein Wunder verloren, regungslos. „O Fatime, Tochter, so sehe ich Dich endlich wieder?“ rief der Sultan aus und that einen Schritt

vorwärts, hielt dann aber plötzlich an, als ob er fürchtete, die theure Erscheinung möchte sich in Nichts auflösen, sobald er sie zu fassen versuchte. „Allah sei gelobt!“ jauchzten die erstaunten Trabanten und warfen sich, ihr Angesicht verhüllend, zu Boden. „Vater, führe mich zu meiner Mutter!“ rief die süße Stimme, die Assad in jener Mitternacht vernahm, und leidenschaftlich-ängstlich umschlang die Jungfrau den alten Mann. Schmerz und Freude vermischten sich in Assad's Brust, er seufzte laut auf, da trat die Prinzessin zu ihm heran, faßte erröthend seine Hand und sagte, indem sie ihn zu ihrem Vater führte: „Hier ist mein Retter!“ Der Sultan blieb eine Weile stumm und ernst, dann sprach er zu Assad: „ich wollte Dich tödten!“ „Ja,“ erwiderte Assad, „aber noch leb' ich.“ „Und Du sollst leben bis an's Ende deiner Tage,“ versetzte der Sultan mit erhöhter Stimme, „und wenn Du mein Reich forderst, so will ich Dir's zu Füßen legen und mir Nichts ausbedingen, als einen Turban, ein Schwert und ein Grab!“ „Ich habe Nichts zu fordern!“ entgegnete Assad düster und dumpf. Dann fuhr er, sich zu der Prinzessin wendend, langsam und gemessen fort, wie Einer, der über sich selbst ein Todesurtheil ausspricht: „Ich hätte gern für Dich den letzten Tropfen meines Blutes verspritzt, aber es ward mir nicht vergönnt, ich konnte Dich nicht erlösen, ich konnte Dich bloß beklagen, und das konnte Jedermann. Und heute — heute war ich sogar nichtswürdig genug, den Stein, der Dein holdes Selbst umschloß, in die schlammige Tiefe hinab zu schleudern, als der Mann, der, wie ich jetzt sehe, Dein Vater ist und in dem gewiß nur ahnungsvolle Sehnsucht den Wunsch nach seinem Besitz so heftig entzündete, ihn von mir verlangte. O, ich verachte mich selbst, und Du mußt mich auch verachten!“ „Du thust Dir unrecht,“ sagte Fatime, „denn dadurch, daß Du den Rubin, den Du bisher, wie alle früheren Besitzer, nur zu starrsinnig festgehalten hattest, freiwillig und aus eigenem Antriebe von Dir warfst, ward meine Entzauberung vollbracht; dies war ja eben die schlimme Bedingung, die dieselbe, obgleich ein Jeder sie an jedem Ort und zu jeder Stunde erfüllen konnte, ungewisser machte, wie ein Kampf mit Ungeheuern und Drachen.“ „So ward ich denn glücklich, weil ich erbärmlich war!“ versetzte Assad. Fatime schaute ihn zugleich bittend und fragend an, denn sie verstand ihn nicht mehr, der Sultan aber trat hinzu und sagte: „Du bist von nun an mein Sohn; tritt nicht zurück, ein Mann

muß sich nicht schämen, das von dem Zufall als Geschenk anzunehmen, was er, wenn's nöthig wäre, dem Schicksal abtrotzen würde durch Kraft und Beharrlichkeit. Jetzt aber begleitet mich in meinen Palast, es ist nicht recht, daß wir uns so lange allein freuten, Fatime hat noch eine Mutter."

Die beiden Vagabunden.

Ein Fragment.

1837.

Es war in der alten guten Zeit. Noch saß der Teufel so ruhig und unangefochten auf seinem Thron, wie der liebe Gott; wenn es zu dunkler Nachtzeit in den Lüften rumorte, schrieb man es nicht den wilden Gänsen zu, sondern dem wilden Jäger, und griff nicht zur Kugelbüchse, sondern zum Rosenkranz; so armselig war keine Hütte, daß nicht zuweilen ein Gespenst, ein Todter, der nach Erlösung seufzte, in ihr einsprach, so winzig kein Berg, in dessen Klüften nicht irgend ein Geist sein Wesen trieb.

Ziemlich spät an einem rauhen Herbstabend trafen zwei junge Leute in einem Dorfe ein. Der eine war lang von Person, hatte ein schmales, ausgedörrtes Gesicht und häßliche lange Arme, die ungeschickt an seinem wie auf der Folter ausgereckten Körper herunterhingen; der andere war klein und in seinem jetzigen Aufzug auch mehr abstoßend als anziehend, aber ein neuer Rock und ein paar gute Beinkleider hätten vielleicht etwas für ihn thun können. Beide gehörten einem Stande an, für den die Sprache bis jetzt keinen anständigen Namen aufzufinden gewußt hat; wollen wir unsere Freunde nicht Lumpen, Vagabunden und Landstreicher nennen, so müssen wir sie einstweilen ungenannt lassen. „Hör' einmal, Hans" — sagte der Kleine zum Langen — „weißt Du auch, was das ewige Hungern für Folgen hat?" „Ich habe Erfahrung genug, Jürgen, um das zu wissen" — versetzte der Lange mit einer Art von Lachen

— „bei Tage Mattigkeit in allen Gliedern, so daß man die schönste Dirne erblicken kann, ohne Wohlgefallen an ihr zu finden; bei Nacht Schlaflosigkeit und am Ende den Tod!“ „Brav geantwortet, Junge,“ sagte der Kleine, „aber, hörst Du nicht Gänse schreien? Ich denke, das siebente Gebot ist nicht gemacht, daß es Menschen tödten soll. Wie wär's, wenn wir irgend einen Hühnerstall mit unserm Besuch beehrten?“ „Ich trau' unserm Glücksstern nicht,“ erwiderte der Lange ernsthaft und verdrießlich, „haben Deine falschen Würfel uns etwas Anderes als Ohrfeigen nnd Rippenstöße, die ich noch fühle, eingebracht? Wollte ein Mensch den Kater mit dem großen Bart, den Du für ein Wunder in seiner Art auszugeben dachtest, sehen? Brachte es Dir eine Krume Brod ein, daß Du jenem alten griesgrämlichen Hökerweibe von geträumten Nummern erzähltest?“ „Die Talente unserer Finger haben wir noch nicht ausgeübt,“ versetzte der Kleine, „man muß nicht Alles so schwarz ansehen, vielleicht sind sie einträglicher als mein Witz.“ „Verlaß Dich darauf,“ entgegnete der Lange, „uns gelingt nichts.“ „Pfui, Heide,“ fuhr der Kleine hastig auf, „Du bist ein Christ und kannst so kleinmüthig sein? Bei meinem Gewissen, nie werd' ich schlechter von meinem himmlischen Vater denken, als von meinem irdischen, der, obgleich er nur ein armer Schuster war, sich doch Tag und Nacht plackte und plagte, um seinem Jungen täglich den Bauch zu füllen. Die Gänse sind ordentlich ungeduldig, daß wir nicht kommen; folg mir, Kamerad, aus Religion folge mir!“ Sie gingen weiter, der Kleine pfeifend und singend, der Lange einige Male hustend und dazu fluchend, und kamen vor die Schenke des Dorfes, wo die Bauern sich regelmäßig alle Abend einfanden, um sich zu prügeln oder zu langweilen. In der räuchrigen Stube verbreitete ein flackernder Kienspan, der in einen Soden Torf gesteckt und auf den Ofen gestellt war, ein unbeständiges Licht; der vierschrötige Wirth stand mit auf den Rücken gelegten Händen vor dem großen Kachelofen; die Gäste saßen auf hölzernen Bänken umher mit Pfeifen im Munde, die bei einigen noch dampften, bei andern schon ausgegangen waren. Der Kleine hielt an und lauschte. „Hans,“ rief er dann aus und that einen Sprung, „mir kommt ein besserer Einfall; wir gehen in die Schenke.“ „Und lassen uns wieder hinauswerfen, wie damals,“ sagte der Lange. „Ist heute der Todestag Deiner Mutter, daß Du so melancholisch bist, wie Einer, der gehängt werden soll?

Sieh doch nur einmal in's Fenster und betrachte Dir diese Gesichter. Sehen sie nicht alle aus, als sollten sie vor Langeweile zerspringen?" „Und was folgt daraus?" „Wir wollen ihnen die Langeweile vertreiben und Geschichten erzählen, und nenne mich Deinen Bruder, wenn das uns nicht was zu essen einbringt." „Ich weiß Nichts zu erzählen!" brummte der Lange. „Das ist schlimm," versetzte der Kleine, „Du siehst so interessant aus, als müßten Dir die Geheimnisse aller Gefängnisse in einem Umkreis von hundert Meilen bekannt sein. Nun, laß mich nur machen; Du kannst den Versteckten spielen, den Mann, der hinter dem Berge hält. Hier ist die Thür, Gott gebe nur, daß sie nicht verschlossen sei, wenn sie uns erst lange beleuchten, so lassen sie uns nicht ein, denn ein Wirth ist nicht wie der liebe Gott, vor dem kein Ansehen der Person gilt." Der Kleine öffnete die Thür mit möglichst wenig Geräusch. „Hör' Du," flüsterte ihm der Lange grimmig in's Ohr, „die Tracht Prügel, der ich vermuthlich entgegen gehe, geb' ich Dir doppelt zurück, sobald wir wieder allein sind. Wärst Du nicht gewesen, so wär' ich bei meinem Meister geblieben und nun bald Gesell!" „Auf die möglichen Grobheiten und Handgreiflichkeiten des rothhaarigen Schurken drinnen," versetzte der Kleine, „baue ich eben meine letzte Hoffnung. Vergreift er sich an mir, so fall' ich sogleich wie todt nieder und werd' es schon einrichten, daß irgendwo Blut läuft. Dann steht es bei Dir, wie bejammernswürdig Du den Zustand deines armen, gemißhandelten Freundes finden willst; ich will dem Kerl Schreck genug in die Glieder jagen, und bevor er sich zu einem Nachtessen und allem Uebrigen bequemt hat, erwecken mich drei Eimer Wasser nicht aus meiner Ohnmacht." Sie traten in die Gaststube und wurden von den Bauern neugierig, von dem Wirth finster betrachtet. Jürgens erste Frage war, ob nicht der berühmte Doctor Paracelsus im Dorfe wohne. Die Frage wurde verneint. Ob sie denn nicht im Dorf Theofrastika wären? Das Dorf führte einen ganz andern Namen. „O mein Freund," rief Jürgen nun aus und fiel Hans mit Leidenschaft um den Hals, „wie recht hast Du, wenn Du sagst, das Unglück verfolge uns. Alle bösen Geister durchkreuzen unsern Weg, und warum? weil wir einem Geheimniß auf der Spur sind, dessen Besitz sie doch dem König Salomon willig gönnten. Gewiß ist der Ziegenbock, der sich nachher in einen großen schwarzen Hund mit glühenden Augen und dann

in einen langen finstern Schatten verwandelte, Niemand als der Teufel selbst gewesen, und nur unserm eifrigen Gebet haben wir es zu danken, daß er uns kein Leid zufügen konnte." „Ein Ziegenbock? Was ist Euch mit diesem Ziegenbock passirt, mein Freund?" frug mit heiserer und vor Alter zitternder Stimme des Wirthes achtzigjährige Schwiegermutter, die, das weiße Haupt in die Hände gelegt und die welken Arme auf die Kniee gestützt, in einem Winkel kauerte. „Das Abenteuer ist wunderbar oder vielmehr grauenhaft genug," entgegnete Jürgen und ließ sich hinter einem Tisch nieder, „aber gegen unsre übrigen Abenteuer verlohnt es sich kaum der Mühe, es zu erzählen. Besonders das Leben meines Freundes besteht aus einem Gewebe von fast lauter Unbegreiflichkeiten; aber freilich, wer wie er bei seiner Seelen Seligkeit den Schwur unverbrüchlichen Stillschweigens hat ablegen müssen, der wird nichts verrathen." Aller Blicke richteten sich bei diesen Worten auf Hans; er seufzte und legte sein Gesicht auf den Tisch, was große Wirkung that. „Uebrigens," fuhr Jürgen fort,. „hört man Begebenheiten, wie sie mir zugestoßen sind, auch nicht jeden Tag, und wenigstees bis heute habe ich mir das Recht zu bewahren gewußt, sie dem Bösen zum Trotz unter Freunden mitzutheilen. Aber, Gott sei bei uns, da ist er, da ist er wieder!" Er deutete mit der Hand auf's Fenster; ein Ziegenbock schaute gravitätisch durch die dunklen Scheiben hinein. Der Bock gehörte dem Wirth; er hatte die Thür seines Stalles offen gefunden und war hinaus spaziert. Daran dachte aber kein Mensch, und selbst am folgenden Morgen, als das Räthsel sich aufklärte, bestand die Alte darauf, der Bock müsse geschlachtet und mit Haut und Haar an einem Kreuzweg verscharrt werden, der Teufel habe ihn gemißbraucht; sie ruhte auch nicht, bevor es geschah. Alle, Jürgen nicht ausgenommen, dessen Lügen das Thier so unerwarteter Weise unterstützte, schraken zusammen, als sie den Bock erblickten. Wenigen entging es, daß seine Augen glühten, wie Feuerräder, Einer hatte, wie sich später ergab, sogar bemerkt, daß er sich hinten in einen Hund verlor, Jürgen sah Hans, der ganz blaß geworden war, triumphirend an, sobald der Bock sich wieder vom Fenster zurückgezogen hatte. Die Bauern dachten nicht daran, zu ihren Weibern zurückzukehren, obwohl die gewöhnliche Aufbruchsstunde schon gekommen war; sie mußten zuvor die Geschichte des Fremden hören, auch zitterten sie, draußen Einen zu treffen, dem sie nicht gern begegneten,

und der vielleicht wegen Grenzpfahlsverrückungen und anderer Kleinigkeiten ein Sträußchen mit ihnen zu pflücken haben mochte. Sie ließen sich frisches Getränk bringen; dies nahm dem Wirth die letzte Wolke des Unwillens gegen unsre Freunde von der Stirn, zuvorkommend setzte er ihnen Bier, Brod und kaltes Fleisch vor und versprach ihnen ein Nachtlager obendrein, verlangte dafür aber von Jürgen, seinen merkwürdigen Lebenslauf zum Besten zu geben. — Jürgen begann ohne weitere Vorrede: „Ich bin das uneheliche Kind eines armen aber schönen Mädchens, und kann in Wahrheit nicht sagen, wer mein Vater ist, sonst würd' ich ihn aufsuchen und ihn unterstützen, oder nach Befinden der Umstände mich von ihm unterstützen lassen. Daß der reiche, vornehme Kaufmann, auf den meine Mutter aussagte, mein Vater sei, kann ich nicht glauben; denn das eine Mal, daß ich ihn mit dem theuren Namen begrüßte, traktirte er mich mit Ohrfeigen und so spricht kein Vaterherz! Meine Mutter glaubte, als sie mich geboren hatte, nichts Besseres thun zu können, als mit mir in einen Bach zu springen; an der Ausführung dieses schnöden Vorhabens hinderte sie ein alter Doktor, der im Ruf eines Schwarzkünstlers stand und für sie und ihr Kind zu sorgen versprach, falls sie ihm den Knaben in seinem siebenten Jahre übergeben wolle. Der Doktor hielt sein Versprechen, meine Mutter das ihrige auch und so kam ich, als ich mein siebentes Jahr erreicht hatte, in des Doktors Hände. Anfangs fürchtete ich mich entsetzlich vor dem Doktor und wollte durchaus nicht bei ihm bleiben; er war ein kleiner, unheimlich-dünner Mann und trug beständig einen schwarzen bauschigen Rock von wunderlichem Zuschnitt, in welchem er sich mit seinem unveränderlichen leichenblassen Gesicht ausnahm, wie ein vor der Zeit aus dem Grabe zurückgekehrter Todter. Der Doctor wußte aber mit Kindern umzugehen; er gab mir Mandeln und Rosinen, machte mir allerlei Spielwerk, schenkte mir bunte Bilderbücher und spielte sogar Versteckens und Huckepack mit mir, sodaß ich ihn bald von Herzen lieb gewann. Wie ich älter wurde, lehrte er mich Vielerlei, gab mir auch große Bücher zum Studiren, woraus ich vornehmlich die Pflanzen und ihre verborgenen Eigenschaften und Kräfte kennen lernte; nachdem ich diese Wissenschaft erlangt hatte, schickte er mich auf die Berge, um in gewissen Stunden, die er mir genau bezeichnete, gewisse Kräuter und Moose zu pflücken, dabei schärfte er mir auf's Dringendste ein, mich aller Gedanken an's zweite Geschlecht zu ent-

schlagen, sonst würden die Geister, die jene Kräuter bewachten, Macht über mich bekommen, mich überwältigen und tödten. Die Wahrheit ist, daß die Kräuter ihre wunderbaren Kräfte verlieren, wenn eine unreine Hand sie pflückt, ich glaubte meinem Herrn aber Alles und hielt mich vollkommen überzeugt, daß an einen Kuß, ja an etwas noch Geringeres, unmittelbar mein Tod geknüpft sei; daß ich mich bei dieser Ueberzeugung wenig zum Küssen aufgelegt fühlte, kann man sich denken. Dies Leben führte ich lange fort, ohne mich nur darum zu kümmern, wozu denn mein Herr die Kräuter, die ich oft mit so viel Beschwerde und Mühseligkeit einsammeln mußte, gebrauche; ich dankte dem Himmel, wenn er sich in sein Laboratorium einschloß, weil ich wußte, daß er mir dann in einigen Tagen nichts befehlen würde; ich aß und trank und war vergnügt. Eines Tages, als mein Herr sich wieder zurückgezogen hatte, ging ich zufällig in sein Studirzimmer und bemerkte dort ein kleines schwarzes Kästchen, das ich noch nie bemerkt hatte; ein Schlüssel steckte darin, ich konnte meiner Neugierde nicht widersteh'n, ich mußte es aufschließen. Ich fand nichts darin, als ein altes Buch; wie erstaunte ich aber, als ich, wie ich das Buch aufschlug, sah, daß es die Anleitung enthielt, auf nächstem Wege den Stein der Weisen zu gewinnen. Ich fing an, in dem Buche zu lesen, es ward mir aber dabei ganz peinlich zu Muth, mir war, als ob ich unsichtbar von einer fürchterlichen Gesellschaft umgeben sei, ich hätte das Buch gern wieder weggelegt, doch ich vermochte es nicht. Nach wenigen Minuten trat mein Herr herein; er warf einen fürchterlichen Blick auf mich und riß mir das Buch aus der Hand, er wurde aber gleich wieder freundlich, sagte: wir sprechen uns nachher, schloß das Buch ein und entfernte sich. Mein Herr beobachtete jedoch seinem Versprechen zuwider zu meinem größten Verdruß über das Vorgefallene das tiefste Stillschweigen; er setzte nicht einmal mehr den Unterricht über die natürlichen Dinge mit mir fort und ich sah wohl, daß er nicht geneigt war, mir etwas von dem anzuvertrauen, was ich zu erfahren brannte. Er hätte mich gewiß von Herzen gern fortgejagt, wenn er meiner nicht zur Erlangung der ihm unentbehrlichen Kräuter bedurft hätte; da er aber alt und gichtbrüchig war, so konnte er nicht selbst die Berge besteigen und mußte sich, so schwer es ihm ankommen mochte, freundlich gegen mich bezeigen. Ich nahm jetzt aber Zeit und Gelegenheit besser wahr, wie vorher; ich sah

meine Bücher mit ganz andern Augen an und studirte nicht, wie sonst, bloß deswegen darin, um den Vorwürfen und Ohrfeigen des Doktors zu entgehen. Ich machte mich über seine Papiere her, so oft ich nur konnte, und schrieb mir die wunderbaren Recepte ab; es gelang mir sogar, mittels eines falschen Schlüssels, mich Tage lang in den Besitz jenes alten Buchs zu setzen und (hiebei sah Jürgen mit stolzen Blicken im Kreise seiner Zuhörer, die aufmerksam und ehrfurchtsvoll an seinen Lippen hingen, herum) ich las es nicht ohne Frucht. Gar bald drang ich vor zur Kenntniß der vier Erden, die sich in der heiligen Nacht bei einer durch die Knochen eines unschuldigen Lammes genährten Flamme begatten müssen, der güldene Löwe konnte sich meinen spähenden Blicken nicht länger verbergen, und wie nah' ich dem letzten Geheimniß war, das zeigten mir die tückischen Streiche der immer wachsamen Geister, die mich irre zu machen suchten, weil sie mich fürchteten. Da hatte ich das Unglück mich zu verlieben. Ich nenne es ein Unglück, denn dieser verwünschte Umstand ist Schuld daran, daß ich mich jetzt in einer Lage befinde, wo ich für die Erreichung meines hohen Zweckes wenig thun kann. Ich möchte rasend werden, wenn ich, der ich vielleicht nach Jahren im Stande sein werde, ganze Misthaufen, ja den Erdkörper, wofern ich dumm genug dazu wäre, in Gold zu verwandeln, des Morgens Hosen anziehen muß, deren mancher Bettler, ich übertreibe nicht, sich schämen würde; doch ich weiß, wer ich bin, und ertrage mein Schicksal mit Geduld, wie sich's gebührt. Die Schönheit eines Mädchens riß mich hin; daß sie lebhaften Antheil an mir zu nehmen, daß sie nicht ohne mich leben zu können schien, behagte meiner Eitelkeit und brachte meine Sinne gänzlich in Verwirrung. Statt auf die Berge zu klettern, schlich ich mich eines Morgens, wo sie in ihrer Hütte allein war, zu ihr. Leider hatte der Doktor, der mir, was diesen Punkt anbelangt, nicht mehr trauen mochte, mir nachgelauert, er machte sich sogleich trotz seiner Krücken auf den Weg, um seinem Kräuter-Lieferanten in der Versuchung beizusteh'n, aber was half's dem armen gichtbrüchigen Mann? Er kam eben früh genug, um sich mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, daß er — zu spät kam! „Verfluchter," rief er aus und schäumte vor Wuth, „nun komm' mir nicht wieder über die Schwelle." Im ersten Aerger versetzte er mir mit seiner Krücke einen derben Schlag über den Arm; diese Beschimpfung unter den Augen

meiner Geliebten war zu groß, das Blut empörte sich in meinen Adern, ich ergriff ihn bei seinem langen Bart und hätte ihn gewiß zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, wenn mir nicht plötzlich eine wirksamere Art, Rache zu üben, in den Sinn gekommen wäre. „Ich gehe zum Doktor Paracelsus, flüsterte ich ihm zu, und bringe dem das Recept der grünen Erde.“ Der Doktor wurde noch bleicher als er immer war und starrte mich an: dann aber schlug er eine gellende Lache auf und rief. „Ei, junger Thor, ich weiß wohl und hab's dir selbst gesagt, daß dem alten Paracelsus nur noch die grüne Erde fehlt, um in den Tiefen und Abgründen der Natur zu dringen, wohin es ihm beliebt; aber eben die grüne Erde — ha! ha! ha!“ Jetzt raunte ich dem Doktor drei chaldäische Worte in's Ohr, die keine sterbliche Zunge nach Sonnenuntergang aussprechen darf; da mochte ihm eine Ahnung aufgehen, wie weit der faule Mensch, dem er Jahrelang kaum durch den Ochsenziemer einige Neigung für die Wissenschaften hatte beibringen können und den er zu sehr verachtet hatte, um es nöthig zu finden, vor ihm etwas zu verbergen, während der letzten Zeit in sein Thun und Treiben eingedrungen sei. Er warf sich vor mir auf die Kniee und beschwor mich, ihm nicht durch unzeitige Entdeckung den Preis eines langen mühevollen Lebens zu entreißen; er bat mich, mit ihm zurückzukehren und versprach mir, mich in alle seine Geheimnisse einzuführen. War es Trotz, der sich nicht bezwingen lassen wollte, oder war es Furcht, die mich von der Rachsucht und dem Neid des unheimlichen Alten das Aeußerste befürchten ließ, ich weiß es nicht, genug, ich verweigerte fest und bestimmt jede Aussöhnung. Da sprang er rasch vom Boden auf, als ob er wieder Jüngling geworden wäre; über sein Gesicht flammte eine wunderliche Röthe und seine Augen schossen Blitze, es war als wollte der böse Feind selbst mit all seinen Schrecken hervortreten aus des alten Mannes schwacher, gebrechlicher Gestalt. „O Du verruchter Satan,“ rief er mir mit einer Donnerstimme zu, „ich hab's wohl gedacht; hätt' ich Dir doch gestern den Trank gegeben, den Du heute Abend zum Dank für deine Hinterlist in Deinen Wein empfangen solltest, dann könntest Du im Bauch des Kirchhofs gegen Deine Sargnachbarn ausplaudern, was Du zu wissen meinst! Ach, daß gerade heute das wunderbarste aller Moose in die Blüthe treten mußte, und daß ich außer Dir Niemand hatte, der es pflücken konnte!“ Nun war es ordentlich, als ob er

wieder zusammenknickte, er stieß einen tiefen Seufzer aus, griff nach der Krücke und schlich sich keuchend fort.“ — Jürgen machte eine Pause und trank, wie zur Erholung, auf den in der Erinnerung noch einmal überstandenen Schreck ein Glas Bier. Der Wirth, der während des Fortgangs der Erzählung im Zweifel, wie die übrigen Anwesenden im Glauben, erstarkt war, ergriff diese Gelegenheit, einen garstigen Einwurf vorzubringen. „Ihr nanntet,“ hob er an, „vorhin eure Liebschaft ein Unglück, mir scheint, ein Unglück, das dem Menschen das Leben rettet, kann er sich wohl gefallen lassen.“ Hans hustete und strich sich mit der Hand über die Stirn; Jürgen aber, statt in Verwirrung zu gerathen, versetzte mit unvergleichlicher Unverschämtheit: Ihr habt Recht und fuhr ruhig fort. „Man kann es sich leicht denken, daß ich eben im Begriff, Berg- und Felsspitzen zu erklimmen, nicht sonderlich gekleidet war; dennoch fühlte ich mich nicht im Geringsten versucht, das Haus des Doktors mit einem Fuß wieder zu betreten. Ich gab meinem Mädchen einen letzten Kuß, das arme Kind mochte fühlen, daß es ewigen Abschied gelte, und hielt mich fest; ach, ihrer Leidenschaftlichkeit habe ich diesen abscheulichen Riß in meinem Wamms zu danken! Ich eilte zu meinem Freunde; er lebte damals — jetzt sieht man's ihm nicht recht mehr an — in wahrhaft glänzenden Verhältnissen! doch er liebte mich; Bruder, rief er aus, ich begleite Dich bis an's Ende der Welt, und umarmte mich mit einem Ungestüm, daß ich, ich hab' nicht die Brust eines Riesen, nicht zum zweiten Mal so umarmt zu werden wünsche. Nun begaben wir uns sogleich auf den Weg, um den Doktor Paracelsus so schnell als möglich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen. Wie weit haben wir noch bis Theofrastika?“ Die Bauern schüttelten den Kopf; keiner hatte den Namen eines solchen Orts jemals nennen hören. „Gott steh' uns bei,“ wehklagte Jürgen, „so hat der Feind uns die ganze lange Zeit hindurch, daß wir auf der Wanderung sind, getäuscht; noch am Eingang dieses Dorfes begegnete uns ein einäugiger Mann mit gestreiften Beinkleidern und versicherte uns, wir wären am Ziel.“ „Himmlische Gerechtigkeit!“ rief einer der Bauern aus, „ich wollte schwören, das wäre mein alter Großvater gewesen, aber der kommt schon seit einem halben Jahr nicht mehr aus der Stube.“ „Der Böse nimmt eine Gestalt an, wie er will,“ versetzte Jürgen; „mein Freund hat's erlebt, daß er ihm als sein leibhaftes Konterfei entgegengetreten ist und

ihm erst verliebte Küsse, dann den Kopf zugeworfen hat.“ Es war spät geworden, recht schadenfroh heulte der Wind um's Haus und warf die Regentropfen an die Fenster, nicht ohne Herzklopfen dachten die Bauern an ihren Heimgang in der finstern Nacht, aber sie mußten sich doch zuletzt entschließen und brachen nicht, wie sonst, Einer nach dem Andern, sondern friedlich und freundschaftlich alle auf einmal auf. Nur ein einziger Mann blieb zurück; dieser hatte sich den ganzen Abend vor den Uebrigen dadurch ausgezeichnet, daß er sein Bier aus dem größten Glase trank, daß er den meisten Qualm aus seiner Pfeife jagte, und daß er seinen breitgekrempten Hut keinen Augenblick vom Kopf herunter that. Er war starkknochig und vierschrötig; sein breites, volles Gesicht war ein vollkommen glaubwürdiges Attestat, das der dankbare Magen über die regelmäßig empfangenen Futterlieferungen ausgestellt hatte; ein gewisser alberner Stolz, der sich vergebens durch die dicken, aufgequollenen Züge Bahn zu brechen suchte, bezog sich wohl auf einige klingende Thaler in der Tasche oder auf einen fetten Ochsen im Stall. Der Mann trat auf Jürgen zu, legte ihm plump die Hand auf die Schulter, sah ihn eine Zeitlang mit lächerlichem Ernste an und fragte ihn dann: „Junger Mensch, seid Ihr Eurer Sache gewiß, ich meine, daß Ihr Gold machen könnt?“ „Wäre ein Kruzifix bei der Hand,“ entgegnete Jürgen vornehm, „so könnte ich, wofern es mir beliebte, Euren Zweifel durch einen Schwur entkräften!“ Es ist kein leichtes Stück Arbeit,“ bemerkte der andere. „Es geht, erwiderte Jürgen, auch keineswegs so schnell von Statten, wie man etwa eine Bratwurst stopft oder Schinken in den Rauch hängt!“ „Könnt ihr Euch wohl einen Tag im Dorf aufhalten?“ „Was meinst Du, Freund?“ sagte Jürgen, indem er sich zu Hans wandte. „Uns're Zeit ist kostbar,“ erwiderte Hans langsam, „doch, wenn's nicht länger ist —“ „Gut, versetzte der starkknochigte Mann, morgen in aller Frühe bin ich wieder hier, bis dahin laßt Euch im Wirtshaus Nichts abgehen, ich bezahle Alles.“ Er rückte vor Jürgen ein klein wenig den Hut und ging, ohne von Hans Notiz zu nehmen, hinaus, der Wirth folgte ihm mit dem Licht. „Wer war der Mann? fragte Jürgen lauernd, sobald der Wirth zurück kam. „Es ist der Meister Jakob, versetzte der Wirth, unser Hufschmied und der einzige Hufschmied in einer Runde von drei Meilen. Diesem Umstand allein hat er es beizumessen, daß sich, seiner Ungeschliffenheit und närrischen Hoffart

ungeachtet, seine Kundschaft nicht vermindert. Man kann doch nicht immer eine Reise von einigen Stunden darum thun, wenn man ein Roß beschlagen lassen will." „Der Meister Jacob," sondirte Jürgen weiter, „ist wahrscheinlich reich, und macht sich deßwegen nicht viel aus seiner Schmiede und seinen Kunden!" „An Vermögen fehlt es ihm freilich nicht," entgegnete der Wirth und begann, für seine beiden Gäste hinter dem Ofen eine warme Streu einzurichten, „doch, das ist der Grund nicht, weshalb er Hammer und Amboß über die Achsel ansieht." „Ei, was denn?" fragte Jürgen mit einer Hast, die von dem gleichgiltigen Ton, in dem er bisher das Gespräch geführt, gar sonderbar abstach. „Der Meister Jakob verzehrt viel Geld bei mir," versetzte der Wirth, „doch, das soll mich nicht abhalten, mit der Sprache gerade heraus zu gehen. Mit einem Wort, er ist der größte Narr unter der Sonne. Dieser Mensch, der so dumm ist, daß ihn ein Kind überlistet, bildet sich ein, er sei zu großen Dingen berufen und die Welt werde noch einmal über ihn erstaunen. Ihr lacht, man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist's wahr. Fragt man ihn, was er denn von sich und der Zukunft erwartet, so gesteht er ohne Umstände ein, er wisse es selbst nicht, aber das Alles, setzt er dann mit listig zugekniffenen Augen hinzu, wird sich zu seiner Zeit schon finden." „Welche Thorheit für einen Mann, dessen Haare sich schon grau färben," sagte Hans. „Nicht zu vorschnell", unterbrach ihn Jürgen mit Würde, „ich fühle mich zu diesem Mann wunderbar hingezogen. Vielleicht hat das, was die Welt Thorheit und Wahnsinn schilt, einen tieferen Grund. Oft bleiben die Ohren der Weisen verschlossen und den Einfältigen offenbart sich der Himmel!" „Dagegen läßt sich nichts einwenden," sagte der Wirth mit einem schlauen Lächeln, „denn es steht in der Bibel." Hierauf wünschte er Hans und Jürgen eine gute Nacht und begab sich in ein anstoßendes Gemach zu seiner Frau, die, weil sie sich nun einmal bei Licht des Schlafes nicht erwehren konnte, regelmäßig einige Stunden vor ihrem Mann zu Bette ging. Kaum war er fort, als Jürgen jubelnd in der Stube herum zu springen und alle Zeichen einer ausgelassenen Freude von sich zu geben begann. „Still doch Mensch, still doch," wisperte Hans, „wenn Du das Lärmen und Hanthieren nicht einstellst, so wirst er uns noch um Mitternacht aus der Thür." „Grützkopf," versetzte Jürgen, „ich wette, Du ahnst es gar nicht, daß wir heut Abend den Stein

der Weisen gefunden haben!“ „Ich verstehe Dich wohl,“ erwiderte Hans, „denn ich kenne Deine Frechheit: aber ich übersehe eben so wenig, daß wenn wir uns bei Meister Jacobs Thorheit in die Kost legen, seine Weisheit plötzlich einmal erwachen und uns eine garstige Zeche abfordern wird, die er dann vermuthlich mit einer Eisenstange eintreibt.“ „Was thäte das, Kerl!“ unterbrach ihn Jürgen, „ich denke, dein Rücken ist lange genug dein Zahlmeister gewesen, um auf so etwas gefaßt zu sein. Diesmal aber fürchtest Du, wo nichts zu fürchten ist. Ich habe einen Plan, einen Plan — — Hans, seit ich diesen Plan ausgeheckt, muß ich auf jeder billigen Wagschaale um zehn Procent im Werth gestiegen sein!“ „Wie Du nur solch eine Geschichte so in einem Athem zusammen lügen konntest,“ sagte Hans kopfschüttelnd, „ich muß bekennen, so lange Du erzähltest, lag ich in einer Art von Fieber, denn endlich, dachte ich, muß der Krug, der so unmenschlich keck zu Wasser geht, doch wohl brechen!“ „Erzählen ist eine Kunst, die sich von meiner Großmutter her auf mich vererbt hat,“ entgegnete Jürgen, „und Wunderdinge erzählen sich am leichtesten, da Niemand verlangen kann, daß man sie ihm erkläre. Uebrigens war's ja, Kleinigkeiten und die nöthigen Vergoldungen abgerechnet, wirklich meine Lebensgeschichte. Setze an die Stelle des Doktors den geizigen Apotheker, zu dem mich mein Vater in die Lehre that; nimm den Kräutern, die ich sammeln mußte, ihre edelsten Kräfte und lege ihnen die gemeinen, schweißtreibenden und abführenden bei; entzieh' meiner Liebschaft etwas von ihrem Glanz und mache sie zu einem vertraulichen Verhältniß zu der Magd im Hause, das der Apotheker am Lehrling nicht dulden wollte, weil er es sich selbst wünschte; besonders aber zieh' über Deine glänzenden Verhältnisse einen Strich und erinnere Dich, daß Du bei Deinem Meister, dem tauben Grobschmied, blos arbeiten aber nicht essen solltest, bleibt dann noch etwas zu verändern übrig?“ „Ich wollte doch,“ entgegnete Hans und kratzte sich hinter den Ohren, „ich wär' bei dem Meister geblieben, dann wär' ich nun bald Gesell! Du machtest mir, als Dein Herr Dich aus der Thür geworfen, und Dein Vater Dir die seinige vor der Nase zugeschlagen hatte, eine so leckere Beschreibung von der Freiheit, daß mir das Maul darnach wässerte wie nach einer Martinsgans. Hol' der Teufel die Freiheit, die dem Menschen nichts bringt als Hunger und Durst und die Aussicht auf ein Gefängniß! Ich sehne mich

ordentlich nach Arbeit, und während Du dem Meister Jacob Gold machst, möchte ich ihm wohl Hufeisen, Nägel und Radfelgen verfertigen.“ „Deine niederträchtigen Geschicklichkeiten werden uns am Ende noch verrathen,“ fuhr Jürgen auf, „nun komm her und strecke Deine faulen Knochen auf's weiche Stroh; so gut haben wir's lange nicht gehabt. Der Ofen ist noch so warm, daß ich die Hand nicht daran halten kann; wie das behagt!“ Ermüdet, wie sie waren, schliefen sie bald ein; nach Verlauf von ungefähr einer Stunde wurde Jürgen durch ein ängstliches Aechzen und Stöhnen seines Gefährten geweckt. Verdrießlich über die Störung seiner nächtlichen Ruhe, stieß er Hans derb mit dem Ellbogen in die Seite; wie ward ihm aber, als er diesen „ach Gott, ach Gott“ rufen und alle Gebete, die er von Kindesbeinen an auswendig gelernt haben mochte, unter lautem Zähneklappern hersagen hörte. Jürgen konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Dem träumt gewiß, er wird gehenkt,“ dachte er, „weil ich gestern Abend von den Gänsen sprach; einen betrübteren Kameraden hätte ich nicht finden können.“ Dann ergriff er ihn beim Arme, schüttelte ihn, und rief: Kerl, ermuntere Dich doch! „Du bist's?“ sagte Hans, und holte einen tiefen Seufzer. „Wer sollt's anders sein?“ versetzte Jürgen. „Entsetzliche Dinge hab' ich überstanden!“ sagte Hans. „Du hast davon geträumt!“ verbesserte Jürgen. „Nein, nein!“ fiel ihm Hans mit Heftigkeit in die Rede, „ich möchte sagen, ich wär' vor Angst gestorben, wenn ich nicht noch lebte. Nur kaum hatte ich die Augen geschlossen, da kam Etwas zu mir heran und legte sich auf mich wie Blei, daß ich kein Glied zu rühren vermochte und zu ersticken meinte.“ „Du lagst vermutlich auf dem Rücken,“ sagte Jürgen spöttisch, „und da drückte Dich Dein eigen Blut, wie mein Herr, der Apotheker, zu sagen pflegte.“ „Deinem Herrn, dem Apotheker,“ entgegnete Hans gereizt, „schlüge ich drei Zähne aus, wenn er mir weißmachen wollte, daß das Blut eines Menschen, das am Tage so wenig eine Last für ihn ist wie die Luft, bei Nacht in's Gewicht fällt wie ein Mühlstein! Die Nachtmähr' war's, die mich ritt; ich hab' das abscheuliche Ungeheuer ja selbst gesehen, sie hatte ganz kleine Zähne und eine hellrothe Zunge, die ihr ellenlang aus dem Rachen hing und einen bläulichen Glanz ausströmte. Ich erkannte sie sogleich, denn meiner Mutter Bruder, der alte Christian mit dem lahmen Fuße, hat sie mir schon beschrieben, als ich noch auf den Armen getragen wurde. Das war aber

noch nicht genug. Wie ich dies Ungeheuer anstiere und mich, in Erwartung eines unfehlbaren Todes, auf Stoßgebete besinne, fällt eine halbe Legion von häßlichen Teufeln über mich her und quält mich. Einer davon versetzte mir einen solchen Stoß in die Seite, daß mir alle Knochen krachten. Es schmerzt mich noch in den Kaldaunen!" „Nun, das nenne ich eine Narrheit!" rief Jürgen und hielt sich den Bauch, „die sich am Markte sehen lassen darf, denn schwerlich findet sie ihres Gleichen." „Du weißt," versetzte Hans zornig, „daß ich um Foppereien nicht viel gebe, und am wenigsten zur Nachtzeit, wo ich entweder schlafe oder verdrießlich bin. Will mir Einer abstreiten, was ich gesehen habe, so lass' ich's gelten, denn das Auge kann sich täuschen, besonders im Finstern: wer mir aber meine Haut, mein Fleisch und Bein zu Lügnern machen will, dem tränk' ich's ein. Die Prügel, die Striemen nachlassen, hab' ich wirklich bekommen, und Du sollst mir an die Teufel glauben, weil ich den Stoß noch fühle!" „Blix, alle Wetter!" fuhr Jürgen auf, „so nimm doch Vernunft an, den Stoß brachte Dir ja Niemand bei, als ich. Dein vermaledeites Stöhnen hatte mich aus dem Schlafe geweckt, deshalb war ich erboßt auf Dich!" Hans hatte keine Zeit, seine Verwunderung zu bezeigen; ein sonderbares Geräusch, das sich draußen unter dem Fenster vernehmen ließ, bewog Beide zum Schweigen und Aufhorchen. Es dauerte nicht lange, so wurde das Fenster geschickt aufgemacht, und eine Gestalt bemühte sich hinein zu steigen; sie hatte aber kaum ein Bein hereingebracht, als Jürgen, der hurtig aufgestanden und herangeschlichen war, dies umklammerte und dann aus Leibeskräften schrie: Diebe! Diebe! Auf diesen Ruf wurde der Wirth alsbald munter und stürzte in die Stube. „Steckt nur schnell einen Span an!" rief Jürgen ihm entgegen, „ich halt' den Burschen schon, so unsanft er mir auch mit dem bestiefelten Fuße liebkoset." „Ich habe eben seine beiden Fäuste gepackt," setzte Hans hinzu, „er kann jetzt, wie Ihr hört, nur noch wimmern und fluchen." Der Wirth kam mit einem brennenden Spane zurück; der flackernde Schein desselben fiel auf ein spitziges, hageres, welkes Gesicht. „Ist es denn möglich!" rief der Wirth aus, so wie er den nächtlichen Gast in's Auge faßte, „Lise, Weib, das ist ja Dein leiblicher Bruder!" „Leider, Schwager, bin ich's," stöhnte der Gefangene, „thu mir die Liebe und mach' nicht so viel Lärm." „Oh, der niederträchtige Filz," knirschte die Frau, die mittlerweile ebenfalls herbeigeeilt war,

„gewiß hat er die zwanzig Gulden, die er Dir gestern endlich für den schon im Sommer gekauften und verzehrten Ochsen ausgezahlt hat, wieder holen wollen.“ „Schwester, ich beschwöre Dich, ruinire mich nicht durch Schimpfen“, wimmerte der noch immer halb im Zimmer und halb draußen befindliche Dieb, „was ich gewollt, kann Dir einerlei sein, Du siehst, es ist mir mißglückt.“ „Wär's nicht eine Schande für mich selbst,“ sagte der Wirth und kniff, vor Zorn über und über glühend, den Schwager in die Ohren, „so würde ich den Hund einstweilen in den Keller stecken und ihn morgen, am hellen lichten Tage, gebunden an Händen und Füßen zum Schulzen schleppen.“ „Jetzt“, unterbrach ihn Jürgen, „spaziert er auf ein Viertelstündchen herein und wird gehörig abgegerbt, und wofern er sich den geringsten Schrei erlaubt —“ „Schreien werd' ich nicht,“ versicherte der Hagere, ihm schnell in's Wort fallend, „die Nachbarn würden mich an der Stimme erkennen. Darf ich Dich aber bitten, lieber Schwager,“ setzte er mit weinerlicher Stimme hinzu, „so lass' uns den Handel im Dunkeln abmachen, damit mich der Nachtwächter, wenn er vielleicht bei Dir die Stunde abrufen sollte, nicht sieht. Du weißt, in meiner Hanthierung bedarf ich des guten Leumunds, und ich werde mich Dir mit einem Scheffel Kartoffeln dankbar bezeigen.“ „Fort mit Dir!“ fluchte der Wirth und gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß er aus dem Fenster flog wie eine hölzerne Puppe. Der Wirth begab sich nun wieder in sein eheliches Gemach, jedoch nicht, ohne den Freunden seinen lebhaftesten Dank zu bezeigen; sie hätten, meinte er, diesmal seinen wachsamen Hund, der leider vor einigen Wochen krepirt sei, auf's Beste ersetzt. „Da hast Du das Schicksal“, sagte Jürgen zu Hans, als sie sich wieder auf der Streu dehnten, „vor drei Stunden fast selbst Diebe, und nun nicht blos ehrliche Leute, sondern noch etwas mehr als ehrliche Leute, den Gottlosen ein Gräuel, den Sündern ein Stein des Anstoßes, über den sie Hals und Bein brechen.“

Am andern Morgen hatten sie nur kaum ihre Biersuppe und einen leckeren Eierkuchen, den die Wirthin aus Dankbarkeit dem Frühstücke hinzufügte, verzehrt, als Meister Jacob hereintrat. Er hatte sich frisch rasirt und sich die Nägel beschnitten, ein Umstand, der Jürgen nicht entging, und auf den er das gehörige Gewicht legte. Beim Eintritt nahm er den Hut ab, setzte ihn indes wieder auf und steckte, bevor er ein Wort sagte, seine Pfeife an. „Wiss't Ihr auch,“ begann er nun, nach den ersten erquickenden

Zügen, mit einer wichtigen Miene zu Jürgen, „was mir geträumt hat? Ich sah Euch, so kam es mir vor, gewiß und wahrhaftig! Gold machen. Es waren lauter gehenkelte Ducaten, wie meine Tochter einen um den Hals trägt, und Ihr standet an einem großen Tische mit Löwenfüßen und betriebt Euer Geschäft. Euer Kamerad stand neben Euch, aber der schaute eben so dumm drein als ich selbst." „Das ist ein einfältiger Traum", versetzte Jürgen vornehm, „aus dem Schmelztiegel gehen wohl zuweilen Goldbarren hervor, doch niemals Dukaten. Und was meinen Kameraden anlangt, so möchte ich in der entscheidenden Stunde lieber dies oder jenes Kräutlein entbehren, als die Kraft seines Gebetes." „Mit Gebet wird das Werk vollbracht?" fragte Meister Jacob voll Erstaunen. „Habt ihr etwa erwartet, durch des Teufels List und Gewalt?" erwiderte Jürgen bitter. „Ihr nehmt mir dadurch eigentlich einen Stein vom Herzen," sagte Meister Jacob, „man ist nun einmal gewohnt, dem Teufel das Goldmachen und dergleichen zuzuschreiben." Es entstand eine Pause. „Meister", hub Jürgen darauf wieder an, „Ihr ersuchtet uns gestern Abend, einen Tag im Dorf zu verweilen. Es liegt etwas in Eurem Gesichte, was mir sogleich gefiel, d'rum sagten wir Euch zu. Gleichwohl muß ich bekennen, daß mich diese Willfährigkeit jetzt gereut. Der Mensch muß sein Ziel verfolgen, wie der Jäger das Wild, sonst entgeht es ihm gar zu leicht. Seid so gut und sagt uns ohne weiteren Aufenthalt, was Ihr von uns verlangt, damit wir fürbaß wandern können. Der Boden brennt mir unter den Füßen." Meister Jacob hustete und sah den Wirth an; dieser verstand den Wink und ging hinaus. „Gold machen", begann er nun verlegen, „ist eine schöne Kunst, und es ist einem Familienvater, einem Manne, der Jahr aus, Jahr ein den schweren Schmiedehammer schwingen muß, wohl nicht zu verargen, wenn er sie erlernen möchte." Das geht nur unter gewissen Umständen," unterbrach ihn Jürgen achselzuckend, „in welchem Monate seid Ihr geboren?" „Im April." „Dankt Eurer Mutter noch im Grabe dafür," fuhr Jürgen fort, „hätte sie Euch im März oder gar im Mai in die Welt gesetzt, so hätte der Mops, der unter dem Ofen liegt, gerade so viel Aussichten wie Ihr. Hoffentlich habt Ihr Eure Hände nie mit Menschenblut befleckt, d. h. Ihr seid kein Mörder und Todtschläger?" „Bewahre Gott, nein!" „Und habt Ihr Muth? Wenn Euch plötzlich einmal ein Kopf mit einer Nase

von zwei Ellen Länge über die Schulter guckte, oder wenn zehn Finger vor Euch in der Luft herumkreuzten, ohne daß Ihr einen Arm, geschweige einen Körper, dem sie angehören möchten, erblicken könntet, würdet Ihr dem Schrecke nicht erliegen?" „Geschieht das denn zuweilen?" fragte Meister Jakob. „Ich kann Euch wenigstens nicht versprechen, daß es nicht geschieht," erwiderte Jürgen. „Ihr seht, ich bin aufrichtig gegen Euch." „Ich glaube nicht," versetzte Meister Jakob nach einer Pause der Ueberlegung, „daß mir solche Widerwärtigkeiten begegnen werden. Ihr denkt vielleicht, daß ich nur so in den Brei hinein tappe, daß ich blos, weil ich ihn fliegen sehe, den Vogel zu fangen meine. Dann wäre ich ein Narr. Nein, Gottlob, die Sache ist anders. Von Kindesbeinen an weiß ich und bin auf's Ueberzeugendste davon vergewissert, daß ich zu etwas mehr, als zum Brodessen bestimmt bin. Während meine Mutter mit mir schwanger ging, träumte ihr drei Mal — merkt es wohl, drei Mal hintereinander — sie würde von einem Gerstenkorne entbunden, und dies verwandelte sich in eine Perle. Damals war hier im Dorfe eine weise Frau, der erzählte meine Mutter ihren Traum, damit sie ihn auslege. Die sagte ihr, sie werde ein Kind mit sonderbaren Gaben gebären, ein Wunderkind. Diese nämliche Frau sagte ihren eigenen Tod voraus, und er traf richtig ein. Als ich nun zur Welt kam, da war ich gleich so dick und fett, daß meine Mutter die Prophezeiung der weisen Frau gar nicht mehr in Zweifel zog. Aber wie ich größer wurde, da wollte Jedermann, und vornehmlich mein Vater, ein harter, unbilliger Mann, finden, ich sei eigentlich äußerst ungelehrig und ungeschickt, und ich hieß der dumme Jakob. Dies zog ich mir einmal an einem Abende zu Gemüthe, wollte das Hühnel, das meine Mutter mir heimlich gebraten hatte, nicht essen und begann bitterlich zu weinen. Meine Mutter trat zu mir und fragte: Jöbstchen, warum weinst du? Ach, schluchzte ich, weil die Leute sagen, daß ich so dumm bin. Damals hielt ich mich nämlich wirklich für dumm. Kind, versetzte meine Mutter und putzte mir mit ihrem Sacktuche die Nase, kehre dich nicht an die Leute. Ich weiß es wohl, daß dir die verwetterten krummen Dinger, die Buchstaben, nicht in den Kopf wollen. Was thut's? Als ich jung war, da überließ man das Buchstabieren den geistlichen Herren und denen, die es werden wollten, und die Welt ging nicht schlechter darum. Dein Vater berühmt sich, er habe

in deinen Jahren schon gleich dem besten Gesellen ein Hufeisen aus dem Feuer schmieden können. Du kannst es freilich nicht, nun, daraus folgt, daß etwas Anderes, als ein gemeiner Grobschmied, in dir steckt. Hierauf erzählte sie mir haarklein Alles, was sich zwischen ihr und der weisen Frau zugetragen hatte, und suchte mich von der Wichtigkeit meiner Person zu überzeugen. Trotzig und verstockt, wie ich vom Weinen und Heulen war, kostete es ihr viele Mühe; endlich gelang es ihr, ich aß und trank und legte mich schlafen. Das Ding brannte mir wie glühend' Eisen im Kopfe, ich hätte gar zu gern etwas davon begriffen. Da ich aber nie ein Freund vom Grübeln gewesen bin, ließ ich's bald ruhen und verließ mich, wie in hundert anderen Fällen, auf meine Mutter. Doch unterließ ich nicht, mich selbst an Leib und Seel' zu untersuchen, und meine Gaben für das Außerordentliche zu prüfen. Anfangs — noch jetzt muß ich über diese kindische Thorheit lachen — glaubte ich steif und fest, das ganze Wunder läge in meiner besonderen Fertigkeit, Buben, die mich verhöhnten, die Ohren zu zwicken. Wie ich vernünftiger wurde und einen Bart bekam, hoffte ich auf Glück im Würfelspiele. Vielleicht, dachte ich später, kannst du Blinde sehend machen, aber sie blieben blind, wenn ich sie berührte. Mein Vater zwang mich, sein Handwerk zu erlernen, auch hab' ich nach seinem Tode die Schmiede übernommen und ihr, wiewohl nicht ohne Widerwillen, seither vorgestanden. Ich muß bekennen, mein Glaube an die Weissagung ist in den letzten zehn Jahren etwas heruntergekommen; auch ist das wohl bei einem Manne, der die Fünfzig überschritten hat, ohne ein Tittelchen von seiner geringsten Hoffnung erfüllt zu sehen, sehr natürlich. Aber als ich gestern Abend vom Goldmachen sprechen hörte, da ging's mir plötzlich wie ein Licht auf, und" — Meister Jakob stockte und sah Jürgen an. Jürgen stellte sich mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen vor seinen angehenden Discipulus hin, schaute ihm so lange keck und scharf in die Augen, bis er sie verwirrt niederschlug, und fragte ihn dann in so tiefem Basse, als er seinem Organe abzwingen konnte: „Freund, Ihr habt Glauben, habt Ihr aber auch Geduld?" „Nicht viel!" versetzte Meister Jakob, rascher und bestimmter, als es Jürgen lieb war. „Und doch liegt zwischen Säen und Ernten lange Zeit!" bemerkte Jürgen. „Hier ist ja von Wunderthun die Rede!" entgegnete Meister Jakob. „Nicht doch!" erwiderte Jürgen mit finsterem Gesichte,

„es handelt sich hier blos um einen Blick in's Kochbuch der Natur, der freilich nicht jedem Auge verstattet ist. Kennen wir aber einmal die Art und Weise, so gewinnen wir den Erden auf dem nämlichen Wege das goldene Blut ab, wie der Bauer seinem Acker den Roggen oder Weizen. Wenn Zauberei dazu gehörte, meint Ihr, der gottesfürchtigste unter den Königen, der König Salomo, hätte sich damit befaßt, von dem doch weltbekannt ist, daß ihm die Elemente unterworfen waren?" „Nun, nun," versetzte Meister Jakob, „hab' ich für das Bischen Essen und Trinken dreißig Jahre hinter'm Ambosse ausgehalten, so — — — hier meine Hand, schlagt ein, und bleibt bei mir, statt den verfluchten Doktor, dessen Namen ich nicht behalten kann, aufzusuchen; ich verspreche Euch, die Zeit soll mir nicht zu lang' werden!" „Noch Eines!" sagte Jürgen und zog seine Hand zurück. „Ihr müßt Euch, mögt Ihr nun unmittelbar mit mir operiren wollen, oder nicht, jedenfalls, wie ich selbst, drei schweren Bedingungen unterwerfen, denn sonst wären all' unsere Bemühungen umsonst. Ihr habt ein Weib, nicht wahr?" „Ja." „Ihr dürft Euch ihr um keinen Preis nähern!" „Das wird ihr nicht behagen." „Irgend eine Speise ist Euer Leibgericht?" „Nichts geht mir über gekochten Schinken mit Sauerkraut!" „Das Gericht darf, ja, es muß auf Euren Tisch kommen, damit Ihr wirklich ein Opfer bringt!" Jürgen theilte nämlich, was Schinken und Sauerkraut betraf, Meister Jakobs soliden Geschmack und stellte seine Bedingung darnach, „aber Ihr dürft es nicht anrühren!" „Teufel!" „Ihr habt hitziges Blut und haltet, man sieht's Euch an, gewiß mehr vom Dazwischenschlagen, als von einem Prozesse. Aber Ihr dürft, wofern Ihr nicht blos Gold suchen, sondern Gold finden wollt, nicht so viel Galle in Eurer Brust beherbergen, wie eine Taube, nicht so viel wie eine Taube, ich wiederhol' es!" „An diesem Punkte, fürcht' ich," gab Meister Jakob kleinlaut zur Antwort, „wird das ganze Vorhaben scheitern. Ich kenne mich, ich hab' Stunden gehabt, wo ich meinen eigenen Vater hätte todtschlagen können; aus einem Menschen, wie ich bin, wird nie eine Taube." „Nun," versetzte Jürgen, der sich, um nicht Alles zu verlieren, hier nachgiebig bezeigen zu müssen glaubte, „wenn Ihr den beiden anderen Bedingungen nur ganz getreu nachkommt, so läßt sich, falls Ihr das Unglück haben solltet, die dritte einmal zu brechen, immer wieder helfen. Doch, soviel ist gewiß, jedes Aufbrausen, das Ihr Euch zu Schulden kommen lass't,

entfernt uns meilenweit wieder vom Ziele, dem wir uns ohnehin nur mit Hahnenschritten nähern können, und ließet Ihr Euch wider Verhoffen zum Aeußersten, ich meine zum Prügeln, von Eurem Ungestüme fortreißen, so — —“ „Darf ich,“ unterbrach Meister Jakob ihn, „die Wuth an mir selbst auslassen? Darf ich mir, wenn's in mir braust und überläuft, Haare ausraufen? Darf ich mit der Stirne gegen die Wand rennen und mir das Maul mit der Faust zerdreschen? Dies war von jeher mein Mittel, wenn ich meinem Widersacher nicht an's Kleid zu kommen wußte; da will ich von jetzt an denn immer denken, mein Feind sei auf den Mond geflüchtet!“ „Ihr seid Herr über Euren Körper,“ versetzte Jürgen nach kurzem Besinnen, „stellt mit ihm an, was Ihr wollt, Niemand hat Euch d'rein zu reden, wenn Ihr Euch nur nicht umbringt!“ „Nun, sagte Meister Jakob, hoch aufathmend, „so sind wir einig, begleitet mich denn, damit wir keine Zeit verlieren, unter mein Dach.“ Meister Jakob zündete die Pfeife, die ihm längst ausgegangen war, wieder an, und ging voraus. „Hatt' ich gestern Abend Recht mit meinem Plane, hatt' ich Ursache zu Freudensprüngen,“ flüsterte Jürgen seinem Gefährten zu, der verdutzt über Alles, was er gesehen und gehört hatte, wie im Traume neben ihm herging, „sind das Bedingungen, die ein Mensch halten kann, und ist der Gimpel sie dessungeachtet nicht eingegangen? Ich werde kochen und destilliren und filtriren, wie ich's noch vom Apotheker her verstehe, und wenn Kraut Kraut bleibt, so schreibt unser Mann es dem Umstande zu, daß er seinem Weibe schöngethan oder hinter meinem Rücken Sauerkraut gegessen hat.“ „Und was das Beste ist,“ fiel Hans ein, „gegen Prügel ist man gesichert; wenn er mit Einem von uns unzufrieden wird, ohrfeigt er sich selbst!“ Unter der Thüre rief der Wirth, der den Horcher gemacht hatte, und den die unverschämte Prellerei, die er sich anspinnen sah, verdroß, den Meister Jakob an: „Ihr werdet doch kein Narr sein, Nachbar,“ sagte er ziemlich barsch, „und Euch im Ernste mit den lügenhaften, zerlumpten Windbeuteln einlassen?“ „Ich weiß es längst,“ versetzte Meister Jakob zornig, „daß sich in diesem Neste jeder Esel für meinen Vormund hält, aber fegt getrost vor Eurer eigenen Thür, ich bedarf Eures Beistandes nicht. Ich habe so gut meine Leuchte im Kopfe, wie Andere, und merke es wohl, wenn ich betrogen werde, Leute, denen ich vertraue, verdienen, daß man ihnen vertraut, und was ihre zerrissenen

Wämmser betrifft, so bin ich der Mann, der ihnen noch heute bessere auf den Leib schaffen kann!" Damit kehrte er dem wohlmeinenden Wirthe unwillig den Rücken und faßte, um es ihm vollends deutlich zu machen, wie gut er seine Warnung zu würdigen wisse, Jürgen, gleich seinem vertrautesten Freunde, unter den Arm. Meister Jakob gehörte zu denjenigen Leuten, die es nur dadurch, daß sie im eigentlichsten Verstande mit der Thür in's Haus fallen, zu zeigen verstehen, daß sie Herr im Hause sind. Er erhob daher gleich beim Eintritte in das seinige ein mörderisches Geschrei nach Bier, Brod und Wurst, fluchte entsetzlich und riß die Stubenthüre mit solchem Ungestüme auf, daß Babet, seine Tochter, ein junges, schönes Mädchen von siebenzehn Jahren, die eben heraustreten wollte, erschreckt zurückfuhr. „Hier herein, meine Freunde!" rief er seinen Begleitern zu, „das Ding da wird für Alles, was wir brauchen, Sorge tragen -- ei was, der Edelmann wohnt hier nicht, daß Ihr erst lange die Schuhe reinigen müßtet — setzt Euch nieder, da, hinter den Ofen — was Teufel! behaltet doch die Hüte auf dem Kopfe, ich will den meinigen nur mit der Wollmütze vertauschen, die ist wärmer; Pfeifen! alle Wetter, Pfeifen! Schlag' der Donner d'rein, wenn er will, da kommt ein verfluchter Gaul, den ich beschlagen muß — — lass't Euch die Zeit nicht lang werden, in einer Viertelstunde bin ich wieder hier, ich sehe, es fehlen nur die Vordereisen!" Brummend ging Meister Jakob hinaus und zankte im Vorbeigehen mit Babet, die bald, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, mit frischem Biere, dem Vorläufer des Frühstückes, das sie gleich hinterher auftrug, hereintrat. Sie war freundlich gegen die wunderlichen Gäste und ermunterte sie zum Essen und Trinken, doch geschah das in einem Tone, wie man Bettler zum Zulangen auffordert, und es half Jürgen wenig, daß er sein rechtes Bein über das linke schlug, Babet hatte das häßliche Loch im Beinkleide schon bemerkt. „Ein hübsches Dirnel, he?" sagte Hans, sobald sie wieder in die Küche gegangen war. „Ich wollt', ich wär' kein so großer Lump," erwiderte Jürgen, „und wenn ich mich morgen in Gold fassen ließe, es käme ihr nicht aus dem Sinne, wie ich heute eingezogen bin. Es ist doch wahr," setzte er, wie in Gedanken, hinzu, „ein ordentlicher Wandel ist was werth." „Hier scheint Alles vollauf zu sein," fuhr Hans fort, und seine großen, begehrlichen Augen streiften in der Stube wie Stoß- und Raubvögel, „der Meister

Jakob muß sich schon auf's Goldmachen verstehen!" Babet kam wieder herein; sie gab sich den Anschein, als wollte sie nachsehen, ob es auch an Etwas fehle, eigentlich aber kam sie, um die Schlüssel, die sie im Silberschrank hatte stecken lassen, abzuziehen und allerlei Kleinigkeiten auf die Seite zu schaffen. Jürgen, der jeglicher ihrer Bewegungen folgte, entging das nicht. „Warum issest und trinkst Du nicht?" sagte Hans und kniff ihn in den Arm, auf den er, wohl unwillkürlich, den Kopf gestützt hatte. „Du hast Recht," versetzte er grimmig mit einem Blicke auf Babet, die eben wieder hinausging, „Essen und Trinken ist die Hauptsache, alles Andere ist Narrentheiding!" Bald darauf trat ein ältliches, verwittertes Mütterchen, das aber trotz der Brille und den grauen Haaren noch voll Leben und Regsamkeit zu sein schien, in die Stube. Die Alte stieß nach dem ersten Blick auf uns're Freunde eine Art von unartikulirtem Laut aus, von dem sich schwer sagen läßt, ob er einem Gruß, einem Schrei oder einem Fluch am nächsten verwandt war; doch nahm Hans ihn für einen Gruß und dankte höflich. Hundegeheul ließ sich vernehmen, Meister Jakob ließ den Hauspudel, der, sich dessen schon versehend, auf dem Flur listig an ihm vorüber schleichen wollte, durch einen Stoß, den er ihm in die Seite applicirte, seine Autorität fühlen; dann trat er mit Geräusch herein. „Hier Frau, siehst Du zwei Männer," declarirte er der Alten, „die von jetzt an Deine täglichen Haus- und Tischgenossen sind, und die Du ehren sollst, wie mich selbst. Richte ihnen eine Schlafkammer ein, und vor allen Dingen laß Babet hurtig zum Gevatter Schneider springen, er soll sich tummeln und das Maß nicht vergessen. Auch bringe von meinen Hemden und Unterjacken, was eben zur Hand ist, meine Freunde können vielleicht Gebrauch davon machen. Nicht ein solches Gesicht, Weib! Donner und Wetter, ich kann's nicht leiden, daß bei Dir immer der Nebel steigt, wenn er bei mir fällt. Ahnst Du denn gar nicht, welch Heil uns heute widerfährt?" Wenige Tage verstrichen, da gingen Hans und Jürgen wie neugeboren aus den Händen des Schneiders hervor, und wenn sich bei dem dürren Hans die Metamorphose darauf beschränkte, daß er aufgehört hatte, eine Vogelscheuche zu sein, so war dagegen Jürgen wirklich ein Mensch geworden und zeigte, daß er sich in ein ordentliches Wamms zu schicken wußte. Mittlerweile hatte Meister Jakob neben seiner

Werkstatt für ein Laboratorium gesorgt; die Materialienhandlung im benachbarten Städtchen lieferte eine Masse Kräuter und chemische Stoffe, und der Schöpfungsprozeß, der kein Ende nehmen konnte, nahm einstweilen seinen Anfang.

Matteo.

1839.

Matteo war ein junger Mann, der, obwohl von niedriger Herkunft, und nicht mit besonderen Talenten ausgestattet, sich durch seine Dienstbeflissenheit und sein stilles, bescheidenes Wesen angenehm zu machen und Vertrauen zu erwecken wußte. Man trug ihm in Genua, wo er lebte, allerlei Verrichtungen auf, die er fleißig und treu besorgte, man lohnte ihm gut, und er war mit seiner beschränkten Lage so zufrieden, daß er sich in seinen Gebeten vom Himmel Nichts erflehte, als es ewig zu behalten, wie er es hatte, er war Einer der Glücklichen, die im Leben selbst die Aufgabe des Lebens sehen. Matteo wurde krank, die bösartigsten Blattern befielen ihn und er mußte viel leiden. In seiner Krankheit erweiterte sich auf einmal der Kreis seiner Wünsche. „Wie schön wäre es, wenn jetzt ein liebendes Weib an deinem Lager säße und deine Schmerzen zu lindern, deine Ungeduld zu beschwichtigen suchte!" So dachte er, als er blind darnieder lag, und malte sich in seiner Einsamkeit dies reizende Bild mit Behagen aus. Dicht neben ihm wohnte eine bejahrte Wittwe mit ihrer einzigen Tochter Felicita, die gewöhnlich, wenn Matteo in aller Frühe seine Wohnung verließ, um seinen Geschäften nachzugehen, schon in ihrem Gärtchen stand und seinen freundlichen Gruß freundlich erwiderte. Er hatte das Mädchen immer seinen Morgenstern genannt und sich ihrer sanften, erquickenden Schönheit innig erfreut; niemals jedoch war ihm der Gedanke gekommen, sich um ihre Liebe zu bewerben, er hatte sich kaum gedrungen gefühlt, hin und wieder ein Wort mit ihr zu reden. Ein wunderbarer Traum, der ihm während seiner

Krankheit kam, gestaltete im Augenblick dies Alles anders. Ihm war, als hätte er etwas verloren und wisse selbst nicht, was. Eine ungeheure Angst erfüllte seine Brust, Thränen stürzten aus seinen Augen und verzweifelnd eilte er durch die Gassen der Stadt. Plötzlich trat ihm Felicita entgegen und fragte ihn mit ihrer süßen Stimme: „was suchst Du, Matteo? „Dich, Dich, Felicita!“ rief er jauchzend aus. „So komm!“ sagte sie und sah ihn lächelnd an. Er wollte sie entzückt an seine Brust ziehen, sie aber rief: folge mir nach! und schwang sich wie auf Flügeln zum Himmel empor. „Ach, ich habe ja keine Flügel!“ sagte er. „Sehne Dich nur recht nach mir, dann wirst Du sie bekommen!“ tröstete sie ihn und verschwand in den goldenen Wolken. Diesen Traum träumte Matteo auch noch im Wachen fort, er nahm sich vor, ihn gleich nach seiner Genesung Felicita zu erzählen und ihr dabei recht tief in die Augen zu sehen. Endlich war er so weit hergestellt, daß er sein Zimmer wieder verlassen konnte, er händigte der Alten, die ihn in seiner Krankheit nothdürftig verpflegt hatte, freudig den Rest seiner kleinen Baarschaft ein und trat, sich in seinem Gefühl viel reicher dünkend, wie noch je zuvor, seit langer Zeit zum ersten Mal aus seiner Thür. Es traf sich, daß auch Felicita, zu deren Wohnung er sogleich hinüber sah, in demselben Augenblick in ihr Gärtchen eintrat. Sie war köstlicher geschmückt, als er sie zu irgend einer Zeit, die höchsten Festtage nicht ausgenommen, erblickt hatte, ein reiches seidenes Kleid umfloß ihre edle Gestalt und ein goldenes Kreuz, mit rothen Edelsteinen besetzt, glänzte an ihrem Halse. Das seltsame Zusammentreffen und die ungewohnte Pracht, die das Mädchen umgab, machte auf Matteo einen unbeschreiblichen Eindruck, sie erschien ihm als ein überaus herrliches Kleinod, das die über ihm waltende göttliche Macht ihm zum Lohn für die bestandene harte Prüfung bestimmt habe, er faltete unwillkürlich die Hände und lehnte sich, vor Wonne und Wehmuth zitternd und den Gruß vergessend, an einen Baum. „Armer Matteo! — rief ihm Felicita schon aus der Ferne zu — aber heiliger Gott, wie häßlich bist Du geworden!“ schrie sie laut auf, als sie näher gekommen war und ihm in's Gesicht sah. „So?“ versetzte er dumpf, von diesem Ausruf des Mädchens wie von einem tödtlichen Pfeil in seinem Innersten getroffen. „Verzeih' meiner Ueberraschung dies thörichte Wort — begann sie nach einer Pause verlegen — ich sagte es gewiß nicht, um Deines Unglücks zu spotten!“ „Ich

danke Dir vielmehr — erwiderte er bitter — daß Du bei mir die Stelle eines Spiegels vertreten magst, es fehlt mir wirklich an einem!“ „Du zürnst mir, Matteo, aber Du mußt mir verzeihen, Du mußt es um so eher thun, da ich eine Braut bin. Du willst mir doch gewiß nicht die schönsten Tage meines Lebens verbittern?“ Matteo starrte sie an, sie ergriff seine Hand und fuhr fort: „Sieh, morgen feiere ich meine Hochzeit; zum Zeichen, daß Du mir nicht mehr böse bist, kommst Du auch, meine Mutter wird Dich gern sehen!“ Matteo sagte kein Wort, er wandte sich um und kehrte langsam in sein Haus zurück. Er fing an, bitterlich zu weinen, und als sein Blick von ungefähr auf das über seinem Bett hängende Crucifix fiel, wandte er im ersten Moment dem dornengekrönten Heiland in seiner Entrüstung den Rücken zu, denn er hatte eine Empfindung, als ob der höchste Gott seine Allmacht schnöde gemißbraucht und nur, um ihn zu höhnen und zu verspotten, sein Herz so seltsam verwandelt habe. Doch gleich darauf war ihm, als hätte er durch diesen Gedanken heillos an der ewigen Liebe gefrevelt und in tiefer Zerknirschung warf er sich vor dem Bilde auf die Kniee und schluchzte: „strafe mich wie Du willst und mußt, ich empörte mich gegen Dich und hab's verdient!“ Dann erhob er sich, wunderbar gekräftigt, vom Boden und reinigte mit frommer Sorgfalt das Crucifix vom Spinngeweb. „Gott sei Dank — rief er aus — daß ich arm bin, zum Verzweifeln bleibt mir keine Zeit!“ Zwar traten ihm hiebei die hellen Thränen wieder in die Augen, aber er verließ, den Schmerz mit Gewalt in seine Brust zurückpressend, sein Zimmer, um sich in den ihm bekannten Häusern der Stadt zu zeigen und sich Beschäftigung irgend einer Art zu erbitten. „Wer bist Du?“ hörte er sich in dem ersten Hause, das er betrat, von der Dame anreden. „Ich bin Matteo!“ versetzte er erstaunt. „Matteo? Das ist unmöglich, Matteo war ja ein hübscher, frischer Bursch mit einem Gesicht, das man recht gern sah, Du aber siehst aus, wie ein Geschundener!“ „Ich war krank!“ sagte Matteo leise. „Das mag eine eigene Krankheit gewesen sein! Mensch, laß Dich hier nicht wieder blicken, es wird Einem übel zu Muth, wenn man Dich ansieht!“ Die Dame wandte sich mit einer Geberde des Abscheus von ihm ab. Matteo blieb besinnungslos stehen und schaute ihr nach. Als er sich endlich wieder ermannte und das Haus verlassen wollte, bemerkte er einen Spiegel und trat vor diesen hin. „Ha, das bin

ich?" rief er erschrocken aus, als der Spiegel ihm statt seiner früheren Züge ein häßliches Geflecht von Narben und Pusteln zeigte. Und während er noch einmal hineinschaute, spuckte er das ihm in dem klaren Rund hämisch deutlich entgegen tretende Bild in kaltem Ingrimm an und sprach: wer so aussieht, der muß sich selbst verachten! Nun blieb er lange, lange vor dem Spiegel stehen, als wollte er durch den Anblick seiner selbst seine Seele versteinern. Dann rief er mit einem Blick gen Himmel: den Dank für meine Genesung nehme ich zurück! und eilte fort. Er ging nach und nach in alle Häuser, wo er sich vor seiner Krankheit auf diese oder jene Weise nützlich zu machen gewußt hatte. Aber allenthalben sah er sich abgewiesen; hier, weil inzwischen ein Anderer an seine Stelle getreten war, dort, weil seine Gestalt Widerwillen einflößte, an einem dritten Ort, weil es wirklich Nichts für ihn zu thun gab, und zuletzt, weil er, durch die Noth gezwungen, seine wenigen Kleidungsstücke zu verkaufen, gar zu abgerissen und bettelhaft erschien. Bald kündigte ihm auch seine Wirthin, weil er die Miethe nicht mehr zu bezahlen vermochte, die Wohnung auf; er mußte sie verlassen und hatte nun nicht einmal ein Obdach mehr. Eine stumme Erbitterung, die sich Anfangs nicht gegen die Welt, sondern gegen ihn selbst kehrte, bemächtigte sich seiner, Kränkungen und Demüthigungen kamen ihm erwünscht und wurden ihm zum Bedürfniß, er war wie Einer, der sein Leben nur dann noch fühlt, wenn er zu all' seinen alten Wunden noch eine neue erhält. Als er eines Abends die Straßen durchwandelte, um sich nach einer Lagerstätte für die Nacht umzusehen, winkte ihm ein sehr vornehm gekleideter Herr. „Kennst Du den Signor Barbarucci?" „Ich kenne ihn!" „Es dauert keine Stunde, so kommt er hier vorbei!" „Was soll das mir?" „Er darf morgen nicht mehr leben! Nimm!" Mit diesen Worten drückte er Matteo eine Börse in die Hand. Matteo warf sie ihm empört vor die Füße. „So hab' ich mich geirrt? Wie ist das möglich!" rief der Fremde überrascht aus mit einem spöttischen Blick auf Matteo; dann hob er sein Geld wieder auf und ging fort. Matteo war es, als habe in diesem Augenblick eine unsichtbare Hand den letzten Faden, der ihn noch an das Bessere knüpfte, grausam zerschnitten; ich muß, dachte er knirschend, jetzt in meinem Gesicht den Widerstrahl der Hölle tragen, denn man tritt auf mich zu und muthet mir ohne Umstände das Ungeheuerste an, als ob es mein Hand-

werk wäre; soll man nichts Anderes scheinen wollen, als man ist, so soll man auch nichts Anderes sein wollen, als man scheint, das seh' ich ein und will's darnach verhalten! — Der Signor Barbarucci kam die enge Gasse herunter. „Ha —, dachte Matteo — nun endlich wird es mir klar, weshalb mein Vater, als er starb, mir doch lieber einen Dolch hinterließ, als gar Nichts. Hätt' ich ihn doch bei mir! Als ich ihn zum letzten Mal schliff, geschah es nur, weil er rostig geworden war. Aber es ist gut, daß ich es bei Zeiten that!" Eine menschliche Regung beschlich ihn wieder. „Bevor ich zu morden anfange — rief er aus — will ich es mit dem Betteln versuchen, aber, dies schwör' ich, wenn ich schnöde abgewiesen werde, nur dies einzige Mal!" Er ging den Signor um ein Almosen an, nicht eben demüthig. Dieser, der aus einer lustigen Gesellschaft kam und berauscht war, zog eine Börse und sprach, indem er Matteo eine schwere Münze reichte: „nimm hin, ich hab's im Spiel gewonnen!" Matteo wollte schon ein: Lohn' es Gott! aussprechen und mitleidvoll eine Warnung hinzufügen, aber er verschluckte Beides und ballte die Hand, denn der Signor, forttaumelnd, rief: „Ich wohne bei der Kirche Sct. Petri und Pauli und sage Dir das, damit Du, wenn Du Dich einmal erhängen willst, mich zu finden weißt, ich will dann den Strick für Dich bezahlen!" Matteo nahm die Münze und warf sie ihm an den Kopf. Der Signor, erschreckt entfernte sich eilig, und Matteo, der die Münze im Mondlicht schimmern sah, beugte sich unwillkürlich, um sie wieder aufzuheben. Dann aber trat er sie mit dem Fuß in die Erde, halb aus heiligem Menschenstolz, halb aus Furcht, das Geld, wenn er es besäße, möge ihn morgen in seinem gefaßten Entschluß wankend machen. Der nächste Abend kam. Matteo hatte den ganzen Tag verschlafen, um sich, um die Welt und Gott zu vergessen. Zuletzt weckte ihn der Hunger. Die anständigste, geräuschloseste Art des Selbstmordes, das stille Erhungern, das ein Gemißhandelter oft gern wählen würde, ist leider zugleich auch die schwerste, und wenigstens dies sollte anders sein. Matteo sprang auf, zog den auf seiner Brust verborgen gehaltenen Dolch den er schon in der Frühe des Morgens bei seiner ehemaligen Wirthin abgeholt hatte, hervor und stieß ihn in einen Baum. Heller Saft entquoll der Rinde, zugleich fiel eine reife Frucht vom Wipfel herunter. „Baum — rief Matteo — Du bist wie die Welt. Erst ein Stoß, dann eine Frucht!" Er bückte

sich gierig nach der Frucht, aber er stolperte dabei über eine aus der Erde hervorragende Wurzel des Baumes, stürzte zu Boden und stach sich mit dem Dolch in die Hand. Strömend rann sein Blut, er betrachtete es ernsthaft und sprach dann: man wird nicht ohnmächtig, wenn man Blut fließen sieht! — Schnell, wie es in Italien geschieht, brach die Nacht herein und Matteo trat seine Wanderung durch die Straßen an. „Der Erste ist der Rechte!“ rief er halblaut vor sich hin, als er Schritte hörte. Aber das Schicksal lachte zu seinem Schwur, denn zuerst begegnete ihm die Alte, die ihn in seiner Krankheit gepflegt und ihm auch nachher noch von ihrer Armuth mitgetheilt hatte. „Wohin, Mutter?“ fragte er sie, als er sie im Schein des eben aus den Wolken hervortretenden Mondes erkannte. „Zu Haus, um mich hungrig zu Bette zu legen — versetzte sie — und morgen wieder hungrig aufzustehen!“ „Morgen zahl' ich Dir, was ich Dir schuldig bin!“ sagte Matteo. „Wenn Du kannst, mein Sohn, so thust Du ein christlich Werk!“ erwiderte die Alte und entfernte sich. „Bei Gott — sprach Matteo — die alte Frau soll morgen essen, wer weiß, ob sie übermorgen noch essen kann!“ In eine hohle, schmale Gasse einbiegend, deren schwindelerregend-hohe Häuser das Mondlicht abhielten, bemerkte er ein hinter den übrigen in einem Winkel zurückliegendes Gebäude, wo sich ein Mensch mittelst einer angelehnten Leiter auf die Terrasse schwang. „Der schleicht — dachte Matteo — wahrscheinlich zu dem Weibe eines Anderen, aber für dies Mal sei ihm der Spaß versalzen!“ Sachte zog er die Leiter weg, legte sie nieder und klopfte unten, obwohl so leise, daß es geraume Zeit dauerte, bis man drinnen aufmerksam ward. Endlich wurde ein Schiebfenster geöffnet und die dünne zitternde Stimme eines Greises fragte, wer noch so spät störe. „Ich will Euch nur anzeigen, alter Herr — versetzte Matteo — daß so eben ein Besuch bei Euch eingetroffen ist; es mag ein Freund sein, der es mit Eurer jungen Frau, wenn Ihr vielleicht eine genommen habt, oder mit Eurer Tochter gut meint, und es wäre Euch gewiß unangenehm, wenn der nächtliche Gast sich wieder entfernte, ohne daß Ihr ihn gebührend bewillkommt hättet!“ „Treibt Eure abgeschmackten Possen anderwärts — erwiderte der Alte verdrießlich — meine Thür ist fest verschlossen und durch's Schlüsselloch kommen nur die Gespenster!“ „Die Liebe hat Flügel! — sagte Matteo und hob die Leiter vom Boden auf — sie fürchtet sich nicht, den Hals zu brechen und klettert, wie die Katzen, über's

Dach." „Mein Geld! mein Geld! — schrie jetzt der Alte hell auf — Pietro! Nicolo! Diebe! Diebe!" Es ward augenblicklich lebendig im Hause, angezündete Lichter, umher getragen, erhellten Zimmer nach Zimmer. „Steht es so? — dachte Matteo — so lege ich die Leiter wieder an!" Wirklich that er's, doch der gehetzte fliehende Dieb, der sie nicht am alten Platz fand, sprang in seiner Angst von der hohen Terrasse auf die Straße herab, wobei ihm klingend ein Geldsack entfiel. Jammernd blieb er am Boden liegen, denn er hatte ein Bein gebrochen. „Jetzt — sprach Matteo — müßte ich den Dieb bestehlen, dann wäre der Wahnsinn vollkommen!" Vielleicht hätte er es gethan, aber es war zu spät, schon stürzte der Alte sammt seinen Dienern mit Windlichtern aus der Thür, und von einer anderen Seite näherte sich die durch das Geschrei und Geräusch herbei gezogene Schaarwache. Der Alte hob zuerst den Geldsack auf, dann stieß er nach dem Dieb mit dem Fuß, zuletzt sagte er Matteo in einigen kahlen Worten seinen Dank, gab aber zugleich, Matteo's zerrissenes Kleid mit Entsetzen bemerkend, dem Nicolo Befehl, auf's Haus zu passen, damit sich Keiner einschleiche. Matteo ging weiter. „Der angehende Mörder — rief er grimmig lachend — liefert den Dieb an den Galgen!" Der unergründliche Widerspruch des Lebens packte ihn wie mit Krallen, die Welt kam ihm wie ein unsinniges Kaleidoscop vor, das in buntem Gemisch kluge und dumme Figuren ohne Zweck und ohne Regel darstellt, und die menschliche Vernunft, wie der Versuch eines Kindes, auf dem Sturmwind, der Alles bewegt und durcheinander schüttelt, zu reiten. An einem übel berüchtigten Platz stand er still. Ein Mord schien ihm jetzt ein Nichts, ihm war, als müßte er sich mit einer schweren That, wie mit Ballast, beladen, damit seine Gedanken ihn nur nicht in's Grenzenlose, in die unendliche Leere, hinein wirbelten. Bald kam ein Mann daher, an der Hand seinen Knaben. Matteo nahm eine drohende Stellung an, doch der Mann trat vertrauensvoll auf ihn zu und sprach: „guter Freund, es ist hier ein gar unheimlicher Ort, den Jeder gern meidet wenn er kann! Habt Ihr nichts Nothwendiges zu versäumen, so thut mir den Gefallen, mich über die verrufene Strecke bis an mein Haus zu begleiten, ich will Euch den Weg bezahlen!" Diese unerwartete Anrede drang Matteo anfangs zum Herzen, doch bald dachte er: es ist die List der Furcht, die so spricht! und mit der Hand in den Busen nach dem Dolch fahrend, ver-

setzte er wild: sehe ich aus, wie Einer, dessen Schutz man in Anspruch nimmt? „Was Euer Aussehen betrifft — erwiderte der Mann ruhig und nahm seinen Knaben, der sich über Müdigkeit beklagte, auf den Arm — so sagt es mir zu, das heißt seit der Zeit, daß Ihr krank gewesen seid, denn von Leuten, die schöner sind, als Ihr, das fürcht' ich, kommt mein ganzes Unglück. Ich kenne Euch wohl, Ihr heißt Matteo, einer meiner Freunde hat mir viel Gutes von Euch gesagt und ich möchte Euch in meinen Dienst nehmen, doch muß ich erst wissen, wie Ihr meiner Frau gefallt". „Ei, wie blank! — rief der Knabe dazwischen und zeigte auf Matteos halbentblößten Dolch, den er, nun er von seinem Vater getragen ward, bemerken konnte — gib mir das schöne Messer!" Alsbald griff er, sich zu Matteo hinüber beugend, keck in dessen Busen hinein und faßte den Dolch, den er der Scheide hastig entriß und trotz der Vorstellung seines Vaters nicht wieder lassen wollte. Matteo fuhr mit seiner Hand nach der Stirn, er wußte nicht, war es der Stachel eines Schmerzes, war es der eines Gedankens, der ihm kalt durch's Gehirn drang. Daß der Mann, dem er den Tod von seiner Faust bestimmt hatte, jetzt ahnungslos, von ihm Hülfe und Beistand gegen die Angriffe Anderer erwartend, an seiner Seite ging; daß der Muthwille der Unschuld ihm das Mordinstrument spielend raubte, weil den Kindesblick der falsche Glanz desselben bestach, und daß der Knabe mit dem Eisen, womit er seinen Vater hatte durchbohren wollen, vielleicht einen Apfel spießen oder den gestopften Kleibauch einer Puppe aufschlitzen würde, das schien ihm so wunderbar und dennoch so fratzenhaft dabei, daß es ihn über alles menschliche Bewußtsein hinausdrängte, daß ihm war, als ob er mit dem Kopf auf eine Nadelspitze gestellt und nun mit Windeseile von Morgen gen Abend und wieder von Abend gen Morgen im Kreis herumgedreht, mit seinem Auge alles auf einmal sehen, die Enden der Dinge zugleich auffassen und die Unvereinbarkeiten verknüpfen müsse, daß es ihm vorkam, als ob ein Mensch an und für sich eigentlich gar nichts sei und, wie ein Spiegel, immer nur für das gelten könne, was er eben abbilde. „Hier ist mein Haus — sagte der Mann in sonderbarem Ton und setzte den Knaben nieder — bleibt einmal mit dem Kinde stehen, ich will durch eine hintere Thür gehen und dann vorn aufmachen. Laßt aber Niemand heraus, wenn Einer wollte, kein

Weib und noch weniger eine Mannsperson!" Matteo gehorchte, was ihn sonst verwundert hätte, schien ihm jetzt natürlich, nur das Gewöhnliche, die Rückkehr des entfesselten Stroms seltsamer Ereignisse und Zufälle in das alte Bett, würde ihn überrascht haben. Der Knabe zitterte vor Frost, er setzte sich auf einen Stein und schloß die Augen. Matteo beugte sich, ihn streichelnd, auf ihn herab, da wurde die Hausthür leise aufgemacht und ein Herr, sich dicht in einen prächtigen Mantel einwickelnd, schlich vorsichtig heraus. Matteo, der empfangenen Weisung eingedenk, vertrat ihm den Weg und suchte ihn mit Gewalt in's Haus zurückzudrängen. Der Unbekannte stieß einen Fluch aus, machte eine schnelle Bewegung und verwundete Matteo in den Arm. Matteo, seiner selbst nicht mehr mächtig, entriß dem eingeschlummerten Knaben den Dolch und jagte ihn mit der Wuth eines Menschen, der sich in demselben Augenblick mörderisch angefallen sieht, wo er in sich selbst einen grimmigen Mordgedanken niedergekämpft hat, dem Unbekannten so gewaltsam ins Herz, daß er mit einem gebrochenen Laut gegen das Haus zurück taumelte und auf dem Flur, die Thür durch das mechanische Gewicht seines sich überschlagenden Körpers aufstoßend, leblos zu Boden sank. Jetzt erschien der Vater des Knaben, in der einen Hand eine qualmende Kerze tragend, mit der andern im höchsten Zorn an ihren langen, seidenen Locken sein Weib, eine bleiche, schöne Gestalt mit entblößtem Busen, nach sich ziehend. „War Keiner hier? Keiner? Keiner? — rief er aus — gehen denn Gespenster im Hause um, daß die Treppen knarren und die Thüren aufspringen? Aber ich denke, der Vogel ist gefangen!" In seiner Raserei zog er die junge Frau, die sich auch gar nicht sträubte, immer weiter vorwärts, bis sie zuletzt über den Ermordeten, den so wenig sie, als er, bemerkte, stolperte und niederstürzend zu Boden fiel. Mit Entsetzen raffte sie sich wieder auf, erst an ihrem befleckten weißen Kleide, das der Todte aus seiner noch sprudelnden Wunde mit Blut gefärbt hatte, erkannte der Mann, was geschehen war. Er leuchtete dem Leichnam in's Gesicht und erstarrte, dann rief er: „Gut, Matteo, gut, daß Du mir die Arbeit abgenommen hast, den hätte ich nicht tödten können, es ist mein Jugendfreund!" Unwillkürlich warf auch Matteo, der da stand, als ob er erwartete, daß ihn gleich ein Berg, heranwandelnd und über ihn zusammenbrechend, bedecken würde, auf den Getödteten einen

Blick. Das entstellte Gesicht des Signor Barbarucci grinste ihm entgegen, und nun war ihm auf einmal, als ob das, was er gethan habe, leicht zu tragen sei, um so mehr, als sein Arm ihn eben sehr zu schmerzen anfing. „Einen Arzt! Einen Arzt!" schrie die junge Frau und warf sich mit dem ungebundensten Jammer maßloser Liebe über den Leichnam hin. „O Du Verruchter!" rief sie dann, wieder aufspringend, drang furienhaft wüthend auf Matteo ein, riß ihm den Dolch weg und stach nach ihm. Ihr Mann schleuderte sie in eine Ecke und Matteo sprach, indem er seinen blutenden Arm in die Höhe hob: ich wurde zuerst angegriffen und habe mich nur meines Lebens gewehrt. „Deines Lebens, Du Hund? — kreischte sie — erröthest Du nicht, daß Du noch lebst, und daß der todt ist, der wie ein Licht über die Erde wandelte? Verflucht sei die Hand, die Dir wieder Brod und Wein reichen wird!" „Du hast Dich selbst verflucht — sprach ihr Mann — denn noch heut Abend sollst Du Matteo speisen und tränken, und sogleich sollst Du ihn seinen Arm verbinden!" „Den Arm, der den Geliebten meiner Seele niederstieß?" schrie sie und schlug ein helles Gelächter auf. „Metze, Metze, das mir? — rief der Mann erblassend — Deine letzte Stunde ist da!" Er stürzte auf sie los, sie kauerte sich nieder und hielt ihre Hände vor die Augen, der Knabe umklammerte, heranspringend und vor seine Mutter tretend, die Kniee des Wüthenden, aber er packte ihn und warf ihn weit von sich, so daß der kleine Kopf dröhnend gegen die harte Wand fuhr, und das Kind, ohne einen Laut von sich zu geben, liegen blieb. „Heiliger Gott! — rief Matteo erschaudernd und ergriff die zur Erde gefallene und nur noch mühsam fortglimmende Kerze — Ihr habt den Knaben getödtet." Der Mann, der inzwischen die Frau bei der Gurgel gepackt hatte, drehte langsam den Hals herum und sprach: das lügst Du! „Er athmet nicht mehr!" sagte Matteo, sich mit dem Kinde beschäftigend. Der Mann trat mit schwankenden Schritten heran, in einiger Entfernung von Matteo blieb er stehen und sprach halblaut: „wer weiß denn, ob es mein Sohn ist!" „Er ist's, er ist's! — kreischte die Frau — ich schwör's bei allen Heiligen im Himmel, die jetzt ihr Antlitz verhüllen, weil der eigene Vater ihn umgebracht hat!" „Dann fahr' ihm nach und sage den Heiligen, daß Du Schuld an dem Gräuel bist!" So rief er, aber er bewegte sich nicht von der Stelle. Jetzt rührte sich der Knabe und öffnete die

Augen, als er aber seinen finster vor sich hinstarrenden Vater erblickte, schloß er sie wieder fest zu. „Gebt Euch zufrieden — sprach Matteo — er lebt!“ Als die ängstlich aufhorchende Frau dieses Wort vernahm, rutschte sie auf ihren Knieen herbei, nahm den Fuß ihres Mannes und setzte sich ihn stillschweigend auf den Nacken, in ihrem Innern zum ersten Mal von einem Gedanken zerspaltet, der sie, wie im blutrothem Licht, von fern die ungeheure Verwirrung erkennen ließ, die ein Weib, das die ehelichen Schranken leichtsinnig überspringt, in alle menschliche Verhältnisse hinein bringt. Der Mann ließ sie gewähren und sah nur auf den Knaben, der erst in sehr langer Zeit die Augen wieder aufschlug und nun von Matteo in die Arme seines Vaters gelegt ward. „Ich preise diesen Abend — sprach der Mann feierlich — er hat den Argwohn, den ich gegen mein schlechtes Weib hegte, zwar schrecklich bestätigt, aber er hat mir doch zugleich auch die Ueberzeugung gegeben, daß der Knabe hier, den ich oft, wenn ich ihn küssen wollte, mit eiskaltem Schauder wieder niedersetzte, ohne es zu thun, wirklich der meine ist, denn der Wuth dieser Nichtswürdigen, die mich aus Rache gern zum Kindesmörder gestempelt hätte, darf ich glauben, was ich nach dem, was geschah, ihren Betheuerungen nie geglaubt haben würde.“ „O verzeih' mir — stöhnte die Frau — und tödte mich, wenn Du mir nicht verzeihen kannst, erst Deine That hat mich über die meinige belehrt, und ich hasse, obgleich er todt ist, meinen Verführer jetzt mehr, als ich ihn je geliebt habe.“ Der Mann, sie scharf betrachtend, versetzte: „Ist das wahr?“ „Ich schwör's!“ erwiderte sie und hob die Hände gen Himmel. „Dann beweise es dadurch — sagte er kalt — daß Du die Leiche, die hier nicht liegen bleiben kann, auf Deinen Schultern die Straße hinunter trägst, bis auf den wüsten Platz, wo schon so mancher Mord vorfiel.“ Statt aller Antwort ging sie zitternd, aber entschlossen auf den Todten zu und versuchte ihn aufzuheben. „Laß ab, es ist genug — sprach der Mann sanft — ich will es selbst thun, aber Du verbindest mittlerweile Matteo den Arm, denn er bleibt, statt des glatten, geschmeidigen Burschen, den ich gestern gehen ließ, als Diener bei uns!“ Der Mann schaffte nun den Leichnam fort, was ihm, da die Gasse, wo er wohnte, einsam und verrufen war, trotz des hellen Mondscheins gelang, ohne daß er gestört, oder auch nur bemerkt wurde; die Frau verband Matteo's Wunde und trug ihm ein gutes Nachtessen auf, und Matteo dachte bei

sich selbst, daß, wenn er sich in einem so guten Hause, wo ihm aus allen Ecken die Wohlhäbigkeit entgegenlachte, so plötzlich untergebracht sähe, er dies einzig und allein seiner Häßlichkeit verdanke, und söhnte sich mit der ewigen Macht, die den Reif, innerhalb dessen ein menschliches Dasein sich bewegt, wohl zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zusammenfügt, in seinem Herzen einigermaßen wieder aus.

Herr Haidvogel und seine Familie.

1847.

„Nun, warum laßt Ihr die Köpfe so hängen? Lustig, wie ich es bin!“ Mit diesen Worten trat Herr Haidvogel, an einem Winterabend aus der Stadt zurückkommend, in seine enge Stube, in der seine Frau, von den beiden durch die Dunkelheit geängstigten Kindern endlich dazu gedrängt, eben die Lampe angezündet hatte. „Warum siehst Du mich nicht an? — fuhr er fort und stellte sich vor seine Frau hin, die allerdings ihr kleines, frierendes Kind streichelnd, keinen Blick für ihren Mann zu haben schien; — ziehst Du wieder, wie gewöhnlich, im Stillen einen Vergleich zwischen mir und dem Quacksalber von Doktor, der auch einmal hinter Dir herlief? Danke Gott, daß Du mich statt seiner bekommen hast, denn ich lebe doch wenigstens noch, ihn hat heute Mittag der Teufel geholt, und eine halbe Stunde darauf, als ich gerade an seinem Hause vorbeikam, nagelte der Vergolder, der noch von Nichts wußte, das neue Schild mit den ellenlangen Buchstaben, das ihm die Kundschaft verdoppeln sollte, über seiner Thür fest.“ — „Er ist —?“ fragte die Frau, ihr Auge zum ersten Mal ein wenig erhebend, während ihre Hand von dem Haupte des Kindes herabglitt. „Todt!“ — versetzte Herr Haidvogel schadenfroh schnell — „so gewiß todt, als ob er eins seiner eigenen Decocte verschluckt hätte. Ja, der wird mich mit seinen ostindischen Taschentüchern nicht mehr ärgern, die er, wenn er des Morgens hier vorüberging und

mich am Fenster stehen sah, immer im Winde flattern ließ! Sicher hat er sich zu Weihnacht wieder einen neuen Rock bestellt, denn bloß meinetwegen schaffte er sich drei Mal so viel Kleider an, als er brauchte. Möchte der Schneider ihn doch schon zugeschnitten haben! Die Rechnung wär' ein hübsches Weihnachtsgeschenk für sein hochmüthiges Weib, die es ganz zu vergessen scheint, wie gern sie, als mein Vater noch lebte, mit mir getanzt und wie oft sie mir dabei die Hand gedrückt hat." — „Mein Gott! Acht und dreißig Jahr!" — sagte die Frau, ohne sich um ihren Mann zu bekümmern, und starrte vor sich hin. „Und auch ihr" — begann Herr Haidvogel auf's Neue und wandte sich zu den Kindern — „warum hockt ihr immer in der Stube, warum springt ihr nicht herum, warum find' ich euch nie auf der Eisbahn wie die Andern? Munter, Junge, tanz' mit der Schwester, ich will pfeifen!" — „Sie haben den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen" — unterbrach die Frau ihn bitter — „die Paar Kartoffeln, die Du nach Hause brachtest, liegen noch da, es fehlte an Holz, sie zu kochen!" — „Und war da nicht zu helfen?" — erwiderte Herr Haidvogel, indem er zugleich einen der beiden um den Tisch stehenden alten Stühle bei der Lehne packte und mit ihm so stark gegen den Boden stieß, daß er fast zerbrach — „ich sollte doch meinen!" — „So machtest Du's stets" versetzte die Frau — „und nur darum sind wir soweit herunter gekommen! Den letzten Stuhl, der noch für einen Einsprechenden übrig blieb, denn den andern füllst Du aus, und den Kindern gehört ohnehin nicht mehr, als mein Schooß und Deine Lende! Warum nicht auch die Bettlade! Ein Glas Wasser konnten wir längst keinem Menschen mehr anbieten, weil das Glas uns mangelt! Wenn's nach Dir ginge, so würde morgen auch Niemand mehr einen Sitz bei uns finden." — „Wär' das ein Unglück?" — entgegnete Herr Haidvogel — „läßt sich ein Hund bei uns sehen, als wenn er Etwas von uns zu fordern hat? und trollt sich so Einer nicht um so eher wieder, wenn er sich nicht breit zum Predigen niederlassen kann? Doch, gleichviel! Es gibt andere Mittel! Wir wollen uns heut Abend etwas zu Gute thun! Es geht ein Gerücht über mich — — leider ist es falsch, Du siehst — —" Er unterbrach sich, nahm den Hut, den er bisher aufgehalten hatte, ab und deutete auf eine Beule am Kopf. „Woher hast Du die?" fragte die Frau und erhob sich. „Woher?" versetzte Herr Haidvogel und bedeckte sich schnell

wieder. „Herausgeworfen bin ich einmal wieder beim Onkel. Alles beim Alten!“ — „Mensch! Mensch!“ — fuhr die Frau erschreckt auf — „willst Du uns noch um das Letzte bringen? Was mein Onkel uns jährlich zufließen läßt, ist ohnehin wenig genug. Aber wir erhalten es nur unter der Bedingung, daß Du nie sein Haus betrittst, daß Du bei Tage nicht einmal daran vorbei gehst! Und nun! — — Ich zitt're! Ich zitt're!“ Sie preßte ihre Kinder an sich. „Ei was!“ — sagte Herr Haidvogel — „mit dem Tode hat jede Dummheit ein Ende. Eine Pflicht hab' ich erfüllt, als ich hinging, eine Pflicht gegen die da und gegen Dich! Ich hörte, den Alten habe der Schlag gerührt und er sei gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen. Wenn das sich so verhalten hätte, würdest Du doch wohl die Erbin gewesen sein, nicht wahr?“ — „Aber es verhielt sich nicht so!“ — versetzte die Frau — „und das konntest Du wissen!“ — „Das konnte ich nicht wissen!“ — fuhr Herr Haidvogel gereizt auf — „es unterhielten sich Zwei davon auf offener Straße, die es gar nicht sahen, daß ich in einer Ecke stand und an meinen Stiefelriemen knöpfte, die es also auf einen Spaß mit mir auch nicht abgesehen haben konnten. Als ich zum Vorschein kam, zogen sie den Hut vor mir und der Eine sprang sogar gleich herzu und hob mir den Stock auf, den ich noch überflüssiger Weise zur Probe fallen ließ. Das war mir Beweis genug, und ich eilte ins Sterbehaus, um die aufsichtslosen Schurken, die Köchin und den Bedienten, am Verschleppen der Sachen zu verhindern. Gleich auf der Diele kam mir auch die Köchin mit dem Silberzeug entgegen. — „Wohin damit? fuhr ich die Person an. Nicht von der Stelle! Oder — Und Er da — rief ich dem Schlingel, dem Johann zu, der eben, einen Rebhuhnflügel in der Hand, aus der Küche herauf kam — warum war Er noch nicht bei mir? Hat Er den Kalender vielleicht erst verbrannt, worin der Todte die Vorschüsse notirte, die er ihm abzuschwatzen wußte? Das wird Ihm übel bekommen!“ — „Gott! Gott!“ seufzte die Frau — Der ist zehn Jahre und Die acht! Was wird aus den armen Kindern, wenn“ — „Was würde aus ihnen“ — unterbrach Herr Haidvogel sie mit Unwillen — „wenn sie einmal eine Erbschaft machten und ihr Vater wäre weniger eifrig, ihre Rechte wahrzunehmen, als ich es bin! Diesmal freilich war ich etwas zu voreilig, denn kaum hatte ich meine letzte Drohung ausgesprochen, als der Alte erschien und zornig fragte, wer einen solchen Lärm erhöbe. Da nun die

Köchin, boshaft, wie sie ist, erwiderte, daß ich ihr verböte, das Silberzeug zum Aufputzen für die bevorstehende Geburtstagsfeier des gnädigen Herrn zum Goldschmied zu bringen und der Bediente noch ärgere Dinge hinzufügte, ereiferte er sich natürlich gewaltig, sein Gesicht wurde blau, seine Hände flogen und — — genug, der tückische Wunsch, den er mir nachrief, daß ich auf der Treppe den Hals brechen möchte, ist nicht in Erfüllung gegangen, so gut der Johann seinen plumpen Auftrag auch ausführte, und wir wollen von dem Gerücht Vortheil ziehen, so lange wir es noch können! Flink, Theodor, spring' Du zum Schlächter hinüber und hole einige Pfund Fleisch, und Du, Auguste, lauf' zum Krämer und besorge die Butter. Wenn sie uns noch nie geborgt haben, so borgen sie uns jetzt! Nicht diese Stirnfalten, Weib! Es gibt mehr Kinder, die nach Sieben über die Straße geschickt werden und doch keinen Husten mit nach Hause bringen! Wasche Du inzwischen die Kartoffeln ab, ich will Holz schaffen! Vater zahlt morgen, er ist beim Onkel!" Mit diesen Worten trieb er den Knaben und das Mädchen, die sich nur zögernd zum Gehorchen anschickten, weil sie solche Botschaften nicht zum ersten Mal ausrichten sollten und den Erfolg schon kannten, aus der Thür und folgte ihnen nach, während die Frau in ein Gelächter, halb der Verachtung, halb der Verzweiflung ausbrach und sich nicht von der Stelle rührte. Er that auf's Gerathewohl einen Gang durch das abgelegene Quartier, wo er wohnte und musterte manchen Zaun und manche alte Hecke, sogar hie und da einen Fensterladen, der im Winde klapperte, weil er nicht gehörig befestigt war. Aber, wenn er eben Hand anlegen wollte, schien ihm bald der Mond zu hell, bald gingen ihm zu viel Leute über die Straße, bald störte ihn ein Hund, der ihn anbellte. Endlich sagte er zu sich selbst: ich will mir die Mühe gar nicht machen, denn es ist doch immer noch sehr zweifelhaft, ob wir Fleisch und Butter erhalten, und wenn, so liefert der Stuhl Holz genug. Sogleich nahm er seine gewöhnliche stolze Haltung, deren er sich als angehender Dieb bereits abgethan hatte, wieder an und kehrte um. Kaum aber hatte er einige Schritte gemacht, als er mit dem Fuß an etwas Hartes stieß; er hob es auf und siehe da, es war ein Beutel mit Geld. Vorsichtig sah er sich nach allen Seiten um, ob ihn Jemand bemerkt habe, dann steckte er den Beutel zu sich und setzte, jedoch nicht eben schneller, als vorher, seinen Weg fort.

Als er zu Hause wieder anlangte, fand er seine Frau nicht mit Zurichtung eines Bratens beschäftigt, sondern mit Entkleidung ihrer Tochter. Der Knabe kam ihm entgegen und richtete ihm eine Impertinenz vom Schlächter aus; auch das Mädchen wollte sprechen, doch die Mutter unterbrach sie und sagte: „Euer Vater weiß Alles, was ihr ihm melden könnt, nun zu Bett mit euch, damit ihr hinein kommt, bevor die Lampe erlischt!“ „Nichts da! Ihr bleibt auf!“ rief Herr Haidvogel jetzt und warf den Beutel mit Geld auf den Tisch. Blanke Thaler rollten, die Frau sah ihren Mann mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an. „Mensch — sagte sie endlich langsam und ein schlimmer Verdacht stieg in ihr auf — woher kommt Dir dies Geld?“ „Wenn's nun ein Lotterie-Gewinn wäre — erwiderte er — würdest Du dann endlich einräumen, daß ich Recht that, als ich die zwölf Kreuzer, die ich Montag fand, zum Collecteur trug, statt sie zu Brod herzugeben?“ — „Nein“ — versetzte sie — „aber ich würde mich freuen, daß eine Schlechtigkeit ausnamsweise einmal gute Folgen gehabt hätte. Ist es denn so?“ „Laß uns weiter reden“ — rief Herr Haidvogel, — „wenn wir satt sind! Dann fördert's die Verdauung. Wir leben in einer Welt, worin einem Menschen plötzlich eine Königskrone auf den Kopf fallen kann, der bis dahin kaum eine wollene Mütze besaß, sich ihn damit zu bedecken. Das sagte ich Dir schon oft, erinnere Dich daran und mach' Feuer, jetzt wird Dir der Stuhl wohl nicht mehr zu kostbar scheinen! Ich selbst hole, was sonst nötig ist, ich muß die Hunde ärgern, die mir den Credit versagten, sie sollen glauben, daß ich bloß ihre Gesinnungen gegen mich auf die Probe gestellt habe, und da sie von meinen guten Zeiten her wissen, wie viel ich daraufgehen lasse, wenn ich nur kann, so wird sie's verdrießen, in dieser nicht besser bestanden zu sein!“ Jetzt setzte die Frau sich emsig in Thätigkeit, während Herr Haidvogel sein Geld wieder einstrich und ging. Er kam an einer Schenke vorbei; es war die nämliche, in der er den größten Theil seines väterlichen Erbtheils mit dem Leichtsinn und der Liederlichkeit eines verhätschelten einzigen Sohns verpraßt hatte, denn er war keineswegs immer ein armer Schlucker gewesen, er hatte ein für seine Verhältnisse ganz ansehnliches Vermögen hindurchgebracht und sich eben dadurch die Verachtung des Onkels, seiner Frau aber, die aus Pflichtgefühl nicht von ihm lassen wollte, den Haß desselben zugezogen. „Da sitzen nun — dachte

er — die Meisten von denen, womit ich sonst zusammen zu sitzen pflegte, da schwatzen sie, wenn ihnen nichts Besseres einfällt, von mir, da lachen und spotten sie auf meine Kosten oder bedauern mich, wenn's gut geht, zucken die Achseln und — ich muß hinein!" Er legte die Hand auf die Thür. „Was sie sagen werden, wenn ich so plötzlich erscheine, wie sie anfangs vor mir zurückweichen, dann, sowie sie Geld sehen, mir zunicken und vertraulich näher rücken werden! Ha, ginge einer von ihnen so weit, mich um ein Darlehn anzusprechen, ich würde es hergeben, wär's auch nur, um ihnen von der Größe der Summe, die mir zu Gebote steht, einen guten Begriff beizubringen." Er trat ein. Drinnen war eine lärmende Gesellschaft beisammen, die alten Kameraden grüßten gleich freundlich und wisperten dann mit einander, es war offenbar, daß das Gerücht von Herrn Haidvogel's plötzlicher Erbschaft bereits zu ihnen gedrungen war und daß sie es jetzt für vollkommen bestätigt hielten, selbst der Wirth war höflich. Herr Haidvogel, der in der allgemeinen Aufmerksamkeit, die er erregte und in dem Geflüster, das rings umher entstand, eine hinreichende Genugthuung für alle Entbehrungen der letztverstrichenen Jahre fand, durchschritt, um seinen Triumph vollständig zu genießen, den Saal seiner ganzen Länge nach, ehe er sich niederließ, dann setzte er sich an einen Tisch, an dem der einzige Mensch saß, den er nicht kannte und der keine Notiz von ihm nahm. Dies verdroß ihn fast und er faßte ihn darum scharf in's Auge: es schien nach dem ledernen Gurt, den er um den Leib trug, ein reisender Viehhändler zu sein, er hatte den Kopf auf den Tisch gestützt und starrte trübsinnig vor sich hin. „Dem ist ein Ochse gefallen!" dachte Herr Haidvogel, „und nun erinnert er sich mit Verdruß der vielen Schlächter, bei denen er das Thier um leidlichen Preis hätte anbringen können. Gebührende Strafe für die übertriebene Habsucht!" Dann forderte er sich mit lauter Stimme ein Glas Wein. Der Wirth brachte es eilig in eigener Person und putzte zugleich das Licht, das etwas trüb vor dem Fremden brannte; nun erst sah man's ganz deutlich, wie viel Niedergeschlagenheit in den an sich so mannhaft trotzigen Zügen desselben lag. „Ist Euch nicht um Eure Zeche bange" — fragte Herr Haidvogel den Wirth halblaut und deutete auf den Fremden — „der scheint darüber nachzugrübeln, wie er Euch darum bringen will!" — „Das wäre noch ein Ding der Unmöglichkeit" — versetzte der

Wirth lustig — denn sie beläuft sich noch auf Nichts, das Glas Bier, das er sich geben ließ, steht unberührt vor ihm." — „Damit Ihr das nicht auch von mir sagen könnt" — sagte Herr Haidvogel — „will ich meinen Wein trinken!" Er that's und zog dann eine Hand voll Thaler hervor, die er hastig nach kleiner Münze zu durchsuchen begann, weniger, weil er so eifrig auf's Bezahlen erpicht war, als weil es ihn kitzelte, seinen Reichthum zu zeigen. „Ei du mein Himmel," versetzte der Wirth abwehrend, „als ob das nicht Zeit hätte! Ihr denkt doch nicht schon wieder zu gehen? Von einem alten Freund, der sich so lange nicht mehr bei mir sehen ließ, würde mich das beleidigen, und noch mehr als das, es würde mich kränken!" — „Nun" — erwiderte Herr Haidvogel — „ich werde bleiben! Aber schickt schnell ein gutes Nachtessen zu den Meinigen hinüber! Sie wollen sich selbst was bereiten, wozu die Umstände!" — „Freilich, freilich, wozu! Ich kochte ja gern für die ganze Stadt! Was soll's nur sein? Hier ist die Speisekarte, beliebt's Euch, auszuwählen?" — „Schickt Alles, was darauf steht" — versetzte Herr Haidvogel — „dann schickt Ihr jedenfalls das Rechte mit! Bildet Euch übrigens nicht ein, daß Eure Küche die meinige übertrifft. Pah! Wenn ich den Schneider, der dort in der Ecke sitzt — Heda, Meister, Ihr habt nun genug genickt und am Käppel geschoben, kommt morgen früh zu mir herüber und nehmt mir Maaß! — wenn ich den zuweilen durch ein Loch im Aermel, oder den Schuster durch einen zerrissenen Stiefel ärgerte, so geschah das ja blos, weil ich meinem Magen nichts abgehen ließ, denn wenn mein Onkel auch nicht alle Tage Verlangen trug, mich zu umarmen, so fiel es ihm doch noch weniger ein, mich hungern zu lassen, und wenn er mir auch einmal in seinem bekannten Jähzorn verbot, zu ihm zu kommen, so kam er dafür reuig bei nächtlicher Weile zu mir. Betrachtet den da! Ist er magerer geworden, seit ich keine Bratwürste mehr bei Euch aß?" Hiebei klopfte er sich auf den Bauch, der allerdings trotz der nüchternen Atzung mit Kartoffeln und trockenem Brot die ehemalige Rundung bewahrt und ihm auch immer für einen Ableiter erniedrigender Gedanken über die Beschaffenheit seines Tisches gegolten hatte. „O, sicher nicht," entgegnete der Wirth, obgleich trotz seiner Geschmeidigkeit nur mit mühsam unterdrücktem Lächeln, „was fällt Euch ein! Doch, ich will dem Kellner Auftrag geben!" Er sprang fort, um nicht zu bersten. „Ob wirklich nichts Kleines mehr

darunter ist?“ sagte Herr Haidvogel mit einem langen Blick auf den Fremden, der noch dasaß wie vorhin, und dessen Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was um ihn her vorging, ihn förmlich zu empören anfing. — „Freilich, das Bettelgesindel.“ Er warf mit diesen Worten das Geld mit Geräusch auf den Tisch und schickte den Rest in der Tasche Handvoll nach Handvoll hinterdrein, fortwährend zwischen den Thalern rührend und mit ihnen klappernd. Jedermann wurde auf's Neue aufmerksam auf ihn, der Wirth rief dem Kellner einmal über das andere „hurtig! hurtig!“ zu, zwei von den ehemaligen Kameraden, die ihr schnödes Benehmen gegen ihn in der Zwischenzeit in Vergessenheit zu bringen wünschten, stießen, scheinbar unbekümmert um ihn, aber laut genug, daß er es hören konnte, auf sein Wohl mit einander an, nur der Fremde verharrte in seiner vorigen Lage. Herr Haidvogel wollte aber durchaus auch von ihm beneidet werden, er trat ungeduldig zu ihm heran und bat um Erlaubniß, sein Licht einen Augenblick nehmen zu dürfen, weil das seinige so düster brenne und zwei überhaupt heller leuchteten, als eins. Der Fremde bewilligte es durch eine Kopfbewegung und sah nun endlich auf. Doch kaum hatte er auf den im Glanz der Lichter flimmernden und schimmernden Schatz des Herrn Haidvogel einen Blick geworfen, als er wie besessen auffuhr, den bisherigen Besitzer mit einem mächtigen Stoß bei Seite schleuderte und mit einer Donnerstimme ausrief: „Des Todes ist, wer dies Geld berührt, es ist mein! Hundert Thaler! Die russische Schaumünze, an der ich mein Eigenthum erkenne! Und ein lederner Beutel! Zähle nach und vergleiche, wer zweifelt!“ Der Wirth, die ganze Gesellschaft, vor allem aber Herr Haidvogel selbst, standen einen Moment wie versteinert, der Letztere faßte sich jedoch gleich wieder, weil er fühlte, daß er in den allerschnödesten Verdacht gerathen werde, wenn er lange im Stillschweigen verharre, und antwortete dem Fremden, der unwillkürlich sein breites Schlächtermesser gezogen und sich mit halbem Leibe über das Geld hingelehnt hatte, kalt und spöttisch: „Ihr habt die Lumperei verloren, und ich habe sie gefunden! Könnt Ihr das nicht ruhig sagen? Da ist der Lederbeutel, den Ihr wohl noch vermißt! Eine Schaumünze! Ei, die hatte ich noch gar nicht bemerkt! Hübsch! Der Uebergang über die Beresina! Ein Andenken?“ Der Fremde maß Herrn Haidvogel mit einem zweideutigen Blick, und da er entdeckte, daß der Rock

desselben etwas kahl war, zählte er sein Geld sorgfältig nach. Als er fand, daß an der Summe nicht das Geringste fehle, reichte er ihm die Hand und sagte: „Verzeiht mir meine Heftigkeit und setzt Euch zu mir, daß wir zusammen trinken!" — „Trinkt mit wem Ihr wollt" — entgegnete Herr Haidvogel vornehm — „aber haltet Euch ein andermal auf bessere Taschen!" Stolz, wie ein Sieger den Wahlplatz, verließ er nun die Gaststube und überrannte in der Thür fast den schwer bepackten Kellner, der, bei einer so unerwarteten Wendung der Dinge vom Wirth eiligst wieder umgerufen, eben hineintrat. „Ich will's selbst mitnehmen!" rief er diesem zu und griff nach dem Eßkorb, den der verblüffte Mensch, der den Zusammenhang nicht kannte, auch ohne Widerstand fahren ließ, den der Wirth Herrn Haidvogel aber wieder entriß. „Ah, so war's gemeint," sagte dieser, „gut, da ist hier denn auch für mein Glas Wein!" Er warf die letzten vier Groschen hin, die er besaß und die er zum Ankauf von Glanzwichse bestimmt hatte, versuchte den Wirth durch einen Puff, den er ihm im Vorbeischießen beibrachte, umzustoßen, was ihm freilich nicht gelang, und eilte fort. Leise, leise stahl er sich in sein Haus und in seine Wohnstube hinein. Seine Frau war in der Küche, wie er durch ein kleines, in der Thür angebrachtes Fenster sehen konnte, mit dem Abkochen der Kartoffeln beschäftigt, das Feuer brannte lustig auf dem Heerd und die Kinder standen mit heiteren Gesichtern umher. „Ich kann's nicht ändern!" fluchte er und begann sich schleunig zu entkleiden. Er war damit glücklich zu Ende gekommen und stieg eben in's Bett, als seine Frau, die schon mit Ungeduld auf ihn wartete, in die Stube trat. „Mein Gott!" — rief sie auf's höchste verwundert aus — „Du gehst zu Bett?" — „Thu' Du es auch," entgegnete er und setzte, indem er die Decke über sich hinzog, gähnend hinzu: „Ehrlich währt am längsten!" Die Frau hatte aber noch kaum die Zeit gehabt, ihr Erstaunen durch einen unartikulirten Laut auszudrücken, als an die Thür gepocht wurde. „Riegel vor!" rief Herr Haidvogel, und als er sah, daß die Thür bereits aufging, griff er nach seinem Stock, der zu Häupten des Bettes stand. Der Kellner trat mit seiner Last herein; die Gesichter der Kinder, die sich schon verfinstert hatten, klärten sich wieder auf, denn der leckere Duft, der sich im Zimmer verbreitete, und das fröhliche Klappern der Schüsseln verkündete ihnen den Inhalt des Korbes. „Reue? Gewissensbisse?" — fragte Herr Haidvogel den Menschen, der den

Korb stillschweigend auf den Tisch stellte — „hätt's kaum erwartet.“ — „Mich schickt der Viehhändler“ — entgegnete dieser — „er hat Alles bezahlt!“ — „Der!“ — rief Herr Haidvogel — „Was untersteht der Kerl sich! Mir, der ich schon an einem Abende mehr verspielt habe, als er in einem Jahr gewinnt! Nun wohl! Ein Finderlohn! Aber wohl gemerkt, nur für die Kinder! Ich berühre Nichts davon! Ehrenwort!“ Der Kellner wollte sich wieder entfernen, die Frau trug ihm eine herzliche Danksagung auf. „Kein Wort von Dank!“ — fuhr Herr Haidvogel dazwischen — „Er hat seine Schuldigkeit gethan, und kaum. Aber Deinem Herrn kannst Du melden, daß ich ihm mit den Schüsseln, wenn er sie etwa zurückverlangt, die Fenster einwerfen werde!“ In diesem Augenblick wurde abermals gepocht. „In Europa nimmt man im Bett keine Visiten an!“ rief Herr Haidvogel, aber die Thür wurde trotzdem langsam geöffnet, und mit verstörtem Gesicht trat etwas verlegen der Bediente Johann herein. „Nun, Hallunke“ — schrie Herr Haidvogel ihm entgegen nnd schwang seinen Stock — „willst Du die Zahlung haben für —?“ Er berührte hiebei mit einer unzweideutigen Geberde seinen Rücken. „Herr Haidvogel“ — stotterte Johann — „Sie wissen, daß ich Nichts that, als was der Herr mir befahl, dessen Brot ich aß!“ — „Aß?“ fragte Herr Haidvogel gespannt. „Ja,“ fuhr Johann fort, „der gnädige Herr ist am Schlag“ — „Am Schlag?“ — unterbrach ihn Herr Haidvogel verdrießlich und enttäuscht — „Kerl, bist Du verrückt? Es war ja eine niederträchtige Lüge, mit eigenen Augen überzeugte ich mich davon!“ — „Heute Nachmittag, ja“ — versetzte Johann — „aber jetzt nicht mehr! Leider!“ — „Leider?“ — rief Herr Haidvogel — Gott Lob!“ — „Freilich, Gottlob!“ — entgegnete Johann geschmeidig — „denn es war nicht mehr zum Aushalten! Wenn Sie wüßten, wie oft ich Fußtritte vom Alten erhielt, weil ich eine Fürbitte für Sie einlegte. Noch dieses Loch im Kopf — —“ — „Hast Du vor sieben Stunden von dem Thürpfosten bekommen“ — unterbrach ihn Herr Haidvogel — „an den Du Dich stießest, als Du mit mir boßeln wolltest — Was kümmert's mich noch! Hast Du gehört, Frau?“ — „Ist es denn wahr, Johann?“ fragte sie schüchtern und schob dem Bedienten einen Stuhl hin, auf den er sich aber nicht niederließ, weil die Dame, die er schon lange nur noch über die Achsel angesehen hatte, plötzlich wieder eine Respektsperson für ihn geworden war. „Wie kannst Du nur

noch fragen" — eiferte Herr Haidvogel, dem dies nicht entging — „siehst Du nicht, daß er mit krummem Rücken und eingeknickten Beinen vor Dir steht? Aber, wie kam's denn?" — „Wahrscheinlich" — entgegnete Johann zögernd — „von dem Aerger, den —" —„Den ich ihm machte? fragte Herr Haidvogel jubelnd — „Ja? Ist's so? Das freut mich! O das freut mich! Maaß für Maaß! Kerl, ich schenke Dir Alles, was Du heute Abend gestohlen hast! Verbeugst Dich? Bravo! Nun, Frau, war's gut, daß ich da war? He, was sagst Du?" — „Laß ihn doch zu Wort kommen" — erwiderte sie unwillig — „noch wissen wir ja von Nichts!" — „Der Auftritt mit Ihnen" — begann Johann wieder — „hatte ihn in die furchtbarste Aufregung versetzt, er schäumte vor Wuth —" —„Das sah ich noch!" warf Herr Haidvogel ein, „o, das sah ich!" — „Und er schrie: gleich mach' ich mein Testament, ich warte meinen Siebzigsten, Geburtstag meinte er vermuthlich, nicht ab, und ich enterbe sie vollständig!" — „Es war also noch nicht geschehen" — versetzte Herr Haidvogel — „wie ihr Hunde ausgebracht hattet! Niederträchtig! Das gab meinem Credit den Todesstoß!" — „Wir sagten" — erwiderte Johann kleinlaut — „was wir hörten und glaubten! Hätten wir das Gegentheil gewußt — —" „So hättet Ihr" — unterbrach die Frau ihn bitter — „meinen Theodor zur Kirschenzeit zuweilen in den Garten gelassen, wenn der Onkel abwesend war und er darum bat, weil die rothen Beeren ihn so lockten!" — „Gewiß!" — entgegnete Johann mit einem dummen Gesicht — „das hätten wir gethan!" — „Weiter!" drängte Herr Haidvogel. „O" — sagte Johann — „es ist gleich aus! Ich mußte zum Advokaten springen und als ich zurückkam, lag er schon sprachlos da. Dann — Genug, es ist vorbei!" — „Für ihn!" — versetzte Herr Haidvogel — „und für uns fängt's an. Hast Du Geld bei Dir? — „Zu Befehl!" entgegnete Johann und griff dienstfertig in die Tasche. „So bezahl' dem Menschen da, der Maul-Affen an der Thür feil hält, das Essen! Heda, Kellner, dem Viehhändler seinen Thaler, oder sind's zwei? zurückgebracht und uber Alles, was Du hier gehört hast, auf Deine gewöhnliche Weise reinen Mund gehalten! Ah, sieh! hättest Du Deine Mütze gleich beim Eintritt abgezogen, wie sich's gebührt, so könntest Du sie jetzt wieder aufsetzen! Nun mußt Du's freilich umgekehrt machen! Gute Nacht!" Der Kellner ging, auch Johann schickte sich zum Fortgehen an, vorher aber sagte er noch, die

Köchin habe sich in's Bett gelegt und stelle sich krank, es sei aber nicht wahr, ihr fehle Nichts, dann entfernte er sich. „Nun Frau" — rief Herr Haidvogel und zog sich an — „kann ich mein väterliches Haus jetzt wieder kaufen, von dem ich den Kindern einst, als wir mit ihnen daran vorbeigingen, zu Deinem Verdruß weiß machte, es sei noch mein und ich hätte nur den Thürschlüssel verloren, sonst würde ich sie hinein führen? Kann ich —" „Nichts kannst Du" — versetzte die Frau, die inzwischen ihr dünnes Umschlagetuch umgenommen und sich zum Fortgehen angeschickt hatte — „Nichts ohne mich, ohne meine Einwilligung kommt kein Pfennig in Deine Hände und ich werde dafür sorgen, daß das Jammerleben, das jetzt zu Ende ist, nicht wieder anfangen kann!" — „Wie? Was?" rief Herr Haidvogel mit offenem Munde, und war so überrascht, daß er den schon halb angezogenen Rock ganz anzuziehen vergaß und mit dem possirlich an der rechten Seite seines Leibes niederbaumelnden Kleidungsstück wie eine Vogelscheuche dastand. „Gewiß" — fuhr die Frau im bestimmtesten Ton fort — „Du sollst mir thun, was Dir gefällt, wenn Dir Mittags jemals wieder ein guter Braten auf dem Tisch fehlt und wenn Du des Abends wieder kalte Kartoffeln essen mußt!" — „Pah" — erwiderte Herr Haidvogel giftig — „wenn man nicht selbst Banquerott macht, so thun's Andere und man verliert sein Geld. Das ist das Beste!" — „Darauf lass' ich's ankommen!" versetzte die Frau und ging. „Schöne Aussichten!" rief Herr Haidvogel und wandelte einige Male stillschweigend die Stube auf und ab. „Schmeckt's?" rief er dann den Kindern zu, die sich längst über das Essen hergemacht hatten und setzte sich zu ihnen. „Galle macht Appetit. Ein neuer Beweis dafür!" murmelte er nach einer kleinen Pause der Unthätigkeit und griff auch seinerseits zu. „Was ist's auch weiter?" — monologisirte er nun käuend fort — „ich bedinge mir ein Monatliches, das thaten Andere auch, und ehe sie's in's Wochenblatt setzen läßt, daß sie für meine Schulden nicht haftet, kann ich genug auf ihren Namen zusammenborgen! Heisa! Lustig! Was für Noth?"

Die Kuh.

1849.*)

In seiner Wohnstube, die sehr niedrig und auch etwas räucherig war, weil es dem Hause nach dem herkömmlichen Brauch des Dorfs am Schornstein fehlte, saß der Bauer Andreas an dem noch vom Großvater herstammenden alten eichenen Tisch und überzählte vielleicht zum neunten Male ein kleines Häuflein Thalerscheine. Er hatte die Pfeife im Munde und daran konnte man sehen, daß es Sonntag sei, da er sich die mit dem Rauchen verbundene kleine Zeit- und Geldverschwendung bei seiner knappen, ängstlich-genauen Natur an keinem anderen Tage erlaubt haben würde; sie brannte aber nicht und war auch noch gar nicht angezündet gewesen, obgleich das Talglicht, wobei es hatte geschehen sollen, schon lange geflackert haben mußte. Um ihn herum, bald zum Vater auf die Bank kletternd und ihm ernsthaft zuschauend, bald den durch die offen stehende Thür aus- und einwandelnden gravitätischen Haushahn jagend und neckend, spielte sein Kind, ein munteres braunes Knäblein von zwei ein halb bis drei Jahren. „Den da — murmelte Andreas und hielt einen der Scheine mit sichtlichem Behagen in die Höhe — bekam ich für die Fuhre Sand, die ich dem Maurermeister Niklas in die Stadt lieferte, als es wie mit Mulden vom Himmel goß; ich kenne ihn an dem Riß. Ein braver Mann; ich hatte ihm einen Groschen wieder herauszugeben, aber er ließ mir den wegen meiner durchnäßten Haut. Freilich, einen Schnaps habe ich nicht dafür getrunken, wie er wollte!" „Diesen hier — fuhr er fort — habe ich am sauersten verdient, es ist der mit dem großen Dintenfleck! Wer dem Apotheker einen ganzen Futtertrog voll Kamillen bringen will, der muß sich oft bücken, und das ist nach dem Feierabend nicht bloß für die Faulen mühsam!" „Der zerfetzte und wieder zusammengeklebte — begann er nach einer Pause von Neuem — ärgert mich jedes Mal, wenn ich ihn ansehe, ich werde den Verdruß nicht

---

*) „Heute die Erzählung: die Kuh geschlossen. Ich habe mich seit meinem letzten Aufenthalt in Hamburg [1843] damit getragen, so klein sie ist!" (Hebbels Tagebücher, **Bd. 2, S.** 312, vom 18. Januar 1849.) **D. H.**

los. Anderthalb hätten's sein sollen, wenn sie auch gerade nicht ausdrücklich zum Voraus bedungen waren. Drei Klafter Holz! In's Bein hieb ich mich obendrein vor übergroßem Eifer, weil ich's den Leuten gern, ehe der Regenguß kam, in den Keller schaffen wollte! Und ein solcher Abzug! Dabei trägt die Frau goldene Ohrringe und das Kind weiß nicht, ob es eine Semmel ohne Butter essen will oder nicht! — Brüllt's nicht schon?" Er sprang auf und eilte an's Fenster. „Nichts da — sagte er zurückkehrend — das kam aus dem Stall des Nachbars! Nun, morgen wird aus dem meinigen geantwortet werden! Ja, Junge — hierbei klopfte er sein Knäblein auf die Wange und reichte ihm eine dem Hahn entfallene bunte Feder — noch heute erhalten unsere beiden Esel Gesellschaft. Dein Vater hat's endlich so weit gebracht, die Kuh ist schon unterwegs! Du mußt das Pferd schaffen, wenn Du groß wirst! Hörst Du?" Das Kind nickte, als ob es verstünde, was es doch noch nicht verstehen konnte. Andreas setzte sich wieder an den Tisch, „Freilich, freilich — begann er abermals, indem er einen Zehnthalerschein ergriff — es würde noch eine gute Weile gedauert haben, wenn das Glück mich nicht begünstigt hätte! Ha, ha! Das war ein Fischfang, der sich der Mühe verlohnte, obgleich der Fisch nicht zu den eßbaren gehörte. Ei, daß ich doch immer wie jenen Abend von ungefähr darauf zukäme, wenn sich Einer ersäufen will, und die Rettungs-Prämie erwischte! Ich bringe Jeden wieder an's Ufer, ärger kann sich Keiner sträuben, als der Leinweber sich sträubte, er hätte mich fast in den Grund des Teichs mit hinab gerissen! Noch fühl' ich seine Klauen in meinem linken Arm und ernstlich hat er's gemeint, denn drei Tage nachher schnitt er sich den Hals ab! Doch was gelingt Unser-Einem nicht, wenn man weiß, daß Einem eine Belohnung von zehn Thalern gewiß ist! Lange währt's aber, es wird ja schon Nacht! Daß der Müller meiner Geesche Bier und Brot vorgesetzt hat, kann ich mir nicht denken! Dann müßte sein Profit größer sein, als ich glaubte, und er hätte mich trotz aller Vorsicht angeführt! Ich will einmal vor die Thür gehen!" Andreas stand auf und that jetzt erst den ersten Zug aus der Pfeife. „Ja so — rief er aus — Du brennst noch nicht und ich meine, schon eine halbe Stunde zu schmauchen! Nun, umsonst will ich Dich nicht gestopft haben." Er nahm ein altes brüchiges Zeitungsblatt vom Tisch, in das die Scheine eingewickelt gewesen waren. „Jetzt brauche ich's nicht mehr —

sprach er, indem er es beim Licht anzündete — noch heute geht das Geld aus dem Hause, denn der Müller kommt gewiß mit, ich thät's an seiner Stelle auch!" Er steckte die Pfeife in den Brand und warf das Blatt an die Erde. Das Kind hatte dem plötzlichen Aufflammen desselben mit leuchtenden Augen zugesehen, es rief jetzt: Ah! und hob das Blatt wieder auf. „Brenn' Dich nicht!" sagte Andreas und ging hinaus. Es war völlig finster geworden und der qualmige Nebel, der den Tag über die Sonne verhüllt hatte, verhüllte jetzt die Sterne. „Wo sie nur bleibt! — murrte Andreas, sich mit dem Rücken verdrießlich an den Thürpfosten lehnend — nun werd' ich bald ungeduldig! Ob sie auf's Neue zu dingen angefangen hat? Glück zu, aber vor dem will ich den Hut abziehen, der da noch einen Groschen abzwackt, wo ich den Handel schloß! Ich könnte ihr entgegen gehen, doch sie hat den Pflügerjungen bei sich und dann ist hier auch das Kind. Zwar, das könnt' ich zu Bett bringen." Andreas ging wieder hinein. „Satan!" rief er aus und blieb einen Moment mit weit aufgerissenem Munde und fast aus den Höhlen tretenden Augen auf der Schwelle der Stube stehen Der Knabe knieete auf der Bank, die er erklettert hatte, und verbrannte beim Licht eben mit Frohlocken den letzten Kassenschein; das Flackern des Zeitungsblattes hatte ihm eine unendliche Freude gemacht, aber die Freude hatte nicht lange genug gedauert und um sie zu erneuern, that er Alles nach, was er vorher seinen Vater, aufmerksam und neugierig zu ihm emporschauend, hatte thun sehen. „Au!" schrie das Kind nach einer Weile, denn das als letztes zu lange festgehaltene Papier brannte es auf die Finger; „mehr!" setzte es hinzu, als es, das Auge nach der Thür wendend, den fast versteinerten Andreas erblickte. Dies Wörtchen weckte diesen aus seiner Erstarrung; „mehr, Du Teufelsbrut?" rief er aus, stürzte auf sein Söhnchen zu, faßte es, seiner selbst nicht mehr mächtig, bei den Haaren und schleuderte es ingrimmig gegen die Wand, als ob es eine giftige Schlange wäre, deren Stich er eben gefühlt hätte. „Mehr!" sagte er dann, „noch mehr, viel mehr," und riß den am Ofengestell hängenden neuen Strick herunter, mit dem er die Kuh hatte anbinden wollen, denn ein schneller, scheuer Blick zur Wand hinüber hatte ihm gezeigt, daß das Kind laut- und leblos mit geborstenem Schädel und mit verspritztem Gehirn am Boden lag. Er that einen Schritt vorwärts, aber die Beine wollten unter ihm brechen und er griff um sich herum

in die Luft, wie nach einem Gegenstande, an dem er sich halten könne; da ließ sich in geringer Entfernung von seinem Hause klar und deutlich das so lange ersehnte Gebrüll vernehmen. Dies schien ihm die Kraft zu einem plötzlichen Entschluß zu geben; er rief: „gute Nacht, Andreas!" und stürzte mit dem Strick auf die Hausflur hinaus Hier stand eine Leiter, die auf den Boden führte, von dem er schon am Mittag einen Haufen Stroh zum Streuen für die Kuh vorsorglich herabgeworfen hatte; diese Leiter eilte er so schnell hinauf, daß ihm sein Hut, den er nach Bauernsitte im Hause, wie auf dem Felde trug, darüber entfiel. Nun verschwand er in der Luke und bald darauf knackte der Dachstuhl. Fast in demselben Augenblick wurde es laut vor der Thür. „Nun, Andreas, bist Du eingeschlafen — rief eine weibliche Stimme — das pflegst Du doch sonst nicht zu thun, eh' Du Deine Grütze im Leibe hast! Spring hinein, Hans, und weck' ihn!" Hans, ein nach Art der Mistgewächse lang aufgeschossener, spindeldürrer Junge, that, wie ihm geheißen wurde, während Geesche die Kuh festhielt. Gleich darauf kam er wieder heraus und stotterte: „aber Frau, aber Frau!" ohne mehr hervorbringen zu können. „Was ist's? Was gibt's?" rief Geesche, von seiner Leichenblässe und seinem Zähnegeklapper erschreckt, und stürzte hinein. Hans griff nach dem Licht und sagte: „der Bauer ist nicht da," dann leuchtete er nach dem Ort hin, wo das Kind lag. Mit einem jähen Schrei sank die Mutter um und blieb bewußtlos liegen. Hans verlor die Besinnung nun völlig. „Bauer, Bauer, wo ist er? wo bleibt er?" rief er wohl hundertmal hinter einander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Hause wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er in's Ofenloch hineingeleuchtet hatte, stolperte er am Fuß der Leiter über Andreas' Hut, der dort niedergefallen war. „Hat er sich oben versteckt, Bauer? — rief Hans — komm' er jetzt nur herunter, wir sind da!" Da keine Antwort erfolgte, stieg er selbst empor. Als er den Kopf in die Bodenluke steckte und, eine neue Leitersprosse ersteigend, Hals und Schultern nachschob, stieß er auf Widerstand, der von etwas herrührte, das ihn anfangs zurück zu drängen, sich dann zu spalten und aus einander zu theilen schien. Der Angstschweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an und ohne zu wissen, daß er's that, stieg er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob sich ein sehr schwerer Mensch wie zum Reiten auf seinen Nacken setzte, zwei steife

Beine, in denen er an den breiten Messingschnallen der Schuhe die seines Wirths erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf seiner Brust zum Vorschein, und durch das eine derselben wurde ihm das Licht aus der Hand gestoßen. Nun stieß er noch einen unartikulirten Laut aus, dann überschlug er sich rücklings, stürzte und brach das Genick. Das Licht war nicht verloschen, ohne vorher den Haufen losen Strohs zu entzünden, und in wenigen Minuten stand das Haus in Flammen. Ob Geesche, als dies Alles geschah, aus ihrer Bewußtlosigkeit noch nicht wieder erwacht und willenlos in der auf's schnellste von Rauch und Qualm gefüllten Stube erstickt war, oder ob sie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verschmäht hatte, sich zu retten, hat sich nicht ermitteln lassen. So viel steht fest, daß von ihr, wie von Andreas, Hans und dem Knäblein nur ein verschrumpftes Gerippe aus dem Hause herausgekommen und daß auch die Kuh, dem diesen armen Thieren angeborenen unseligen Trieb folgend, in's Feuer hinein gelaufen und mit verbrannt ist.

Meine Kindheit.

Meine Kindheit.

1.

Mein Vater besaß zur Zeit meiner Geburt ein kleines Haus, an das ein Gärtchen stieß, in welchem sich einige Fruchtbäume, namentlich ein sehr ergiebiger Birnbaum, befanden. In dem Hause waren drei Wohnungen, deren freundlichste und geräumigste wir einnahmen; ihr Hauptvorzug bestand darin, daß sie gegen die Sonnenseite lag. Die anderen beiden wurden vermiethet: die uns gegenüberliegende war von dem alten Mauermann Claus Ohl nebst seiner kleinen, krummen Frau bewohnt, und die dritte, zu der ein Hinter=Eingang durch den Garten führte, von einer Tagelöhner=Familie. Die Miethsleute wechselten nie, und für uns Kinder gehörten sie mit zum Hause, wie Vater und Mutter, von denen sie sich auch, was die liebreiche Beschäftigung mit uns anlangte, kaum oder gar nicht unterschieden. Unser Garten war von andern Gärten umgeben. An der einen Seite befand sich der Garten eines jovialen Tischlermeisters, der mich gerne neckte und von dem ich heute nicht begreife, wie er, was er doch später that, sich selbst das Leben nehmen konnte. Ich hatte einmal als ganz kleines Bürschchen mit altklugem Gesicht über den Zaun zu ihm herüber gesagt: Nachbar, es ist sehr kalt! und er wurde nicht müde, dieses Wort gegen mich zu wiederholen, besonders in den heißen Sommermonaten. An den Garten des Tischlers stieß der des Predigers. Dieser war von einer hohen, hölzernen Planke eingefaßt, die uns Kindern das Ueberschauen verwehrte, nicht aber das Durchblinzeln durch Spalten und Risse. Dies machte uns im Frühling, wenn die fremden schönen Blumen wieder kamen, an denen der Garten reich war, eine unendliche Freude, nur zitterten wir, der Prediger möchte uns gewahr werden. Vor diesem hatten wir eine unbegrenzte Ehrfurcht, die sich eben so sehr auf sein ernstes, strenges, milzsüchtiges Gesicht und seinen kalten Blick, als auf seinen Stand und seine uns

imponirenden Functionen, z. B. auf sein Herwandeln hinter Leichen, die immer an unserem Hause vorbeikamen, gegründet haben mag. Wenn er zu uns hinüber sah, was er zuweilen that, hörten wir jedesmal zu spielen auf und schlichen uns in's Haus zurück. Nach einer anderen Seite bildete ein alter Brunnen die Grenze zwischen unserem Garten nnd dem nachbarlichen. Von Bäumen beschattet und tief wie er war, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemoost, konnte ich ihn nie ohne Schauer betrachten. Geschlossen wurde das längliche Viereck durch den Garten eines Milchhändlers, der wegen der Kühe, die er hielt, bei der ganzen Nachbarschaft in einem Herrenansehen stand, und durch den Hof eines Weißgärbers, des verdrießlichsten aller Menschen, von dem meine Mutter immer sagte, er sähe aus, als ob er einen verzehrt hätte und den anderen eben beim Kopf kriegen wollte. Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind athmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstrecken sich ihre Eindrücke bis auf den heutigen Tag. Noch sieht mir der lustige Tischler über den Zaun, noch der grämliche Pfarrer über die Planke. Noch sehe ich den vierschrötigen, wohlgenährten Milchhändler, die Hände in der Tasche, zum Zeichen, daß sie nicht leer sei, in seiner Thür stehen; noch den Weißgärber mit seinem galliggelben Gesicht, den ein Kind schon durch seine rothen Backen beleidigte, und der mir noch schrecklicher vorkam, wenn er zu lächeln anfing. Noch sitze ich auf der kleinen Bank, unter dem breiten Birnbaum und harre, während ich mich an seinem Schatten erquicke, ob sein von der Sonne beschienener Wipfel nicht eine wegen Wurmstichs frühreife Frucht fallen läßt; noch flößt mir der Brunnen, an dessen Bedachung alle Augenblicke etwas genagelt werden mußte, ein unheimliches Gefühl ein.

2.

Mein Vater war im Hause sehr ernster Natur, außer demselben munter und gesprächig, man rühmte an ihm die Gabe, Mährchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir sie mit eigenen Ohren kennen lernten. Er konnte es nicht leiden, wenn wir lachten und uns überhaupt hören ließen; dagegen sang er an den langen Winterabenden, in der Dämmerung, gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder und liebte es, wenn wir mit-

einstimmten. Meine Mutter war äußerst gutherzig und etwas heftig; aus ihren blauen Augen leuchtete die rührendste Milde, wenn sie sich leidenschaftlich aufgeregt fühlte, fing sie zu weinen an. Ich war ihr Liebling, mein zwei Jahre jüngerer Bruder der Liebling meines Vaters. Der Grund war, weil ich meiner Mutter glich und mein Bruder meinem Vater zu gleichen schien, denn es war, wie sich später zeigte, keineswegs der Fall. Meine Eltern lebten im besten Frieden mit einander, so lange sich Brot im Hause befand; wenn es mangelte, was im Sommer selten, im Winter, wo es an Arbeit fehlte, öfter vorkam, ergaben sich zuweilen ängstliche Scenen. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo mir diese, obgleich sie nie ausarteten, nicht fürchterlicher als Alles gewesen wären, und eben darum darf ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Eines Auftritts andrer Art erinnere ich mich aus meiner frühesten Kindheit; es ist der erste, dessen ich gedenke, er mag in mein drittes Jahr fallen, wenn nicht noch in's zweite. Ich darf ihn erzählen, ohne mich an dem mir heiligen Andenken meiner Eltern zu versündigen, denn wer in ihm etwas Besonderes sieht, der kennt die untern Stände nicht. Mein Vater wurde, wenn er seinem Handwerk nachging, meistens bei den Leuten, bei denen er arbeitete, beköstigt. Dann aßen wir zu Hause, wie alle Familien, um die gewöhnliche Zeit zu Mittag. Mitunter mußte er sich gegen eine Entschädigung im Tagelohn selbst die Kost halten. Dann wurde das Mittagessen verschoben und zur Abwehr des Hungers um zwölf Uhr nur ein einfaches Butterbrod genossen. Es war in dem kleinen Haushalt, der keine doppelte Hauptmahlzeit vertrug, eine billige Einrichtung. An einem solchen Tage buk meine Mutter Pfannkuchen, sicherlich mehr. um uns Kinder zu erfreuen, als um ein eigenes Gelüst zu stillen. Wir verzehrten sie mit dem größten Appetit und versprachen, dem Vater am Abend nichts davon zu sagen. Als er kam, waren wir bereits zu Bett gebracht und lagen im tiefsten Schlaf. Ob er gewohnt sein mochte, uns noch auf den Beinen zu finden, und aus dem Gegenteil den Verdacht schöpfte, daß gegen die Hausordnung gefehlt worden sei, weiß ich nicht; genug, er weckte mich auf, liebkoste mich, nahm mich auf den Arm und fragte mich, was ich gegessen habe. Pfannkuchen! erwiderte ich schlaftrunken. Hierauf hielt er es der Mutter vor, die nichts zu entgegnen hatte und ihm sein Essen auftrug, mir aber einen Unheil verkündenden

Blick zuwarf. Als wir am nächsten Tag wieder allein waren, gab sie mir nach ihrem Ausdruck mit der Ruthe eine eindringliche Lection im Stillschweigen. Zu anderen Zeiten schärfte sie mir wieder die strengste Wahrheitsliebe ein. Man sollte denken, diese Wiedersprüche hätten schlimme Folgen haben können. Es war nicht der Fall und wird nie der Fall sein, denn das Leben bringt noch ganz andere, und die menschliche Natur ist auch auf diese eingerichtet. Eine Erfahrung machte ich aber allerdings, die ein Kind besser spät macht oder niemals, nämlich, daß der Vater zuweilen dies wolle und die Mutter das. Daß ich in frühester Kindheit wirklich gehungert hätte, wie später, erinnere ich mich nicht, wohl aber, daß die Mutter sich mit dem Zusehen begnügen mußte und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir sonst nicht satt geworden wären.

3.

Der Hauptreiz der Kindheit beruht darauf, daß Alles, bis zu den Hausthieren herab, freundlich und wohlwollend gegen sie ist, denn daraus entspringt ein Gefühl der Sicherheit, das bei dem ersten Schritt in die feindliche Welt hinaus entweicht und nie zurückkehrt. Besonders in den unteren Ständen ist dies der Fall. Das Kind spielt nicht vor der Thür, ohne daß die benachbarte Dienstmagd, die zum Einkaufen oder Wasserschöpfen über die Straße geschickt wird, ihm eine Blume schenkt; die Obsthändlerin wirft ihm aus ihrem Korb eine Kirsche oder eine Birne zu, ein wohlhabender Bürger wohl gar eine kleine Münze, für die es sich eine Semmel kaufen kann; der Fuhrmann knallt vorüberkommend mit seiner Peitsche, der Musikant entlockt seinem Instrumente im Gehen einige Töne, und wer nichts von Allem thut, der fragt es wenigstens nach seinem Namen und Alter oder lächelt es an. Freilich muß es reinlich gehalten sein. Dieses Wohlwollen wurde auch mir und meinem Bruder in reichlichem Maße zu Theil, besonders von den Mitbewohnern unseres Hauses, den vorzugsweise sogenannten Nachbarn, die uns fast eben so viel galten als die Mutter, und mehr als der strenge Vater. Im Sommer hatten sie ihre Arbeit und konnten sich nur wenig mit uns abgeben, da war es aber auch nicht nothwendig, denn wir spielten von früh bis spät, von der Betzeit bis zur Bettzeit im Garten und hatten an den Schmetterlingen Gesellschaft genug.

Aber im Winter, bei Regen und Schnee, wo wir auf's Haus beschränkt waren, ging fast Alles, was uns unterhielt und erheiterte, von ihnen aus. Die Frau des Tagelöhners, Meta mit Namen, eine riesige, etwas vorgebeugte Figur, mit einem alttestamentarisch ehernen Gesicht, an das ich durch die Cumäische Sibylle des Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle lebhaft wieder erinnert worden bin, kam gewöhnlich, ein rothes Tuch um den Kopf gewunden, in den langen Winterabenden zu uns herum und blieb bis zum Lichtanzünden. Dann erzählte sie Hexen- und Spukgeschichten, die aus ihrem Munde eindringlicher, wie aus jedem anderen, klangen; wir hörten vom Blocksberg und vom höllischen Sabbath, der Besenstiel, der so verächtlich erscheinende, erhielt seine unheimliche Bedeutung und die finstere Schornsteinhöhle, die in jedem Hause, und also auch in dem unsrigen, auf eine so boshafte Weise von den Mächten der Hölle und ihren Dienerinnen gemißbraucht werden konnte, flößte uns Entsetzen ein. Genau erinnere ich mich noch des Eindrucks, den die Erzählung von der verruchten Müllerin, die sich Nachts in eine Katze verwandelte, auf mich machte und wie es mich beruhigte, daß sie für diesen schlechten Streich doch endlich die gebührende Strafe erhielt; der Katze wurde nämlich, als sie einmal den nächtlichen Spaziergang antrat, von dem Müllerburschen, dem sie verdächtig vorkam, eine Pfote abgehauen, und am nächsten Tage lag die Müllerin mit blutigem, rothem Arm ohne Hand im Bette. Wenn Licht angezündet wurde, gingen wir gewöhnlich zum Nachbar Ohl hinüber, und in seiner Stube war es uns freilich heimischer als in Meta's Atmosphäre. Der Nachbar Ohl war ein Mann, den ich nie verdrießlich gesehen habe, so oft er auch Ursache hatte, es zu sein. Mit leerem Magen, ja, was bei ihm mehr sagen wollte, mit leerer Pfeife, tanzte, sang und pfiff er uns etwas vor, wenn wir kamen, und sein immer freundliches, ja vergnügtes Gesicht leuchtet mir, trotz der beträchtlich gerötheten Nase, die ich mir nach der Erzählung meiner Mutter einmal mit Sehnsucht gewünscht haben soll, als ich, auf den Knieen von ihm geschaukelt, zu ihm hinauf sah, und trotz der gewalkten, spitz zulaufenden Mütze, die er beständig trug, noch jetzt, wie ein Stern. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er der einzige Maurer im Ort und Herr von zwanzig bis dreißig Gesellen gewesen war, von denen sich später viele zu Meistern aufwarfen und ihm die Arbeit wegnahmen; damals hätte er, wie man ihm nachsagte,

sich eine sorgenfreie Zukunft gründen können, wenn er nicht die Kegelbahn zu oft besucht und ein gutes Glas Wein zu sehr geliebt hätte, aber wer die bösen Tage trug, wie er, der war wegen des unbekümmerten Genusses der guten nicht zu schelten. Ich kann seiner nicht ohne Rührung gedenken; wie sollte ich auch? Er hat den Paukenschläger und den Trompeter, die er mir und meinem Bruder einst zum Jahrmarkt schenkte, von dem Spielwaarenverkäufer mit größter Mühe geborgt und sich, da seine Armuth ihm das Abtragen der kleinen Schuld erst spät gestattete, noch nach Jahren, als ich schon lang und altklug an seiner Seite ging, darum mahnen lassen müssen. Unerschöpflich war er in Erfindungen, uns zu unterhalten, und da dazu bei Kindern nichts als guter Wille gehört, so mißlang es ihm nie. Eine Hauptfreude war es für uns, wenn er ein Stück Kreide in die Hand nahm, sich mit uns an seinen runden Tisch setzte und zu zeichnen anfing, Mühlen, Häuser, Thiere, und was es weiter gab. Dabei kamen ihm die lustigsten Einfälle, die mir noch in den Ohren klingen. Selbst sein höchster Genuß war keiner für ihn, wenn wir ihn nicht theilten. Er bestand darin, daß er des Sonntags Vormittags nach der Predigt und vor der Mahlzeit langsam zur Erinnerung an bessere Zeiten ein sogenanntes helles Plank Branntwein trank und eine Pfeife dazu rauchte. Von diesem Branntwein mußten wir jeder einen Fingerhut voll bekommen, oder er schmeckte ihm selbst nicht. Das Getränk war allerdings nicht das schicklichste für uns, aber die Quantität war gering genug, um nachteilige Folgen zu verhüten, mein Vater verbot jedoch diese Sonntagsfeier, als er dahinter kam. Dies betrübte den guten Alten sehr, hielt ihn aber, wie ich hinzusetzen muß, nicht ab, uns wieder mittrinken zu lassen, nur daß es ganz in der Stille geschah, und daß er uns dringend anempfahl, dem Vater nachher aus dem Wege zu gehen, damit er keine Gelegenheit erhalte, einen von uns zu küssen und so die Uebertretung seiner Vorschrift zu entdecken; ein Kuß, den Lippen meines Vaters aufgedrückt, hatte ihm nämlich das Spiel verrathen. Zuweilen brachte der eine oder der andere seiner beiden unverheiratheten Brüder, die meistens im Lande herumstreiften und Taugenichtse sein mochten, den Winter bei ihm zu. Sie fanden bei ihm immer willig Aufnahme und blieben, bis sie der Frühling oder der Hunger forttrieb; er jagte sie nicht, so schmal sein Stück Brot war, er brach es mit Freuden noch einmal durch, aber

wenn er gar nichts hatte, so konnte er freilich auch nichts geben. Wenn Onkel Hans oder Johann kamen, war es für uns ein Fest, denn sie ließen ein neues Stück Welt in unser Nest fallen, sie erzählten uns von Wäldern und ihren Abenteuern darin, von Räubern und Mördern, denen sie nur kaum entgangen seien, von Schwarzsauer, das sie in einsamen Waldschenken gegessen, und von Menschenfingern und Zehen, die sie zuletzt auf dem Grunde der Schüssel gefunden haben wollten. Der Hausfrau waren die aufschneiderischen Schmarotzer-Schwäger höchst unwillkommen, denn sie trug die Last des Lebens nicht so leichten Muthes, wie ihr Mann, und sie wußte, daß sie nicht wieder gingen, so lange noch ein Stück Speck im Schornstein hing, aber sie begnügte sich, heimlich zu murren und etwan gegen meine Mutter ihr Herz auszuschütten. Uns Kinder hatte auch sie gern und beschenkte uns im Sommer, so oft sie konnte, mit rothen und weißen Johannisbeeren, die sie sich selbst von einer geizigen Freundin erbettelte, ich scheute jedoch ihre zu große Nähe, denn sie machte sich ein Geschäft daraus, mir die Nägel zu beschneiden, so oft es noth that, und das war mir, wegen des damit verbundenen prickelnden Gefühls in den Nervenenden, äußerst verhaßt. Sie las fleißig in der Bibel, und der erste starke, ja fürchterliche Eindruck aus diesem düstern Buch kam mir, lange bevor ich selbst darin zu lesen vermochte, durch sie, indem sie mir aus dem Jeremias die schreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Noth die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden. Ich erinnere mich noch, welch ein Grausen diese Stelle mir einflößte, als ich sie hörte, vielleicht, weil ich nicht wußte, ob sie sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft, auf Jerusalem oder auf Wesselburen bezog, und weil ich selbst ein Kind war und eine Mutter hatte.

4.

In meinem vierten Jahre wurde ich in eine Klippschule gebracht. Eine alte Jungfer, Susanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen blauen Augen, die wie Lichter aus einem graublassen Gesicht hervorschimmerten, stand ihr vor. Wir Kinder wurden in dem geräumigen Saal, der zur Schulstube diente und ziemlich finster war, an den Wänden

herumgepflanzt, die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der andern; Susanna's Tisch, mit Schulbüchern beladen, stand in der Mitte, und sie selbst saß, ihre weiße thönerne Pfeife im Munde und eine Tasse Thee vor sich, in einem Respect einflößenden urväterlichen Lehnstuhl dahinter. Vor ihr lag ein langes Lineal, das aber nicht zum Linienziehen, sondern zu unserer Abstrafung benutzt wurde, wenn wir mit Stirnerunzeln und Räuspern nicht länger im Zaume zu halten waren; eine Tüte voll Rosinen, zur Belohnung außerordentlicher Tugenden bestimmt, lag daneben. Die Klapse fielen jedoch regelmäßiger als die Rosinen, ja die Tüte war, so sparsam Susanna auch mit dem Inhalt umging, zuweilen völlig leer, wir lernten daher Kant's kategorischen Imperativ zeitig genug kennen. An den Tisch wurde Groß und Klein von Zeit zu Zeit herangerufen, die vorgerückteren Schüler zum Schreibunterricht, der Troß, um seine Lection aufzusagen und, wie es nun kam, Schläge auf die Finger mit dem Lineal oder Rosinen in Empfang zu nehmen. Eine unfreundliche Magd, die sich hin und wieder sogar einen Eingriff in's Strafamt erlaubte, ging ab und zu und ward von dem jüngsten Zuwachs mitunter auf äußerst unerfreuliche Weise in Anspruch genommen, weshalb sie scharf darüber wachte, daß er nicht zu viel von den mitgebrachten Süßigkeiten zu sich nahm. Hinter dem Hause war ein kleiner Hof, an den Susanna's Gärtchen stieß; auf dem Hof trieben wir in den Freistunden unsere Spiele, das Gärtchen wurde vor uns verschlossen gehalten. Es stand voll Blumen, deren phantastische Gestalten ich noch im schwülen Sommerwind schwanken sehe; von diesen Blumen brach Susanna uns bei guter Laune hin und wieder einige ab, jedoch erst dann, wenn sie dem Welken nahe waren; früher raubte sie den sauber angelegten und sorgfältig gejäteten Beeten, zwischen denen sich Fußsteige hinzogen, die kaum für die hüpfenden Vögel breit genug schienen, nichts von ihrem Schmuck. Susanna vertheilte ihre Geschenke übrigens sehr parteiisch. Die Kinder wohlhabender Eltern erhielten das Beste und durften ihre oft unbescheidenen Wünsche laut aussprechen, ohne zurechtgewiesen zu werden; die Aermeren mußten mit dem zufrieden sein, was übrig blieb, und bekamen gar nichts, wenn sie den Gnadenact nicht stillschweigend abwarteten. Das trat am schreiendsten zu Weihnacht hervor. Dann fand eine große Vertheilung von Kuchen und Nüssen statt, aber in treuester Befolgung der Evan=

geliumsworte: Wer da hat, dem wird gegeben! Die Töchter des Kirchspielschreibers, einer gewaltigen Respectsperson, die Söhne des Arztes u. s. w. wurden mit halben Dutzenden von Kuchen, mit ganzen Tüchern voll Nüsse beladen; die armen Teufel dagegen, deren Aussichten für den heiligen Abend im Gegensatz zu diesen ausschließlich auf Susanna's milder Hand beruhten, wurden kümmerlich abgefunden. Der Grund war, weil Susanna auf Gegengeschenke rechnete, auch wohl rechnen mußte, und von Leuten, die nur mit Mühe das Schulgeld aufzubringen wußten, keine erwarten durfte. Ich wurde nicht ganz zurückgesetzt, denn Susanna erhielt im Herbst regelmäßig von unserem Birnbaum ihren Tribut, und ich genoß ohnehin meines „guten Kopfs" wegen vor Vielen eine Art von Vorzug, aber ich empfand den Unterschied doch auch und hatte besonders viel von der Magd zu leiden, die mir das Unschuldigste gehässig auslegte, das Ziehen eines Taschentuchs z. B. einmal als ein Zeichen, daß ich es gefüllt haben wollte, was mir die glühendste Schamröthe auf die Wangen und die Thränen in die Augen trieb. Sobald Susanna's Parteilichkeit und die Ungerechtigkeit ihrer Magd mir in's Bewußtsein traten, hatte ich den Zauberkreis der Kindheit überschritten. Es geschah sehr früh.

5.

Noch jetzt sind mir aus dieser Schulstube zwei Momente lebhaft gegenwärtig. Ich erinnere mich zunächst, daß ich dort von der Natur und dem Unsichtbaren, den der ahnende Mensch hinter ihr vermuthet, den ersten furchtbaren Eindruck empfing. Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnißvoll im Hintergrund stehen bleibenden Vater, abhängig glaubt und wo es sie eben so gut um schönes Wetter, wie um ein Spielzeug, bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind, wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Theil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schlossenfall ver-

bunden war, die Augen über diesen Punkt. Es war ein schwüler Sommernachmittag, einer von denen, welche die Erde ausdörren und alle ihre Creaturen rösten. Wir Kinder saßen träge und gedrückt mit unseren Katechismen oder Fibeln auf den Bänken umher, Susanna selbst nickte schlaftrunken ein und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten suchten, nachsichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen summten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter sind, als auf einmal der erste Donnerschlag erscholl und im wurmstichigen Gebälk des alten ausgewohnten Hauses schmetternd und krachend nachdröhnte. In desperatester Mischung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schlossengeprassel, welches in weniger als einer Minute an der Windseite alle Fenster zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwischen, ein Regenguß, der eine neue Sündfluth einzuleiten schien. Wir Kinder, erschreckt auffahrend, liefen schreiend und lärmend durcheinander; Susanna selbst verlor den Kopf, und ihrer Magd gelang es erst die Läden zu schließen, als nichts mehr zu retten, sondern der bereits hereingebrochenen Ueberschwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entsetzens und zur Vermehrung der eingerissenen Verwirrung nur noch die egyptische Finsterniß beizugesellen war. In den Pausen zwischen dem einen Donnerschlag und dem anderen faßte Susanna sich zwar nothdürftig wieder und suchte ihre Schützlinge, die sich, je nach ihrem Alter, entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für sich mit geschlossenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu trösten und zu beschwichtigen; aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen und die Rede erstarb ihr auf den Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: Der liebe Gott ist bös! und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: Ihr taugt auch Alle nichts! Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nöthigte mich, über mich selbst und über Alles, was mich umgab, hinaufzublicken und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule in's väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort den Gräuel der Verwüstung vor; unser Birnbaum hatte nicht blos seine jungen Früchte, sondern auch seinen ganzen Blätterschmuck verloren und stand kahl da, wie im Winter; ja ein sehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns selbst, sondern noch obendrein den halben

Ort und wenigstens unsere ziemlich weitläufige Gevatterschaft zu versorgen pflegte, war sogar um den reichsten seiner Aeste gekommen und glich in seiner Verstümmelung einem Menschen mit gebrochenem Arm. War es nun schon für die Mutter ein leidiger Trost, daß unser Schrein jetzt auf acht Tage mit leckerer Kost versehen sei, so wollte er mir ganz und gar nicht eingehen, und kaum die reichlich umherliegenden Glasscherben, aus denen sich auf die leichteste Weise von der Welt durch Unterkleben mit feuchter Erde die trefflichsten Spiegel machen ließen, boten für die unwiederbringlichen Herbstfreuden einigen Ersatz. Jetzt aber begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: das walte Gott! zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener, Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgethan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark auf's Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja es kam gar bald so weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte.

Weiter knüpft sich an diese Schulstube mein erster und vielleicht bitterster Martergang. Um deutlich zu machen, was ich sagen will, muß ich etwas ausholen. Schon in der Kleinkinderschule finden sich alle Elemente beisammen, die der reifere Mensch in potenzierterem Maße später in der Welt antrifft. Die Brutalität, die Hinterlist, die gemeine Klugheit, die Heuchelei, Alles ist vertreten, und ein reines Gemüth steht immer so da, wie Adam und Eva auf dem Bilde unter den wilden Thieren. Wie viel hievon der Natur, wie viel der ersten Erziehung oder vielmehr der Verwahrlosung von Haus aus beizumessen ist, bleibe hier unentschieden: die Thatsache unterliegt keinem Zweifel. Das war denn auch in Wesselburen der Fall. Von dem rohen Knaben an, der die Vögel bei lebendigem Leibe rupfte und den Fliegen die Beine ausriß, bis zu dem sixfingerigen Knirps

herunter, der seinen Kameraden die buntpapierenen Merkzeichen aus der Fibel stahl, war jede Species vorhanden, und das Schicksal, das die besser gearteten und darum zum Leiden verdammten Mitschüler den jungen Sündern zuweilen im Zorn prophezeihten, wenn sie eben Gegenstand ihrer Foppereien oder ihrer Heimtücke geworden waren, ging an mehr als Einem buchstäblich in Erfüllung. Der Auswurf hat immer in so weit Instinct, daß er weiß, wen sein Stachel am ersten und am schärfsten trifft, und so war denn ich den boshaften Anzapfungen eine Zeit lang am meisten ausgesetzt. Bald stellte sich Einer, als ob er sehr eifrig im Katechismus läse, den er dicht vor's Gesicht hielt, raunte mir aber über's Blatt weg allerlei Schändlichkeiten in's Ohr und fragte mich, ob ich noch dumm genug sei, zu glauben, daß die Kinder aus dem Brunnen kämen und daß der Storch sie herauf hole. Bald rief ein Anderer mir zu: Willst Du einen Apfel haben, so nimm ihn Dir aus meiner Tasche, ich habe einen für Dich mitgebracht! Und wenn ich das that, so schrie er: Susanna, ich werde bestohlen! und leugnete sein Wort ab. Ein Dritter bespuckte wohl gar sein Buch, fing dann zu heulen an und behauptete mit frecher Stirn, ich habe es gethan. War ich nun solchen Vexationen fast allein preisgegeben, theils weil ich sie am empfindlichsten aufnahm und theils, weil sie wegen meiner großen Arglosigkeit am besten bei mir glückten, so gab es dagegen auch andere, die sich Alle ohne Ausnahme gefallen lassen mußten. Dazu gehörten vorzugsweise die Prahlereien einiger hoch aufgeschossener Rangen, die uns Uebrigen in Jahren beträchtlich voraus waren, aber trotzdem noch auf der Abece-Bank saßen und von Zeit zu Zeit die Schule schwänzten. Sie hatten an und für sich nichts davon als doppelte und dreifache Langeweile, denn zu Hause durften sie nicht kommen, und Spielkameraden fanden sie nicht, es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich hinter einen Zaun hinzuducken oder in einem ausgetrockneten Wassergraben zu lauern, bis die Erlösungsstunde schlug, und sich dann, als ob sie gewesen wären, wo sie sein sollten, auf dem Heimgang unter uns zu mischen. Aber sie wußten sich zu entschädigen und sich den Spaß nachträglich zu bereiten, wenn sie wieder in die Schule kamen und uns ihre Abenteuer berichteten. Da war einmal der Vater ganz dicht am Zaun vorbeigegangen, das spanische Rohr, womit er sie durchzuwalken pflegte, in der Hand und hatte sie doch nicht bemerkt; da war ein anderes Mal die Mutter, vom

Spitz begleitet, an den Graben gekommen, der Hund hatte sie aufgeschnüffelt, die Mutter sie entdeckt und die Lüge, daß sie von Susanna selbst hergeschickt seien, um ihr Kamillenblumen zu pflücken, ihnen doch noch durchgeholfen. Dabei brüsteten sie sich, wie alte Soldaten den verwunderten Recruten ihre Heldenthaten erzählen, und die Application lautete stets: Wir riskiren Peitsche und Stock, Ihr höchstens die Ruthe, und dennoch wagt Ihr nichts! Dies war verdrießlich und um so mehr, da sich die Wahrheit nicht ganz in Abrede stellen ließ; als daher der Sohn eines Altflickers einst mit zerbläutem Rücken zur Schule kam und uns mittheilte, sein Vater habe ihn ertappt und ihn derb mit dem Knieriemen gezüchtigt, er werde es nun aber nur um so öfter probiren, denn er sei kein Hase, beschloß auch ich, meine Courage zu zeigen, und das noch denselben Nachmittag. Ich ging also, als meine Mutter mich zur gewohnten Stunde, mit zwei saftigen Birnen für den Durst ausgerüstet, fortschickte, nicht zu Susanna, sondern verkroch mich mit klopfendem Herzen und ängstlich rückwärts spähend in den Holzschuppen unseres Nachbars, des Tischlers, von seinem Sohn, der viel älter war als ich und schon mit in der Werkstatt handtierte, dazu aufgemuntert und dabei unterstützt. Es war sehr heiß, und mein Schlupfwinkel so dunkel als dumpf, die beiden Birnen hielten nicht lange vor, auch aß ich sie nicht ohne Gewissensbisse, und eine im Hintergrund mit ihren Jungen kauernde alte Katze, die bei der geringsten meiner Bewegungen grimmig knurrte, trug nicht auf die angenehmste Weise zu meiner Zerstreuung bei. Die Sünde führte ihre Strafe unmittelbar mit sich, ich zählte alle Viertel- und halbe Stunden der Uhr, deren Schläge gellend und, wie es mir vorkam, drohend vom hohen Thurm zu mir herüber drangen, ich ängstete mich ab, ob ich auch wohl unbemerkt aus dem Schuppen wieder heraus kommen werde, und ich dachte nur sehr selten und äußerst flüchtig an den Triumph, den ich morgen zu feiern hoffte. Es war bereits ziemlich spät, da trat meine Mutter in den Garten und ging, vergnügt und fröhlich um sich blickend, zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Sie kam fast an mir vorbei, und mir stockte schon davon der Athem, aber wie ward mir erst, als der Vertraute meines Geheimnisses sie plötzlich fragte, ob sie auch wohl wisse, wo Christian sei, und auf ihre stutzend abgegebene Antwort: bei Susanna! halb schalkhaft, halb schadenfroh versetzte: nein! nein! bei der Katze! und ihr blinzelnd und zwinkernd meinne

Versteck zeigte. Ich sprang, vor Wuth außer mir, hervor und stieß nach dem lachenden Verräther mit dem Fuß, meine Mutter aber, das ganze Gesicht eine Flamme, setzte ihren Eimer bei Seite und packte mich bei Armen und Haaren, um mich noch in die Schule zu bringen. Ich riß mich los, ich wälzte mich auf dem Boden, ich heulte und schrie, aber Alles war umsonst, sie schleppte mich, viel zu empört darüber, in ihrem überall gepriesenen stillen Liebling einen solchen Missethäter zu entdecken, um auf mich zu hören, mit Gewalt fort, und mein fortgesetztes Widerstreben hatte keine andere Folge, als daß alle Fenster an der Straße aufgerissen wurden und alle Köpfe heraus schauten. Als ich ankam, wurden meine Kameraden gerade entlassen, sie rotteten sich aber um mich herum und überhäuften mich mit Spott und Hohn, während Susanna, die einsehen mochte, daß die Lection zu streng war, mich zu begütigen suchte. Seit jenem Tage glaube ich zu wissen, wie dem Spießruthenläufer zu Muthe ist.

6.

Ich hätte oben eigentlich noch einen dritten Moment nennen sollen. Aber dieser, wie hoch oder wie niedrig man ihn auch anschlagen mag, wenn man auf ihn zurückschaut, ist jedenfalls im Menschenleben so einzig und unvergleichlich, daß man ihn mit keinem anderen zusammenstellen darf. Ich lernte in Susanna's dumpfer Schulstube nämlich auch die Liebe kennen und zwar in derselben Stunde, wo ich sie betrat, also in meinem vierten Jahre. Die erste Liebe! Wer lächelt nicht, indem er dies liest, wem schwebt nicht irgend ein Aennchen oder Gretchen vor, das ihm auch einmal eine Sternenkrone zu tragen und in Himmelblau und Morgengold gekleidet zu sein schien, und das jetzt vielleicht — es wäre frevelhaft, das Gegenbild auszumalen! Doch wer sagt sich nicht auch, daß er damals, wie im Fluge, an jedem Honigkelch, der im Garten der Erde steht, vorübergeführt wurde, zu rasch freilich, um sich zu berauschen, aber langsam genug, um den heiligen Frühduft einzuathmen! Darum gesellt sich jetzt zum Lächeln die Rührung, indem ich des schönen Maimorgens gedenke, an welchem das längst beschlossene, immer wieder verschobene und endlich unwandelbar auf einen bestimmten Tag festgesetzte große Ereigniß, nämlich meine Entlassung aus dem väterlichen Hause in die Schule, wirklich stattfand. „Er

wird weinen!" sagte Meta am Abend vorher und nickte sibyllenhaft, als ob sie Alles wüßte. „Er wird nicht weinen, aber er wird zu spät aufstehen!" erwiderte die Nachbarin Ohl. „Er wird sich tapfer halten und auch zur rechten Zeit aus dem Bette sein!" warf der gutmütige Alte dazwischen. Dann fügte er hinzu: „Ich habe etwas für ihn und das geb' ich ihm, wenn er morgen früh um Sieben gewaschen und gekämmt in meine Thür kommt." Ich war um Sieben beim Nachbar und bekam zur Belohnung einen kleinen Kukuk, ich hatte bis halb Acht guten Muth und spielte mit unserm Mops, mir wurde um drei Viertel flau, aber ich ward gegen Acht wieder ein ganzer Kerl, weil Meta eintrat, und machte mich, die neue Fibel mit Johann Ballhorn's Eier legendem Hahn unterm Arm, beherzt auf den Weg. Die Mutter ging mit, um mich feierlich zu introducieren, der Mops folgte, ich war noch nicht ganz verlassen, und stand vor Susanna, ehe ich's dachte. Susanna klopfte mich nach Schulmeisterart auf die Backen und strich mir die Haare zurück, meine Mutter empfahl mir in strengem Tone, der ihr viel Mühe kostete, Fleiß und Gehorsam und entfernte sich ziemlich eilig, um nicht wieder weich zu werden, der Mops war eine ziemliche Weile unschlüssig, zuletzt schloß er sich ihr an. Ich erhielt einen goldpapiernen Heiligen zum Geschenk, dann wurde mir mein Platz angewiesen und ich war dem surrenden und sumsenden Kinderbienenstock einverleibt, welcher dem Auftritt neugierig und der Unterbrechung froh zugesehen hatte. Es dauerte einige Zeit, bis ich aufzuschauen wagte, denn ich fühlte, daß ich gemustert wurde, und das setzte mich in Verlegenheit. Endlich that ich's und mein erster Blick fiel auf ein schlankes blasses Mädchen, das mir gerade gegenüber saß; sie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchspielschreibers. Ein leidenschaftliches Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden, und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn, die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich sie nur dort sehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir so verhaßt, als sie mir sonst erwünscht gewesen sein würden, ich fühlte mich ordentlich unglücklich, wenn sie einmal ausblieb. Sie schwebte mir vor, wo ich ging und stand, und ich wurde nicht müde, still für mich hin

ihren Namen auszusprechen, wenn ich mich allein befand; besonders waren ihre schwarzen Augenbrauen und ihre sehr rothen Lippen mir immer gegenwärtig, wogegen ich mich nicht erinnere, daß auch ihre Stimme Eindruck auf mich gemacht hätte, obgleich später gerade hiervon Alles bei mir abhing. Daß ich bald das Lob des fleißigsten Schulgängers und des besten Schülers davontrug, versteht sich von selbst; mir war dabei aber eigen zu Muth, denn ich wußte gar wohl, daß es nicht die Fibel war, die mich zu Susanna hintrieb, und daß ich nicht, um schnell lesen zu lernen, so emsig buchstabirte. Allein Niemand durfte ahnen, was in mir vorging, und Emilie am wenigsten; ich floh sie auf's Aengstlichste, um mich nur ja nicht zu verrathen; ich erwies ihr, wenn die gemeinschaftlichen Spiele uns dennoch zusammenführten, eher Feindseligkeiten, als etwas Freundliches; ich zupfte sie von hinten bei den Haaren, um sie doch einmal zu berühren, und that ihr weh dabei, um nur keinen Verdacht zu erregen. Ein einziges Mal jedoch brach die Natur sich gewaltsam Bahn, weil sie auf eine zu starke Probe gesetzt wurde. Als ich eines Nachmittags, nämlich in der Tummelstunde, die dem Unterricht stets voranging, weil die Kinder nur langsam zusammenkamen und Susanna auch gern ein Mittagsschläfchen hielt, in die Schlafstube trat, bot sich mir ein höchst betrübsamer Anblick dar: Emilie wurde von einem Knaben gemißhandelt, und dieser war einer meiner besten Kameraden. Er zupfte und knuffte sie weidlich, und das ertrug ich noch, obgleich nicht ohne große Mühe und mit immer steigender, stiller Erbitterung. Endlich aber trieb er sie in einen Winkel, und als er sie wieder herausließ, blutete ihr der Mund, wahrscheinlich, weil er sie irgendwo gekratzt hatte. Da konnte ich mich nicht länger halten, der Anblick des Blutes versetzte mich in Raserei, ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden und gab ihm seine Püffe und Schläge doppelt und dreifach zurück. Aber Emilie, weit entfernt mir dankbar zu sein, rief selbst für ihren Feind nach Hülfe und Beistand, als ich gar nicht wieder aufhörte, und verrieth so unwillkürlich, daß sie ihn lieber hatte, als den Rächer. Susanna, durch das Geschrei aus ihrem Schlummer geweckt, eilte herbei und forderte, mürrisch und unwillig, wie sie natürlich war, strenge Rechenschaft wegen meines plötzlichen Wuthanfalls; was ich zur Entschuldigung hervorstotterte und stammelte, war unverständlich und unsinnig, und so trug ich denn als Lohn für meinen ersten Ritterdienst

eine derbe Züchtigung davon. Diese Neigung dauerte bis in mein achtzehntes Jahr und hatte sehr verschiedene Phasen; ich muß daher noch mehrmals darauf zurückkommen.

7.

Schon in der frühesten Zeit war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren, wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Ich glaube, es ist hier zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist, und einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörpert und der jungen Seele wahrhaft objectiv macht, wohl zu unterscheiden; jene theilte mein Bruder, der neben mir lag, aber ihm fielen immer sehr bald die Augen zu und dann schlief er ruhig bis an den hellen Morgen; diese quälte mich allein und sie hielt den Schlaf nicht blos von mir fern, sondern scheuchte ihn auch, wenn er schon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hülfe rufen. Wie tief sich die Ausgeburten derselben mir eingeprägt haben, geht daraus hervor, daß sie mit voller Gewalt in jeder ernsten Krankheit wiederkehren; sowie das fieberisch siedende Blut mir über's Gehirn läuft und das Bewußtsein ertränkt, stellen die ältesten Teufel, alle später geborenen vertreibend und entwaffnend, sich wieder ein, und das beweist ohne Zweifel am besten, wie sie mich einst gemartert haben müssen. Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menschen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen; ein kleiner bucklichter Schneider, an dessen dreieckigtem leichenblassem Gesicht freilich unmäßig lange Ohren saßen, die noch obendrein hochroth und durchsichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich schreiend in's Haus lief, und fast den Tod hätte ich davon genommen, als er mir, höchlich aufgebracht, einmal folgte, mich einen dummen Jungen scheltend und mit meiner Mutter keifend, weil er glaubte, daß sie ihn in der häus-

lichen Erziehung als Knecht Ruprecht verwende. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susanna's Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den eklen Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, so viel und mehr, wie Anderen die Rose selbst, und Wörter wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne, versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allen gerne laut buchstabirte und mich jedes Mal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf. Nur leider bedarf man in der Welt viel öfter des Verkleinerungs= als des Vergrößerungsglases, und davon ist selbst die schöne Jugendzeit nur in den seltensten Fällen ausgenommen. Denn wie man vom Pferde sagt, daß es den Menschen darum respectirt, weil es nach der Construction seines Auges einen Riesen in ihm erblickt, so steht auch das mit Phantasie begabte Kind nur deshalb vor einem Sandkorn still, weil es ihm ein unübersteiglicher Berg scheint. Die Dinge selbst können hier also nicht den Maßstab abgeben, sondern man muß nach dem Schatten fragen, den sie werfen, und so kann der Vater oft lachen, während der Sohn Höllenqualen erleidet, weil die Gewichte, womit Beide wiegen, grundverschieden sind. Ein an sich drolliger Vorfall gehört hierher, da er gerade diesen für die Erziehung höchst wichtigen Punkt in's klarste Licht setzt. Ich sollte einmal zu Mittag eine Semmel holen, die Bäckersfrau reichte sie mir und gab mir zugleich in großmüthiger Laune einen alten Nußknacker, der sich beim Aufräumen irgendwo vorgefunden haben mochte. Ich hatte noch nie einen Nußknacker gesehen, ich kannte keine seiner verborgenen Eigenschaften und nahm ihn hin, wie jede andere Puppe, die sich durch rothe Backen und glotzende Augen empfahl. Vergnügt den Rückweg antretend und den Nußknacker als neugewonnenen Liebling zärtlich an die Brust drückend, bemerke ich plötzlich, daß er den Rachen öffnet und mir zum Dank für die Liebkosung seine grimmigen weißen Zähne zeigt. Man male sich meinen Schreck aus! Ich kreischte hell auf, ich rannte, wie gehetzt, über die Straße, aber ich hatte nicht so viel Besinnung oder Muth, den Unhold

von mir zu werfen, und da er natürlich nach Maßgabe meiner eigenen Bewegungen während des Laufens sein Maul bald schloß, bald wieder aufriß, so konnte ich nicht umhin, ihn für lebendig zu halten, und kam halb todt zu Hause an. Hier würde ich nun zwar ausgelacht und aufgeklärt, zuletzt gar gescholten, es half aber Alles nichts, es war mir nicht möglich, mich mit dem Ungethüm wieder auszusöhnen, obgleich ich seine Unschuld erkannte, und ich ruhte nicht, bis ich die Erlaubniß erhielt, ihn an einen anderen Knaben wieder zu verschenken. Als mein Vater die Sache erfuhr, meinte er, es gäbe keinen zweiten Jungen, dem so etwas begegnen könne; das war sehr möglich, denn es gab vielleicht keinen, dem die Vettern des Nußknackers des Abends vor'm Eindämmern vom Boden und von den Wänden herab schon Gesichter geschnitten hatten. Bei Nacht gipfelte diese Thätigkeit meiner gährenden Phantasie in einem Traum, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurückließ, daß er sieben Mal hinter einander wiederkehrte. Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich schon so Manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hinein gesetzt und sich daneben gestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in Schwindel erregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen: jetzt war ich dem Boden wieder so nah, daß ich den gelben Sand, sowie die kleinen rothen und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich herauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluß und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe und mir blieb nichts übrig, als abermals in's Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden. Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht, und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinüber nahm, so war es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte.

8.

Ich blieb in Susanna's Schule bis in mein sechstes Jahr und lernte dort fertig lesen. Zum Schreiben ward ich, meiner Jugend wegen, wie es hieß, noch nicht zugelassen; es war das Letzte, was Susanna mitzutheilen hatte, darum hielt sie vorsichtig damit zurück. Aber die nothwendigen ersten Gedächtnißübungen wurden auch schon mit mir angestellt, denn so wie der Knirps sich vom geschlechtslosen Rock zur Hose und von der Fibel zum Katechismus aufgedient hatte, mußte er die zehn Gebote und die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig lernen, wie Doctor Martin Luther, der große Reformator, sie vor dreihundert Jahren als Richtschnur für die protestantische Kirche formuliert hat. Weiter ging's nicht, und die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kindergehirn herüber spazierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Theil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüth keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gährung darin hervorriefen. Denn, was thut's, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein Allesbedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder in die Weisheit der Aesopischen Fabeln erreichen läßt. Merkwürdig war allerdings dabei, daß Luther in meiner Einbildung fast unmittelbar neben Moses und Jesus Christus zu stehen kam, doch es hatte ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sein donnerndes: „Was ist das?“ immer augenblicklich hinter den majestätischen Lakonismen Jehova's herscholl, und daß obendrein sein derb-ferniges Gesicht, aus dem der Geist um so eindringlicher spricht, weil er offenbar mit dem widerstrebenden dicken Fleisch erst kämpfen muß, dem Katechismus in nachdrücklicher Schwärze vorgedruckt war. Aber auch das hatte meines Wissens für mich eben so wenig nachtheilige Folgen, als mein Glaube an die wirklichen Hörner und Klauen des Teufels oder an die Hippe des Todes, und ich lernte, sobald es noth that, sehr gut zwischen dem Salvator und dem Reformator unterscheiden. Uebrigens

genügte der bescheidene Erwerb, den ich bei Susanna davontrug, vollkommen, mir zu Hause ein Ansehen zu verschaffen; dem Meister Ohl imponirte es ungemein, daß ich bald besser wußte, als er selbst, was der wahre Christ Alles glaubt, und meine Mutter wurde fast zu Thränen gerührt, als ich ihr das erste Mal, ohne zu stottern oder gar zu stocken, bei der Lampe den Abendsegen vorlas, ja sie fühlte sich so davon erbaut, daß sie mir das Lectoramt für immer übertrug, welches ich denn auch geraume Zeit mit vielem Eifer und nicht ohne Selbstgefühl versah. Gegen das Ende meines sechsten Jahres trat in den holsteinischen Schuleinrichtungen und also auch in denen meines Vaterländchens eine große Veränderung, ja eine vollständige Umgestaltung ein. Bis dahin hatte der Staat sich in die erste Erziehung gar nicht, in die spätere wenig gemischt; die Eltern konnten ihre Kinder schicken, wohin sie wollten, und die Klipp- und Winkelschulen waren reine Privatinstitute, um die sich selbst die Prediger kaum bekümmerten und die oft auf die seltsamste Weise entstanden. So war Susanna einmal an einem stürmischen Herbstabend, ohne einen Heller zu besitzen, und völlig fremd, auf hölzernen Pantoffeln nach Wesselburen gekommen und hatte bei einer mitleidigen Pastorswittwe um Gottes willen ein Nachtquartier gefunden; diese entdeckt, daß die Pilgerin lesen und schreiben kann, auch in der Schrift nicht übel Bescheid weiß und macht ihr darauf hin Knall und Fall den Vorschlag, im Ort, ja in ihrem Hause zu bleiben und Unterricht zu geben. Die Jugend, wenigstens der kriechende Theil derselben, war nämlich gerade verwaist, der bisherige Lehrer, lange Zeit wegen seiner strengen Zucht höchlich gepriesen, hatte ein naseweises kleines Mädchen zur Strafe für irgend eine Ungezogenheit entblößt auf einen heißen Ofen gesetzt, vielleicht um ein noch größeres Lob davonzutragen, und das war denn doch auch den unbedingtesten Verehrern der Ruthe zu stark gewesen. Susanna stand ganz verlassen in der Welt da und wußte nicht, wohin sie sich wenden oder was sie ergreifen sollte, sie vertauschte die gewohnte Handarbeit daher gerne, obgleich nicht ohne Angst, nach ihrem eigenen Ausdruck, mit der schweren Kopfarbeit, und die Speculation glückte vollkommen und in kürzester Frist. Den mehr herangewachsenen Knaben und Mädchen öffneten sich, freilich ernst und finster, Rectorat und Conrectorat, die unter einer Art Controle standen und sich nöthigenfalls durch den weltlichen Arm recrutierten.

Aber auch hier wurden trotz der pomphaften, mir bis zur Stunde räthselhaft gebliebenen Namen, womit sie stolzirten, nur die nothdürftigsten Realien tractirt, und ein wegen seiner Gaben allgemein angestaunter Bruder meiner Mutter, den der keineswegs überbescheidene Rector mit der Erklärung entließ, daß er ihn nichts weiter lehren könne, weil er so viel wisse, als er selbst, war allerdings ein gewaltiger Kalligraph und putzte seine Neujahrswünsche mit Tusch und Schnörkeln heraus, wie Fust und Schöffer ihre Incunabeln, konnte jedoch nicht einen einzigen grammatikalischen Satz zu Stande bringen. Diesen unleugbar höchst mangelhaften und der Verbesserung bedürftigen Zuständen sollte nun ein für alle Mal ein Ende gemacht, das Volk sollte von der Wiege an erzogen und der Aberglaube bis auf die letzte Wurzel ausgerottet werden. Ob man gründlich erwog, was vornämlich zu erwägen gewesen wäre, bleibe dahin gestellt, denn der Begriff der Bildung ist äußerst relativ, und wie der ekelhafteste Rausch durch's Nippen aus allen Flaschen entsteht, so erzeugt das flache, encyclopädische Wissen, das sich allenfalls in die Breite mittheilen läßt, gerade jenen widerwärtigen Hochmuth, der sich keiner Autorität mehr beugt und doch zu der Tiefe, in der sich die geil aufschießenden dialektischen Widersprüche und Gegensätze von selbst lösen, nie hinabdringt. Jedenfalls ergriff man das rechte Mittel, indem man auf der einen Seite Seminarien stiftete und auf der anderen Elementarschulen errichtete, so daß der Abkläricht, der dort ausgekocht und als Rationalismus in die leeren Schulmeisterköpfe hineingetrichtert wurde, sich von hier aus gleich über das ganze Land ergießen konnte. Das Resultat war, daß auf eine etwas abergläubische Generation eine überaus superkluge folgte, denn es ist erstaunlich, wie der Enkel sich fühlt, wenn er weiß, daß ein nächtliches Feuermeteor blos aus brennbaren Dünsten besteht, während der Großvater den Teufel darin erblickt, der in irgend einen Schornstein mit seinen leuchtenden Geldsäcken hinein will. Doch, wie es sich hiermit auch im Allgemeinen verhalten mochte, und ich wiederhole meine Ueberzeugung, daß der Durchschnittspunkt hier außerordentlich schwer zu treffen ist: für mich knüpfte sich an die Reform ein großes Glück. Auch Wesselburen erhielt nämlich seine Elementarschule, und an diese wurde ein Mann als Lehrer gewählt, dessen Namen ich nicht ohne ein Gefühl der tiefsten Dankbarkeit niederschreiben kann, weil er trotz seiner bescheidenen Stellung einen unermeßlichen Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt hat; er

hieß Franz Christian Dethlefsen und kam aus dem benachbarten Eiderstedt, wo er schon eine kleine Bedienstung gehabt hatte, zu uns herüber.

9.

Kein Haus ist so klein, daß es dem Kinde, welches darin geboren ward, nicht eine Welt schiene, deren Wunder und Geheimnisse es erst nach und nach entdeckt. Selbst die ärmlichste Hütte hat wenigstens ihren Boden, zu dem eine hölzerne Leiter hinauf führt, und mit welchem Gefühl wird diese zum ersten Mal erstiegen! Gewiß findet sich oben einiges altes Geräth, das unbrauchbar und vergessen in eine längst vergangene Zeit zurückdeutet und an Menschen mahnt, die schon bis auf den letzten Knochen vermodert sind. Hinterm Schornstein steht wohl eine wurmstichige hölzerne Kiste, welche die Neugier reizt; handhoch liegt der Staub darauf, noch sitzt das Schloß, aber man braucht nicht nach dem Schlüssel zu suchen, denn man kann hinein greifen, wo man will, und wenn das Kind es mit Zittern und Zagen thut, so zieht es einen zerrissenen Stiefel oder die zerbrochene Kunkel eines Spinnrades hervor, das schon vor einem halben Jahrhundert bei Seite gestellt wurde. Schaudernd schleudert es den Doppelfund wieder von sich, weil es sich unwillkürlich fragt: wo ist das Bein, das jenen trug, und wo die Hand, die diese in Schwung setzte? doch die Mutter hebt das eine oder das andere bedächtig wieder auf, weil sie gerade eines Riemens bedarf, der sich noch aus dem Stiefel des Großvaters herausschneiden läßt, oder weil sie glaubt, daß sie mit der Kunkel der Urtante noch einmal Feuer anmachen kann. Wäre die Kiste aber auch während des letzten harten Winters, der die Leute sogar nöthigte, getrocknete Mistfladen zu brennen, mit in den Kachelofen gewandert, so steckt doch im Dach noch eine verrostete Sichel, die einst blank und fröhlich zu Felde zog und tausend goldgrüne Halme in einem Ausholen darniederstreckte, und darüber hängt die unheimliche Sense, an der sich vor Zeiten ein Knecht die Nase ablief, weil sie zu dicht über der Bodenluke hing, und er die Leiter zu rasch hinanstieg. Daneben piepsen in den Ecken die Mäuse, es springen wohl auch ein paar aus den Löchern hervor, um nach kurzem Tanz wieder hinein zu schlüpfen, ja ein blendend weißes Wieselchen wird für einen Augenblick sichtbar, das kluge Köpfchen sammt den Vorderpfoten spähend und schnuppern

in die Höhe hebend, und der einzige Sonnenstrahl, der durch irgend eine verstohlene Spalte dringt, ist einem Goldfaden so vollkommen ähnlich, daß man ihn gleich um den Finger wickeln möchte. Von einem Keller weiß die Hütte nichts, wohl aber das Bürgerhaus, wenn auch nicht des Weines, sondern der Kartoffeln und der Rüben wegen, die der Aermere im Freien unter einem tüchtigen Erdhaufen birgt, den er im Herbst aufwirft und im Winter bei starkem Frost noch vorsichtig mit Stroh oder Mist bedeckt. In den Keller zu kommen, will nun noch viel mehr heißen, als auf den Boden zu gelangen; wo aber wäre das Kind, welches nicht auch dieses Gelüst auf die eine oder andere Weise zu befriedigen wüßte. Es kann ja zum Nachbar gehen und sich schmeichelnd an die Schürze der Magd hängen, wenn sie gerade etwas herauf holen soll, es kann sogar den Augenblick erlauern, wo aus Versehen die Thür offen blieb, und sich auf eigene Faust hinunter wagen. Das ist freilich gefährlich, denn sie kann plötzlich zugeschlagen werden, und die sechzehnfüßigen Kanker, die in ekelhaftester Mißgestalt an den Wänden herumkriechen, sowie das durchsickernde grünliche Wasser, das sich in den hie und da absichtlich gelassenen Vertiefungen sammelt, laden nicht zum langen Verweilen ein. Aber, was thut's, man hat die Kehle ja bei sich, und wer ordentlich schreit, der wird zuletzt gehört!

Macht nun schon das Haus unter allen Umständen einen solchen Eindruck auf das Kind: wie muß ihm erst der Ort vorkommen! Es tritt, wenn es zum ersten Mal von der Mutter oder vom Vater mitgenommen wird, den Gang durch den Straßenknäuel gewiß nicht ohne Staunen an, es kehrt noch weniger ohne Schwindel von ihm zurück. Ja, es bringt von vielen Objecten vielleicht ewige Typen mit heim, ewig in dem Sinn, daß sie sich im Fortgang des Lebens eher unmerklich bis in's Unendliche erweitern, als sich jemals wieder zerschlagen lassen, denn die primitiven Abdrücke der Dinge sind unzerstörbar und behaupten sich gegen alle späteren, wie weit diese sie auch an sich übertreffen mögen. So war es denn auch für mich ein unvergeßlicher und bis auf diesen Tag fortwirkender Moment, als meine Mutter mich den Abendspaziergang, den sie sich in der schönen Sommerzeit an Sonn- und Feiertagen wohl gönnte, zum ersten Mal theilen ließ. Mein Gott, wie groß war dies Wesselburen: fünfjährige Beine wurden fast müde, bevor sie ganz herum kamen! Und

was traf man Alles unterwegs! Schon die Namen der Straßen und Plätze, wie räthselhaft und abenteuerlich klangen sie! „Nun sind wir auf dem Lollfuß! Das ist Blankenau, hier geht's zum Klingberg hinüber! Dort steht das Eichenneſt!“ Je weniger sich ein Anhaltspunkt für sie fand, um so sicherer mußten sie Mysterien verbergen! Nun gar die Sachen selbst! Die Kirche, deren metallne Stimme ich schon so oft gehört hatte, der Gottesacker mit seinen düstern Bäumen und seinen Kreuzen und Leichensteinen, ein uraltes Haus, das ein „Achtundvierziger“*) bewohnt haben und in dessen Keller ein vom Teufel bewachter Schatz verborgen sein sollte, ein großer Fischteich: all diese Einzelheiten flossen für mich, als ob sie sich, wie die Glieder eines riesenhaften Thiers, organisch auf einander bezögen, zu einem ungeheuren Totalbilde zusammen, und der Herbstmond übergoß es mit bläulichem Licht. Ich habe seitdem den Dom von Sanct Peter und jeden deutschen Münster gesehen, ich bin auf dem Père Lachaise und an der Pyramide des Cestius gewandelt, aber wenn ich im Allgemeinen an Kirchen, Friedhöfe u. s. w. denke, so schweben sie mir noch jetzt in der Gestalt vor, in der ich sie an jenem Abend erblickte.

10.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo ich Susanna's dumpfen Saal mit der neu erbauten, hellen und freundlichen Elementarschule vertauschte, mußte auch mein Vater sein kleines Haus verlassen und eine Miethwohnung beziehen. Das war nun für mich ein wunderlicher Contrast. Die Schule hatte sich erweitert: ich schaute aus blanken Fenstern mit breiten Föhrenrahmen, statt das neugierige Auge an grünen Bouteillen-Scheiben mit schmutziger Bleieinfassung zu versuchen, und der Tag, der bei Susanna immer später anfing und früher aufhörte, als er sollte, kam zu seinem vollen Recht; ich saß an einem bequemen Tisch mit Pult und Tintenfaß, der frische Holz- und Farbengeruch, der noch jetzt einigen Reiz für mich hat, versetzte mich in eine Art von fröhlichem Taumel und als ich auf mein Lesen hin vom inspicirenden Prediger angewiesen wurde, die dritte Bank, die ich bescheiden gewählt hatte, mit der ersten zu vertauschen und sogar auf dieser noch einen der obersten Plätze einzunehmen, fehlte mir

*) Die Erklärung dieses Ausdrucks findet der Leser auf S. 29 und 271 des 6. Bandes. D. H.

nicht viel mehr zur Seligkeit. Das Haus dagegen war zusammengeschrumpft und hatte sich verfinstert: jetzt gab es keinen Garten mehr, in dem ich mich mit meinen Kameraden bei gutem Wetter herumtummeln konnte, keine Diele, die uns bei Regen und Wind gastlich aufnahm: ich war auf die enge Stube beschränkt, in der ich mich kaum selbst rühren, in die ich aber keinen Spielgefährten mitbringen durfte, und auf den Platz vor der Thür, auf dem es, da die Straße unmittelbar daran vorüberlief, nur selten Einer bei mir aushielt. Der Grund der ganzen folgenschweren Veränderung war eigen genug. Mein Vater hatte sich bei seiner Verheirathung durch Uebernahme einer Bürgschaft mit fremden Schulden beladen und würde ohne Zweifel schon viel früher ausgetrieben worden sein, wenn sein Gläubiger nicht glücklicher Weise die lange Strafe einer Brandstiftung im Zuchthause abzubüßen gehabt hätte. Dies war einer der furchtbaren Menschen, die das Böse des Bösen wegen thun und den krummen Weg sogar dann noch vorziehen, wenn der gerade rascher und sicherer zum Ziele führt; er hatte den lauernd boshaften Höllenblick, den Niemand aushält und der in einer noch kindlichen Zeit den Glauben an Hexen und Hexenmeister entzündet haben mag, weil die Freude über das Unheil in ihm einen Ausdruck findet, der das Unheil selbst nothwendig vermehren zu müssen scheint. Krugwirth und Krämer seines Zeichens und für seinen Stand mehr als wohlhabend, hätte er die friedlichste und fröhlichste Existenz führen können, aber er mußte durchaus mit Gott und Welt in Feindschaft stehen und einem wahrhaft teuflischen Humor, von dem mir später selbst in Criminalgeschichten kein zweites Beispiel vorgekommen ist, den Zügel schießen lassen. So ließ er seine Frau einmal auf ihre Bitte am Sonnabend mit der größten Freundlichkeit zur Beichte gehen, verbot ihr aber am Sonntag nach protestantischem Brauch auch das Abendmahl zu nehmen, weil sie ihn darum nicht ersucht hatte. Wenn irgend einem seiner Nachbarn ein junges schönes Pferd heranwuchs, so ging er zu ihm und bot ihm einen Spottpreis für das Thier. Wies dieser ihn ab, so sagte er: ich würde mir's doch überlegen und die alte Regel beherzigen, daß man Alles hergeben soll, worum einmal gehandelt wurde; wer weiß, was geschieht! Und sicher ward das Pferd trotz aller Ueberwachung, früher oder später, auf der Wiese oder im Stall mit durchschnittenen Fußsehnen gefunden und mußte erstochen werden, so daß er zuletzt kaufen

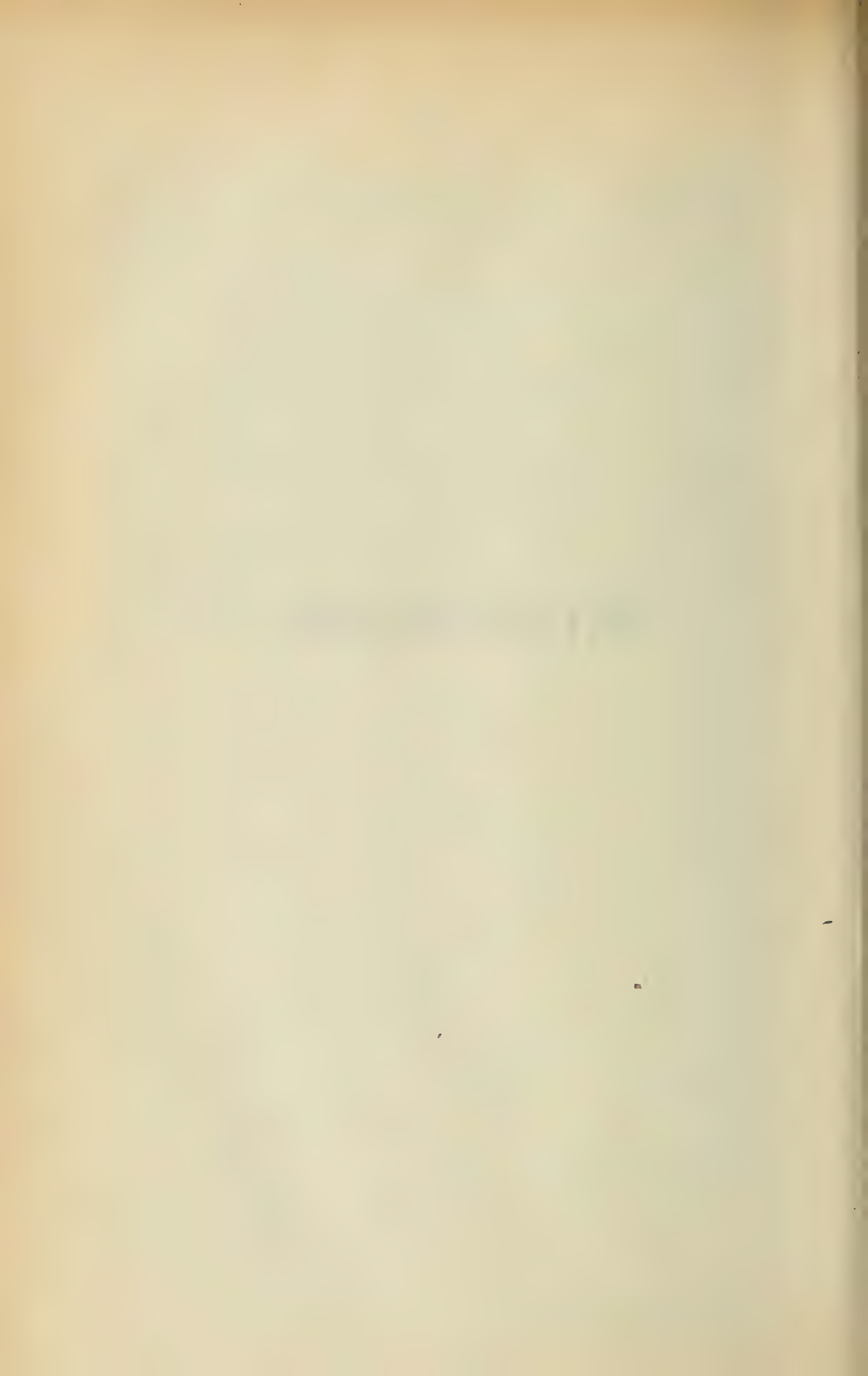
konnte, was ihm irgend gefiel. Seinem Schwiegersohn half er bereitwilligst bei einem betrügerischen Bankerott, zu dem er ihn selbst verleitet haben mochte, als dieser jedoch nach geschworenem Meineid die unterschlagenen Sachen zurückverlangte, lachte er ihn aus und forderte ihn auf, zu klagen. Beim Feuerlegen wurde er aber von seiner eigenen Magd überrascht und, ungeachtet seiner Schlauheit und seines eben so großen Glücks, auf der That ertappt, und diesem Umstand verdankte mein Vater, den er durch allerlei listige Vorspiegelungen in die Bürgschaft hineingeschwatzt hatte, die wenigen Jahre ruhigen Besitzes, deren er sich in seinem kurzen Leben erfreute. Sowie das Zuchthaus dem Gemeinwesen seinen Zögling zurückgab, mußten wir die Stätte verlassen, an der unsere Großeltern über ein halbes Jahrhundert Freud und Leid mit einander getheilt hatten; es war für mich und meinen Bruder wie Weltuntergang, als die alten Mobilien, die sonst kaum beim Weißen des Zimmers von der Stelle gerückt wurden, plötzlich auf die Straße hinaus wanderten, als die ehrwürdige holländische Schlaguhr, die nie richtig ging und immer Verwirrung anstiftete, auf einmal, hell vom Strahl der Maisonne beschienen, an einem Ast des Birnbaumes hing, und der runde wurmstichige Speisetisch, der uns, wenn gerade wenig darauf war, so oft den Wunsch abnöthigte, daß wir Alles haben möchten, was schon darauf verzehrt worden sei, wackelnd darunter stand. Doch war das Ganze natürlich auch ein Schauspiel für uns, und als sich sogar beim Aufräumen ein mir längst verloren gegangener bunter Pfeifenkopf in irgend einem Rattenloch wieder fand und noch obendrein bei den mit uns ausziehenden Familien Dies und Jenes, was sich des Mitnehmens nicht zu verlohnen schien, für uns, die wir auch noch das Letzte brauchen konnten, im Durchstöbern der Winkel abfiel, kam der Tag uns bald als ein Festtag vor und wir schieden, zwar nicht ohne Rührung, aber doch ohne Schmerz, von den Räumen, in denen wir geboren waren. Was das eigentlich hieß, erfuhr ich erst nachher, aber freilich bald genug; ich war, ohne es selbst zu wissen, bis dahin ein kleiner Aristokrat gewesen und hatte nun aufgehört es zu sein. Das hing so zusammen. An und für sich schaut der Käthner auf den Häuerling herab, wie der Bauer und der reiche Bürger auf ihn, und ebenso wird mit einem gewissen Respect wieder zu ihm hinaufgeschaut. Er ist des ersten Grußes so sicher, als ob er einen Wechsel darüber in Händen hätte und ihn durch die Gerichte eintreiben könnte; kann er sich

aber auf seiner Höhe nicht behaupten, so geht es ihm, wie jeder Größe, die zum Falle kommt: die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß er sie einst überragt hat. Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu theilen. Als wir uns noch im Besitz befanden, wurde mein Ansehen als Käthners-Sohn noch bedeutend durch den Birn- und den Pflaumenbaum unseres Gartens gesteigert. Selbst im Winter wurde es nicht ganz vergessen, daß ich im Sommer etwas zu verschenken hatte, und mancher hart gefrorene Schneeball, der mir ursprünglich zugedacht war, flog doch an meinen Ohren vorüber, weil man besorgte, daß ich zu ungelegener Zeit Revanche nehmen möchte. Kam der Frühling heran, so begann man, durch allerlei kleine Gaben um meine Protection zu werben; bald erhielt ich ein Heiligenbild, bald ein buntes Merkzeichen, bald eine Muschel, und huldvoll versprach ich dafür, was man verlangte. Zeigten sich die ersten Blüthen, so wurden mit Tischlers Wilhelm förmliche Geschäfte abgeschlossen; er überließ mir auf Credit bald einen kleinen Wagen, bald einen Puppensarg, bald ein Schränkchen und ähnliche Spielereien, die er selbst zierlich genug aus den Holzabfällen seines Vaters zurecht zu schnitzeln wußte, und ich wies ihm dafür ganze oder halbe Körbe von Birnen und Pflaumen an. Prangten die Bäume im vollen Flor, so war die Ernte auch in der Regel schon verkauft, aber allerdings ganz in der Stille, denn meine Mutter war wenig geneigt, die von mir eingegangenen Contracte zu realisieren, und Wilhelm stand ihr gegenüber immer als großmüthiger und uneigennütziger Schenker da. Waren die Früchte reif, ein Zeitpunkt, über den Kinder und Erwachsene bekanntlich weit von einander abweichen, so warf mein Gläubiger von seinem Garten aus mit Knütteln und Steinen dazwischen, während ich aufpaßte, ob auch Jemand käme, und das Gefallene hurtig und ängstlich für ihn zusammenlas. Wir wählten gewöhnlich die Mittagsstunde dazu, und oft glückte es mir, meine Schulden vollständig abzutragen, bevor die allgemeine Obstlese eintrat, oft wurden wir aber auch von dieser überrascht oder sonst ertappt, und dann holte Wilhelm sich ohne Erbarmen, und ohne sich darum zu kümmern, daß er zuweilen den größten Theil des bedungenen Preises schon eingestrichen hatte, in günstiger Stunde seine Sachen wieder, indem er rasch über den Zaun sprang und sie mir wegriß. Dies Alles hatte

nun ein Ende, und die Folgen waren Anfangs recht bitter. Zunächst wurden meine Eltern feierlich als „Hungerleider" eingekleidet, denn es ist charakteristisch an den geringen Leuten, daß sie das Sprüchwort: „Armuth sei keine Schande!" zwar erfunden haben, aber keineswegs danach handeln. Dazu trug nun nicht wenig mit bei, daß meine Mutter etwas zurückhaltender Natur war und auch jetzt noch nicht aufhörte, ihr oft ausgesprochenes Princip: „Wegwerfen kann ich mich immer, damit hat es keine Eile!" fest zu befolgen. Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen sich zurück oder ließen uns den eingetretenen Unterschied wenigstens empfinden; denn der Knabe, der einen Eierkuchen im Leibe hat, blickt den von der Seite an, der sich den Magen mit Kartoffeln füllen muß; die neuen hänselten uns und zeigten sich widerwärtig, wo sie konnten, ja, die Pflegehaus-Jungen drängten sich heran. Diese, arme Waisen, die auf öffentliche Kosten in einem Mittelding von Mildthätigkeits-Anstalt und Hospital unterhalten wurden, bildeten nämlich die allerunterste Klasse; sie trugen graue Kittel, hatten in der Schule, wie die Grafen in Göttingen, ihre eig'ne Bank, nur aus anderen Gründen, und wurden von Allen gemieden, so daß sie sich selbst als halbe Aussätzige betrachteten und sich nur dem näherten, den sie verhöhnen zu dürfen glaubten. Doch hatte das Alles zuletzt sehr gute Folgen für mich. Ich war bis dahin ein Träumer gewesen, der sich am Tage gern hinter den Zaun oder den Brunnen verkroch, des Abends aber im Schooß der Mutter oder der Nachbarinnen kauerte und um Märchen und Gespenstergeschichten bat. Jetzt ward ich in's thätige Leben hineingetrieben; es galt, sich seiner Haut zu wehren, und wenn ich mich auf die erste Rauferei auch nur nach langem Zögern und vielen, keineswegs kühnen Rettungsversuchen einließ, so fiel sie doch so aus, daß ich die zweite nicht mehr scheute und an der dritten oder vierten schon Geschmack fand. Unsere Kriegserklärungen waren noch lakonischer, wie die der Römer oder der Spartiaten. Der Herausforderer sah seinen Gegner während der Schulstunde, wenn der Lehrer für eine Minute den Rücken wandte, ernsthaft an, ballte die rechte Hand zur Faust und legte sie sich auf den Mund oder vielmehr auf's Maul. Der Gegner wiederholte das symbolische Zeichen in der nächsten sicheren Minute, ohne auch nur mit einem Blick auf ein ausführlicheres Manifest zu dringen, und Mittags wurde der Handel auf dem Kirchhof in der Nähe

eines alten Grabkellers, vor dem sich ein grün bewachsener Fleck befand, mit den Naturwaffen durch Ringen und Hauen, im äußersten Fall auch durch Beißen und Kratzen bündig vor der ganzen Schule ausgemacht. Ich erhob mich zwar nie zum Rang eines eigentlichen Triariers, der seine Ehre darein setzte, das ganze Jahr mit blauem Auge oder verschwollener Nase herumzugehen, aber ich verscherzte doch sehr bald das mütterliche Lob, ein frommes Kind zu sein, das mir bis dahin so wohl gethan hatte, und stieg dafür im Ansehen bei meinem Vater, der es mit seinen Söhnen verhielt, wie Friedrich der Große mit seinen Officieren, indem er sie bestrafte, wenn sie sich prügelten, und sie verhöhnte, wenn sie sich etwas bieten ließen. Einst biß mich mein Gegner, als ich auf ihm lag und ihn gemächlich durchwalkte, bis auf den Knochen in den Finger, so daß ich die Hand wochenlang nicht mehr zum Schreiben brauchen konnte, das war aber auch die gefährlichste Wunde, deren ich mich erinnere, und sie führte, wie dies wohl auch noch später im Leben zu geschehen pflegt, zu einer innigen Freundschaft. — — — — — — — — — — — —

Reiseeindrücke.



Ein Diarium.

(Geführt auf einer Reise von Paris nach Rom im Herbst 1844.)

Es ist drei Uhr Nachts, ich sitze in Chalons auf dem Dampfschiff, das um fünf Uhr nach Lyon abgehen wird, es regnet so stark, daß der Fall der Tropfen auf's Verdeck sich unten hörbar macht, hier im Saale schlafen Einige auf Bänken, eine nur spärlich brennende Lampe gibt mir Licht, von ihr hängt es ab, ob ich meine Reisenotizen blos anfangen oder zu Ende bringen soll. Vorgestern Nachmittags um fünf Uhr verließ ich Paris, Felix Bamberg, mein Freund und Gefährte, dem ich bei meiner anfangs so dürftigen Kenntniß der französischen Sprache Unendliches zu verdanken habe, begleitete mich auf die Messagerie. Ich kam eben zur rechten Zeit und wurde zum Einsteigen so gedrängt, daß mir kaum zum Abschiednehmen eine schmale Frist blieb; als der Wagen sich in Bewegung setzte, ward mir noch schnell von einem der Arbeitsleute ein Billet und ein sonderbar gesiegeltes Paquet überreicht. Es war Bamberg's Hand, ich öffnete das Billet und fand ein Paar sehr schöne Verse, die in Verbindung mit unsern ernstesten Gesprächen standen; sie lauteten:

> Der Klaue, wenn sie das Lebend'ge faßt,
> Nimmt selbst der Flügel halb nur ab die Last,
> Drum, wenn sich schwer Geschaff'nes auf Dich legt,
> Denk' an den Adler, der die Beute trägt!

Das Paquet enthielt eine prächtige Adlerfeder; ich erinnerte mich, daß ich einmal, mit Bamberg durch die Rue de la Paix spazieren gehend und eine solche Feder an einem Fenster neben andern Sachen ausgestellt erblickend, sagte: die wünschte ich mir, um — und seine Aufmerksamkeit rührte mich tief. Ich dankte dem Freunde noch mit einer Handbewegung, dann verlor ich ihn aus dem Gesicht, und der Wagen rasselte mit einer Eile, die erwünschter

sein mag, wenn man der Hauptstadt der Welt entgegen fährt, als wenn man sie verläßt, durch die Straßen dahin. — Die Lampe wollte eben erlöschen und ich zu schreiben aufhören, da kam ein Garçon herein und stachelte sie mit einer Nadel wieder auf; er hatte ein so verdießliches Gesicht, als ob er schon seit drei Jahren an Leibschmerz litte, aber es sei ihm verziehen, denn ihm verdanke ich's, daß ich fortfahren kann und mich nicht schlaflos auf einer Bank niederstrecken muß. — Paris zeigte sich mir noch einmal in seinem höchsten Glanz, auf einige Regentage, die die Wege staublos gemacht hatten, war ein wunderschöner Sonntag gefolgt, es war, als ob die Sonne ihr Gold gespart hätte, um es beim Abschied verschwenden zu können. Die Boulevards, das Palais Royal, das ich am Morgen noch niemals besuchte, die Quais, die Buden, die öffentlichen Gebäude, an denen der Wagen vorüber kam, sie alle hätten als Weihnachtsgeschenke auf den Tisch gesetzt werden können, so glitzerten und funkelten sie. Mir war, als sähe ich sie zum ersten und nicht zum letzten Male; ich hatte mich von ihnen schon losgetrennt, und nun übten sie wieder den Zauberreiz des ersten Eindrucks auf mich aus. Der Jardin des Plantes mit seinen vielen Spaziergängen und der Pont d'Austerlitz der mich einst zur Julisäule und zu dem riesigen Elephanten geführt hatte, den Napoleon in grandioser Ironie als ein Symbol des die Bastille zerstörenden Volks in Erz gießen lassen wollte, waren die letzten großen Objecte, auf denen mein Auge ruhte. — Bisher bin ich aus Irrthum in der zweiten Kajüte gewesen, ich ging zufällig hinauf, und als ich oben auf dem Verdeck ankam, bemerkte ich einen jungen Geistlichen, ein weißes Kreuz auf der Brust, das trotz der Finsterniß gegen den schwarzen Talar deutlich abstach. Er stand da, als ob er das Lamm sei, das alle Sünden der sich Einschiffenden tragen solle, gesenkten Hauptes, aber mit in die Höhe gedrängten Schultern, die ein für alle Mal entschlossen zu sein schienen, nicht zu erliegen. Ich betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, er wandte sich und stieg eine Treppe hinab, ich folgte ihm und machte so die Entdeckung, daß es hier eine erste Kajüte gibt. Schnell ließ ich meine Sachen hinüberschaffen und schreibe nun bei besserer Beleuchtung in einem stattlicheren Salon fort. Die Situation ist piquant, um mich herum sitzen Herren und Damen auf Bänken und Stühlen, Einige plaudern, Andere halten sich die Ohren zu und versuchen einzuschlafen,

auf dem runden Tisch, an dem ich schreibe, steht ein Licht, mir vis à vis befindet sich ein alter Abbé und liest in seinem Brevier. Er läßt sich so wenig durch mich als durch Andere stören, beantwortet aber jedes comment vous portez vous mit dem üblichen très bien, merci, und liest dann wieder fort, bald leise, bald laut. Es ist, als ob er auf der Himmelfahrt begriffen wäre und nur deshalb nicht anlangt, weil seine Freunde und Bekannten ihn durch ihre Glückwünsche, die zu wohl gemeint sind, als daß er sie zurückweisen dürfte, daran verhindern. Neben ihm sitzt noch ein zweiter Geistlicher, ein ächtes Pfaffengesicht, spitze Nase, scharfe Augen, die sich der Brille, unter der sie hervorblitzen, wohl nur bedienen, um sich unter ihr zu verstecken, breiter, sinnlicher Mund. Dieser beobachtet mich unabläßig; er würde, wenn der heilige Geist sich herabließe, ihn in seiner Divinationsgabe zu unterstützen, gewiß lieber das Blatt, das ich hier beschreibe, zum Gegenstand seiner Forschung machen, als einen dunklen Bibelspruch. Es ist Tag geworden, erst blauschwarze Dämmerung, dann ein Morgen ohne Sonne, es regnet fort, Alles bleibt in der Kajüte, und so schön die Ufer der Rhone auch sein mögen, ich muß, wenn ich nicht durchnäßt werden will, dasselbe thun. Man wird doch ein Anderer auf Reisen! Ehemals scheute ich mich, aus Furcht vor Ostentation, in Anwesenheit fremder Menschen auch nur eine einzige Notiz zu Papier zu bringen; jetzt fasse ich in einer Gesellschaft, die mir kaum ein Eckchen am Tisch frei läßt, ein ganzes Reisetagebuch ab und finde mich durch die mit Verwunderung auf mir haftenden Blicke meiner Umgebung so wenig gestört, als ob alle diese neugierigen Augen Schwalben, Spatzen und Tauben angehörten. Und das ist gut, denn der alte Goethe hat Recht: Zustände gehen unwiderbringlich verloren, wenn man sie nicht zu fixiren sucht, so lange sie noch frisch sind. Es hat sich hier, während ich diese Bemerkung niederschrieb, eine Gruppe gebildet, die ich durchaus zeichnen muß, ehe sie sich wieder verändert. Die beiden Geistlichen sitzen noch immer am alten Platz, der Eine hat zu lesen aufgehört, dafür haben aber Beide zu beten angefangen, und ihnen vis à vis an der entgegengesetzten Kajütenwand haben sich ein Paar junge Herren placirt, die neue Romane in der Hand halten. Der ältere der beiden Priester schlägt von Zeit zu Zeit die Augen auf und blinzelt, um zu sehen, welchen Eindruck seine sichtbare Frömmigkeit auf die beiden Weltkinder macht, dann gähnen sie

ihn jedes Mal an; er sollte sich dadurch eigentlich nicht beleidigt fühlen, denn es kann ja eben so gut ihrer Lectüre gelten, wie ihm, dennoch verdrießt es ihn. Sein College nimmt von der Umgebung nicht die mindeste Notiz, er zwingt mich jedoch, die Frage aufzuwerfen, ob man andächtig sein Gebet verrichten und dennoch Mühe haben kann, das Gähnen zu unterdrücken. Es geht ihm selbst nämlich so; während sein Mund sich bewegt, wie eine Mühle, auf der ein Menschengeist zu lauter Paternostern vermahlen wird, deuten gewisse, in die Quere laufende und nur leise aufzuckende Muskelbewegungen auf unwidersprechliche Weise an, daß gähnen könnte, wenn er nicht beten müßte. — Ich habe das Verdeck bestiegen, das Wetter wechselt beständig zwischen Naß und Trocken, und es ist eben jetzt leidlich. Als ich hinaufstieg, wunderte ich mich nicht wenig, ein seltsames Gebäude, das ich erst eine Minute nachher für eine Brücke erkannte, über uns wegsegeln zu sehen. Die Sache verhielt sich aber so, daß der bewegliche Schornstein unseres Schiffes niedergelassen worden war, um das Durchpassieren möglich zu machen; es sah aus, wie eine Höflichkeits-Bezeugung des Rauchfangs vor der Brücke, und wiederholte sich noch oft. Jetzt schwimmt ein Floß an uns vorbei, auf dem sich nur ein einziger Mensch befindet; dieser steht auf einem der über das Wasser emporragenden Balken, auf einem anderen ist ein Feuer angemacht, und über dem Feuer, an einem Staken befestigt, hängt ein Kochtopf: ein vortreffliches niederländisches Bild! Die Ufer der Rhone sind bis jetzt nicht schön und können es auch bei Sonnenschein nicht sein. Auf der rechten Seite ziehen sich leise anschwellende Berge hin, hier sieht man viel Wein; auf der linken erblickt man eine flache Ebene, und auf dieser viel Gebüsch und Gestrüpp, in der Ferne zeigt sich dünner Wald. Jene deuten auf Fruchtbarkeit, diese auf das Gegentheil; dort hat die Natur das Gesicht, das eine gute Hausmutter bei festlichen Gelegenheiten zu machen pflegt, hier die Miene, womit sie am folgenden Tage, um den Aufwand wieder einzubringen, die Reste aufsetzt. Eben legen wir bei Macon an, es ist schon die zweite Stadt, die wir passiren, und unser Schornstein verneigt sich abermals ehrfurchtsvoll vor der Brücke, damit sie ihm nicht das Genick breche. Während die Passagiere aus- und einsteigen, nähert sich eine alte Frau mit Weintrauben, der Restaurateur des Dampfschiffs will ihr den ganzen Korb voll auf einmal abkaufen, ich komme ihm aber zuvor und bitte mir für

zwei Sous aus. Sie reicht mir in einer Art von Schaufel eine solche Portion, daß ich glaube, sie hat mich mißverstanden, es ist aber Alles in Ordnung, und nun habe ich ein Frühstück, wie man es nicht billiger und auch nicht köstlicher haben kann. Die Trauben sind gar zu schön, einzelne Beeren so groß, wie Kirschen; man freut sich eben so sehr, sie zu sehen, wie sie zu essen. Dabei erinnere ich mich lebhaft der ersten Weinbeere — denn mit Beeren fing ich an, an eine ganze Traube war in meinem von Bacchus verfluchten Vaterlande nicht zu denken — die ich in meiner Kindheit gegessen habe. Ich zitterte vor Wonne, wie mir die Beere geboten ward, und dennoch zögerte ich, zuzugreifen; die Weintraube hatte, ihrer Seltenheit wegen, einen fast heiligen Reiz für mich, aber es war eine unglückliche, eine unreine Hand, die mir den Erstling reichte, die Hand eines jungen Frauenzimmers, deren Gesicht durch eine scheußliche Krankheit entstellt war, und während meine Gefährten, weniger ekel, mit ihrem Antheil fröhlich davon sprangen, schwankte ich, ob ich die Gabe nehmen sollte oder nicht. Zuletzt siegte die Begierde, ich wusch die Beere jedoch, bevor ich sie genoß, sorgfältig im Wasser ab und that dadurch auch meinem Widerwillen genug. — Es ist neue Gesellschaft an Bord gekommen, drei Nonnen in schwarzen Roben, mit weißen Flügelhauben, auf der Brust ein messingenes Kreuz, an der Seite mächtige Rosenkränze. Sie setzen sich mir gerade gegenüber, zwei sind ältlich, obgleich nicht alt, die dritte ist noch jung, und gerade die trägt eine Brille. Mit französischen Nonnen habe ich ein noch größeres Mitleid, wie mit anderen, sie können nicht so leicht resigniren, wie die deutschen, und sich nicht so glühend enthusiasmiren, wie die spanischen, sie müssen den härtesten Kampf mit dem Fleisch bestehen, und werden dafür doch nicht mit einem Heiligenschein belohnt. Wie oft habe ich sie beklagt, wenn ich sie zu Paris im Tuilerien-Garten, oder wohl gar auf den Boulevards erblickt! — Jetzt scheint die Sonne schon seit einer Stunde ohne Unterbrechung, und die Ufer des Flusses werden reizender; die Berge, die wir Anfangs zur Seite hatten, liegen hinter uns, und links und rechts erblickt man Dörfer und kleine Städte; eine Menge Brücken, von denen man in Deutschland gewiß manche gespart hätte, führen herüber und hinüber. — Nun endlich nach Paris zurück. Da wir die Stadt erst um halb sechs Uhr verließen, so wurde es bald dunkel, ich hatte mich stark erhitzt und fing, sobald der innere Rausch, der mit

jedem Abschied verbunden ist, mich verließ, zu frösteln an. Wir hatten die ganze Nacht hellen Mondschein, ich schlummerte zuweilen ein, dann erwachte ich wieder und freute mich, wie ein Kind, nun endlich auf dem Wege nach Rom zu sein. Längst freilich hätte ich da sein können, wenn Paris nicht gar zu reizend für mich gewesen wäre. Ich verlängerte meinen Aufenthalt von Monat zu Monat, und was mich zuletzt forttrieb, waren nicht die Neckereien meiner Freunde, die schon Wetten darauf eingingen, daß ich Italien nie erblicken würde, sondern die Weintrauben. Ich ging eines Tages über die Boulevards und sah, daß frische Trauben feil geboten wurden; dabei erinnerte ich mich, daß die Trauben mich bei meiner Ankunft in Paris zuerst begrüßt hatten, und rief aus: seid Ihr schon wieder da? Kaum hatte ich das aber gethan, so fiel mir ein, daß sie ein viel größeres Recht hätten, mir zuzurufen: bist du noch immer nicht fort? und diese eindringliche, nicht durch den Kalender vermittelte Mahnung an das verstrichene volle runde Jahr bewog mich, endlich mit Ernst an die Abreise zu denken. — Am Morgen kamen wir durch Auxerois, gegen zehn Uhr wurde gefrühstückt, um fünf Uhr zu Mittag gegessen, und Nachts um ein Uhr kamen wir in Chalons an. Schon des Morgens hatte die Sonne stark mit dem Nebel zu kämpfen und zeigte zuweilen das abgeblaßte Leichengesicht, das so furchtbar ist, sie überwand die feuchten Dünste jedoch gegen Mittag, und erst als sie ihre Macht verloren hatte, zur Zeit der Dämmerung, verdichteten diese sich zu schweren Wolken, die sich alsbald wieder in leisen Regen auflösten. In Chalons blieben wir bis fünf Uhr; ich ging in der tiefen Nacht, trotz des Regens, am Hafen auf und ab, eine alte Frau zerrte mich fast mit Gewalt in eine dort aufgeschlagene Boutike hinein, wo ihr Mann, wie sie versicherte, vortrefflichen warmen Kaffee ausschenke. Ich sperrte mich nicht lange, denn ich bedurfte einer Erfrischung, und die französischen Posthäuser kümmern sich bekanntlich sehr wenig um die Bequemlichkeit der Reisenden. Eine Dame, mit der ich von Paris gekommen und deren aufmerksamer Tischnachbar ich gewesen war, saß schon darin und hatte das Getränk bereits dampfend, aber unangerührt vor sich stehen; auch ich wurde gleich bedient und kostete auf der Stelle. Aber, was ich nicht geahnt hatte, geschah: in einem Augenblick, wo ich es mit meinem Lieblingsgetränk gewiß weniger genau nahm, wie jemals, trat es mir in einer Gestalt entgegen,

daß ich es für ewig hätte verschwören mögen. Ich setzte das Glas sogleich wieder hin und zahlte; die Dame folgte meinem Beispiel ohne auch nur zu versuchen. — Jetzt, Ein Uhr Mittags, sind die Ansichten, welche die Rhone darbietet, in Wahrheit lieblich schön, sie tragen den Charakter des Neckarthals und erinnern besonders an Heidelberg. Das Dampfschiff geht lustig, Wind und Wetter begünstigen uns ausnehmend, ich werde heute Abend um sechs Uhr in Lyon, ich kann, wenn ich morgen in der Frühe wieder abreise, Nachmittags in Marseille sein. Das geht rascher, als ich gedacht habe, auch mein Französisch fließt ganz leidlich, zum eigentlichen Conversiren im deutschen Sinn wäre ich ohnehin nicht aufgelegt, denn ich habe innerlich genug zu verarbeiten und kenne gar keinen süßeren Zustand als denjenigen, in dem man eine Menge von Gedanken und Empfindungen nur halb durchdenkt und durchführt, weil sie zu schnell hinter einander kommen, und das Oberflächliche kann ich sehr gut tractiren. Auf dem Schiff befindet sich ein junger französischer Student, der mir freundlichst auf meine Fragen über die Städte und Oerter, an denen wir vorübersegeln, Auskunft gibt; er wird im nächsten Jahr nach Heidelberg gehen, um deutsch zu lernen, und fragt mich mit Naivetät, ob das wirklich so schwer sei, wie man ihm überall sage. Ich gab ihm den Rath, er möge, bevor er mit der Sprache beginne, sich in irgend etwas Deutsches verlieben, in die Literatur, die Geschichte oder ein schönes Mädchen, dann werde es schon gehen. Wir trafen schon um 2 Uhr in Lyon ein; die Gegend wird immer schöner; Villen, die mehr oder minder stolz von den Bergen herabschauen, kündigen die zweite Hauptstadt Frankreichs an, und bei einer plötzlichen Biegung des Flusses tritt sie selbst hervor. Der Augenblick des Ausschiffens ist immer ein widerwärtiger; dieß Passen auf's Gepäck, das man sich nun einmal nicht stehlen lassen darf, weil man sich's ja gleich wieder anschaffen müßte, dies Kämpfen mit der Unverschämtheit der Träger, dies Suchen nach einem Hotel in einem Moment, wo man die neuen Gegenstände so gern ruhig auf sich wirken lassen möchte, Alles dieß verwischt den goldenen Duft der Frische, der so unendlich reizend ist, bevor er noch genossen wurde, und erzeugt eine ärgerliche Stimmung. Lyon liegt ungefähr wie Heidelberg, nur mit dem Unterschiede, daß Alles, was es Heidelberg ähnlich macht, sich großartiger zeigt; es ist an der einen Seite ganz, an der andern eine Stunde lang von Bergrücken

eingeschlossen: die Rhone fließt mitten durch die Stadt und hat ein äußerst prächtiges Ansehen, imposante Brücken führen über den breiten Fluß und links und rechts ziehen sich nach Art der Pariser Boulevards Spaziergänge hinunter, die mit Alleen bepflanzt sind. Man sieht es der Stadt an, daß die Kaufleute sie gebaut haben, die Häuser sind alle massiv und von Schwindel erregender Höhe, der Place Louis le Grand mit der Statue dieses von den Franzosen naiver Weise so hoch gestellten Königs ist imposant und besonders hier tritt die Aehnlichkeit mit Heidelberg hervor, denn ungefähr wie in Heidelberg das Schloß auf den Karlsplatz, blickt hier ein ähnliches, obgleich nicht so mittelalterlich=romantisches Gebäude auf den Platz von einem ernsten Berge herab. Das Hôtel de Ville ist ein bedeutendes Gebäude; Heinrich der Vierte mit seinem gutmüthigen Gesicht, der seinen Unterthanen nur darum in die Töpfe gucken möchte, um sich zu überzeugen, ob sie Sonntags auch wirklich ein Huhn darin haben, nicht aber, um ein gestohlenes Stück Wild noch auf der letzten Station zum Magen zu ertappen, schaut vom Hauptportal, wie in Paris, zu Pferde auf die Ein= und Ausgehenden herunter, und wenn man das Gebäude durchschreitet, gelangt man an's Theater, dessen Façade man schon vom Hof aus erblickt. Merkwürdig war mir das äußerst schlechte Straßenpflaster, das aus lauter spitzen Steinen besteht, die für das Zerstechen der Stiefel recht eigentlich geschliffen scheinen; man sollte glauben, daß lauter Schuster und Hühneraugen=Operateure im Magistrat sitzen. Ich erhielt im Hôtel de Provence, dem ersten der Stadt, ein Zimmer, ließ meine Sachen hineinbringen und ging dann aus. An den Boulevards traf ich ein Café, in dem außerordentlich viel Menschen versammelt waren, ich trat ebenfalls ein und fand gleich auf dem ersten Tisch die Allgemeine Zeitung, ein Beweis, daß sich in Lyon wie in Paris viele Deutsche aufhalten, die, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, sich durch die alte Großmutter in Augsburg, der die Giftzähne ausgebrochen sind, ihre politische Speise vorkäuen lassen. Abends ging ich zeitig zu Bett und schlief so fest ein, daß, als der Garçon mich Morgens um 4 Uhr für's Dampfschiff weckte, ich wirklich noch im tiefsten Schlafe lag, was mir auf Reisen selten begegnet; aber ich war so ermüdet, daß ich sogar einnickte, als ich im Café saß. Um halb 5 Uhr bestieg ich das Dampfschiff, das nach Avignon fährt. Gestern, beim Aufsuchen des Hotels, machte ich die

Bekanntschaft eines Italieners, der mich, wie es mir zum Schaden meiner Börse oft begegnet, ohne Weiteres für einen Engländer genommen hat, denn als ich ihn Abends wieder traf, sprach er fortwährend von London und Paris und dem Unterschied, den ich zwischen beiden Städten gefunden haben werde, und heute auf dem Dampfschiff setzt er das Gespräch fort. — Ich unterbreche mich auf einen Augenblick, um ein Bild, das sich hier in der zweiten Kajüte zusammengestellt hat, während ich schreibe, abzuzeichnen. Es sitzt mir gegenüber ein junges Ehepaar, ein Offizier mit seiner schwarz verschleierten Frau; sie haben sich zum Schlafen an einander gelehnt und auf ihrer beider Schooß ruht ein Hund, groß genug, um ein ganzes Dorf zu bewachen, aber so mager, daß es scheint, als ob er nur mit Liebkosungen gefüttert würde; vielleicht ist die Auszeichnung, die er in diesem Augenblicke genießt, sein Diner. — Außer dem Italiener, der Schriftsteller ist, wie er mir sagt, und eine Nase hat wie Michel Angelo, nur daß sie dem schmächtigen Männchen mit seinen dünnen Knickbeinen nicht so gut steht, nimmt mich auch noch ein junger Franzose, der nach Corsica reist, für einen Engländer. Er greift Peel an und wundert sich, daß ich ihn nicht vertheidige; er fragt mich spitzig, ob England außer seinen parlamentarischen, die er sehr plump finde, noch andere große Redner habe, und erstaunt, daß ich die Frage einfach verneine. Ich lasse mir die Rolle, die man mir ohne Umstände zugetheilt hat, ruhig gefallen, mache aber dabei die sehr schmerzliche Erfahrung, daß Jeder, der nicht eben ein Deutscher ist, den Fremden schon durch seine bloße Nationalität imponirt, daß aber der Deutsche dieses historischen Beigewichts entbehrt und banquerott macht, wenn er sich nicht auf persönliche Vorzüge und persönliche Bedeutung berufen kann. Das Dampfschiff fliegt davon wie eine Nußschale, die ein Knabe in den Fluß warf, wir haben die herrlichste Reise und nähern uns Avignon. Die Berge, die den Fluß lange Zeit eingekeilt hatten, weichen mehr und mehr zurück, Alles wird öder, man erblickt viele Ruinen von alten Schlössern, wie in Süddeutschland, die Felsen nehmen seltsame Gestalten an. Der Italiener zeigt mir Savoyen, dessen blaue Gebirge, mit Schnee bedeckt, herüber schimmern; endlich erblicken wir die Stadt „des Papstes“, dem oberen Theil nach, der zuerst ins Auge fällt, auf ein mächtiges Felsenfundament gebaut. Am Ufer, wo wir anlegen, ist eine außerordentliche Menschenmenge versammelt, das deutet aber wohl

mehr auf den Sonntag als auf große Bevölkerung. Ein alter Mann trägt meine Sachen in die Stadt auf's Bureau der Messagerie; ich will sogleich weiter, aber es ist kein Platz mehr, für heute nicht und wahrscheinlich auch nicht für morgen. Schöne Posteinrichtung! Doch in diesem Punkt steht Frankreich überall hinter Deutschland zurück. Ich werde verdrießlich, widerstehe aber nun einem zudringlichen Garçon, der mit seinen Kollegen auf die Reisenden fahndet, nicht länger, sondern lasse mich in's Hotel schleppen. Meine Bekannten vom Dampfschiffe sind glücklicher gewesen, wir diniren noch zusammen und scheiden auf Nimmerwiedersehen. Nach dem Essen gehe ich, um mir die Stadt zu betrachten, ich komme bald aus dem Thor und finde eine Promenade, die sich am Fluß hinzieht. Sie ist voll von Spaziergängern, man erblickt besonders viele Mädchen, nicht sehr geputzt, aber mit interessanten Gesichtern, italienisch-scharf geschnitten und katholisch zusammen gehalten. Um sechs Uhr kehrt Alles in die Stadt zurück, ich schließe mich dem Zuge an und sehe mit Verwunderung, daß man nur die eine Promenade mit der anderen vertauscht, denn man setzt auf dem Place d'Horloge den Spaziergang fort, obgleich dieser Platz nur klein ist und der schönen Allee vor dem Thore keineswegs vorgezogen zu werden verdient. Der Platz ist von Gebäuden eingeschlossen, ich bemerke die Hauptwache, das Theater, das sich, nicht zu groß und nicht zu klein, recht hübsch und angemessen zeigt, und viele Kaffeehäuser, in denen das Militär zu dominiren scheint. Es wird finster, von den schönen Mädchen verschwinden viele, einzelne schwere Regentropfen fallen, falb-blaue Blitze zucken am Himmel auf und verbreiten für eine Sekunde ein gespensterhaftes Licht, das der schwarze Erdspiegel reflektirt. Plötzlich stellt sich ein militärisches Musikcorps zusammen, und meine Verwunderung ist gelöst. Es werden einige Stücke voll Kraft und Leben gespielt, ich wandle unter all den fremden Menschen auf und nieder, meine Brust hebt sich, meine Füße werden elastisch, und doch beschleicht mich, wenn ein Blitz den Himmel aufreißt und ein Regenguß darauf folgt, ein ganz eigenes Gefühl. Ich bin in Avignon, wo mich keiner von meinen Freunden und Bekannten sucht, ich kann sterben, ich kann begraben werden, und sie würden vielleicht nie oder doch erst sehr spät erfahren, wo? — Dennoch ist dies Gefühl kein katzenjämmerlich-wehmüthiges. Die Militärmusik ist vorbei, ich gehe in ein Café, ich glaubte, daß drinnen zum Tanz aufgespielt

würde, aber ich habe mich getäuscht. Es wird nur Bier und Kaffee getrunken und zwei phantastisch herausgeputzte Mädchen mit rothen Kleidern und spitzigen Vogelgesichtern, die nebst einem kleinen Kinde vor dem „Orchester“ stehen, singen in Pausen einen Chanson, der trotz der gläsern dünnen Stimmen regelmäßig beklatscht wird. Um acht Uhr begebe ich mich nach Hause, um mich schlafen zu legen, ich erhalte ein Zimmer ohne Fenster angewiesen, wie ich den Garçon darauf aufmerksam mache, öffnet er mit Gleichmuth die Thür und zeigt mir die Fenster des Corridors. Am andern Morgen stand ich, vom Sonnenlicht abgesperrt, wie ich's war, erst um neun Uhr auf, ich eilte gleich auf die Messagerie, aber es war richtig kein Platz nach Marseille zu bekommen, doch wurde mir die Möglichkeit in Aussicht gestellt, daß auf dem aus Lyon für Marseille zu erwartenden Wagen noch einer vacant sein könne. Was war zu thun? Ich mußte mich der Nothwendigkeit fügen und schweife jetzt denn wieder ohne Zweck und Ziel in der Stadt umher. Die schönen Mädchen, die mich gestern begrüßten, lassen sich heute nicht blicken, man muß sie sich spinnend, nähend, Kartoffeln schälend, schmutzige Teller spülend vorstellen, die Straßen sind schmal und der hohen Häuser und Gartenmauern wegen dunkel, wie Kirchenhallen. Das schickt sich für die geistliche Stadt, das Pflaster ist so schlecht, als ob es für wallfahrtende Sünder ersten Ranges angelegt wäre, die ihre Füße martern sollen, um ihr Gewissen zu erleichtern, dies macht das Spazierengehen hier zur Arbeit. Ich besah mit einem Deutschen, der mich an einem vaterländischen Fluch als Landsmann erkannt hatte, mehrere Kirchen, er suchte ein Kreuz, und das war leicht zu finden, aber es sollte ein in seinem Wegweiser bezeichnetes elfenbeinernes sein, und das konnte er nirgends aufspüren. In der Kathedrale besahen wir das verwitterte Grabmal eines Papstes, dann trennten wir uns und ich ging allein in das sogenannte Hôtel du Pape. Es ist jetzt zu einer Kaserne hergerichtet, die rothen Hosen trommeln und pfeifen, wo die schwarzen Röcke einst gelispelt und gewispelt haben, dicht neben dem Conclave wird gekocht, und die Kapelle selbst, die diesen stolzen Namen noch immer führt, ist zu einem ungeheuren Schlafzimmer hergerichtet. Eine Beschließerin führte mich mit einem feierlichen Gesicht herum und sprach mir viel von kostbaren Malereien, die nicht mehr zu sehen waren, ich hätte ihr das Trinkgeld in einer Anweisung auf das Fünffrankenstück, das ich in Paris einmal verlor, zahlen sollen.

In einem ganz zerstörten Theil des weitläufigen Gebäudes zeigte sie mir die Spuren der Revolution: Gräber und Keller von Abgrundstiefe, in die man Priester und Adelige zu hunderten hinunter gestürzt habe; es waren an den Wänden in der That noch die Blutspuren zu sehen. Ich machte sie auf den seltsamen Wechsel aufmerksam, der mit dem Gebäude vorgegangen sei; sie seufzte und sagte: die Soldaten sind allerdings schlechte Heilige. Ich erwiderte: die Heiligen müßten aber doch noch schlechtere Soldaten sein, denn sie sind im Besitz gewesen und haben sich vertreiben lassen! Die Rede schien ihr nicht zu gefallen, denn sie hielt plötzlich inne, streckte die Hand aus und bemerkte mir, jetzt habe sie mir Alles gezeigt. Drei Meilen von hier liegt Vaucluse mit der berühmten Quelle des Petrarca. Die Spuren eines großen Daseins suche ich gern auf, denn sie sind für mich nicht blos magnetisch, sondern auch electrisch, aber weil ich nicht weiß, ob ich nicht doch noch heut Abend einen Platz für Marseille erhalte, darf ich mich nicht von Avignon entfernen. In einer Straße bemerkte ich vor einem über der Thür eines Hauses in einer Nische angebrachten Madonnenbilde eine der Madonna geopferte Traube; sie war schon welk, das zeigt, daß ein solches Opfer hier vor der Lüsternheit der Schuljugend sicher ist, aber es wird mehr für die Wohlfeilheit der Weintrauben, wie für die Frömmigkeit der Knaben beweisen. Eine, dem Place des Armes benachbarte, ungewöhnlich enge Gasse ist ganz mit zerrissener Leinwand überhängt, mit deren Fetzen der Wind spielt, darunter hantieren Schlächter und Krämer. Ein wunderlicher Anblick und eine ganz unsinnige Einrichtung, denn die Leinwand befindet sich in einem Zustande, daß sie so wenig die Sonne als den Regen abzuwehren vermag, sie verschafft den Leuten bloß das Vergnügen, daß sie sich den Himmel, als mit Lumpen unterfüttert, vorstellen können. Man bemerkt in der Stadt des Papstes viele Steinhauerläden, in welchen Bischofsköpfe mit strengen Mienen und stolzen Mitren feil geboten werden; Alles wird mehr und mehr exclusiv-katholisch. Avignon hat Festungswerke, hohe Mauern mit spitz zulaufenden, zinkenartigen Wartthürmen ziehen sich rings um die Stadt herum, wie ein Stachelgürtel, aber sie werden schlecht unterhalten, aus Ritzen und Spalten schießt das grüne Unkraut lustig hervor und die Thürme sind nicht mit Soldaten besetzt, sondern arme Familien scheinen darin zu wohnen. Wenigstens bemerkte ich dieß an einem, von dem

oben ein brauner Mädchenkopf herunter sah, während unten vor der Thür eine alte Frau saß, welche einige Hühner, die aus dem düstern Souterrain an's Tageslicht wollten, zurücktrieb. Meine Gänge hatten keinen andern Zweck, als mir die Zeit zu vertreiben, die für mich, der ich an das Pariser Fahrwasser gewöhnt war, in diesem leblosen Ort ihren Faden noch einmal so lang, wie gewöhnlich, auszuspinnen schien. Endlich war es fünf Uhr und ich konnte zum Diner gehen. Kaum aber saß ich, als ein Faktor von der Messagerie mir anzeigte, daß die Lyoner Diligence noch einen Platz für mich habe. Rasch sprang ich auf, er sagte mir jedoch, ich könne gern noch essen; ich verzehrte also noch, was ich bezahlt hatte, trank meinen Wein, steckte mein Dessert zu mir und eilte fort. In zwei Minuten ging es vorwärts, und nun kehrte das frische Lebensgefühl mir wieder zurück, das mich schon zu verlassen gedroht hatte. Es wurde bald finster, ich kann daher nicht beurtheilen, ob der Weg von Avignon bis Marseille wirklich so öde ist, wie er mir auf der Post beschrieben wurde, als ich einige Neigung blicken ließ, ihn zu Fuß zu machen. Was ich am nächsten Morgen sah, die letzte Strecke, entsprach dieser abschreckenden Schilderung durchaus nicht, denn wenn man auch nur wenige Spuren von eigentlicher Fruchtbarkeit entdeckte, wenn die lachenden Weinberge auch ganz verschwunden und kahle Felsen, mit unbekannten Kräutern, namentlich einem breitblättrigen Rohr bewachsen, an ihre Stelle getreten waren, so boten auch diese doch Abwechslung genug dar und ließen keine Ermüdung aufkommen. Die Natur veränderte sich sichtlich und trat in ein neues Stadium. Schon in Avignon hatte ich auf dem Markt allerlei Früchte bemerkt, die ich nicht zu nennen und über deren Gebrauch ich mir nicht Rechenschaft zu geben wußte; neben dem Granatapfel ungeheure Birnen, krumm gezogen und kurzstieligt, und anderes Obst in gesteigerten Dimensionen und mit erhöhten Farben. Jetzt erblickte ich ganz fremdartige Bäume und Gesträuche, welche mir zudringliche Fragen vorlegten, die ich nicht beantworten konnte, und das ist für mich auf Reisen immer ein höchst wichtiger Moment. Unterwegs in der Nacht wurden uns einmal, während der Wagen eine Minute anhielt, bei dem Flackerlicht einer Laterne gelblich-weiße Trauben mit taubeneiergroßen Beeren angeboten; ich kaufte sie und sah später in Marseille ganze Körbe voll davon auf den Straßen stehen. Am Morgen sah ich einmal bei einer plötzlichen

Biegung des Wegs im hellsten Sonnenschein das Meer vor uns liegen, schwarzblau, wie angelaufener Stahl, in der tiefen, geheimnißvollen Mutterfarbe, aus der sich alle übrigen sanft in leisen Uebergängen auszuscheiden suchen; kreideweiße Felsen umgaben es, eine mit kleinen Häusern und Hütten übersäte Niederung, von der ich nicht begreife, wie sie gegen Sturmfluthen gesichert sein kann, lag davor. Aber schnell, wie es aufgetaucht war, verschwand es wieder, mir blieb kaum die Zeit, ihm meinen Gruß zuzurufen. Ganz dicht vor Marseille erblickte ich's zum zweiten Mal, ein kleiner hübscher Knabe, der mit seinem Vater neben mir im Coupé saß, jauchzte auf, als er das erste Schiff, das mit vollen Segeln ging, entdeckte, und so naiv der Ausbruch seines Gefühls war, so tief war es begründet, denn das ungeheure Element hat nur dann nichts Erdrückendes mehr für den Menschen, wenn er es bewältigt, wenn er es zum Medium menschlicher Geistesthätigkeit herabgesetzt sieht. Nun fuhren wir in Marseille ein und ich hatte den letzten Punkt des südlichen Frankreichs erreicht. Marseille hat bei weitem kein so imposantes Ansehen, wie Lyon, ich hätte es mir viel größer vorgestellt. Die Häuser sind klein und schmutzig, die Straßen eng, die Hauptpromenade ist zugleich Markt, beim Einfahren bemerkte ich ein schönes, neues Thor mit trefflichen Sculpturen, aber es scheint blos für die unsichtbar aus- und eingehenden Engel gebaut zu sein, denn Wagen und Fußgänger passiren es nicht, sondern umfahren und umgehen es, da es auf einem bis jetzt freien Platz steht; das sieht denn absonderlich aus. Das Bureau der Messagerie ist am Hafen, ich war auf ein achttägiges Vorankerliegen gefaßt, da ich aus den Zeitungen wußte, daß die Schiffe nach Civita Vecchia nur dreimal im Monat gingen und da ich den Tag der Abfahrt in Avignon gezwungenermaßen versäumt hatte; wie angenehm wurde ich daher überrascht, als ich gleich beim Absteigen erfuhr, daß ich noch denselben Abend abreisen könne. Freilich hatten die Zeitungen Recht gehabt, aber das Schiff war nicht abgesegelt, weil zu meinem Glück nicht Passagiere genug vorhanden gewesen waren. Augenblicklich ging ich auf's Schiffsbureau und von dort auf's dänische Consulat, das durch den Hamburger Consul mit versehen wird, um das nöthige Visum bei Zeiten einzuholen. Ich traf einen alten Mann, in hechtgraues Tuch gekleidet, mit weißen Haaren und jenem selbstzufrieden gegen die ganze Welt abgeschlossenen, echt hamburgischen

Gesicht, das sich, da es sich selbst nach dem Brande und den Almosen, die man in Folge dessen von der ganzen Welt empfing, nicht verändert hat, wohl nie verändern wird. Ich wurde nicht landsmannschaftlich von ihm behandelt und es war mir doch merkwürdig, daß der einzige ungefällige, ja plump-rohe Mensch, den ich in ganz Frankreich traf, ein Deutscher und dann noch wieder ein Hamburger sein mußte. In meiner übergroßen Eile hatte ich mir mein Hotel nicht gemerkt, es kostete mir nicht wenig Mühe, es wieder aufzufinden, da ich so wenig das Wahrzeichen als die Straße wußte, es gelang mir jedoch. Nun frühstückte ich und ging dann aus, die Stadt zu besehen. Ich ging durch die Rue de Paradis bis an den Cours Bonaparte, es war Mittag, die Hitze lag, wie sichtbar, auf den Bergen und brütete ihre Ungeheuer aus: in dem ihrer nicht gewohnten Nordländer den Wahnsinn und in dem Südländer jene Wuth der Leidenschaft, die man die vernünftige nennt. Der Cours Bonaparte führte mich langsam aufwärts, einem kastellartigen Gebäude entgegen, um das ich kleine Kapellen und Kreuze in Menge herum gesä't sah und das mit Soldaten besetzt war. Ich wußte nicht, ob das Ersteigen erlaubt sei, oder nicht, und grüßte, um ein gutes Vorurtheil für mich zu erwecken, auf das andächtigste einige Muttergottesbilder, was ich um so lieber that, als es an heißen Tagen sehr angenehm ist, von Zeit zu Zeit den Hut abzunehmen. Dabei stieg ich immer höher, erreichte den Gipfel und trat nun, ohne von der Wache gehindert zu werden, in das Gebäude selbst ein. Es ist ein Glockenhaus, die Besuchenden erfahren es aus einer an der Wandglocke angebrachten Aufforderung, für die Nothglocke U. L. F. beizusteuern, zugleich dient es zur Wohnung einer Familie, wahrscheinlich des Telegraphen-Wärters, denn auf der Höhe dieses felsigten Berges thront ein Telegraph. Man hat von hier aus eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer und die Stadt; tiefblau liegt jenes da, zackige Felsen ziehen sich noch weit hinein, aber endlich verschwinden sie und das erhabenste Bild der Unendlichkeit wird durch nichts mehr gestört. Lange genoß ich den köstlichen Anblick und glaubte, obgleich ich nur das Auge badete, den ganzen Körper zu erfrischen, indem ich die Hitze nicht mehr so spürte, wie vorher, dann stieg ich wieder herunter und streifte noch in der Stadt umher. Im Hafen sah ich Gondeln, die ersten, die ich jemals erblickte, vor der Börse, die aus Holz aufgeführt ist und einem Bretterverschlage ähnlich sieht, stand ein

Trompeter und blies, wie bei uns vor den Buden der Equilibristen geblasen wird; wahrscheinlich war der Schluß nahe. Darauf kehrte ich in mein Hotel zurück, um zu diniren, kaum hatte ich mich im Speisesaal an einen Tisch gesetzt, als eine Familie erschien, die in demselben Gasthof wohnte, und, wie mir ein Kellner später vertraute, nach Nizza reiste. Ein Papa, ganz comme il faut, um die Schlecker und Lecker fern zu halten, ohne zugleich die Schwiegersöhne in spe, die honetten jungen Leute mit ernsthaften Absichten, zu verscheuchen, eine freundliche, gesprächige Mutter und ein sehr holdselig-zartes Wesen von Tochter mit kastanienbraunen Haaren und leuchtenden Augen, das Köpfchen anmuthig gesenkt. Das Mädchen kam mir vis à vis zu sitzen und schenkte mir so viele Blicke, als wollte sie mich dafür entschädigen, daß ich sie nur einmal und dann niemals wieder sehen sollte. Nach dem Essen wechselte ich mir Gold ein und dann ging's zu Schiff. Auf dem Verdeck umherwandelnd, und während Alles um mich herum arbeitete und die Abfahrt vorbereitete, die letzten Eindrücke in mir zum Brennpunkt sammelnd, so wie das in leisen Umrissen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im Voraus genießend, empfand ich jetzt Stunden lang eine solche Seligkeit des gesättigten Daseins, wie ich sie noch nie empfunden habe und sie vielleicht auch nie wieder empfinden werde. Es war fünf Uhr, die Sonne senkte sich in's Meer, es war noch hell, aber nicht mehr heiß, dann nahm auch das Licht ab, aber es wurde durch einen wunderbaren Duft, in dem alle Farben sich aufgelöst zu haben schienen, ersetzt, zuletzt verlor dieser sich in ein tiefes, schönes Roth, das unten am Horizont anschoß und erst sehr spät, als das Schiff den Hafen schon verlassen hatte und in die offene See hinaus eilte, verlosch. Ich ging, ohne aufhören zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den höchsten Augenblick meines Lebens genieße und daß seine längere oder kürzere Dauer sogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik meines Leibes abhange, es war ein ganz einziger Zustand, der wohl darin seine Erklärung finden mag, daß ich nur durch eine Art von Wunder zu einer Reise nach Italien, von der ich früher kaum träumen durfte, auch wirklich nicht träumte, gekommen war. Dann Souper, komische Unterhaltung auf dem Verdeck mit englischen Bedienten, die mit ihrer Herrschaft die ganze Welt durchstreift sind und die verschiedenen Länder und Völker auf ihre Weise charakterisirten, und endlich eine ruhige

Nacht ohne Anwandlung von Seekrankheit in bequemem Bett. Das war der erste Oktober, das Schiff heißt Elba, es geht trotz der Anwesenheit englischer Damen schon sehr italienisch darauf zu, die Leute, die unten bei den Maschinen arbeiten, kommen zuweilen splitternackt herauf und ziehen, wenn sie oben verweilen sollen, höchstens Hosen an. Am nächsten Tag erblickte ich schon Vormittags die Küste von Korsika und Nachmittags kamen wir ihr so nah, daß wir in die wilden, schauerlichen Bergschluchten, woraus sie besteht, deutlich hineinschauen konnten. Auch einige Mühlen und an die Felsen angebaute Hütten bemerkte ich; etwas von der Küste entfernt, wie durch einen titanenhaften Vorfahren Napoleon's in's Meer hinein geschleudert, liegt ein einzelner Felsblock, auf dem ein verfallener Thurm steht. Eben jetzt, Abends gegen fünf Uhr, wenn ich nach den Vorbereitungen zum Diner schließen darf, fahren wir an der Insel Caprera vorbei, die ganz so aussieht, wie Korsika, und die Insel Elba liegt gerade vor uns. Die Gedanken und Empfindungen, womit man diese welthistorischen Punkte erblickt, verstehen sich von selbst, vor Korsika habe ich den Hut abgezogen, oder vielmehr die mir von Bamberg geschenkte Mütze, die ich, der Bequemlichkeit wegen, auf dem Schiff trage. Eine schönere Reise, wie die meinige, kann nie gemacht sein, der Wind ist fortwährend der günstigste, wir kommen auf's Schnellste vorwärts und müssen es nicht mit dem geringsten Unwohlsein bezahlen. Indem ich dies schreibe, erweist ein Engländer seiner Dame auf wunderbare Weise einen Kavalierdienst, er hält ihr, weil sie von der Sonne incommodirt wird, seine plumpe Bärentatze als Parasol vor, es sieht unbeschreiblich komisch aus. Als wir bei der Insel Elba ankamen, stand hell und klar der Abendstern darüber, der einzige, der noch am Himmel hervorgetreten war, ich wollte einige Bemerkungen in mein Diarium eintragen, fand meine Bleifeder aber nicht mehr, so daß mir von jetzt an das Mittel fehlte, die Eindrücke in ihrer Frische gleich auf dem Papier festzuhalten, nun muß ich hier in Rom denn, wo ich dieses schreibe, aus der Erinnerung nachhelfen, so gut es geht. Ich hatte wieder eine ruhige, nicht von der leisesten Anwandlung der Seekrankheit gestörte Nacht, was freilich nicht jeder Passagier von sich rühmen konnte, und wie ich kaum erwacht war, stand das Schiff still und ich hörte, daß wir angekommen seien. Hurtig eilte ich auf's Verdeck, Civitavecchia lag vor mir unter einem reinen, übermäßig blauen, von keiner

Wolke getrübten Himmel, der Anblick erinnerte mich, so seltsam das klingen mag, an eine Theater-Decoration aus der Viktor Hugo'schen Lukrezia Borgia, in der ich zu Paris die Georges gesehen hatte. Wir wurden rasch an's Land gesetzt und eben so rasch wurde ich trotz meiner verbotenen Bücher mit der Douane fertig; ein kleines Trinkgeld, unaufgefordert gereicht, erlöste mich von ihr. Nun belegte ich mir für den Mittag einen Platz auf der nach Rom gehenden päpstlichen Diligence, dann ging ich aus und besah das Städtchen. Es ist eng und knapp zwischen das Meer und das gleich hinter diesem emporschwellende Land hinein gekeilt und bietet außer einem neugebauten, unverhältnißmäßig groß erscheinenden Theater, an öffentlichen Gebäuden nichts Merkwürdiges dar. Auf dem Markt war ein reges Treiben, vor Allem fiel mir die große Zahl der Geistlichen und Mönche und ihr von dem Wesen ihrer französischen Brüder grell abstechendes Benehmen auf; wenn diese das heilige Haupt bescheiden senken, heben jene es keck empor, wenn diese sich eines Bauch-Ansatzes und strotzendfeister Backen schämen, sind jene stolz darauf.

„Pfaffen sah ich in Frankreich und sah in Italien Pfaffen,
Jene beugen das Haupt, diese erheben es stolz.
Dort, ach, sind sie verdammt, den Herrn zu tragen und das ist
Schwierig, hier trägt sie der Herr, das ist denn sanft und bequem!"
(Siehe meine „neuen Gedichte".)

Ich kaufte mir für drei Bajocco eine Weintraube, die so groß war, daß sie aus dem Lande Kanaan zu kommen schien, und daß ich sie eben so gut unter dem Arm wie in der Hand hätte tragen können. Diese verzehrte ich und spazierte dabei, nicht des Schattens, sondern des Spaßes wegen, in einer Art von Miniatur-Allee, die man am Meeresstrand angelegt, die aber ein erbärmlich schlechtes Gedeihen hat und eigentlich nur aus vertrocknetem Gesträuch besteht, das in den dürren Sandboden gesteckt ist. Alle Augenblick raschelte eine Eidexe mit ekelhaft-bunten Farben über den Weg und ich trat vorsichtig auf, weil ich dachte, daß der werthen Kousine die Schlangenmuhme folgen könne. Bei einer in der Ferne liegenden Villa erblickte ich die erste Palme, die aus dem Treibhaus, in dem sie mir bis jetzt nur vorkam, in's Freie hinaus spaziert war; abermals ein neues Stadium der schaffenden Natur. Mittags um zwölf Uhr

fuhr ich, mit noch fünf andern Passagieren in's Innere der Diligence gepackt, von Civitavecchia ab und kam Abends zwischen acht und neun Uhr mit einem vor Migraine fast zerspringenden Kopf vor den Thoren von Rom an. Unterwegs eine nur von Büffelochsen belebte Wüstenei; auf den Poststationen elende, verfallene Häuser und bettelnde Postillone, ich sah aus Allem, daß ich mich dem Scherbenberg der Welt näherte. Es war völlig finster, wie wir in Rom einfuhren, kümmerliche Laternen, die Nichts beleuchteten, als sich selbst, wurden eben langsam angezündet, ich bemerkte einmal, aus dem Wagen schauend, eine Reihe kolossaler Säulen. St. Pierre! näselte ein Franzose, ich hatte die Peterskirche im Fluge erblickt.

Der Vesuv.

(Aus meinen Reisebriefen von 1845.)*)

Rom verließ ich den Sechzehnten, des Morgens in der Früh. Der Abschied war mir leicht, ich wußte ja, daß ich zurückkehren würde. Er wird mir aber auch nicht schwer werden, wenn ich für immer gehe, denn der Eindruck, den Rom auf den Beschauer macht, kommt nur durch Reflexion; es ist ja nicht mehr die Stadt der Cäsaren, man muß die Bruchstücke des großen antiken Daseins kümmerlich aus dem modernen Ameisenhaufen heraussuchen und weiß auch dann noch nicht, was man damit anfangen soll. Mit uns, mir und K**)., im Wagen war noch eine römische Familie, für die die Reise nach dem benachbarten Neapel so viel war, wie für mich jetzt eine nach dem Nordpol sein würde; eine Frau mit mehreren Kindern und ein Schwager zur Begleitung. Es hatte einige Tage zuvor und noch die letzte Nacht geregnet, die Luft war daher abgekühlt und wir hatten herrliches Reisewetter. Die erste Nacht brachten wir in Cisterna zu, wo uns der Vetturin ein schlechtes Abendessen durch die Versicherung würzte, daß wir den nächsten Abend in Molo di Gaeta vortrefflich speisen würden;

---

*) Brief aus Neapel an Elise Lensing vom 7. Juli 1845, fortgesetzt am 22. Juli. Abgedruckt in Hebbel's Briefwechsel, Bd. 1, S. 373—378.

**) Kolbenheier. D. H.

die zweite in Molo di Gaeta, wo er uns ein noch schlechteres durch die Erinnerung an das bessere in Cisterna genießbar zu machen suchte, ganz wie es der Mensch selbst auf der Reise durch's Leben macht, der so lange hofft, bis er sich wieder zu erinnern anfängt. Am Morgen des zweiten Tages kamen wir in die Pontinischen Sümpfe. Ueber diese mußte ich erstaunen, da sie mir auch keine Spur von Sumpf zeigten. — Kräftiger Boden, von Gras und Kräutern strotzend; am Wege eine dichte Allee, mit mächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen. Nur einen einzigen unheimlichen Fleck erblickte ich, ein großes Schierlingsfeld, das aussah, als ob es der Teufel bebaute. Diese Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleiß der Menschenhand in eine Kornkammer zu verwandeln, jedoch müssen sie ihren ursprünglichen Charakter verloren haben, denn den Römern waren sie schrecklich, und die unternahmen noch mehr, wie jetzt die Engländer. Mittags erreichten wir Terracina, wo wir einige Stunden blieben, weil die Pferde sich ausruhen mußten. Hier versuchte ich, die phantastischen, thurmartig emporsteigenden Felsen zu erklettern, mußte aber darauf Verzicht leisten. Terracina liegt fast am Meer; ein Café, in das wir eintraten, bot auf dieses von einem Balcon aus die prachtvollste Aussicht dar, es war aber nicht möglich, auf dem Balcon zu verweilen, denn der edle Wirth hatte unter demselben einen, die gräulichsten Gerüche verbreitenden Misthaufen angelegt. Auch unsere Reisegesellschaft machte mir durch allerlei Naivetäten hin und wieder Vergnügen; so fragte mich in Terracina der Schwager, ob hier das Meer nun wirklich anfinge, und würde, wenn ich geantwortet hätte: „Nein, die Wäscherinnen haben hier nur ihre Tröge umgestürzt!“ mir vielleicht geglaubt haben; und einer der kleinen Knaben rief mit Verwunderung aus: „Così piccola è il mare?“ so klein ist das Meer? Das letztere gefiel mir; ich mag es glauben, daß der menschliche Geist ein Maß in die Welt mitbringt, dem sie nicht entspricht. In Terracina erblickten wir schon den Vesuv, an einer kleinen Rauchwolke erkennbar, die senkrecht von ihm aufstieg; ebenso Ischia, Capri u. s. w. Nun kamen wir in's Neapolitanische, wo sich gleich eine ganz andere Agricultur zeigte, als im römischen, d. h. apostolischen Gebiet. Einen äußerst wohlthuenden Anblick gewährt die Campagna felice. Der Segen quillt aus dem Boden hervor, es ist wie ein Goldregen von unten herauf: Feigen, Oel, Wein, Korn, Alles, was

der Mensch bedarf, in unendlicher Menge. Abends in Molo di Gaeta hatten wir aus unserem Zimmer bei dämmerndem Mondlicht eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer; ein Archäolog hätte auch noch ein wissenschaftliches Fest dort feiern können, denn die Ruinen der Villa des Cicero liegen da. Wir nahmen sie in Augenschein, aber für mich haben solche Dinge allen Reiz verloren, und ich erfreute mich mehr an dem frischen Dufte der Orangen, die das Leben, wie eben so viele Standarten seines ewigen Triumphs über den Tod, dort aufgepflanzt hatte, als an dem wüsten Trümmerhaufen selbst. Ohnehin ist mir Cicero von jeher zuwider gewesen; ich interessire mich mehr für Catilina, als für ihn. Am dritten Tage hatten wir schon mehr von Staub und Hitze zu leiden, der Cactus fing an, wild zu wachsen und erreichte zuweilen eine unglaubliche Höhe, wir waren nun ganz im Süden. Abends gegen 6 Uhr gelangten wir an die Thore von Neapel; während die Douane unseren Wagen visitirte, betrachteten wir den Vesuv, den wir gerade vor uns sahen.

Er hat bei Tage nichts Erhabenes, geschweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares; es ist ein Berg von mäßiger Höhe, der gelinde dampft. Die Phantasie freilich sieht mehr, als das Auge; ihr schweben Herculanum und Pompeji vor, die sich vertraulich an seine Brust gelegt hatten und es so theuer büßen mußten, und da sich das Gleiche jeden Moment wiederholen kann, so däucht er ihr ein Riese, der sich schlafend stellt, um desto sicherer zu berücken. Die Douane machte uns wenig Umstände und wir fuhren nach einem kurzen Aufenthalt, während dessen unsere Römerin sich mit ihrem Mann begrüßt, d. h. einige unwirsche Reden über zu bezahlende Rechnungen mit ihm gewechselt hatte, in die weite, helle Stadt hinein. Uns war in der Strada Lucia ein Quartier recommandirt; der Vetturin machte unterwegs noch Allerlei ab, es war Nacht, als wir die Straße erreichten. Sie liegt in der allerschönsten Gegend, unmittelbar am Golf, wir erhielten in der Nr. 31 ein Zimmer und hatten nun von unserem Balkon aus einen Anblick, der allerdings zu dem stolzen Wort: vedi Napoli e poi muori! berechtigt. Zu unseren Füßen wogte das Meer, über dem, ruhige und immer steigende Klarheit verbreitend, langsam der eben voll gewordene Mond aufstieg, und am andern Ufer, uns gerade gegenüber, unten in Nacht gehüllt, erhob sich der Vesuv mit seiner Flammenkrone. Er trieb nicht bloß Funken, sondern er spie, was keineswegs

immer der Fall ist und zuweilen im ganzen Jahr nicht vorkommt, wirkliche Lava, die in einem breiten Feuerstrom vom Krater niederfloß; der Ausdruck Speien ist außerordentlich bezeichnend, denn dies gewaltige Schauspiel macht weniger den Eindruck einer Erd-Eruption, als eines bewußten Vernichtungsactes einer ungeheuren dämonischen Macht, die sich, Verderben brütend, in die Schöpfung hinein gestellt hat. Die zwischen die verschiedenen Ausbrüche fallenden regelmäßigen Pausen sind wie ein Sammeln des Athems, und das Ausstoßen und Heraufblasen des Elements ist wie ein Entleeren von Lungen. Mittlerweile wurde auch der Golf belebt, Spazierfahrende, Fischerbarken mit flackernden Feuerbündeln, ruderten hinaus, das Mondlicht badete sich in den Wellen, und auf der Straße, auf der ein Austern- und Eßmarkt etablirt ist, trieb Alles sein Wesen, was den Tag scheut und die Nacht liebt; die Fremden genossen die kühlen und kräftigenden Seethiere, die Italiener ihre Maccaroni, und dazwischen wurde gejubelt und gesungen. Letzteres auf eine Ohren zerreißende Weise, denn der Neapolitaner spricht seine schöne Sprache, wie ich die Flöte blase, und er singt, als ob er am Feuer gebraten würde und seinem Quäler aus Rache das Trommelfell sprengen wollte. Ueberhaupt hat Italien längst aufgehört, das Land der Musik und des Gesanges zu sein; wer z. B. in Neapel Volkslieder hören will, muß sie sich selbst singen.

Sonnabend, den 19., bestieg ich den Vesuv, von zwei jungen Doctoren, einem Schlesier und einem Dänen, die mich hier besucht haben, begleitet; ich hatte es bis dahin aufgeschoben, weil ich gleich bei meiner Ankunft nicht dazu gekommen war und später den Vollmond abwarten wollte. Wir fuhren Nachmittags um 3 Uhr mit der Eisenbahn nach Portici oder vielmehr Resina, welches die Fortsetzung von Portici bildet und über dem eben aus diesem Grunde nicht völlig aufzugrabenden Herculanum liegt. Hier nahmen wir Führer und Esel und machten uns auf den Weg. Der Däne, ein kleines spindeldürres Kerlchen mit breitkrämpigem weißen Hut, sah aus, als ob er noch nie ein Pferd bestiegen hätte; um ihn zu vexiren, ritten wir, obgleich es beständig in die Höhe und über Stock und Stein ging, im rasendsten Galopp; die Führer hingen sich mit der einen Hand an den Schwanz des Esels und peitschten ihn mit der andern. Bald holten wir ein Paar Engländer, die voraus waren, wieder ein und machten nun also eine Kavalkade von 5 Personen aus. Es

geht lange zwischen Weinbergen fort, denn der Vesuv hat eine gewaltige Unterlage und erhebt sich nur sehr allmälig; dann kommt man in die Region der ältesten Lava und wird vom Führer auf die Spuren des ersten Ausbruchs von 79, bei dem Herculanum und Pompeji den Untergang fanden, aufmerksam gemacht. Hier ist es mit der Vegetation vorbei, eine schwarze Wüste, frischgepflügtem Lande nicht unähnlich, aber nur in der Farbe und den Wellenlinien, dehnt sich vor dem Auge aus, und der eigentliche Bergkegel, von dem Hintergrund des Horizonts abgelöst, tritt schauerlich und nackt in öder Selbstständigkeit hervor. Es war kein heller Tag, Wolken standen am Himmel, der Schatten, den eine derselben warf, kroch unheimlich auf seinem Nacken herum. Von Zeit zu Zeit kehrten wir uns um und erquickten uns an dem Anblick des Meeres, dessen köstliche Bläue seltsam mit unserer Umgebung contrastirte. Bei der sogenannten Eremitage machten wir Halt, traten jedoch nicht ein, da die ungeheuren Preise, die von diesen frommen Vätern für die schlechteste Bewirthung gefordert werden, selbst die Engländer abschreckten. Nun ging es noch eine kurze Strecke zu Esel weiter, dann befanden wir uns am Fuße des Kegels und mußten unsere eigenen Kräfte versuchen. Er ist stufenweise mit Steinen, die, von der Größe abgesehen, den Schmiede-Schlacken gleichen, und mit Asche, die jedoch sehr grobkörnig ist, überdeckt, und zwar so, daß man, je nachdem man will, völlig in der Asche hinaufwaten oder auf den Steinen hinaufklettern kann. Wir zogen das Letztere vor, fünf Lazzaroni sprangen voraus und schleppten uns an Stricken, die sie über die Schultern schlugen, nach, was die Mühe bedeutend erleichterte. Wir waren sehr bald, etwa in einer guten halben Stunde, oben; die Beschwerlichkeiten waren nicht so groß, als sie uns geschildert worden waren.

Nun galt es zunächst einen Kampf mit den Lazzaroni. Wir hatten in der Eile das Bedingen ihres Lohnes vergessen, und nun verlangten sie, nach echt neapolitanischer Weise, das Zehnfache dessen, womit sie sonst zufrieden gewesen wären. Natürlich erreichten sie nicht ihren Zweck, aber man mußte sich doch erst mit ihnen abzanken, und das ist in solchen Momenten nicht viel besser, als ob man im Begriff, das Abendmahl zu nehmen, mit dem Priester erst über die Taxe handeln müßte. Zwar war das Bild, das uns oben entgegen trat, zu gewaltig, als daß der Eindruck hätte gestört oder auch nur verringert werden können.

Wir hatten ein vulkanisches Meer vor uns, zusammengeflossen aus den noch zu unterscheidenden einzelnen Strömen von Lava, wie sie im Lauf der Jahrhunderte aus dem geheimnißvollen Schooß des Berges hervorgebrochen sind. In der Mitte, ziemlich steil, erhebt sich der kleinere Kegel mit dem gegenwärtigen Krater, aus dem, wie man es schon von unten bemerkt, in regelmäßigen Pausen nicht Flammen, sondern glühende Steine von zuweilen sehr beträchtlicher Größe herauffahren; dabei vernimmt man ein Geräusch, das aus einem dumpfen Kollern und einem heulenden Gezisch zusammengesetzt und zum Theil ein unterirdisches ist, und ein rother Lavastrom, einem kochenden Brei ähnlich, wälzt sich langsam vorwärts, diesmal nicht breiter, wie ein mäßiger Fußsteig, bei einer Eruption aber die ganze Fläche, auf der wir standen, überdeckend und alles Lebendige vor sich herjagend. Wir näherten uns dem Kegel, so weit wir konnten, und hielten an, als die Hitze zu groß wurde; an ein Besteigen und Besichtigen des Kraters war nicht zu denken, dies ist nur zu einer Zeit möglich, wo der Berg nur kleine Steine auswirft, und auch dann nur, wenn der Wind, der jetzt ruhte, sehr scharf von einer bestimmten Seite her weht und den Auswurf, nebst der Alles einhüllenden Rauchwolke, abtreibt. Ich konnte mich anfangs, so lange es noch Tag war, von der Gefährlichkeit des Unternehmens nicht überzeugen und bestand darauf, es auszuführen, aber ich fand nicht allein keinen Begleiter, sondern der mit uns gekommene Schutz-Soldat schien sich mir sogar widersetzen zu wollen, und als später die Nacht einbrach und ich die Größe der niederfallenden Steine und die Regellosigkeit, womit der Berg sie verstreute, deutlicher bemerken konnte, mußte ich allerdings einräumen, daß ich die Vernunft nicht auf meiner Seite gehabt hatte, denn es wäre an kein Ausweichen zu denken gewesen, und wenn ein dreißig- oder fünfzigpfündiger Stein und ein menschlicher Schädel zusammenstoßen, pflegt der Stein eine geringere Wunde davon zu tragen, als der Schädel.

Einen grauenhaften Anblick gewähren die erstarrten Lavaströme, die den Kegel, sich durcheinander windend, umringen; sie sehen aus, wie Schlangen, Krokodile, Sphinxe, und nicht etwa bloß für die Phantasie, sondern für das Auge; es ist, als ob die fabelhaften Ungeheuer, womit der Kindertraum der Menschheit das Chaos bevölkerte, hier lebendig geworden wären. Ich sagte schon oben, daß der Tag nicht ganz hell und deßhalb die

Aussicht beschränkt war, aber ich konnte das nicht bedauern, das schreckliche Bild ging um so besser zur Totalität zusammen, Wolken und Nebel legten sich als Rahmen herum und schnitten es ab von der übrigen Welt. Die Sonne paßt nicht zu einem feuerspeienden Berg, die Hölle muß sich selbst beleuchten, erst nach ihrem Untergang schloß sich der Eindruck in seiner ganzen Eigenthümlichkeit ab. Man kann jedoch für Andere so wenig sehen, als Wein trinken, oder was weißt Du mehr, als Du jetzt schon weißt, wenn ich sage, daß der Berg mächtiger zu arbeiten anzufangen schien, daß die Steine, die er um sich herum säete, röther glühten, daß das donnerähnliche Gekoller unter der Erde und das zischende Geheul sich verstärkte? Nachher ging der Mond auf und brachte durch sein mildes, unschuldiges Licht einige Versöhnung in die düstre Scene, die ein ergreifendes Vorspiel jenes letzten Zeit-Moments abgab, wo die Erde sein wird, wie dieser Berg, kahl und öde, und den Elementen zur völligen Zerstörung überantwortet. Wir weilten noch eine Viertelstunde, um auch die neue Beleuchtung noch zu genießen, dann stiegen wir wieder herunter. Dieß war in wenigen Minuten vollbracht, es geht an der Aschen-Seite unglaublich rasch und ohne die geringste Beschwerde; nun wieder zu Esel nach Resina, und dann zu Wagen nach Neapel, wo wir um zwölf Uhr Nachts ankamen und uns im „Café di Europa“ erfrischten.

Erinnerungen an Paris.

1850.

Paris, und wieder Paris! wird mancher Leser verdrießlich ausrufen. Und doch wird er dadurch nur beweisen, daß er noch nicht dort war, denn sonst würde er selbst einen Savojardenknaben mit Interesse anhören. Ich bin durchaus nicht enthusiastisch für die Franzosen eingenommen, ich weiß, daß wir sie in Vielem übertreffen und nur in Wenigem hinter ihnen zurückstehen. Aber ich liebe ihre Hauptstadt, trotz des physischen und

moralischen Schlammes, an dem sie reich ist, und trotz der Koketterie, durch den sie den großartigen Eindruck, den sie immer und überall machen könnte, so oft selbst wieder zerstört. Denn in ihr drängt sich zwar nicht die Welt, aber doch so viel von der Welt zusammen, als ein Mensch mit seinen Organen auf einmal in sich aufzunehmen vermag, und wem sie nicht gefällt, der hat nicht bloß das Unglück gehabt, in Krähwinkel geboren zu werden, sondern er verdient auch in Krähwinkel zu sterben.

Ja, Paris ist eine Probe für den Besucher und nicht bloß in dem Sinn, daß er erfährt, wie ihm filtrirtes Seinewasser bekommt, und wie viel Fett er nach einem Drei-Franken-Diner bei Herrn Richard im Palaisroyal ansetzt. Der grobe Egoismus, der auf Geld und Amusement versessene, mag dort gedeihen, der feinere wird erstickt. Es gibt Leute, die auf die Kirchthürme eifersüchtig sind, weil diese, wenn auch nur der Uhr wegen, öfter angesehen werden, als sie. Die sollen ja nicht hinreisen, denn sie, die vor Aerger erkranken, wenn unter zehn Personen, die ihnen begegnen, sich nicht neun nach ihrem Befinden erkundigen, werden es freilich nicht ertragen, daß sich in Paris Keiner um sie bekümmert, als der sie betrügen, bestehlen oder zum Besten haben will. Es gibt Andere, gesteigerte Exemplare der nämlichen Spezies, die, wenn sie die Welt mit einem neuen Buch oder einem Gemälde beschenkten, kein Pferd und keinen Esel mehr besteigen, ohne in Gedanken auszurufen: Arme Creatur, wüßtest du, wen du trägst! Die sollen auch zu Hause bleiben, denn an jeder Wirthstafel finden sie ihres Gleichen, und es muß fatal sein, den Tischnachbar bei einer kitzlichen Wendung des Disputs durch rasches Aufknöpfen des Ueberrocks mit einem Orden zum Stillschweigen bringen zu wollen, und bei ihm auf denselben Schmuck zu stoßen. Doch, von den Narren abgesehen, es ist auch für den gewiegten Mann, auch für den, der nicht bloß seinen eigenen Kreis kennt, sondern der auch das Verhältniß dieses seines Kreises zum größeren und größten ausgemessen hat, keine kleine Aufgabe, sich mit den ungeheuren Elementen, die sich in Paris regen und durcheinander bewegen, in das Gleichgewicht zu setzen, und wer schnell damit fertig wird, der weiß gar nicht, worum es sich handelt. Darum deutet der fliegende Enthusiasmus, der gleich beim ersten Spaziergang über die Boulevards sich einstellende und unaufhörlich Beifall klatschende Bewunderungsschwindel, eben so gut auf Schwerpunktlosigkeit und

innere Leere, wie die philisterhafte Nörgelei, welche die Stadt, ja Land und Volk nach der zerbrochenen Kaffeetasse, oder nach dem rauchenden Kamin beurtheilt, und welche sich besser amüsirt, wenn sie die Beschreibung von Paris in Paris selbst hinter'm Ofen nachliest, als wenn sie sich Paris mit eigenen Augen besieht, denn ob ein Ich verdunstet, oder vertrocknet, das ist völlig Einerlei.

Die Metropole eines Landes ist die verkörperte Spitze seiner Geschichte, seines Entwicklungsprocesses. Der Deutsche, der dies begreift, wird nicht ganz frohen Muthes in Paris hineinfahren, er wird die stolze Vignette des centralisirten und deshalb zu Schutz und Trutz, ja selbst zu kühnen Griffen und zur Befriedigung seltsamer Gelüste gerüsteten Frankreichs mit sehr gemischten Empfindungen, und nicht ohne Kummer und Neid, wenn auch vielleicht ohne Angst erblicken. Was würden wir zu Stande gebracht haben, wenn wir, wie die Franzosen, unsere miserabeln Privat-Streitigkeiten für den müssigen Sonntag aufschiebend, Hand in Hand gegangen und bei Zeiten bemüht gewesen wären, das Haus, das uns Alle schützen soll, unter Dach zu bringen! Ich bitte mir zuweilen in patriotischen Träumen eine Gesellschaft von steinernen Riesen-Gästen zusammen, die einen Begriff davon geben kann, wie die Hauptstadt Deutschlands wohl ungefähr aussähe, wenn Deutschland es wie Frankreich zu einer Hauptstadt gebracht hätte. Man denke sich den Wiener Stephansthurm, den Straßburger und den Freiburger Münster, den Kölner Dom, die Hamburger Petri-Kirche und so viele andere architectonische Trophäen des deutschen Geistes in den Ringmauern einer einzigen Stadt vereinigt, und man frage sich, ob sich in dieser Stadt dann nicht nothwendig auch eine granitne Kaiser-Burg erheben müßte und ob der darin thronende Kaiser nicht mit der Rechten den Scepter der römischen Imperatoren und mit der Linken den ehemals karthageniensischen, jetzt großbritannischen Dreizack schwingen würde. Es wäre doch herrlich, wenn diese Stadt nicht bloß in Vater Jahn's Gehirn läge, und es ist geradezu lächerlich, wenn man unsere Zerrissenheit und Zersplissenheit, die man höchstens als ein nun nicht mehr abzuwendendes Unglück ertragen kann, zu einer Quelle von, ich weiß nicht welchen, imaginären Vortheilen machen will. Allerdings würden wir keine gebornen Kosmopoliten sein, wenn wir in einem anderen als dem etymologischen Sinn Deutsche wären und sein

könnten, denn auf die ganze Menschheit überträgt nur der seine Liebe, der keine Familie hat. Aber es ist keine beneidenswerthe Lage, wenn man auf die Sonne zurückgehen muß, sobald man das Centrum, mit dem man zusammenhängt, nachweisen soll. Die Sonne schützt nur die Planeten vorm Schwindel, nicht die Menschen.

Solche Gedanken waren es ungefähr, die mir vorschwebten, als ich Paris zum ersten Mal betrat. Sie wurden in mir nicht bloß durch die mir von allen Seiten zuströmenden gegenwärtigen Eindrücke hervorgerufen, sie wurden in mir eben so sehr durch die jüngst vergangenen, die ich in mir aufgenommen und frisch bewahrt hatte, geweckt. Ich kam, fast unmittelbar, nach kurzem Aufenthalt in Hamburg, von Dänemark, von Kopenhagen herüber. Dort hatte ich die Hauptstadt eines kleinen Landes gesehen, wie ich hier die Hauptstadt eines großen Landes erblickte, und mich überzeugt, welch ein Bollwerk der Nationalität Erzbischof Absoloms weise Schöpfung geworden war. Die Saat, die im letzten Jahre so blutig aufgegangen ist, wurde gerade während meiner damaligen Anwesenheit in Kopenhagen ausgestreut; die Dänen kämpften in Volks- oder Wirthshaus-Versammlungen, so wie durch Zeitungs-Artikel und Petitionen an den König auf's Eifrigste für das sogenannte „gute" Recht ihrer Deputirten, in den Schleswig-Holsteinischen Ständekammern auch bei vollkommener Kenntniß der deutschen Sprache, ja bei nur unvollständiger der dänischen — denn ein so schreiender Fall lag vor — dänisch reden zu dürfen; sie hatten so wenig die Logik, als die Geschichte für sich und hätten meine Sympathien nicht erhalten, wenn ich auch kein Dithmarscher gewesen wäre. Aber die Bewegung als energische Lebens-Aeußerung eines numerisch so unbedeutenden Völkchens gewann meinen Antheil und ich mußte mir sagen: wäre nicht ein Bienenkorb, wie die Hauptstadt, vorhanden, in dem Alles, was im kleinen Reich Stacheln hat, sich zusammenfindet, so würde die Erinnerung an die nordischen Seekönige, die in unvordenklicher Zeit alle Meere tyrannisirten und an Kanut den Großen, der einst über das stolze England, wie über das vereinte Skandinavien herrschte, ihnen nicht mehr helfen, wie uns die Träumereien von Kaiser Karl und von Barbarossa, welche bei uns nichts erzeugen, als die verdächtige Almanachs- und Prolog-Poesie. Doch sie haben in ihrem Kopenhagen eben ein steinernes Album, in das die

Jahrhunderte sich auf eine auch nach dem englischen Bombardement noch nicht völlig unkenntliche Weise einzeichneten, und wenn die Enkel sich tapfer regen, wenn sie zuschlagen, statt zu rechnen, so geschieht es, weil sie ihre Urväter noch hinter sich stehen sehen!

Aus Agram.

1850.

I.

7. Juli. Der Fremde bemerkt, wenn er in ein Haus tritt, oft auf den ersten Blick, was dem Bewohner entgeht. Diese alte Wahrheit möge den Durchreisenden bei Ihrem gewöhnlichen Correspondenten entschuldigen, wenn er seinen kurzen Aufenthalt in Croatien und dessen Hauptstadt zu einer flüchtigen Schilderung der hiesigen Zustände benützt. Die Hauptstadt eines Landes ist fast immer die Silhouette desselben; lassen Sie mich deshalb mit Agram beginnen. Agram ist am besten mit einem erst halb angekleideten Menschen zu vergleichen; die blanken Stiefel, die neuen Pantalons hat er bereits an, ebenfalls das schillernde seidene Gilet, aber der alte zerrissene Schlafrock schlottert ihm noch um die Beine und Stroh und Federn sitzen ihm in den Haaren. Die Stadt kann, ihrer Lage nach, eine der schönsten Europas werden; an einen Berg hinan gebaut, wie sie ist, bietet sie die köstlichsten Aussichten dar und ist in ihrem untern Theil mit herrlichen Plätzen geziert. Aber auf diesen Plätzen wächst Gras und Unkraut und die Straßen sind der Art, daß man den Hals brechen könnte, wenn man einfach spazieren geht. Es laufen eben so viele Schweine als Hunde herum und an den Markttagen sieht man Bäuerinnen mit Ferkeln auf den Armen, die sie zärtlich wiegen, wie Kinder. Das würde nun freilich nichts machen, wenn sich auf diesen unsaubern Straßen nur ein wirklich kräftiger Volksstamm bewegte, der für den Mangel an Cultur durch ursprünglichen Gehalt und Sittenstrenge

entschädigte; auch unsere deutschen Altväter mögen zu der Zeit, wo sie den Bären aus seiner Höhle vertrieben, wenn sie eine Wohnung brauchten, nicht sehr säuberlich angethan gewesen sein. Aber hier hapert's eben; nur selten begegnet man einer markigen, von Kraftfülle strotzenden Gestalt, vor der ein alter Römer Respect gehabt haben würde; die meisten sind eben so unansehnlich als schmutzig. Dagegen sind die Gefängnisse überfüllt, und man kann fast nicht über die Straße gehen, ohne auf Truppen von Eingekerkerten zu stoßen, die an Händen und Füßen gefesselt sind und zur Arbeit geführt werden. Ich schreibe dies wahrlich nicht mit schadenfrohem Vergnügen nieder; ich bin der Ueberzeugung, daß, wie alle Farben zum Regenbogen, so auch alle Völker zur Menschheit gehören und daß die Menschheit sich nur durch die verschiedenen Völker, wie durch eben so viele besondere Organe, nach allen Seiten vollständig entwickeln kann. Darum ist es eine Thorheit, die sich selbst straft, wenn eines auf das andere mit Verachtung herabsieht; es ist aber auch eine Thorheit und noch eine größere, wenn das zurückgebliebene oder noch gar nicht in den Gang gekommene die Hülfsmittel verschmäht, die das benachbarte, fortgeschrittene ihm bietet. Und dieser Thorheit macht man sich hier jetzt in hohem Grade schuldig. Ich will Ihnen dies an einem Beispiel, das in den Kreis meiner eigenen Erlebnisse fällt, veranschaulichen. Es besteht in Agram bekanntlich seit vielen Jahren ein deutsches Theater. Im letzten Winter wurde in demselben von Dilettanten illyrisch gespielt. Wie nun unter einer neuen Direction zu Ostern die deutsche Saison wieder begann, verpflichtete sich die illyrisch-croatische Partei gegenseitig mit Wort und Handschlag, keinen Fuß mehr hinein zu setzen. Das muß, ich bemerke es ausdrücklich, keinen Künstler abschrecken, hierher zu kommen; es sind hier Deutsche genug vorhanden, um die Lücke zu decken und sie bleiben nicht nach ihrer sonstigen Gewohnheit im Winkel sitzen, sie thun redlich das Ihrige. Aber es zeigt, wie weit die nationale Gehässigkeit, die von den Magyaren auf die „Germanen" übertragen wurde, hier geht. Nun gesellt sich noch die Absurdität hinzu, daß die illyrischen Dilettanten, die nach dem Urtheil eines gebildeten Mannes recht gut wären, wenn sie nur nicht Künstler vorstellen wollten, fortwährend deutsche Stücke spielen, weil es an einheimischen fehlt. Man kann also dem deutschen Wesen gar nicht entfliehen, und wenn man ein Vergnügen daran findet, unseren edlen Wein aus der Schweins-

blase zu trinken, statt aus goldenen Bechern, so ist das höchst possirlich. Wäre nun der nationale Drang nur wirklich echt und stark, so könnte man sich am Ende auch mit solchen Absurditäten aussöhnen. Aber das ist keineswegs der Fall. Erklärte doch ein einsichtsvoller slavischer Schriftsteller, der hier lebt, sogar Alles für Strohfeuer, und die Thatsachen, die er mir erzählte, ließen sein Urtheil wenigstens als beachtenswerth erscheinen. So ist hier z. B. ein Lehrstuhl für slavische Sprache und Literatur errichtet worden. Der Professor fand Anfangs großen Zulauf, aber als das Auditorium ungefähr wußte, ob er blond oder braun war und im Baß oder Discant sprach, verlief es sich, und jetzt kann er aus Mangel an Zuhörern nicht mehr lesen. Fragt man nach dem Grund, warum man alles Deutsche haßt, so ist die Antwort die gewöhnliche, aus Furcht vor dem Germanisirtwerden. Diese Antwort erfüllt mich jedes Mal, wo ich sie auch vernehme, mit Wehmuth und mit Grimm. Mit Wehmuth, weil ich wünsche, daß sie Grund hätte, indem wir, wenn der Trieb, uns geltend zu machen, in uns läge, längst etwas gelten müßten! Mit Grimm, weil sie ganz aus der Luft gegriffen ist und weil diejenigen, die sie vorbringen, das selbst recht gut wissen! Wir und germanisiren! Wir selbst sind unter Regierungen, die seit den Tagen Herrmanns des Cheruskers lieber die Präfecturen fremder Gewalthaber spielten, als sich auf ihre eigenen Füße stellten, schon romanisirt, französirt, russificirt und danisirt worden, aber wir, von unserer Seite, werden Niemand germanisiren. Ein Volksstamm, der uns nicht widerstehen kann, erliegt dem einfachen Größenverhältniß; wir selbst thun Nichts dazu!

II.

9. Juli. Lassen Sie mich meine hiesigen Eindrücke vervollständigen! Während ich Ihnen schreibe, ist in Deutschland ein Ereigniß eingetreten, das die thörichte Furcht vor dem Germanisirtwerden auch in dem letzten Croaten ersticken muß. Schleswig-Holstein! Der Preußische Friede. Sie verstehen mich. Ein neues Stichwort, meine Herren Slaven, wenn wir bitten dürfen, mit dem alten wird's nicht mehr gehen. Zwischen Euch und uns handelt es sich nur um einen Wettkampf um die Krone der Bildung; daß wir aber in diesem Wettkampf bis jetzt die Sieger

waren, wird wenigstens der Croate nicht bestreiten können. Und warum es nicht frei und freudig einräumen? Für jeden Schüler kommt die Zeit, wo er seinen Meister bezahlen kann, denn in Jedem liegt etwas Eigenthümliches, und auf gegenseitiger Ergänzung beruht die Welt. Glaubt Ihr, es wird uns verdrießen, wenn sich der Gast in den Schenken plötzlich in den Wirth verwandelt und uns zum Dank neuen Nectar reicht? Das habt Ihr bei uns am wenigsten zu fürchten, nur Spülicht muß es nicht sein, was Ihr uns bietet, und eben so wenig der vor der Zeit ausgequetschte Saft unreifer Trauben. Pflanzt und begießt, das Uebrige wird sich finden! In Croatien hat man es bis jetzt, wie ich auf meine Frage erfuhr, noch nicht einmal zu einer Grammatik gebracht, es gibt also für den Fremden noch gar keinen Weg zu der Sprache, die übrigens sehr wohlklingend ist, besonders aus weiblichem Munde. Diese Lücke kann nicht schnell genug gestopft werden und es läßt sich von der anerkennungswerthen Energie der nationalen Partei erwarten, daß sie es thun wird. Ein Museum hat sie bereits gestiftet, ein eben so geschmackvolles, als zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, das kein Durchreisender unbesucht lassen sollte. Die Sammlungen sind zwar noch dürftig, sie enthalten aber doch schon viel Interessantes, das in die Vorzeit zurückführt und auf uralte Zustände hinweist. Manche Curiosa, die aber nichts weiter als solche sind, wird man später gewiß ausscheiden; einstweilen füllen sie einen Platz aus. Im Museum sieht man auch mehrere Gemälde eines in Rom ausgebildeten und in der That sehr wackeren croatischen Malers, Namens Carvas, unter Anderem das Porträt einer zu ihrer Zeit renommirten Römerin, dessen große Aehnlichkeit Ihr Berichterstatter von seinem römischen Aufenthalt her verbürgen kann. Da wäre denn schon ein Anfang nationaler Kunst. Die Wissenschaft fände sehr viel zu thun; die historische schon durch das bloße Ediren vorhandener Manuscripte, die sich auf der bischöflichen Bibliothek befinden und auf die ich die kaiserliche Akademie aufmerksam machen möchte. Wahrlich, an Arbeit gebricht es nicht, und ohne Zweifel würden die Deutschen gern mit Hand anlegen, wenn man sie nur nicht zurückstieße. Doch die Versöhnung beider Parteien wird wohl bald erfolgen, und um so sicherer, als es auch hier nicht an einer mittleren fehlt, die allerdings das nationale Wesen gehoben sehen will, die aber wohl weiß, auf welch einer niedrigen Stufe es noch zur Zeit steht,

und die eben darum der Aufführung einer chinesischen Mauer, wie sie den Fanatikern recht wäre, aus allen Kräften widerstrebt. Alle Parteien erwarten das Außerordentliche vom Banus, der bis jetzt, was man auch darüber verbreitet haben möge, in Croatien allgemein auf den Händen getragen wird; natürlich erwarten die Repräsentanten der Extreme das Widersprechende von ihm, und so ist seine Aufgabe eine höchst schwierige. Wahrscheinlich wird er sich um das Geschrei, das sich ohne Zweifel bald auf der einen, bald auf der andern Seite erhebt, je nachdem er einen Schritt nach links oder nach rechts thut, gar nicht kümmern, sich aber bemühen, den noch so sehr darnieder liegenden materiellen Wohlstand des Landes zu steigern. Gelingt ihm dies, bringt er den Bauer, der bis jetzt, wie seine Lehmhütte und sein schlechtes Kleid beweist, mit der erbärmlichsten Existenz zufrieden ist, wirklich dahin, daß er den üppigen Boden gehörig bebaut und den hundertfältigen Ertrag erntet, welchen das Evangelium dem fleißigen Säemann verspricht, so wird er der eigentliche Schöpfer seines Volkes werden. Mit den reichlicheren Saaten werden auch die Dörfer und die Städte, an denen es bis jetzt fast noch gänzlich fehlt, aus der Erde hervorschießen, die nackten Kinder, die jetzt Dutzendweise an den Landstraßen kauern, werden verschwinden, und diese Straßen selbst, die dem Bauer zur Zeit völlig gleichgiltig sind, da er sie nicht benützt, werden sich ebnen. Ist es nicht ein grausames Mißverhältniß? Im preußischen Schlesien möchten die Menschen sich die Hand mit Erde füllen und Kohl darin bauen, und von dem fruchtbaren Croatien liegt ein Drittheil so gut wie brach. Ich habe es im Jahre 1848 schon gesagt und ich wiederhole es: nur eine organisirte Völkerwanderung kann den gegenwärtigen Nothzustand der Gesellschaft gründlich heben. Die unorganisirte kommt früher oder später von selbst, aber die überschwemmt dann auch die Civilisation. — Lassen Sie sich zuletzt noch ein Bild zeichnen, wie man es nur in Croatien und Ungarn sieht. Ich wohne in der Nähe des Comitatshauses, in dem ein Theil der Gefangenen steckt, und wurde heute Morgen durch einen starken Lärm an's Fenster gelockt. Was erblickte ich? Eine Zigeunerfuhre! Natürlich eilte ich sogleich auf die Straße und besah mir die egyptischen Gäste. Weibergesichter, die man kaum noch unter die menschlichen rechnen konnte; schwarze, zottige Haare, die noch nie gekämmt worden waren; Augen, deren Blicke förmlich stachen. An gelben Brüsten

säugten sie schmutzige Kinder, zugleich aber zankten sie in ihrer unverständlichen Mundart auf's Heftigste mit den Soldaten, die ihre Wagen abluden, weil sie gestohlen hatten. Eine Alte, welche die Urmutter des ganzen Stammes hätte vorstellen können, lehnte sich mit dem Rücken gegen ein Pferd und schmauchte ruhig ihre kurzstielige Pfeife. Die Sachen, die sich auf den Wagen vorfanden, waren der Art, daß ein civilisirter Bettler sie ohne Zweifel mit Indignation unangerührt hätte liegen lassen, wenn sie ihm irgendwo vorgekommen wären; hier wurde darum gehadert, wie um Edelsteine und Gold. Zwei Croaten niedrigster Bildungsstufe, wie wir sie zuweilen in Wien mit ihren rauhen Jacken durch die Gassen ziehen sehen, schlossen das Bild; sie schauten mit Verachtung auf die wilden Barbaren des Waldes herab. Es wäre etwas für den Historienmaler gewesen; ich dachte an unsern Freund D. in Wien. — Jetzt wird Meister Ludwig Löwe in Agram erwartet; er kann auf den schönsten Enthusiasmus rechnen, und wenn der wahre Künstler nur Liebe findet, so wird er nichts Anderes vermissen. Der frühere Darsteller des Holofernes wird vor Entsetzen den Geist aufgeben, wenn er Löwe's Meistergebilde erblickt.

Aus Berlin.

1851.

I.

Berlin, 16. April.

Wunderbare Zeit des Lenzes,
 Wo man selbst das Unkraut liebt,
Weil es einen grünen Faden
 Mit zum großen Teppich giebt.

Diese Verse summten mir unaufhörlich im Kopfe, als ich den Dampfwagen bestiegen hatte, und nun in raschem Fluge von Süden nach Norden entführt wurde. Ach, es liegt für das menschliche Gemüth etwas unendlich Rührendes in diesem Keimen und

Sprossen der ersten Frühlingstage; wie aus Gottes Munde kommt der erweckende Hauch, und nun regt sich's in den Tiefen wie auf den Höhen, und in naiver Werdelust, unbekümmert um das Wieweit? und Wozu? sucht sich das gemeinste wie das edelste Gewächs dem dunklen Mutterschooße zu entwinden. Ja, im Entstehen wie im Vergehen ist Alles sich gleich; und gerade diese anscheinende Einheit der noch verhüllten Mannigfaltigkeit macht einen Eindruck, dem kein zweiter entspricht. Wer sieht im Wonnemond an der Brennessel etwas Anderes, als daß sie grün ist, und wer sieht am Rosenstrauch mehr? Auch der Frühling der Menschenwelt hat einen ähnlichen Moment; wer denkt nicht an die schöne Kinderzeit zurück, wo Alles, was sich jetzt durch Schwindel erregende Klüfte getrennt erblickt, auf dunkler Schulbank friedlich zusammensaß und mit glühenden Wangen am Katechismus stammelte, ja wo der künftige Grobschmied den künftigen Dichter nicht selten übertraf und ihm aus seinem Schatz der ABC-Weisheit großmüthig einen sehr nöthigen Vorschuß machte. Seltsam genug wollten diese Phantasien, die äußerst wenig zu meiner geräuschvollen Umgebung paßten, gar nicht weichen; kein Gespräch konnte sie verscheuchen, ja selbst die drolligste Fratze, deren mehr als eine unter den Reisegefährten auftauchte, vermochte nicht, mich ihnen zu entreißen. Anfangs dachte ich: sie werden schon mit dem Frühling selbst verschwinden, denn ich war darauf gefaßt, in Norddeutschland noch Eis und Schnee, oder doch wenigstens kahle Bäume anzutreffen. Aber ich hatte mich verrechnet, ich fand die Wiesen in Breslau eben so grün, wie in Wien, und ich würde sie in Berlin nicht anders gefunden haben, wenn es dort Wiesen gäbe. Da ließ ich die Empfindungen denn ruhig ausklingen, was um so länger dauerte, als sie jeden Augenblick frische Nahrung erhielten. So wunderte ich mich z. B. nicht wenig, alle Dörfer, durch die wir kamen, voll Gesang und Musik zu finden, obgleich es keineswegs Sonntag war; später merkte ich, daß der Jubel von einer Compagnie böhmischer Soldaten ausging, die mit uns Uebrigen auf der Eisenbahn befördert wurden und ihre sehr melodischen Nationallieder absangen. Eben so lustig waren eine Menge Handwerksbursche, von denen einige nach Bremen gingen, um sich dort den nach Amerika Auswandernden anzuschließen, wie mir Einer von ihnen, mit dem ich mich auf einer Station in's Gespräch einließ, mittheilte. Auf mich macht die Freude dieser armen Teufel immer einen tiefen

Eindruck; sie müssen sich am Gastmahl des Lebens mit den Trebern begnügen, wie der verlorne Sohn im Evangelium, und haben doch niemals gleich ihm gesündigt: ihr Frohlocken ist wie eine sittliche That. Zuletzt freilich wurde die Romantik überwältigt; einem Offizier gelang es, sie durch eine Anekdote in die Flucht zu schlagen, die er mir von seinem Bedienten erzählte. Haben Sie je etwas Ergötzlicheres gehört? Der Mensch wird in Berlin in ein bestimmtes Haus zu einem bestimmten Manne geschickt, um dort etwas abzugeben. Zurückgekommen und befragt, ob er seinen Auftrag erfüllt habe, erwidert er: allerdings, aber der Herr wohnt nicht im zweiten Stock, sondern im dritten, er ist auch nicht General, wie Sie mir sagten, sondern Posamentier, die Hausnummer allein war richtig. Es gibt ordinäre Dummheiten, die nur zu einer Ohrfeige herausfordern; es gibt aber auch andere, die man mit einem Lorbeerkranz belohnen möchte, weil die Genialität der Natur in ihnen so gut, wie in ihren positivsten Leistungen, zum Vorschein kommt, und diese scheint mir dazu zu gehören. Aus Dankbarkeit für die Mittheilung lieh ich dem Erzähler nun auch ein williges Ohr für seine politischen Ansichten, denn, so auffallend es klingen mag, noch nie, selbst im Jahre 1848 nicht, hat die Politik nach meiner Erfahrung die Menschen aller Classen so angelegentlich, ja so ausschließlich beschäftigt, wie jetzt. Auf die Gründe dieser Erscheinung werde ich wohl noch zurückkommen; einstweilen sei sie selbst notirt. Es kommt den Meisten so vor, als ob der Strom, der vor zwei Jahren aus seinem Bette trat, nicht sowohl in dies Bett zurückgekehrt, als nur gefroren sei, und als ob die Linien und Figuren, welche die Schlittschuh laufende Diplomatie dem Eise einzuprägen sucht, keinen Bestand haben werden.

II.

Berlin, 19. April.

Da wäre ich denn einmal wieder in der Metropole deutscher Intelligenz, wie Berlin sich so gerne nennen hört. Wahr ist's, Deutschland hat nur eine Stadt, die den Namen einer großen gleich auf den ersten Blick erobert, und diese eine Stadt ist Berlin. Was sind das für Straßen, für Plätze und Gebäude; man fühlt sich an Paris, sogar an Rom erinnert. Aber freilich,

man darf nicht näher hinsehen, man darf nur blinzeln, wenn man den Eindruck nicht wieder verlieren soll. Denn genau betrachtet: wie leer sind diese Straßen, wie öde diese Plätze, wie wenig solid diese Gebäude. Alles ist wie auf den Kauf gearbeitet, die Erde braucht sich nicht zu schütteln, um es zu zerstören, es fällt schon von selbst wieder um. Wohl gibt es Zeugniß von einem außerordentlichen Dasein, aber nicht von dem Dasein eines Volkes, das sich behaglich einrichtete, sondern von dem Dasein eines mächtigen Individuums, das sich ein Denkmal setzte. Friedrich der Große ist es, der uns an allen Ecken und Enden entgegentritt, denn auf sein Commando haben sich diese Häuser eben so gut in Reihe und Glied gestellt wie seine Soldaten, und man hat das Gefühl, daß sie eben so wenig in alle Ewigkeit so stocksteif stehen bleiben können, wie diese stehen geblieben sind. Wie ganz anders ist das mit Wien! Da ist Alles gewachsen, nichts gemacht; der Stephansthurm scheint unmittelbar in der Erde zu wurzeln, und Paläste und Hütten scheinen sich, wie Vasallen um ihren Herrn und Gebieter, in treuer Anhänglichkeit um ihn geschaart zu haben. Dazu die üppige Natur, die hier nur für's Herbarium producirt, so daß der Frühling nothgedrungen seine Erquickungen ganz homöopathisch abmißt und den Duft einer Blume auf tausend Menschen vertheilt!

Dagegen läßt es sich nicht leugnen, daß sich in Berlin von jeher die bedeutendsten Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft zusammen fanden. Die guten Berliner hatten freilich nichts davon, als daß sie sich den Instinct, auf den die Massen nun einmal angewiesen sind, durch die Krittelei verdarben, ohne zur wahren Erkenntniß vorzudringen. Aber es kam Deutschland zu Gute, denn was sonst einsam in seiner Zelle gesessen und vor sich hin gebrütet hätte, das berührte sich nun, und nur die Friction steigert die Kräfte. Auch damit ist es nun fast vorbei, wenn auch noch ehrwürdige Reste vorhanden sind. Schelling klappert zwar noch immer mit seinem Schlüssel zur absoluten Wahrheit, aber Niemand glaubt mehr daran, daß sich etwas damit aufschließen läßt. Der alte Tieck ist dem Tode, dem er fast schon verfallen war, noch einmal wieder entgangen, doch von irgend einer Thätigkeit kann bei ihm nicht mehr die Rede sein. Friedrich Rückert, der mir von jeher ein sehr zweifelhafter Gewinn schien, ist mit seinem preußischen Gelde wieder in's Vaterland zurückgekehrt. Nur Humboldt und Cornelius sind trotz ihrer

hohen Jahre noch frisch und lebendig. Doch halt, da beleidige ich eine Notabilität, da trete ich Ernst Raupach zu nahe! Wir Alle kennen das Taschenspielerstück, daß aus einem einzigen Sacktuch eine Unzahl von Federbüschen hervorgezogen werden. Dies wiederholt die dramatische Muse mit Raupach; sie schüttelt eine solche Menge von Trauer-, Schau- und Lustspielen aus ihm heraus, daß man nun erst sieht, wie stiefmütterlich sie ihre früheren Lieblinge, z. B. den Shakespeare, der es bekanntlich nicht über einige dreißig brachte, behandelt hat. Da ist jetzt auf dem Königstädtischen Theater ein Märchen „Rübezahl“ von ihm erschienen, auf das ich jeden Staatsmann aufmerksam mache. Der Dichter hat das Mittel entdeckt, wie man den Abgrund der Revolution für ewig schließen kann. Er bedarf zu dem Ende nicht der Armeen, noch weniger der Reformen, er bedarf bloß einiger Dutzend Ohrfeigen, die freilich zur rechten Zeit und durch den rechten Mann, in früher Jugend nämlich, und durch den Schulmeister, applicirt werden müßten. Mirabeau, Robespierre, ja selbst Napoleon, als Knaben gezüchtigt, hätten nicht als Männer von der Tribüne gedonnert, auf dem Grèveplatz guillotinirt und halb Europa bekriegt und besiegt; sie hätten sich ein bescheidenes Loos zu gründen gesucht und „Nun danket Alle Gott“ gesungen, wenn das Geschäft einigermaßen gegangen wäre. Das wohlgemeinte und zeitgemäße Werk fand leider wenig Anerkennung beim Publicum und noch weniger bei der Kritik; ich besuchte die dritte Vorstellung und hätte die Anwesenden sehr leicht splendide bewirthen können, ohne mich zu ruiniren. Doch das wird wohl noch kommen, denn die „Kreuzzeitung“ bemüht sich auf's Angelegentlichste, den Rübezahl in's rechte Licht und seine Gegner in den rechten Schatten zu setzen. Vor Allem sucht sie den unbequemen Rötscher auf die Seite zu bringen, und freilich hat sie dazu gute Gründe, denn dieser Kritiker ist nicht bloß mit dem ästhetischen, sondern auch mit dem politischen Theile des Märchens unzufrieden. Er zeigt sich nicht allein stumpfsinnig genug, die tiefsinnige Pointe desselben zu tadeln, die darin besteht, daß umgestürzte Kegel durch Werfen wieder aufgerichtet werden; er geifert sogar gegen die Gesinnung des Dichters, zieht ein saures Gesicht zu der Verhöhnung des Geschwornengerichts und spricht die vermessene Meinung aus, die Geschichte lasse sich nicht zurückschrauben. Dafür hat er doch gewiß eine derbe Züchtigung verdient, und die wird ihm auch zu Theil.

III.

Berlin, 21. April.

Berlin hat noch manchen bedeutenden Mann, obgleich die Epoche vorüber scheint, wo es den natürlichen Mittelpunkt bildete, dem jede hervorragende Entwicklung zustrebte. Aber, wenn sich auch Alle auf einmal versammelten, etwa bei einem Jubiläum, dessen Hauptgenuß darin besteht, daß der Alte sich dem Aeltern gegenüber jung fühlt und sein Podagra im Vergleich mit dem Asthma, das diesen quält, erträglich findet: sie würden sich gegen die einst so laute, jetzt so still gewordene Gemeinde außerordentlicher Geister, die ehedem von hier aus über ganz Deutschland ihre Strahlen aussandten, sehr winzig ausnehmen. „Kommen Sie," sagte am Charfreitag ein junger Dichter zu mir, „auch wir wollen einen frommen Gang zu Gräbern machen, die der Menschheit heilig sind und es ewig bleiben werden!" Ich folgte seinem Ruf, ein Maler, Professor S. aus Weimar, der mein undankbares Gesicht zeichnet, schloß sich an, die geheimnißvolle Drei, die das bindet, was sonst auseinander fiele, war also beisammen. Der Nachmittag war sehr schön, ein frischer Regen hatte sich hastig ergossen, jedes Blatt hauchte Duft. Was in Berlin auffällt, ist die unendliche Fülle von Hyacinthen, die man feil bieten sieht; jeder Markt ist voll davon, auf allen Straßen werden sie herumgetragen, in allen Häusern, sogar in den Restaurationen, trifft man Sträuße. Ein freundlicher Anblick! Mein Führer und Mit-Pilger war nicht der beste; er wußte nicht allein die Gräber nicht, er wußte nicht einmal den Kirchhof, wir kamen auf einen ganz verkehrten, wo uns die Frau Todtengräberin, in Sammt und Seide gekleidet, wie die vornehmste Dame, wenigstens so weit zurecht wies, daß wir erfuhren, vor welchem Thore wir das Ziel unserer Wanderung zu suchen hätten. Endlich fanden wir, bei schon einbrechender Dämmerung, den Gottesacker, es ist der Werdersche, still und anspruchslos, wie es sich für die Stätte geziemt, wo alle Eitelkeiten der Welt ihr Ende haben, zugleich aber auch ehrfurchtgebietend, wie es dem Orte wohl ansteht, wo der edelste Staub sich dem gemeinen wieder mischen soll. Hier war die Todtengräberin, wenn ich sie anders nicht mit ihrer Magd verwechsle, keine Frau von Stande; aus einem schmucken Häuschen, dessen Fenster mit Blumen fast zugestellt waren, trat ein kurzes, dralles

Weibchen hervor und beantwortete unsere Erkundigung nach dem Grabe Hegel's und Fichte's ungefähr so, als ob wir bei Lebzeiten nach ihrer Wohnung gefragt hätten. „Folgen Sie mir, meine Herren," sagte sie, „Sie sind hier durchaus nicht irre, ich werde Sie sogleich zu den Herren Professoren führen!" Man sieht, es fehlt nur das: sie sind noch immer nicht ausgezogen, ich behandle meine Leute gut, bei mir bleibt ein Jeder, bis er abreist! Dann fügte sie, ihre fetten Arme in die Schürze wickelnd, hinzu: „Es sind aber noch viel mehr hier, die können Sie auch gleich mitnehmen, wenn es nicht zu früh dunkel wird, es wird Sie nicht gereuen!" Ich liebe den unfreiwilligen, unbewußten Humor, während ich gegen den bewußten, der seit Jean Paul so viel Glück macht, von Jahr zu Jahr stumpfer werde; jener kommt ungefähr so zu Stande, wie eine schnurrige Figur, wenn Tische, Stühle und Bänke, oder was sonst immer, durcheinander purzeln und so scheinbare Verbindungen eingehen, die freilich nur für unser Auge bestehen. Auf dem Kirchhof ist nun eigentlich alles Thun des lebendigen Menschen humoristisch, denn Leben und Tod sind nicht in Einklang zu bringen; am allerpossirlichsten nehmen sich aber die Dienstleute des Todes aus. Wer in Hamburg je eine Leiche bestatten sah, wer die rothen, jugendlichen Gesichter der Träger unter den weißgepuderten Perücken erblickte, die sie zu Greisen stempeln sollen, der hat ohne Zweifel einen Eindruck wie aus dem Callot mit hinweggenommen, der hat ein Gefühl gehabt, als habe irgend ein verrücktes Menschengehirn den Schädel gesprengt und den tollsten seiner Träume in die Welt entlassen. Mir ging es nicht viel anders auf dem Werderschen Kirchhof, wie ich unsere Cicerone den Ruhm glossiren hörte, während sie uns von Grab zu Grab führte. „Das war der Philosoph Fichte, dem haben sie die messingenen Schilder vom Denkmal heruntergebrochen, er wird viel besucht; dort liegt ein College von ihm, er heißt Hegel, etwas weiter weg findet sich noch ein anderer College, Namens Solger, er verdient's doch auch, daß Sie die Paar Schritte seinetwegen machen! Hier bemerken Sie die Dichterin Amalie v. Imhof, die hat ein schönes Grab u. s. w." Gerade so, als ob ein Guckkasten vorgezeigt worden wäre! Mitunter wurden wir fast mit Gewalt zum Stehenbleiben gezwungen, um einem Todten die Reverenz zu bezeigen, der uns wenig kümmerte, den unsere Führerin aber protegirte; ganz gewiß — sagte sie dann — auch das war ein

berühmter Mann, ich muß es doch wohl wissen! Auch rührende Verse ließ sie uns lesen; sie schien sich ihren Bedarf an Poesie von den Leichensteinen zusammenzukratzen, und so hat denn jeder Dichter sein Publicum, sogar der Inschriften-Verfasser. Der Werdersche Kirchhof ist an interessanten Gräbern nun auch in der That überreich; so viel erloschene Fackeln auf einmal trifft man wohl nur in Paris auf dem Père Lachaise wieder beisammen. Von den Majestäten, von Hegel, Fichte und Solger noch abgesehen: was ruht dort nicht Alles aus! Der heitere, lebenslustige Eduard Gans, dies Musterbild eines echten Schülers, der, wie mein Begleiter mir erzählte, noch im Tode eine Demonstration gemacht, durch seinen Leichenzug nämlich den eben von Potsdam kommenden König am Weiterfahren gehindert hat; der gelehrte Burmann, die Plage jedes Tertianers, der Griechisch lernen muß; der unermüdliche und doch so rasch überholte Hufeland, der das menschliche Leben so kurz fand, daß er es durch sein Buch zu verlängern suchte*); der heitere Klenze, der in München die Glyptothek erbaute, ohne zu erwägen, ob der weiche Thonboden auch die Last des Gebäudes trüge; der breite, redselige Schadow, Hitzig, der treue redliche Freund, der sich erst niederlegte, nachdem er seinen Hoffmann und seinen Chamisso unsterblich gemacht hatte; schüchtern in einem Winkel, als ob er sich in so vornehmer Gesellschaft seiner Schwänke ein wenig schäme, sogar der spaßige Langbein; die alle, und noch mehr, liegen hier friedlich bei einander. An wie manchen dieser Namen knüpft sich eine ganze Epoche, die Einem vor die Seele tritt, so wie er nur genannt wird! Nur Hoffmann, der phantasiereiche Verfasser der Nachtstücke, der Serapionsbrüder und so vieler anderer seltsamer Werke, der in Deutschland aus der Mode gekommen ist, in Frankreich aber enthusiastischer wie jemals gefeiert wird, fehlt hier, und ebenfalls Seydelmann, dem Rötscher ein so schönes Denkmal gesetzt hat, — sonst ist Alles beisammen, was leuchtende Fußstapfen auf diesem Boden hinterließ!

IV.

Berlin, 23. April.

Man sieht die Natur eigentlich nur so lange, als man den Menschen noch nicht sieht; er drängt sie augenblicklich in den Hintergrund, sobald er hervortritt. Dies finde ich auch hier be-

*) Anspielung auf die „Makrobiotik" von Hufeland. D. H.

stätigt; ich bemerke den Sand schon nicht mehr, ich vermisse die gewohnten Berge nicht, ich lasse die „Linden“ als eine Abbreviatur des Waldes gelten und bin zufrieden, wenn ihr bescheidenes Laub mich nur gegen die brennendsten Sonnenstrahlen schützt, ich frage die Veilchen nicht, ob sie aus den Treibhäusern oder von den Wiesen stammen, ich kaufe mir einen Strauß und stecke ihn an die Brust, ohne zu reflectiren. Das Alles ist doch nur Decoration, wenn freilich auch zwischen Italien und der Lüneburger Haide ein größerer Unterschied besteht, als Lessing zugeben wollte; es fesselt den Blick so lange, bis der Held des Stückes erscheint, aber keine Minute länger. Unsere Gräberfahrt hat uns gelehrt, daß die Artustafel, die einst den Stolz Berlins und den Ruhm seines Königs ausmachte, nicht mehr vollständig besetzt ist; es ist jedoch noch mehr als ein Paladin zurückgeblieben, der von der Vergangenheit zeugt. Von Schelling rede ich nicht; er ist das mysteriöse X der Algebra und gleicht einem Manne, der sein Gold von Zeit zu Zeit wohl zeigt, um nicht für einen Bettler gehalten zu werden, der es aber nicht ausgiebt, weil er es doch lieber allein behält, als es mit der Welt theilt. Ich kenne ihn von München her, habe ihn aber nicht besucht. Den alten ehrwürdigen Tieck habe ich gesehen, und zwar zum ersten Mal; ich war ihm nie vorher persönlich im Leben begegnet. Von einem sehr schweren Krankheitsanfall erst halb hergestellt, ist er noch nicht im Stande, das Bett zu verlassen, aber sein Geist ist schon wieder kräftig und frisch und sprüht Funken jenes köstlichen Humors, der nicht das blöde Resultat einer verzehrten Weltanschauung ist, sondern aus einer vollendeten Bildung hervorgeht, welcher nichts Einzelnes mehr ungebührlich imponirt. Welch ein Auge hat dieser Mann; wie ein unsterbliches Wesen von der Höhe eines Thurms, der unter ihm zusammenbricht, schaut es mit Siegermuth und Stolz auf den gebrechlichen Leib herab, und wohl könnte dieser zu ihm sagen: Du hast des Feuers zu viel gebraucht, das muß ich büßen, darum verhöhne mich nicht! Wie ich den greisen Dichter in aller seiner Schwäche so ungebeugt da liegen sah, hätte ich ihm mit einem alten Vers von mir zurufen mögen:

Du bist mir der Unsterblichkeit
Ein Zeugniß, ewigen Gewichts;
Des Todes Sense ist die Zeit,
Trifft die uns nicht, so trifft uns nichts!

Die Situation, in der ich ihn fand, mußte mir die Pflicht auflegen, tiefere Gespräche zu vermeiden, ich überzeugte mich jedoch trotzdem, daß die Kluft zwischen ihm und den poetischen Bestrebungen der Gegenwart nicht so groß sein kann, als die Hegelsche Philosophie sie gemacht hat. Wie sollte sie auch! Zwischen dem Künstler der einen und dem der anderen Epoche wird sich zwar stets eine Differenz ergeben, die nothwendigerweise aus ihrem verschiedenen Verhältniß zu der Materie dieser beiden Epochen, zu dem, was dieselben treibt und bewegt, entspringen muß. Aber ewig und über allen Wechsel erhaben sind die Formen, in denen diese immer wandelbare Materie ihren dauernden Ausdruck finden soll, und sie verbinden wieder, was dem Philosophen auf seinem abstracten Standpunkt unvereinbar erscheint. Steht daher nur wirklich auf jeder Seite ein Poet, so wird die Vermittlung nicht ausbleiben, vorausgesetzt, daß nicht zufällig die höchste Abgestumpftheit des Alters und die erste ungebändigte Wildheit der Jugend zusammentreffen. Auch meinen alten Freund Cornelius sah ich wieder und traf ihn vor seinem großen Carton, der das Ende aller Dinge, das neue Jerusalem, darstellt. „Sehen Sie — rief er mir zu — daran glaube ich nun buchstäblich, das Alles wird kommen, und es fragt sich bloß, ob früher oder später"; Mancher wäre zurückgeprallt und hätte den Meister darauf angesehen, ob er nicht wahnsinnig geworden sei, Cornelius denkt aber natürlich nicht daran, daß das Thier mit sieben Hörnern einst auf Erden erscheinen, oder daß die Schale des Zorns ausgegossen werden wird, er hält nur die Zuversicht auf eine endliche Ausgleichung der Verwirrungen fest, die bis jetzt fast ausschließlich den Inhalt der Geschichte ausmachen, und diese theile ich mit ihm. Seine neuen Schöpfungen habe ich, beschränkt in meiner Zeit, wie ich es war, zu flüchtig gesehen, um mir ein Urtheil darüber erlauben zu können; der hinreißend mächtige Eindruck versteht sich von selbst, und das will etwas sagen, da die Symbolik der Apokalypse der modernen Welt fast so fern liegt, wie die Hieroglyphik des alten Egyptens. Er war sehr erfreut darüber, daß ich nicht, wie so Viele, den Kopf hängen lassen, und rief mir beim Abschied zu: Ich hab's immer gesagt, die Hoffnung ist eine große männliche Tugend. Ein eben so schönes, als tiefes Wort! Auch dieser außerordentliche Mann, obgleich von kaum mittlerer Größe, ist ein Beweis dafür, daß die Natur den Sokrates nur aus Versehen oder in einer Laune in

ein so häßliches Gehäuse steckte, daß sie sich aber gewöhnlich nach einer Krystall-Vase für eine reine Flamme umsieht. Man rufe die ganze Armee der Leute zusammen, die jetzt in Deutschland den Pinsel führen, vom ersten bis zum letzten herunter, und Jeder, der nicht selbst Fischaugen hat, wird Peter Cornelius als den gebornen Generalissimus heraus finden. Wilhelm von Humboldt, der mir von jeher als genialer Sprachforscher so wichtig war, weil nach meiner Ueberzeugung die tiefsten Mysterien des Geistes gerade in dem Gebiet, das ihn vorzugsweise beschäftigte, ihre Lösung finden müssen, ist leider geschieden, aber Theodor Mundt und seine liebenswürdige Gattin führten mich nach seinem vielgeliebten Tegel heraus. Man sollte wirklich einen so freundlichen Punkt in der Nähe Berlins nicht vermuthen; ein allerliebstes Wäldchen, ein reizender See und in der Mitte eine anspruchslose und doch äußerst geschmackvolle Villa, die nicht, wie so oft, das Aussehen hat, als ob sie durch irgend ein Mißgeschick aus Italien nach Deutschland verschlagen worden wäre, sondern die zu dem Orte paßt, wo sie steht. Wir traten hinein, und selten habe ich ein Gebäude erblickt, das ich in dem Sinne, wie dies, ein lebendiges nennen möchte, es athmet den Geist seines Erbauers und ist vielleicht sein bestes Porträt. Nicht ohne Wehmuth durchwandelte ich diese festlichen und doch engen Räume, in denen ein Reichthum waltet, der sich selbst beschränkt, wie es bei Humboldt selbst der Fall war: Alles liegt und steht noch, wie er es verließ, man hat ein Gefühl, als ob er jeden Augenblick wieder herein treten könnte, und weiß dennoch, daß es nicht geschehen wird. — Zum Schlusse werde noch auf ein kleines, aber werthvolles Büchlein aufmerksam gemacht, das bei uns gar nicht bekannt geworden ist, und das Goethe's Verehrern doch manche schöne Gabe bietet. Es ist betitelt: „Goethe in Berlin." Erinnerungsblätter zur Feier seines hundertjährigen Geburtsfestes am 28. August 1849. Berlin bei Duncker, 1849, und bringt unter Anderem einige interessante Anecdoten, von denen ich zur Probe eine nacherzähle. Der einst bekannte, jetzt vergessene Dichter Burmann hatte an Goethe geschrieben und wurde in Folge dessen von diesem, als er nach Berlin kam, besucht. Darüber fühlte sich Burmann so entzückt, daß er hoch in die Höhe sprang, sich dann niederwarf und auf dem Boden des Zimmers, wie ein Kind, herumkugelte. Goethe erstaunt und fragt, was das bedeute, Burmann erwidert, er könne seine

Freude nicht anders ausdrücken. Nun, versetzt Goethe, wenn das ist, so lege ich mich zu Ihnen! — Verfasser des Büchleins ist der Hofrath Teichmann, von dem jetzt eine Geschichte des Berliner Theaters zu erwarten steht.

V.

Berlin, 5. Juli.

Wie verschieden ist die Physiognomie der Jahreszeiten! Der Frühling hat etwas von einem Traum und erweckt in jedem Menschen die Hoffnung, daß nun werden wird, was noch nie gewesen ist. Warum sollte es nicht neben den kleineren auch größere Zeitabschnitte geben, welche gebundene Kräfte entfesseln und in das Leben rufen, was der Erde bisher fehlte, um ganz ein Paradies zu sein! so phantasirt man und würde gar nicht erstaunen, wenn plötzlich ein Wunder geschähe, wenn die Luft sich wirklich, wie der Roué in der „Schauspielerin"*) es wünscht, bei dem bloßen Gedanken des Durstigen an eine Kirsche in seinem Munde zur Kirsche verdichtete und wenn die Sonnenstrahlen sich Mittags als Kerzen für die Nacht einsammeln ließen. Man stößt sich nicht im Mindesten daran, daß der Kalender von solchen Zeitabschnitten nichts weiß, man findet das höchst einfach und natürlich, man denkt: Moses hat sich geirrt, als er von sieben Schöpfungstagen sprach, wir stehen noch beim ersten und Gott ermannt sich eben jetzt zum zweiten! Da ist man denn durchaus poetisch gestimmt und verbannt, um das heilige Werk nicht durch eigene Unwürdigkeit zu stören, alle Disharmonie aus der Seele, man recitirt Goethe und Uhland, man fühlt sich empört, wenn irgend ein Reisegefährte nach der Uhr fragt und stellt sich lieber taubstumm, als daß man antwortete. Du lieber Himmel, wie ganz anders ist das im Sommer! Man hat es wieder so recht gründlich erfahren, daß alles Grünen und Blühen nur zu Aepfeln und Birnen, zu Gurken und Kartoffeln führt, und daß der ganze große Prachtaufwand der Natur an Duft und Farbe nicht mehr bedeutet, als der Lorbeerkranz, mit welchem die Hausfrau den Braten schmückt. Da kehrt der Mensch auch seinerseits in's alte Gleis zurück, zieht Notizen über die besten Gasthäuser ein, erkundigt sich nach dem Curs und macht, um sich nur des Schlafes

*) Der Leser vergleiche das dramatische Fragment Hebbel's: Die Schauspielerin, insbesondere S. 240 von Band 6. D. H.

zu erwehren, dumme Witze und elende Späße, kommt wohl gar so weit, daß er sich mit einem Kartoffelfeld aussöhnt und sich freut, wenn er die edle Frucht herrlich gedeihen sieht. Merkwürdig ist dabei, daß sich jede Jahreszeit in irgend einem phantastischen oder scurrilen Naturbild verkörpert, das ein Hogarth nur auf die Leinwand zu übertragen braucht, um die ganze Zickzackreihe von Gedanken und Empfindungen, die sich an sie selbst knüpfen, wieder zu erwecken. Ist ein Zweig, der voll Knospen sitzt, nicht das treue Conterfei des Frühlings? Und kann — man verzeihe den Uebergang, aber es gibt kein treffenderes Bild! — kann ein Hund, dem die Zunge vor Hitze aus dem Halse hängt und der uns an all die staubigen, vom grellsten Sonnenschein beschienenen Straßen erinnert, die wir vor oder hinter uns haben, nicht für die Vignette des Sommers gelten? Ich sehe von meinem Fenster aus eben jetzt einen solchen Märtyrer; unter ihm brennen die gluthgetränkten Steine, von oben beschießt ihn Apoll mit seinen glühendsten Pfeilen; dabei ist er frei, wie der Mensch und weicht, wie dieser, dennoch nicht von der Stelle. Nur ein Fußtritt, der ihn gewaltsam in den kühlen Schatten des offenen Hausthores hinein schleudert, und nach dem er sich gewiß nicht sehnt, kann ihn noch retten, sonst wird er völlig geröstet und vom ersten besten Consorten als Leckerbissen verzehrt, er ist schon jetzt nicht viel mehr, als ein athmendes Beefsteak. Zu so prosaischen Betrachtungen fühlte ich mich bei meinem diesmaligen Ausflug von Wien aufgelegt; ich hatte keinen anderen Wunsch, als den, das Ziel meiner Reise nur rasch zu erreichen und pries mich glücklich, im Zeitalter der Eisenbahnen zu leben, wenn ich mich auch eines kleinen Verdrusses darüber, daß die Luftschifffahrt noch immer nicht geregelt ist, nicht zu erwehren wußte. Links und rechts lag der Segen Gottes in sichtbarer Gestalt auf den Feldern; das Getreide stand so üppig, als ob die Erde das befruchtende: es werde! erst eben vernommen hätte, und roth und weiß gesprenkelte Mohnäcker waren wie glänzende Stücke eines zerschnittenen Prachtteppichs dazwischen gesäet. Aber ich hatte keine Augen dafür, ich freute mich nur der mit Sturmeseile dahinbrausenden Maschine und berechnete die Stunde, wo ich in Berlin eintreffen und das mir von liebevoller Freundeshand schon bereitgehaltene Logis beziehen würde. Das war ein Frevel, der gebüßt werden mußte, und die nimmer schlummernden Eumeniden waren, da doch nicht zu Jupiter's Blitz gegriffen werden durfte, auch um eine

Ruthe nicht verlegen. Wie wir des Nachts um zwei Uhr in Dresden ankamen und uns von einem Bahnhof zum andern befördern ließen, erfuhren wir, daß plötzlich eine Veränderung in der Abgangszeit der Personenzüge eingetreten sei, und daß wir, da wir uns nicht genug beeilt hätten, wovon uns der Conducteur selbst abgehalten hatte, bis Nachmittag vor Anker liegen müßten. Die Ueberraschung war nicht die angenehmste; es schien mir nicht in der Ordnung zu sein, daß man auf dem ersten Bahnhof nicht wüßte, was auf dem ihm correspondirenden zweiten vorgehe, und es war vielleicht verzeihlich, daß ich die sächsische Höflichkeit durch „ein Schock neuer Flüche" auf die Probe stellte. Doch ich mußte mich fügen, und am nächsten Morgen bethätigte sich der Frauentrost: wer weiß, wozu das gut ist! an mir auf die glänzendste Weise. Kaum hatte ich aus dem Fenster meines Gasthofs einen Blick auf die Straße geworfen, als ich mir in einem höchst wunderlichen Lichte erschien; ich dachte: du bist auf dem Wege zur Wüste und grollst, daß man dich für ein Paar Stunden im Paradiese zurückgelassen hat. Dresden ist gar zu freundlich; es scheint nur so hingemalt zu sein. Mit wahrem Vergnügen erging ich mich in diesen reinlichen Straßen, auf diesen fröhlichen Märkten; seit dem Rosenfeste in Genzano im Römischen habe ich nicht so viele Kinder der Flora beisammen gesehen. Man sieht Blumen auf allen Tischen, an allen Fenstern, in allen Händen; die Sträuße werden in ganz Deutschland nicht so geschmackvoll gewunden, eine Bäuerin trug sogar ein aus Rosen geflochtenes Grabkreuz. Dann begab ich mich in die Gallerie, um nach der überströmenden Fülle der Natur auch die der Kunst auf mich wirken zu lassen. Ich pflege, um eines reinen Genusses sicher zu sein, bei einem nur flüchtigen Besuch immer zu dem mir schon Bekannten zurückzukehren, und so verschloß ich auch diesmal die Augen so lange, bis ich vor der Sixtinischen Madonna stand. Wunderbar, daß Raphael's höchste Leistung — denn das ist sie, ich kenne alle ihre Schwestern aus eigener Anschauung — aus Italien nach Deutschland verschlagen werden mußte! Nicht weit von ihr hängt eine Madonna von Hans Holbein, auch ein recht wackeres Bild, ein Meisterstück der altdeutschen Schule. Aber welche Kluft zwischen Beiden: sie scheinen kaum auf einem und demselben Stern entsprungen zu sein! Wenn Maria dem alten Holbein wirklich erschienen ist, so hat sie es aus Barmherzigkeit gethan, aus Mitleid mit dem braven

Altbürger, der sich doch nicht ganz umsonst plagen durfte; sie hat einen grauen Nebeltag gewählt und sich noch überdies in einen siebenfachen Schleier eingewickelt. Auf Raphael hat sie aus freier Liebe herab gelächelt, und ihm, wenn nicht himmlische Herrlichkeiten enthüllt, so doch den Blick für alle irdischen erschlossen. Das Werk ist durchaus eine Spitze und der Maler, der es in sich aufgenommen hat und sich trotzdem an Madonnen wagt, ist entweder keiner, oder er arbeitet, was er freilich muß, um zu leben, auf Bestellung, denn die Aufgabe ist so verzweifelt, als wenn Jemand der Sonne ein neues Gesicht geben oder mit einem Blüthenzweig, der vielleicht recht duftig ist, über einen Stern wegwerfen sollte!

VI.

Berlin, 9. Juli.

Als ich im Frühling hier war, staunte ich über die unendliche Menge von Hyacinthen, die ich, wie aus Himmelshöhen, über die Stadt des „Sandes" ausgestreut fand. Jetzt, im Sommer, setzt mich die Fülle der Früchte in Verwunderung, womit die Märkte überschwemmt sind. Erdbeeren und Kirschen, wie wir sie in solcher Größe und Schönheit in Wien nur selten erblicken und noch seltener bezahlen können, werden hier zu den billigsten Preisen feil geboten und kommen deshalb eben so gut auf den Tisch des Handwerkers, wie auf die Tafel des Geheimraths oder des Rentiers. Nur die Pfirsiche und Trauben machen sich nicht mit dem Proletarier gemein, alles Uebrige gehört ihm so gut, wie den Exclusiven. Das ist das Resultat der Eisenbahnen, die den Ueberschuß der Provinzen und der Nachbarstaaten auf's rascheste hierher befördern, denn früher war es allerdings anders. Welch ein Triumph des Geistes spricht sich in dieser einfachen Thatsache aus, und welch eine Perspective öffnet sie für die Zukunft! Ja, wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die Erdtheile sich die Hände reichen, wie jetzt die einzelnen Länder, und sobald kein Halm mehr verfault, keine Frucht mehr verdirbt und kein Ochse mehr blos der Haut wegen geschlachtet wird, kann auch kein Mensch zu viel mehr geboren werden. Das steht fest, und diesen Zustand möglichst bald herbeizuführen, ist die dringendste Aufgabe der Geschichte. Sie wurde freilich dadurch nicht erreicht, daß Demokraten vom reinsten Wasser den Damen, denen sie begegneten,

die weißen Schnupftücher aus der Hand rissen, sich derselben bedienten und sie beschmutzt zurückgaben, wie es in den Straßen Berlins im Jahre 1848 mehrfach vorkam. Sie wird aber auch dadurch schwerlich erfüllt, daß die Staatslenker die furchtbare Macht der hungernden Mägen ignoriren oder wenigstens zu gering anschlagen, was doch hie und da, wenn auch nicht bei uns, zu geschehen scheint. Das jüngste Gericht hat Pausen und nur, wenn diese nicht benützt werden, brechen Himmel und Erde wirklich zusammen. Möge die gegenwärtige Segen bringend sein; Niemand kann es sehnlicher wünschen, als der Künstler!

Mein erster Gang war dies Mal zum Denkmal Friedrich des Großen. Nun, Deutschland ist wirklich um ein bedeutendes Kunstwerk reicher geworden, und das will etwas sagen. Es war nicht leicht, den alten Fritz des Volkes, der sich des Krückstocks gern als Scepter, der Westentasche als Schnupftabaksdose bediente, und den Heroen des siebenjährigen Krieges in Eins zu verschmelzen; aber es ist gelungen. Seiner Unsterblichkeit gewiß, blickt der König von seinem kühnen Roß auf den Haufen von Gaffern und Bewunderern herab, der sich fast unabläßig zu seinen Füßen drängt, allein es sind nicht alle Züge der Verwandtschaft zwischen ihm und dem Stamm, aus dem er hervorging, verwischt, es ist etwas „Erde“ an seinem Stiefel sitzen geblieben, und gerade dies Bischen märkischer Erde erhält ihn lebendig. Nichts Abscheulicheres als der fürchterliche zweite Tod in Erz und Stein durch Bildner und Gießer, auf den es bei einer verunglückten Auferstehung immer hinausläuft; dies idealistische Verblasen einer bedeutenden Menschengestalt in's Nichts der sogenannten reinen Form, oder das rohe Verbacken derselben zu einem Klumpen Materie, worin der Realismus sich gefällt. Beide Klippen sind glücklich vermieden und darum hat man einen Eindruck, als ob der Heros uns aus den Wolken noch einmal die Hand reichte. Es kann mir nicht einfallen, das Denkmal zu beschreiben; als Beweis des großen Sinnes, worin es gedacht und ausgeführt ist, werde nur noch bemerkt, daß neben der königlichen auf dem Sockel auch anderen Unsterblichkeiten, die sich nicht mit dem Degen, sondern mit einem friedlicheren Instrument ein Recht auf das Andenken der Jahrtausende eroberten, der schuldige Ehrenzoll zu Theil wird. Da findet sich nicht blos der „Preußische Grenadier“, der alte **Gleim**, der mit seinen Kriegsliedern das Heer begeisterte; nicht blos Ewald Christian **Kleist**, der auf dem Schlachtfelde

an einer Kosakenlanze zu Tode blutete; nicht blos Christian Garve, der Philosoph, den die Wissenschaft überhüpfen mag, der aber allen Leidenden in seinem erhabenen Duldungsmuth ein ewiges Vorbild werden kann. Da findet sich auch Christian Wolf, der zähe Apostel Leibnitzen's, den Friedrich's Vater aus dem Lande jagte und, falls er sich nach vier und zwanzig Stunden noch betreten ließe, mit dem Strick bedrohte; da findet sich Gotthold Ephraim Lessing, der kühne Johannes eines größeren Messias, den die Protestanten, denen er angehörte, noch eher in den Bann thaten, als die Katholiken; da findet sich endlich Immanuel Kant, der die Welt von seinem Katheder herab noch viel gewaltiger bewegte und erschütterte, wie Friedrich mit all seinen Kanonen, und den später ein Wöllner, ein Individuum, das nur wegen dieses Attentats auf den letzten Zeus der Vergessenheit entgeht, unter Censur stellte. Das heißt im Geist des großen Königs denken und gereicht dem Monarchen, welcher der Conception des Künstlers seine Sanction nicht versagte, eben so wohl zum bleibenden Ruhme, wie diesem selbst.

VII.

Ich hatte Ihnen ein Tagebuch in Briefen zugedacht, und wahrlich es mangelte nicht an Stoff der mannigfaltigsten Art, aber ich hatte dabei nicht in Anschlag gebracht, daß der Reisende ein Gemeingut ist, wonach ein Jeder greifen darf, dem es gefällt. Der Eine bittet sich seinen Morgen aus, weil er ihm etwas Interessantes zu zeigen hat: der Andere legt Beschlag auf seinen Mittag, weil er ihn mit Theilnehmenden, oder, um Goethe's Ausdruck zu gebrauchen, mit Wohlwollenden bekannt machen will; der Dritte verlangt seinen Abend, weil man sich denn doch auch einmal ausplaudern muß. So ist der Tag aber herum, und da sich nach Mitternacht ein Gläubiger einzustellen pflegt, den Niemand abweisen kann, so bleibt für das Tagebuch keine Zeit übrig, und es fällt weg. Lassen Sie mich nur noch einmal auf den ehrwürdigen Tieck zurückkommen.

Ich fand ihn leider nicht so weit fortgeschritten, als ich gehofft hatte; der kalte Sommer war ihm zu feindselig gewesen. Ein Diner in Potsdam, auf das er sich sehr zu freuen schien, konnte nicht zu Stande kommen, weil der Arzt ihm verbot, die Stadt zu verlassen; dennoch sah ich ihn oft und verlebte unver=

geßliche Stunden in seiner Nähe. Nicht, als ob das Gegensätz-liche, das in mancher Beziehung in unseren Naturen liegt, nicht zum Vorschein gekommen, oder gar absichtlich zurückgehalten worden wäre. Im Gegentheil, es wurde offen ausgesprochen, und da zeigte es sich in einem concreten Fall, daß der Altmeister das Bestreben des Jüngeren, allen seinen Gebilden eine reale Basis zu geben und das Moment der Idealität ausschließlich in die Verklärung dieser Basis zu legen, für eine Art von Furcht hält, das Element in reine Poesie auf-zulösen, während der Jüngere sich nur dadurch vor der Abirrung in's Leere schützen zu können glaubt. Aber der Punkt wurde von beiden Seiten nicht ohne jene heilige Scheu berührt, welche die Achtung vor dem mit jedem Individuum ge-setzten und immer nur zum kleinsten Theile enträthselbaren Mysterium erheischt, und freilich ist es ein Anderes, ob ein Un-terschied auf die Natur selbst zurückgeführt und aus der Welt-wurzel abgeleitet wird, oder ob man bei Zufälligkeiten stehen bleibt und wohl gar, wie es oft geschieht, verschiedene Stadien eines und desselben Weges mit einander verwechselt, sich also an Differenzen abquält, die nur scheinbar vorhanden sind. Für mich waren diese Erörterungen unendlich fruchtbar, für Tieck waren sie jedenfalls anregend und darum heilsam; sein Geist ist ein Spiegel, der die Erscheinungen, so weit sie überall hineinfallen, mit unglaublicher Treue und Reinheit wiedergibt, wer daher den Rahmen, der die Objecte zuweilen zerschneidet, abzuziehen ver-steht, was immer und überall nothwendig ist, der trägt einen bleibenden Gewinn davon, wenn er sich mit ihm berührt. Wir Deutsche bewegen uns in einem höchst seltsamen Widerspruch, der wohl nur den wenigsten zum Bewußtsein kommt; in der Kunst verlangen wir eigenthümliche, scharf umrissene Charaktere, die uns überraschen, sich mithin doch gewiß auch von uns unter-scheiden sollen, im Leben können wir sie nicht ertragen, so daß der armselige nur auf die ganz unreife Jugend und die gestem-pelte Mittelmäßigkeit passende Spruch: „ex sociis noscitur“ bei uns wirklich, wie wir zu unserer Schande eingestehen müssen, im weiteren Kreise Anwendung findet. Wenige haben sich auf dem Wege unablässiger Fortbildung von dieser plumpen Schranke so frei gemacht wie Tieck, und gerade in dieser Beziehung möchte ich der Nation den edlen Greis als Vorbild empfehlen. Es ist doch der entschiedenste Beweis von innerer Haltlosigkeit, wenn

man seinem Gegensatz, mit dem man sich messen und an dem man sich stärken sollte, feig und zitternd ausweicht, und es verräth doch den dürftigsten Begriff von der Menschennatur, wenn bei uns fast allgemein angenommen wird, daß zwei principielle Gegner nicht miteinander zu Mittag essen können, ohne daß der Eine oder der Andere Gefahr läuft, die Seele einzubüßen, d. h. seine Grundüberzeugungen aufzugeben. Je bedeutender das Individuum ist, um so weniger ist es dem ausgesetzt, um so mehr bedarf es aber auch eines Reizes, den ein vielstimmiges Echo, wie es aus dem Umgang mit lauter unbedingt Gleichgesinnten hervorzugehen pflegt, niemals darzubieten vermag. Bei dem Dichter, wenn er anders nicht zu den Mückenfängern und Veilchensängern gehört, versteht sich das von selbst, denn er kann das Gesetz nur aus der Totalsumme aller Erscheinungen abstrahiren, er steht der Welt gegenüber, wie einem difformirten Gemälde, einem jener zerschnittenen Vexirbilder, an denen kein Stück fehlen darf, wenn es richtig entziffert werden soll. Aber es dürfte auch im Allgemeinen das Hauptkennzeichen echter Bildung sein, ob Jemand im Stande ist, den Menschen wie ein Kunstwerk, als ein nun einmal so und nicht anders Gegebenes, hinzunehmen und gelten zu lassen, oder nicht. Allein es wird bei uns wahrscheinlich noch lange dauern, ehe diese Ansicht der Dinge sich Bahn bricht, obgleich sie sich bei einigem Nachdenken von selbst ergiebt; fällt es uns doch sogar noch schwer, sie auch nur in der Literatur festzuhalten, wie Tieck's eigenes Beispiel am besten beweist. Möge der seltene Mann sich bald so weit erholen, daß er an die Redaction seiner Memoiren gehen kann; ein werthvolleres Geschenk kann er der Nation, nun sein höchst bedeutender Briefwechsel völlig geordnet und druckreif vorliegt, nicht mehr machen, und ich habe ihm die Herausgabe dringend an's Herz gelegt. Das Buch wird manches überraschende Urtheil, manche frappante Anekdote bringen; eine, die für das Verhältniß der Hegelschen Philosophie zur romantischen Schule Epoche machend und verhängnißvoll geworden sein soll, darf ich erzählen. Tieck liest eines Abends in Anwesenheit Hegel's und mehrerer seiner Schüler den Othello vor und erregt, wie gewöhnlich, einen mächtigen Eindruck, namentlich durch seine Reproduction des Jago. Der Philosoph, ebenfalls stark ergriffen, schweigt lange, räuspert sich dann und bricht in die unglaublichen Worte aus: „Wie zerrissen muß dieser Mensch — Shakespeare nämlich! —

in seinem Innern gewesen sein, daß er das so darstellen konnte.“ Der Dichter, seinen Ohren kaum trauend, antwortet lebhaft: „Professor, sind Sie des Teufels?“ und die entente cordiale war nicht blos für den Abend gestört. Die Anekdote verbürgt sich selbst, noch ganz abgesehen von dem Munde, aus dem sie kommt, denn sie ist symbolisch und wird sich zwischen Philosophen und Poeten immer und ewig wiederholen, sonst würde sie hier von mir nicht aufgezeichnet worden sein. Tieck ist durch die Pietät seines Königs in eine nicht blos sorgenfreie, sondern möglichst behagliche Lage versetzt, und diese Pietät ist nicht genug anzuerkennen. Als Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung in Schelling, Cornelius, Tieck u. s. w. die Repräsentanten einer vergangenen Zeit nach Berlin berief und die Gegenwart ausschloß, da war der Witz leicht gemacht, daß man in Preußen die niedergebrannten Kerzen theurer bezahle, wie die ganzen. Aber er war unverständig, denn die Jugend soll sich selbst helfen, und wenn sie das nicht kann, so steckt Nichts hinter ihr, geht also auch Nichts an ihr zu Grunde; das Alter dagegen, das seine Kräfte ausgegeben und nicht sich in kleinlichem Eigennutz die Hütte gebaut, sondern unbekümmert um die eigene Zukunft den Tempel der Nation mit einem neuen Pfeiler versehen oder mit einem neuen Zierrath geschmückt hat, soll im Prytaneum des Staats seines Platzes nicht entbehren. Dabei ist denn freilich zu wünschen, daß nicht die persönliche Sympathie oder Antipathie der Leitenden, sondern allein die durch die Wirkung erprobte Bedeutung entscheide, denn dem Staat geziemt es noch mehr, als dem Einzelnen, alle Gegensätze in sich aufzunehmen, da er, wie die Welt selbst, eben auf der Vermittlung derselben beruht.

Auch an jüngeren Männern von Geist und Talent ist Berlin noch immer reicher, wie jede andere deutsche Stadt, und mehr als Einer ist darunter, der sich um Wissenschaft und Kunst schon unsterbliche Verdienste erworben hat. Vor Allen wäre da Rötscher zu nennen, aber sein Kreis ist bereits so groß, und seine Position, trotz aller Anfeindungen, so fest, daß er dessen überall nicht mehr bedarf. Also nicht von dem Hauptrepräsentanten der gegenwärtigen dramatischen Kritik sei hier die Rede; dieser wird sich der Nation nächstens durch eine gewichtige Arbeit über den Gervinus'schen Shakespeare selbst in Erinnerung bringen. Aber ein Wort über den Mann und Menschen ist nicht überflüssig, da

man von diesem ziemlich allgemein ein ganz verkehrtes Bild zu haben scheint. Niemand hat die Professorenperücke weiter weggeworfen, als Rötscher; er gleicht einem gebildeten Officier, der, wenn er den Salon betritt, sich's gar nicht merken läßt, daß er den Degen je gezogen hat. Wer im geselligen Leben aus ihm den Hegelianer heraus zu wittern glaubt, der verwechselt höchst wahrscheinlich den Hegelianismus mit dem Geist überhaupt und wähnt, dieser unbequeme Gast sei erst mit Hegel in die Welt gekommen; wer gar von gelehrtem Pedantismus redet, der muß im Verkehr an die allerleichteste Scheidemünze gewöhnt sein und sich einbilden, der Pedantismus fange an, wo die Unwissenheit und die Fadheit aufhört. Auch Theodor Mundt hat sich jetzt mit seiner reichbegabten Frau, seine Breslauer Professur mit einer Bibliothekarstelle vertauschend, bleibend in Berlin angesiedelt und übt sein gar nicht genug zu schätzendes Vermittlungstalent in angestrengtester Thätigkeit nach allen Seiten. Sehr liebenswürdig steht seiner harmonisch abgeschlossenen Persönlichkeit die schöne Hingebung, deren sie fähig ist, wie mich denn die mir von ihm auf alle mögliche Weise dargelegte herzliche Freude über den Erfolg der „Judith", in dem er, wohl zu enthusiastisch, eine förmliche Rehabilitirung des Theaterpublicums erblickte, fast noch mehr erquickte, wie dieser Erfolg selbst. Eine eigenthümliche, aber höchst bedeutende Erscheinung, mehr gehaßt und gemieden, als geliebt und aufgesucht, ist J. L. Klein, als dramatischer Dichter bekannt, als Kritiker gefürchtet. Man kennt meine Vorliebe für Specialitäten, für Menschen, deren Hintermann Niemand nennen kann, und wahrlich, eine größere ist mir noch selten vorgekommen. Die Natur scheint zuweilen eine Fülle kostbarer Elemente in einem Individuum niederzulegen, aber die Mischung scheint ihr zu mißglücken oder das Individuum läßt es an sich fehlen und rundet sich nicht ab. Eines von Beidem ist der Fall bei Klein. Wer kann seine Stücke: „Maria von Medicis", „Luines", „Schützling", Cavalier und Arbeiter" u. s. w. lesen, wer nur eine einzige seiner Kritiken, ohne über den Reichthum von Anschauungen und Gedanken zu erstaunen, der ihm entgegen blickt? Aber wer hat nicht eine Empfindung dabei, als ob er Irrlichter im Zugwind tanzen sähe, weil es überall an den reinen Linien mangelt, die freilich einschränken, aber nur, um fertig zu machen? Klein streut sein Pulver auf den Tisch, statt es in die Büchse zu laden, er ergötzt sich mehr daran, es in phan=

tastischen Zickzack-Figuren rasch verflackern zu lassen, als es zum Schuß zu verwenden. Er kehre die Sache einmal um, und er wird erlegen, was er auf's Korn nimmt; dann wird er sich aber auch mit Manchem aussöhnen, wogegen er jetzt ungerecht ist. Meine warme Theilnahme kann er nicht verkennen, darum beherzige er meinen Fingerzeig. Uebrigens ist er im „Schützling" schon auf gutem Wege. Bruno Bauer habe ich nicht gesehen, obgleich ich ihn aufsuchte und, dem mir gewordenen Rath folgend, mit dem Fuß, anstatt mit dem Finger bei ihm anklopfte; er bildet eine Art von Gegensatz zu Klein, indem in ihm ein einzelnes Vermögen auf Kosten aller übrigen ungebührlich hervorgetreten ist, und ich hätte mir ihn schon aus diesem psychologischen Grunde gern gegenständlich gemacht.

Aus Hamburg.

1853.

I.

Sie waren so freundlich, mich zu einigen Reiseberichten aufzufordern. Ich danke Ihnen von Herzen dafür, denn ohne einen äußeren Grund komm' ich selten oder nie dazu, Eindrücke zu fixiren, und doch verdient so mancher, fest gehalten zu werden. Wird doch gerade das Eigenthümlichste nur im Fluge erhascht, indem die feinsten Unterscheidungslinien gleich verschwinden, wenn man näher herantritt, um den Gegenstand in prosaischer Beschaulichkeit zu mustern, so daß man auf eine Traumerscheinung los zu schreiten glaubt und plötzlich vor einem ganz ordinären Baum steht, dessen Rinde zufällig so aufgesprungen ist, daß der Stamm einem Menschen-Angesicht gleicht! Dennoch fürchtete ich fast, Ihrer Aufforderung nicht entsprechen zu können. Nicht bloß aus dem gewöhnlichen Grunde, weil der neue Stoff sich immer schon zudrängte, bevor der alte noch bewältigt war, und weil es eben so schwer hält, eine Fülle aphoristischer Phantasien und Halbgedanken zu einem Totalbilde zu verknüpfen, als aus den Blumen des Feuerwerkers einen Strauß zu winden! Die

Melancholie war dies Mal meine Begleiterin, die alte Schlange, von der die Edda erzählt, die sich aber nicht bloß um die Erde, sondern auch um jeden Menschen, den sie trägt, herum ringelt, hörte nicht auf, mich zu stechen, und man soll sich nach meinem Gefühl bei düstern Stimmungen so fest in sich selbst verschließen, wie die Todten in ihre Gräber, die ja auch ihre Schmerzen und Geheimnisse nicht ausplaudern. Der unaufhörliche graue Regen, hin und wieder mit grellen Sonnenblicken vermischt, war wenig geeignet, diesen geistigen Nebel zu unterscheuchen, der wohl jedes tiefere Gemüth von Zeit zu Zeit zu Boden drückt, aber Frühling, Sommer und Herbst, wenn sie in reizendster Mischung einmal zugleich hervorträten, würden auch nichts gegen ihn ausrichten. Es gibt ein Weh, das nicht aus den einzelnen Dissonanzen des Lebens, nicht aus den Schwankungen von Furcht und Hoffnung, von Glück und Unglück hervorgeht, sondern das dem Leben selbst in unergründlicher Unmittelbarkeit entquillt, und gegen dieses Weh ist nur Derjenige geschützt, der die Weltwurzel auszuziehen versteht, wie die Köchin eine Petersilienwurzel. Der Mensch erwehrt sich seiner mit den Jahren zwar mehr und mehr, und wär' es selbst dadurch, daß er mit Swift ausruft: „Vive la bagatelle!"; aber es kehrt immer wieder, und wer weiß denn, ob der Tod nicht gerade dann eintritt, wenn es uns zum ersten Mal über den Kopf wächst, denn für rein zufällig kann ich ihn nicht halten, und auf die Verknöcherung der Organe und die Vertrocknung der Säfte möchte ich ihn auch nicht gern allein zurückführen. Die Tröstungen der Liebe und der Freundschaft vermögen über einen solchen Gemüthszustand eben so wenig viel, wie die Natur; er muß durchgemacht werden, wie eine Krankheit, und sein Charakteristisches liegt eben in der gänzlichen Vereinsamung und der damit verbundenen Unzugänglichkeit. Jetzt ist er vorüber und die raschere Herstellung verdanke ich Helgoland; bevor ich aber von diesem wunderbaren Felsen spreche, sei mir ein kurzer Rückblick auf die vorhergegangenen Stationen gestattet.

In Dresden freute ich mich sehr, nach einem langen, langen Zwischenraum Gutzkow einmal wieder zu sehen und mich zu überzeugen, daß das Gesättigte seiner letzten und bedeutendsten Production, der „Ritter vom Geist", auf ihn selbst übergegangen ist; wir erinnerten uns der Tage, die wir in Hamburg mit einander verlebten, und nicht ohne Rührung sah ich einen Sohn

neben ihm am Tisch Platz nehmen, der jetzt fast so groß war, wie der Vater selbst, und dessen Geburt ihm gerade angezeigt wurde, als wir einst in der „Stadt Petersburg“ mit einander aßen. Die Kinder treten uns schon auf die Fersen, wir müssen uns beeilen, wenn wir noch etwas vollbringen wollen! Auch die Gemäldegallerie machte wieder den gewohnten tiefen Eindruck auf mich; nur ist dieser bei mir nie ein heiterer und war es jetzt natürlich am wenigsten. Ich kann eher in einem Beinhause ohne Erschütterung umher wandeln, als in einem Bildersaal, denn ein Haufen weiß gebleichter Knochen und ein Haufen Steine sind nicht weit auseinander; aber ein im Fluge durch den Pinsel aufgefangenes Lächeln, ein schmelzender Blick, ein Zucken des Mundes, und dabei der Gedanke an Staub und Asche, das packt mich mit Ueberwältigung! Nur das, was nie gelebt hat, weil es entweder unter den Händen des Stümpers Schatten und Schemen blieb, oder weil es, wie die Raphael'sche Madonna, gleich bei der Geburt dem Dunstkreis des Athmens durch den Meister entrückt wurde, macht davon eine Ausnahme. In Berlin hatte ich Gelegenheit, das große Talent eines österreichischen Landsmannes, des Professors Schramm aus Teschen, in neuen Proben zu bewundern und halte es für Schuldigkeit, auf seine Leistungen aufmerksam zu machen. Er hat ein Album der Zeitgenossen in Bleistiftzeichnungen angelegt und kam zu mir, um das schon vor drei Jahren angefangene Bild von mir zu vollenden. Daraus konnte wegen Kürze der Zeit freilich nichts werden, aber ich ließ mir den inzwischen entstandenen Zuwachs zeigen und war namentlich über das Portrait Tieck's erstaunt, das in Auffassung und Ausführung Nichts zu wünschen übrig läßt. Einige Blätter aus diesem Album würden eine Zierde der Wiener Kunstausstellung sein. Hamburg empfing mich, wie schon so oft, mit einem Regen, der nicht von oben aus des Aethers Höhen, sondern aus einem ausgedrückten Schwamm zu kommen schien; dabei wurde ich aus einem Orgelkasten, der fast im Schlaf gedreht wurde, angeorgelt: „Freut Euch des Lebens!“

II.

So unfreundlich Hamburg mich auch begrüßte, so überreich hat es mich dafür durch eine ganze Reihe der schönsten Tage entschädigt. Hamburg ist und bleibt eine der allerinteressantesten Städte Deutschlands! Aeußerlich mahnt es, so auffallend dies

auch klingen mag, vielfach an Venedig. Die Alster mit ihren beleuchteten Böten, aus denen Gesang und Musik erschallt, steht an einem reizenden Sommerabend gar nicht zu weit hinter der Riva oder dem Canal grande zurück. Wer aus eigener Anschauung vergleichen kann, wird über die Aehnlichkeit erstaunen. Aber auch die Altstadt, mittelalterlich zusammengeschoben und finster, wie sie ist, bietet Punkte dar, die unmittelbar aus Venedig herübergeholt zu sein scheinen. Man stelle sich nur an eins der dunkelgrün dahinschleichenden Fleete, die sie in krausen Windungen durchziehen, und frage sich. Links und rechts sind Pfähle eingerammt, die einst vielleicht als stolze Eichen in einem schleswig-holsteinischen Walde aufwuchsen und jetzt gar demüthig die Hamburger Kaufhäuser tragen; hie und da führt eine Brücke hinüber und über den Wasser- oder vielmehr Sumpfspiegel gleiten die schwer beladenen Jollen langsam fort, um bei irgend einem Speicher anzuhalten. Freilich läuft überall eine mehr oder minder breite Straße nebenher, aber auch in Venedig kann zu Fuß gehen, wer keine Lust oder kein Geld hat, sich in die Gondel zu setzen. Ich hatte dieses Mal bei meinen Wanderungen durch Hamburg oft das Gefühl: dies sahst du schon im Traume, bis mir einfiel, daß ich es vor einem Jahr in Italien sah. Innerlich hat die alte Hansestadt allerdings mit der ehemaligen Meerkönigin nicht die geringste Verwandtschaft, und das erhöht noch das Eigenthümliche des Eindrucks: dieselbe Retorte und eine so ganz andere Mischung! Hier haben wir den Norden vor uns, wie er sich ganz entschieden vom Süden lossagt, und nicht mit Schmerz und Resignation, sondern mit Lust und Behagen. Nicht an der Spree muß stecken bleiben, aber auch nicht über die Elbe muß hinausgehen, wer ihn kennen lernen will; diesseits des Strichs gibt es noch Kampf und jenseits stellt sich die Trauer ein. Nur hier stehen Gewinn und Verlust im Gleichgewicht: Formen und Farben vertrocknen und erlöschen, aber das Mark wächst dafür in den Knochen, und was der Erscheinung mangelt, das wird in die That gelegt. Tanzen muß man die friesischen Volksstämme, die sich hier alle zusammenfinden, nicht sehen; sie haben mehr Grazie, wenn sie pflügen und eggen oder als Matrosen im Sturm den Mastkorb erklettern, als wenn sie sich rhythmisch nach den „Götterklängen" der Musik bewegen. Ganz anders nehmen sie sich schon aus, wenn sie zu Pferde sitzen, und ich selbst habe einen Jugendfreund, der so mit dem Thier, das ihn trägt, zu-

sammengewachsen zu sein scheint, wenn er über Hecken und Gräben dahinstürmt, daß er gar wohl zu der Fabel von den Centauren Anlaß geben könnte, falls sie nicht längst erfunden wäre. Schön aber werden sie erst auf dem Schlachtfeld, denn nur da fällt Sollen und Wollen bei ihnen gänzlich zusammen, und seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten schlagen sie sich nicht blos, weil es ihnen Pflicht dünkt, sondern noch mehr, weil es ihnen Wollust ist. Nicht selten begegnet man noch einer felsenhaft aufgebauten und dabei doch von Milde umflossenen Männergestalt, die an den starken Bauer mahnt, von dem die holsteinischen Chroniken erzählen, daß er alle Beleidigungen eingesteckt habe, weil er seine Fäuste gar nicht brauchen konnte, ohne zu tödten. Doch glaube ich zu bemerken, daß der große Nivellirungsproceß der Zeit, den Dampfböte und Eisenbahnen auf unberechenbare Weise fördern, das Charakteristische auch in Hamburg bedeutend angreift. Das gemeine Volk ist höflicher, natürlich auch pfiffiger geworden; wenn man nach dem Wege fragt, so wird Einem, wie mir früher sehr oft begegnete, die Richtung nicht mehr stumm durch den ausgestreckten Arm oder den erhobenen Fuß angedeutet, sondern es wird eben so artig als umständlich Bescheid gegeben; auch lachen die Mägde nicht mehr hinter einem Schnurrbart her, den sie ehemals nie ohne Hohn passiren ließen. Die Sonntagsschulen haben dies Resultat geliefert, auch der Mäßigkeitsverein soll floriren, und vielleicht wird bald gar kein Arbeitsmann mehr gefunden, der, wenn er sich in trunkenem Zustande im Jungfernstieg an einen Baum stößt, sich indignirt umwendet und dem Baum zuruft: Kann Er S . . . . l nicht sehen, daß Er nicht ausweicht? Dagegen hat der Kalender, der in der ganzen übrigen Welt stabil zu sein pflegt, in Hamburg an Eigenthümlichkeit gewonnen, wenigstens die Ausgabe desselben, deren man sich auf den Comptoiren bedient. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich, ihn zufällig in die Hand nehmend, mitten unter den Heiligen diverse Hamburger Kaufleute erblickte, als ich neben Cyrillus und Laurentius, Cyprian und Sylvester wohlbekannte Börsennamen, wie Schröder, Amsingk u. s. w. eingetragen fand! Das ist ganz neu und geht denn doch etwas weit!

III.

Wienbarg war es, der mich nach Helgoland hinübertrieb. Niemand konnte mich leichter dazu überreden, als er, denn sein Name ist durch sein noch bei weitem nicht genug gewürdigtes Tagebuch so untrennbar mit Helgoland verbunden, daß man ihn den Genius des Eilands nennen kann. Es war mir eine große Freude, ihn nach langer Trennung einmal wieder zu sehen, und ich kann allen Denjenigen, die ihn für verschollen halten, weil er mehr, wie sie, in der Tiefe zu thun hat und darum von Zeit zu Zeit für längere oder kürzere Frist verschwindet, die Versicherung geben, daß seine Thaten keineswegs schon hinter ihm liegen. Man wirft die Lebendigen in unserer Periode überhaupt etwas vorschnell zu den Todten und greift dem ruhenden Herkules nur gar zu gern nach der Keule, weil er sie nicht gegen Ratten und Mäuse braucht. Der Verfasser der „Aesthetischen Feldzüge," die trotz mancher Einseitigkeiten einst um so tiefer einschnitten, als sie sich von aller Abstraction fern hielten und dennoch meistens den innersten Lebensnerv trafen, wandelt jetzt mystische, tief verschlungene Wege. Er brütet über dem Geheimniß der Sprache, und es sind ihm Lichter aufgegangen, die nur Derjenige zu würdigen weiß, der sich selbst in den Gegenstand vertieft und wenigstens seine allumfassende Natur erkannt hat. Denn die Sprache ist das erste Product des großen poetischen Processes, der alle Elemente der Welt in sich aufnimmt, um sie zu steigern und zu verklären; sie ist selbst ein Gedicht und schwebt wie ein solches auf wunderbare Weise zwischen Willkür und Gesetz in der Mitte. Das muß man freilich wissen, wenn man gegen Wienbarg's Bestrebungen gerecht sein soll. Uebrigens denkt er daran, auch seine journalistische Thätigkeit wieder aufzunehmen, und es wäre zu wünschen, daß seine „Norddeutsche Zeitung" recht bald zu Stande käme, damit Gutzkow's „Telegraph" endlich in Hamburg ersetzt würde. Wienbarg sollte ich denn auch die Bekanntschaft mit seinem geliebten Helgoland schuldig werden und wenn, wie ich glaube, ein durchaus eigenthümlicher, mit gar keinem anderen vergleichbarer Eindruck ein Gewinn für's Leben ist, so muß ich ihm danken, denn dieser Fels hat eine wirkliche Urphysiognomie.

Von der Ueberfahrt nach Helgoland sage ich Nichts. „Der Schiffe mastenreicher Wald" im Hamburger Hafen, an sich aller-

dings imponirend genug, wird jedes Jahr hundertmal geschrieben; Nienstädten, Blankenese u. s. w. findet Jeder, der vorbei kommt, reizender als ich, der ich das Nette und Niedliche in der Natur eben so wenig als in der Kunst leiden kann, und dem Kraken, von dem der Wallfisch eine bloße Laus sein soll, bin ich nicht begegnet. Doch will ich Ihnen eine hübsche Geschichte nicht vorenthalten, die mir erzählt wurde, als wir den Brunsbüttler Kirchthurm, die äußerste Spitze meines Vaterländchens Dithmarschen, im Gesicht hatten. Dort strandet vor Jahren ein Schiff, auf dem sich egyptische Mumien befinden. Diese werden aufgefischt, als menschliche Leichname erkannt und von meinen Landsleuten nach frommem christlichen Brauch begraben. Die Glocken werden geläutet, die Chorknaben singen, der Prediger spricht ein Vaterunser, und vielleicht ist es König Rampsenit nebst Familie, dem die Ehre widerfährt. Regt das nicht zu ganz eigenen Gedanken über unser Schicksal im Tode an?

Wir hatten contrairen Wind und brauchten deshalb etwas länger Zeit wie gewöhnlich; gegen sechs Uhr Abends taucht der röthlich gesprenkelte Fels aber vor uns auf. Denken Sie sich einen kolossalen steinernen Würfel, nothdürftig mit Erde bedeckt, so daß Kartoffeln und Rüben eben gedeihen, überall steil abschüssig, vielfach zerklüftet and zersägt, und Sie haben Helgoland vor sich. Denken Sie sich ein emsiges Völkchen dazu, das sich in ewiger Rührsamkeit ameisenhaft anklammert, als ob von dem ganzen großen Planeten nur noch dieser kleine, dem Zerbröckeln nahe Rest übrig geblieben wäre, und Sie sehen die Helgoländer. Nirgends wird mehr eingesetzt, um weniger zu gewinnen, als hier, aber gerade die schmale Situation ist dem Durchschnittsmenschen am zuträglichsten, und darum haben die hiesigen Fischer und Schiffer mehr Rundes und Abgeschlossenes, als alle Dichter und Philosophen zusammengenommen. Mich begünstigte das Wetter ausnehmend; es veränderte sich jeden Augenblick und so hatte ich Gelegenheit, Insel und Meer während meines kurzen Aufenthalts in allen möglichen Schattirungen kennen zu lernen. Den ersten Tag erlebte ich einen Sturm, der die Bänke auf dem Oberland umstürzte, obgleich sie in die Erde eingegraben sind, und die Schafe, die der Milch wegen zahlreich gehalten werden, fast herunter gefegt hätte: Mit Entzücken sah ich, auf die einzige alte Kanone gelehnt, durch die England sich hier gegen das mächtige Deutschland vertheidigt, dem tobenden Wogenspiel zu meinen

Füßen stundenlang zu; die Nordsee ist ja auch meine Amme, wenn sie an der dithmarsischen Küste ihr wildes Zerstörungslied auch nicht ganz so grausenhaft singt, und sie mag mehr Gewalt über mich haben, als ich selbst weiß, denn ich höre sie viel zu gern, als daß ich ihr nicht unbewußt nachlallen sollte. Diesmal erleichterte sie mich: auf einem Schlachtfeld thut Niemand der Finger mehr weh, und wer einem Kampf zwischen der Erde und dem Meer zuschaut, dem lös't sich die Spannung in der eignen Brust. Der Abend spannte einen Regenbogen über die Insel, wie ich nie einen ähnlichen erblickte, und der folgende Tag endigte mit einem herrlichen Sonnenuntergang.

Doch gehört das Schöne eigentlich nicht hierher, so wenig wie die lackirten Häuser oder wie die Kursäle und Conversationshallen mit ihren Pharotischen und Musikbanden, es stimmt nicht zum Grundton und man möchte es nach Italien heimschicken, woher es kommt. Rührend und höchst charakteristisch für die engen, knappen Verhältnisse der Insel schien mir eine Anekdote, die mir mein Freund Franz, ein geborener Helgoländer, der seinem Felsen treu geblieben ist, mittheilte. Eine alte Frau kommt in ihrem Leben zum ersten Mal auf's feste Land. „Mein Gott, mein Gott — ruft sie mit Thränen aus — wie groß ist Deine Welt!"

Ein Schloß und eine alte Familiengruft.*)

Die Zeitungen meldeten vor einiger Zeit ein furchtbares Unglück. Auf einem Schloß in Steiermark, hart an der ungarischen Grenze gelegen, wird der Sonntagsgottesdienst abgehalten. Es ist ein wunderbar schöner Morgen, die Kapelle kann die Zahl der von allen Seiten heranströmenden Andächtigen nicht fassen, und der Geistliche muß sich, wie es in ähnlichen Fällen schon öfter geschah, zu einer Predigt im Freien entschließen. Der Schloßhof ist groß, die steyrische und die ungarische Ritterschaft pflegte sich seiner in früheren Jahrhunderten zu den glänzendsten

*) Vom 10. bis 16. September 1856 verweilte Hebbel auf Bertholdstein, der Besitzung seines Freundes, des Hofrath Nordberg. Eine kürzere Skizze, welche später zu dem hier vorliegenden Aufsatze erweitert wurde, findet sich im 2. Bande der Tagebücher, von S. 436—439. D. H.

Turnieren zu bedienen, und die für den „reichen Kranz“ der schönen Damen bestimmten Gallerieen spinnen sich noch jetzt in länglichem, weit gestrecktem Oval um ihn herum. Dort, vor einem halb verwitterten steinernen Kruzifix, wird die Kanzel aufgeschlagen, und das heilige Werk beginnt. Aber plötzlich thürmen sich Regenwolken, der blaue Himmel verfinstert sich, und ein schreckliches Wetter kommt zu raschem Ausbruch. Die Menge stiebt auseinander. Einige finden Schutz unter den dichten, dunkeln Zweigen des riesigen Nußbaums, der in der Mitte steht, die Meisten stürzen die Treppe hinauf, die zu den noch immer wohl bedachten Gallerieen führt. Aber diese, längst gewohnt, nur noch den Gutsherrn oder einen seiner Gäste auf einer späten Wanderung in der Abenddämmerung zu tragen, brechen zusammen unter der neuen Last, die vermorschten Balken geben nach, die Pfeiler wanken, und wie der entsetzte Menschenhaufe sich nach und nach aus dem Chaos der Stein- und Holztrümmer wieder loswickelt, bleibt mehr als Einer liegen und wartet auf die Posaune des jüngsten Gerichts.

Diese Zeitungsnachricht war für mich der letzte Strich an einem mir wohl bekannten Bilde, das in voller Farbenfrische wieder vor mir auftauchte, als sie mir vor die Augen kam, und ich rief unwillkürlich aus: so mußte es kommen, wenn das Ganze einen Abschluß erhalten sollte, nun ist es endlich rund! Ich war nämlich mit dem alten Schlosse so vertraut, wie eine der Mäuse, die auf seinen Böden oder in seinen Kellern hausen, denn ich war vor Jahren einmal drei Tage lang darin herumgeklettert und hätte es schon damals natürlich gefunden, wenn es eingestürzt wäre, so wie ich ihm wieder den Rücken gewandt hatte. Als nun bald darauf in den Blättern eine offenbar vom Gutsherrn selbst hervorgerufene Berichtigung erschien, die zu beweisen suchte, daß die Wunden eigentlich keine Wunden, die Todten keine Todten gewesen seien, da trat auch dieser mein Freund, überall ein ernster, Ehrfurcht gebietender und erzwingender Mann, aber hier wider Wissen und Willen eine durchaus humoristische Erscheinung, in heller Beleuchtung wieder vor meine Seele hin, und mit ihm zugleich der seltsamste Contrast, der vielleicht jemals zwischen der Natur eines Besitzthums und der seines letzten Eigenthümers bestanden hat. Wenn der Sarg Karls des Großen bei der neuesten Eröffnung des Grabes mit allen Resten durch irgend einen der räthselhaften Zufälle, an denen die Weltgeschichte reich

ist, in die Hände eines Trödlers, statt in die des ehrwürdigen Domcapitels gerathen wäre, so hätte sein Schicksal nicht wunderlicher ausfallen können, wie das des alten Schlosses. Die Knochen würden durch sich selbst, als die eines Menschen und muthmaßlichen Christen, wenn auch nicht die eines Kaisers und unsterblichen Helden, vor Profanirung geschützt worden sein und ihr stilles Plätzchen innerhalb der Kirchhofsmauer neben der Asche eines ehrsamen Schuster- oder Schneidermeisters eingeräumt erhalten haben. Aber die Ueberbleibsel der byzantinischen Seide und des venetianischen Sammts, die unzerstäubt gebliebenen Fetzen alter Pracht und Herrlichkeit, in die man sie eingeschlagen fand, hätten sich nur zu leicht in die Bude eines Puppenspielers verirrt, um den abgeschabten Purpurmantel König David's zu ersetzen, und der Sarg, wenn er anders, was ich nicht weiß, was sich aber bei der langen Dauer doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, nicht von Holz, sondern von Marmor oder von Blei war, hätte in dem einen Fall ohne Zweifel an die Stelle eines Brunnentroges treten, in dem anderen in Dachrinnen- oder Kanonenkugelgestalt seine unfreiwillige Auferstehung feiern müssen. Nicht besser war das Loos des alten Schlosses gewesen, nur mit dem Unterschied, daß mein Freund, weit entfernt, bei der Veränderung desselben durch den Vortheil bestimmt zu werden, im Gegentheil sein Geld mit beiden Händen aus dem Fenster warf, um das zu beseitigen, was er ein wüstes Durcheinander nannte und was ihn in innerster Seele anwiderte. Er ging in der verfallenen Todtenburg wie ein modernes Gespenst umher und hätte die Geister der Abgeschiedenen, wenn er ihnen sichtbar geworden wäre, gewiß mehr erschreckt, wie sie ihn.

Seltsame, phantastisch-eigenthümliche Stunden, die mich mährchenhaft zwischen zwei entgegengesetzten Welten schaukelten, soll ich euer Gedächtniß wieder herauf rufen? Es werde hier in flüchtigen Umrissen versucht. Ungern folgte ich der Einladung meines Freundes, so sehr die klaren, goldenen Herbsttage auch zu einem letzten Ausflug vor der nahen Wintersperre lockten, denn ich hatte mich schon tief in eine Arbeit eingesponnen, und die künstlerische Production hat das mit dem Traum gemein, daß man sich auf sie eben so wenig vorbereiten, als sie, einmal unterbrochen, willkürlich wieder aufnehmen kann. Aber ich hatte ein Versprechen gegeben, wenn auch allerdings nur, wie in solchen Fällen gewöhnlich, in der sicheren Erwartung, daß ich

an die Erfüllung nie gemahnt werden würde; ich wurde wider Erwarten daran erinnert, wie ein ehrlicher Schuldner an den Verfalltermin seines Wechsels, und mir blieb, da mein Freund kein Mann der Ausreden war und, wie ein spanischer Zahori*), unter dem üppigsten Gras- und Blumenwuchs noch die Todten in der Erde liegen sah, durchaus nichts weiter übrig, als Alles bei Seite zu werfen und das Gelübde abzulegen, künftighin vorsichtiger zu sein. Doch war es nicht ganz so; alte Schlösser, um die Leben und Tod mit einander zu ringen scheinen, haben von Jugend auf einen unendlichen Reiz für mich gehabt, und auch mit meinem Freunde verkehrte ich trotz des schneidenden Widerspruchs unserer Naturen von Zeit zu Zeit sehr gern, denn wir standen, die großen Verhältnisse bei Seite gesetzt und den Vatermord sowie die Verschwörung von Brutus und Cassius abgerechnet, ungefähr so in der Welt zu einander, wie Hamlet und Julius Cäsar im Shakespeare, und es imponirte mir gewaltig, wenn er, von seinem ausgebreiteten amtlichen Wirkungskreise her an rasches Handeln gewöhnt, in viel kürzerer Frist tausend Pläne realisirte, als ich einen einzigen ersann, und das im Handumkehren vollbrachte, wozu ich eines monatelangen Anlaufs bedurft hätte, wogegen er meinen Träumen zuweilen auch nicht ungern ein geneigtes Ohr lieh. So ergab ich mich denn auch bald in mein Schicksal, und kaum war ich auf der Eisenbahn, als die alte Reiselust in mir mit voller Gewalt wieder erwachte und mich vorwärts trieb. In früher Morgenstunde, nach einer nächtlichen Fahrt, die durch ein interessantes Gespräch mit Unbekannten, wie ich es liebe, rasch genug verstrich, erwartete mich auf einer Hauptstation mein Freund mit seiner Equipage, und nun ging's in's Land hinein, tief und immer tiefer, an allen Raabfürsten vorbei, wie Kaiser Josef die breit über den ganzen Fluß gelagerten Müller nannte, bis das alte Schloß mit dem seltsamen steinernen Ausrufungszeichen, das seinen Thurm vorstellte, aus dunkelm Waldesgrün vor uns auftauchte. „Das ist das Einzige, was ich nicht verändern werde," sagte mein Freund, indem er auf die phantastische Thurmspitze deutete, „denn ich denke sie ganz abtragen zu lassen, wozu brauchen wir Thürme, wenn keine Glocken darin hängen?" Wir kamen an einem Garten vorbei, aus dem

---

*) Zahori: eine Person, die, nach einem spanischen Volkswahn, alles Verborgene sieht, wenn es auch unter der Erde liegt. D. H.

uns eine Menge goldener Tafeln mit türkischen und persischen Inschriften anblitzten; er gehörte dem größten Orientalisten unserer Tage und stach in seiner minutiösen Zierlichkeit höchst wunderlich gegen die Urzustände ab, die bei der Nähe von Ungarn schon auf unzweideutige Weise hereinzubrechen begannen. Bald erreichten wir unser Ziel, mußten aber auf der letzten Strecke, wo es etwas rasch in die Höhe ging, den Wagen verlassen, wenn wir den Hals nicht riskiren wollten, so sehr verschlechterte sich der Weg, an dessen Aufbesserung finster blickende und kaum grüßende Bauern langsam und widerwillig arbeiteten. Eine alte Façade, dicht mit Weinlaub umsponnen und von ehrsamer Steinmetzenhand mit plumpen Figuren geschmückt, lud zum Eintritt ein; ein ungeheurer Hof, um den eine lange Reihe von Generationen im widersprechendsten Geschmack die grell von einander abstechenden Gebäude zusammengeschoben hatte, empfing uns; ein unheimlicher Brunnen von schwindelerregender Tiefe, über den ein gewiß hundertjähriger Nußbaum seine düstern Zweige senkte, bildete den Mittelpunkt des Ganzen. Ich fühlte mich in eine ferne Vergangenheit entrückt und wäre dem Eindruck gern noch ruhig nachgehangen, aber mein Freund rief mir zu: „Stoßen Sie sich jetzt an Nichts, das wird Alles in ein paar Jahren ganz anders aussehen; die Façade lasse ich einreißen, den Brunnen verschütten, und auch der Baum hat uns die längste Zeit hier die Schlafzimmer dunkel und feucht gemacht!" Ehe ich mich noch von dieser entsetzlichen Eröffnung erholt hatte, durchschritten wir schon die Säle, welche der verschönernden und umbildenden Hand meines Freundes bereits zum größten Theil erlegen waren. Kolossale Räumlichkeiten, durch längere oder kürzere Korridore mit einander verknüpft, breiteten sich labyrinthisch verschlungen vor mir aus; die Korridore waren noch unverändert, geputzte Mohren-Könige und Königinnen, seltsam grimassirend, grinsten aus verblichenen Goldrahmen von den Wänden auf mich herab, von geschwollenen allegorischen Gestalten, als da sind: Sommer und Winter, Liebe und Gerechtigkeit, fratzenhaft unterstützt; die Säle trugen schon den modernen Stempel. Sie waren an Schränke gewöhnt, in deren Schubladen ein pariser Salle à manger Platz gehabt hätte, an Tische, die für das ganze Corps de ballet einer kleinen fürstlichen Residenz geräumig genug gewesen wären; das sah man an den Kaminen, die mit Bequemlichkeit einen mäßigen Eichbaum auf einmal in ihren Molochbauch aufnehmen konnten.

Jetzt standen elegante Divans und Stühle der neuesten Façon umher, die hier früher ganz vortrefflich als Nippesachen zur Belustigung der Kinder hätten dienen können, und darüber hingen alte Familienbilder, worunter ein zornig darein schauender Gaugraf besonders hervortrat, der mit seinem Richterstab auf einen hinter ihm auflodernden Scheiterhaufen deutete, und dem gegenüber seine Gemahlin, eine gespreizte Dame mit stumpfblödem Gesicht, die einen scheußlichen Affen liebkoste, placirt war. Nur der Trinksaal war unverändert, und ein Loch in der Mauer, durch das er mit dem Keller in unmittelbarer Verbindung stand, so daß der Wein, in gewaltigen Krügen von Hand zu Hand gereicht, gleich vom Faß auf den Tisch wandern konnte, mahnte eindringlich an das goldene Alter der deutschesten aller Künste, der edlen Methologie oder, wie Lichtenberg will, Methyologie, an die fernen, fernen Tage, wo der „Stiefel" erfunden wurde, der auch den herzhaftesten Enkel noch jetzt mit Ehrfurcht und schaudernder Rührung erfüllt, wenn er ihm in einer Raritätenkammer, denn dahin ist er leider verbannt, einmal vor die Augen tritt; an die Heroenzeit, wo die Zecher sich gar nicht niedersetzten, als mit dem feierlichen Gelübde, vor Ablauf von vollen dreimal vierundzwanzig Stunden nicht wieder aufzustehen, und wo sie sich, selbst den Schwächen einer Urweltsnatur mißtrauend und bekannt mit den Verlockungen einer Streu im Winkel, gleich fest zusammenbanden, um sich das Halten des Schwurs gegenseitig zu erleichtern. Mit Staunen betrachtete ich mir dies Loch und überzeugte mich so recht, daß jede Generation Schöpfergeist genug besitzt, um das hervorzubringen, was ihr gerade am nöthigsten ist, und daß darum keine auf die andere mit Hochmuth und Dünkel herabschauen, die der Eisenbahnen und der Dampfschiffe z. B. in ihrer Aufgeblasenheit die bescheidene des „Trink-Stiefels" nicht verachten soll, obgleich sie unleugbar rascher vorwärts kommt, wie diese, die sich mehr auf Sitzen und Liegenbleiben eingerichtet hatte. Eine Wendeltreppe von nur drei weit auseinander liegenden Stufen führte in den Keller hinunter, aber mit welcher Weisheit war sie erbaut, so eng nämlich, daß Niemand seines benebelten Kopfes wegen umfallen konnte, der dahin gestellt wurde, um die Löschanstalt mit versehen zu helfen, was gewiß, wenn man die Verhältnisse in billige Erwägung zieht, eben so viel Anerkennung verdient, wie die Construction der so allgemein angestaunten künstlichen Axe, die unsere Locomotive

vor Stockungen bewahrt. Dieser mir so unerwartet aufgestoßene neue Beweis der ursprünglichen Tüchtigkeit und Solidität „Deutscher Nation“, die sich nicht einmal in dem verleugnet, was die Nachbarvölker unsere Laster zu nennen pflegen, brachte mich fast zum Schwärmen, und schon wollte ich, in immer höhere Gebiete aufsteigend, und nach Anleitung von Sturm's Morgenandachten der heilsamen dreifachen Verwendbarkeit des menschlichen Mundes gedenkend, mit Stolz ausrufen: mag der närrische Franzos den ersten Einfall gehabt und also auch aller Welt das erste Wort weggeschnappt, mag der Ur-Britanier die erste Langeweile verspürt und das erste mustergültige Gähnen zu Stande gebracht haben, sicher hat der Teutone den ersten Schluck gethan. Da aber klopfte mein Freund mich auf die Schulter und sprach: „Das Alles wäre schon im Frühling beseitigt worden, wenn nur Maurer zu bekommen gewesen wären, doch der Schnee soll nicht fallen, bevor nicht auch hier aufgeräumt ist.“ Jetzt überließ er mich mir selbst, weil er mit Verwalter und Jäger zu verhandeln hatte, und ich konnte nach Lust und Laune herum steigen und klettern. Ich traf überall dasselbe: versunkene Pracht und Herrlichkeit und nothdürftige Restauration, kümmerliche Herstellung des Einzelnen durch mühsames Zusammenflicken, ohne Sinn für das Ganze, ein Todtengerippe, in Halskrause und Manschetten gesteckt, aber darum im Winde nicht weniger gräßlich klappernd. Die Dämmerung brach allmälig herein, und indem ich, die rasch durchstöberten Böden verlassend, meinen Entdeckungsgang beim letzten Licht des scheidenden Tages auf dem im Eingang geschilderten Gallerien-Oval fortsetzte, gerieth ich unversehens in ein neues Labyrinth von größeren und kleineren Gemächern hinein, welche ehemals die Pfarrwohnung vorgestellt haben mochten. Sie waren ganz leer und ich wäre gleich wieder umgekehrt, wenn ich nicht eine menschliche Gestalt bemerkt hätte, die unheimlich an den Wänden dahin schlich und sich offenbar vor mir zu verbergen suchte. Ich schritt auf sie zu, sie wandte sich, als sie dies sah, augenblicklich um und bat mich sie nicht zu verrathen. Es war ein Mann, der dieses verdächtige Gesuch mit heiserer Stimme vorbrachte, und im höchsten Grade erstaunt, forderte ich ihn auf, mir aus der Halbfinsterniß der dumpfen Räume auf die Gallerie in's Freie zu folgen. Er gehorchte ungern, aber er that's, und welch ein Jammerbild stand vor mir, als er in die rothen Strahlen des verglühenden Abends hinaus trat. Ein bleiches

Gesicht mit sanften Christusaugen blickte schüchtern zu mir auf, ein Rock, aus so vielen Fetzen und Lumpen zusammengestückt, daß er an Papageno's Federkittel erinnerte, und auch, wie dieser, vor dem leisesten Luftzug in flatternde Bewegung gerieth, war um einen fast durchsichtigen Körper geschlungen, und die mageren Hände hielten ein halb verzehrtes Stück Schwarzbrod. Es war kein Missethäter, der sich vor mir zu verstecken gesucht hatte, es war der Schulmeister, der den Kindern der wenigen Dorfhütten, die in der Nähe herumlagen, den nothdürftigsten Unterricht ertheilte und der sein undankbares Handwerk, wie ein Verbrecher, in einem Schlumpfwinkel betrieb, zu dem sich seine Zöglinge selbst ängstlich hinauf stehlen mußten. Das hing, wie ich auf meine Fragen erfuhr, so zusammen. Das alte Schloß war nur als eine an sich werthlose, aber von dem übrigen Güterkomplex nicht zu trennende Beigabe neben den Aeckern und Waldungen in den Besitz meines Freundes gekommen als ein Trümmer- und Steinhaufen, der höchstens die Materialien zu einem neuen Bau liefern konnte. Decennien lang hatte es wüst und öde dagelegen, ja in so weit geradezu herrenlos, als Niemand Eigenthumsrechte geltend machte; durchstreifende Zigeunerbanden hatten darin ihr Quartier aufgeschlagen, versprengte Honveds ihr Asyl gefunden, kein Wunder, daß auch die Bauern sich dort eine wohlfeile Schulstube ausgesucht hatten. Das war nun Alles anders geworden, und der arme Mensch, vom Verwalter nur halb und halb und auf Bedingung geduldet, fürchtete, daß er ausgejagt werden möchte wie Vagabunden und Räuber, und mied darum das Auge des Gutsherrn. Darüber konnte ich ihn nun nicht nur beruhigen, sondern ihm auch bei dem Charakter meines Freundes, ohne das Geringste zu wagen, eine gründliche Verbesserung seiner traurigen Existenz versprechen, und so wurde er für seinen Schreck durch eine Hoffnung belohnt, die gleich am nächsten Tage glänzend in Erfüllung ging. Die Nacht senkte sich, und mir wurde neben der Kapelle, in der sich zugleich die Gruft befand, mein Schlafgemach angewiesen; nur ein einziger Saal, von dem aus eine Treppe mit unverschlossener Thür hinunterführte, trennte mich von ihr, der Nußbaum klopfte mit seinen Zweigen, wenn ein Windhauch hindurch strich, ab und zu an mein Fenster, zuweilen warf er auch, wie ich in der Stille an dem Plätschern des Wassers deutlich vernehmen konnte, eine seiner schweren Früchte in den Brunnen hinunter. Doch bekam

ich die Ohren für dieß Alles erst später, als ich schlaflos in meinem Bette lag, denn ich und mein Freund blieben lange beisammen, und er theilte mir eine Menge Sagen mit, die sich an das Schloß knüpften. Besonders eine scheint mir erhaltungswerth. Es steht im Hof ein steinerner Johannes, der sich dadurch von allen übrigen Standbildern des vielverehrten Heiligen unterscheidet, daß er bedeutungsvoll den Finger der rechten Hand auf den Mund gelegt hält; er war mir in seiner Nische, trotz des wilden Ahorns, der ihn zur Hälfte verdeckte, keineswegs entgangen. Dieser soll so zu Stande gekommen sein. Eine schöne junge Dame, vom Grafen heimgeführt, zieht als Gebieterin ein und waltet des Amts der Schlüssel etwas strenger, als dem Gesinde, das bis dahin sich selbst überlassen war, lieb sein kann. Sie wird eines Abends an's Fenster gelockt, durch einen Brief, wie es heißt, den man mit dem rothen Siegel gegen die Scheiben drückt, und den sie in Empfang nehmen will; wie sie aber näher tritt, fällt ein Schuß, und wohl getroffen sinkt sie ihrem rasch und bestürzt vom Familientisch herbeispringenden Gatten todt in die Arme. Der Verdacht haftet auf Jedermann und darum auf Keinem; viele Jahre später aber stirbt die Försterin, welche die Wirthschaft vor ihr geführt und nach ihr wieder übernommen hatte, und diese ordnet in ihrem Testament bei Strafe der Enterbung die Errichtung der räthselhaften Statue mit dem Attribut des Schweigens an, denn der heilige Johannes habe ihr sein Wort gehalten und sie wolle ihm auch das ihrige nicht brechen. Bevor wir auseinander gingen, vertraute mein Freund mir noch, daß er mich aus einem ganz besonderen Grunde gerade jetzt auf sein Schloß citirt habe, und holte mit geheimnißvollem Lächeln aus dem Hintergrund des Zimmers ein großes Bild hervor. Es war ein Familienstück und, wie man auf den ersten Blick erkannte, aus alter, alter Zeit; um einen ernsten, geharnischten Ritter und seine demüthig aus steifer Halskrause hervorschauende Gemahlin gruppirte sich eine anmuthige, zahlreiche Kinderschaar. „Das sind die Grafen von L—,“ sagte mein Freund, „als das Gut von der Familie kam, haben sie dies Bild behalten; jetzt ist die letzte Enkelin gestorben und diese hat es mir unter der Bedingung vermacht, daß ich es in der Gruft aufhängen lasse. Das soll nun geschehen und Sie werden nicht ungern dabei sein!“ Damit verabschiedete er mich, folgte mir aber fast auf dem Fuß nach und legte ein Pistol neben mein

Wasserglas. „Geniren Sie sich ja **nicht, Gebrauch** davon zu machen,“ rief er mir zu, „wenn Sie ungebetenen Besuch erhalten sollten, der Gast wird sich auch nicht geniren. Drei Stunden von hier hat man zu Mittag eine ganze Tischgesellschaft überfallen und sich zum Andenken nicht bloß die silbernen Löffel, sondern auch einige Ohren mitgenommen, und ich habe einen Brief vom benachbarten Postamt vorgefunden, worin ich aufgefordert werde, eine für mich eingelaufene Summe Geldes in Person zu erheben, weil man das Risiko des Schickens nicht mehr übernehmen könne. Wir sind an der ungarischen Grenze.“ Ich konnte nicht schlafen, doch nicht die Räuber des Bakonier-Waldes störten mich in der Ruhe, sondern das Bild mit den frischen, rothwangigen Kindern, die auf der Tafel des Malers noch gaukelten wie Schmetterlinge im Sonnenschein, und die doch seit Jahrhunderten schon Staub und Asche waren und in meiner nächsten Nähe schlummerten. Ich horchte auf Nußbaum und Brunnen und ihr seltsames Zwiegespräch, ich dachte des humoristischen Fürsten S., der mir tausendmal auseinandersetzte, daß das Recht der Nothwehr nach den neuesten Principien der Juristen erst eintrete, wenn einem die Gedärme bereits um die Knie schlotterten und wenn man einen Zeugen darüber habe, aber nichts wollte helfen. Eine Beinkammer oder Schädelstätte hat nie etwas Schreckliches für mich gehabt; der dürre Knochen, der nackte Todtenkopf stehen dem Stein schon viel zu nah, um mich noch lebhaft an den Menschen, dem sie einst angehörten, zu erinnern. Aber eine Gemäldegallerie, besonders wenn sie eine reiche Porträtsammlung hat, kann durch den auf der Leinwand festgehaltenen schalkhaften Augenstrahl und das mir von längst verblichenen Wangen entgegenflatternde Lächeln wahre Gespensterschauer in mir erwecken. Mit einer Waffe, deren ich nicht bedurfte, war ich versehen, aber an Schwefelhölzern fehlte es mir, und da man leider nicht Young zu sein braucht, um Nachtgedanken zu haben, und diese, je länger man sie gewähren läßt, um so finsterer zu werden pflegen, so entschloß ich mich zuletzt zu einem eigenthümlichen Mittel, um mir wenigstens Licht zu verschaffen. Ich wußte, daß in der Kapelle die ewige Lampe brannte, und ich dachte, daß ich als Ketzer mich ihrer wohl im Nothfall zu einem profanen Zweck bedienen dürfte, ich ergriff daher meine Kerze und tastete mich nach dem Zwischensaal hinüber. Von dort leitete mich der schwach durch die gebrochene

Thür dringende Schimmer sicher zur Treppe, und bald stand ich vor dem Altar und entzündete meine weltliche Flamme an der heiligen, die dort der Mater dolorosa loderte und sie spärlich beleuchtete. Nun sah ich mich flüchtig um, denn ich hatte die Kapelle, da sie von außen verschlossen war, noch nicht betreten. Sie war klein und eng, vergitterte Schränke waren an den Wänden aufgestellt, aus denen staubige Marien-Kronen, zerfetzte Priestermützen, verbogene Kelche und ähnliche Reliquien vorschauten, zu meinen Füßen befand sich eine kolossale steinerne Fallthüre, die fast ein Tritttheil des gesammten Raumes einnahm und ohne Zweifel in's Gruftgewölbe hinab führte. Ich eilte in mein Bett zurück und schlief nun sehr bald ein, verkehrte aber im Traum mit lauter Todten, mit einem Spielgefährten der frühesten Kindheit, mit der ersten Jugendgeliebten u. s. w. Der Morgen war wunderbar schön, mein Freund gab wegen der Eröffnung des Grabes die nöthigen Befehle, dann setzten wir uns in den Wagen, um die Umgebung zu besehen. Welch eine Baum- und Wälderpracht, welches Farbenspiel, welche Luft! In der Nähe Römergräber, reich an Münzen aus der Kaiserzeit, die Riegersburg, die man in ihrem Trotz architektonisch die unvergängliche nennen möchte, wie sie militärisch die unüberwindliche ist, Gleichenberg mit seiner Heilquelle u. s. w. Erst spät kamen wir heim, und wie wir bei vortrefflichem Wein unsere fetten Rebhühner verzehrten, erfuhr ich von meinem in allen Gebieten bis auf's kleinste Detail unterrichteten Freunde einen neuen humanen Zug, durch den der Mensch seinen stummen Mitbrüdern auf gewohnte Art seine Liebe beweist; das Rebhuhn wird nämlich nicht abgestochen, sondern abgefedert, indem die Köchin ihm an einer bestimmten, durch die Tradition der Jahrhunderte ein für alle Mal festgesetzten Stelle eine starke Feder aus dem eigenen Leibe reißt und ihm mit dieser den Hals durchsticht. Aber welch eine Ueberraschung stand uns am nächsten, zum Aufhängen des Bildes anberaumten Morgen bevor! Die Eröffnung des Gruftgewölbes hatte während unserer Abwesenheit stattgefunden und war sogar viel leichter vor sich gegangen, als man zu hoffen gewagt hatte. Allein, was hatte man entdeckt! Statt der langen Reihe von kupfernen und bleiernen Särgen mit Silberschilden und Trophäen, wie sie im Laufe von wenigstens drei Jahrhunderten hinab gesenkt worden waren, einen wüsten Haufen von Todtenschädeln und Gebeinen, unordentlicher

herumgesät, wie die aufgepflügten Ueberbleibsel der Thiere auf einem Ackerfeld. Ein schauerliches Verbrechen lag vor: Gräberschändung und Todtenberaubung im scheußlichsten Grade, aber es konnte eben so gut vor fünfzig wie vor fünf Jahren verübt sein, und nur dies stand fest, daß die Missethäter viel Zeit gehabt haben und vor Störung sehr sicher gewesen sein mußten. Wir gingen in die Kapelle und schauten in den Schlund hinab: es war ein grauenvoller Anblick. Mein Freund sagte: „Es thut mir leid um Sie, nun müssen wir uns, wenigstens einstweilen, begnügen, das Bild vor dem Altar aufzustellen. Später werde ich die entweihten Reste meiner Vorgänger noch einmal feierlich bestatten lassen und mein eigenes Lager über dem ihrigen aufschlagen.“ Dabei lächelte er seltsam und reichte mir ein altes, vergilbtes, mit stolzen Siegeln versehenes Dokument. Es war die Stiftungsurkunde des Erbauers, des Ahnherrn, dem nun sein ganzes Geschlecht in die ewige Nacht gefolgt war, und der in rührenden Worten die zuversichtliche Hoffnung aussprach, daß er „in diesem seinem lieben Schlafkämmerlein ruhig und ungestört schlummern werde bis an den jüngsten Tag“.



Anmerkungen.

Zum „Schnock“.

Der „Schnock“ wurde zum ersten Male im Jahre 1850 veröffentlicht. — Das Büchlein hatte nachstehende Vorrede:

„Der Componist pflegt seinem Musikstück den Schlüssel vorzusetzen, damit ein Jeder auf den ersten Blick erkenne, aus welcher Tonart es geht. Das ist eine Gewohnheit, die vielleicht von anderen Künstlern nachgeahmt zu werden verdient, wenn auch nur, weil sie alle ungehörigen Erwartungen im Voraus abschneiden würde.

Das kleine Büchlein, welches ich dem Leser jetzt in die Hand gebe, enthält ein niederländisches Gemälde. Wer Raphael und Michel Angelo nicht so lange vergessen kann, als er vor Teniers und Douw steht, der schleud're es augenblicklich an die Wand. Denn es will nur ergötzen, weiter Nichts.

Darum ist es aber gar nicht überbescheiden, gar nicht bis zur Selbst-Verleugnung demüthig. Es möchte sich neben Eulenspiegel, Katzenberger und Abraham Tonelli einen Platz erobern und würde überglücklich sein, wenn es seinen gegenwärtigen Prachtrock über kurz oder lang einmal abwerfen und sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen in einem Bauernkittel von Fließpapier herumtummeln dürfte.

Uebrigens wurde es nicht erst jetzt, sondern bereits im Jahre 1837, und zwar zu München während der unheimlichen Cholera-Zeit, geschrieben. Es wurde damals von dem Meister des Humors, dem alten Tieck, brieflich mit großer Wärme begrüßt. Ich habe es jedoch, weil es zu üppig ausgefallen war, bei der Herausgabe auf ein Dritttheil seines ursprünglichen Volumens reducirt und auch den Rest mit Sorgfalt überarbeitet.

Die vorstehende chronologische Bemerkung hat nicht den Zweck, dem Kritiker ein ungewöhnliches Maß von Nachsicht und Milde für mein Jugendwerk abzugewinnen; wenn ich es nicht mehr vertreten zu können glaubte, würde ich die Pflicht haben, es zu unterdrücken, und sie erfüllen. Sie soll nur diejenigen meiner Freunde, die sich für meine Entwickelung, als solche, interessiren, davon unterrichten, daß der Schnock ein Vorläufer, nicht ein Nachfolger meiner übrigen Arbeiten ist.“

Zu den „Erzählungen und Novellen“.

Unter diesem Titel waren im Jahre 1855 die Stücke: Matteo, Herr Haidvogel und seine Familie, Anna, Pauls merkwürdigste Nacht, Die Kuh, Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd, Eine Nacht im Jägerhause, gesammelt veröffentlicht worden. Schon früher waren diese Erzählungen in Zeitschriften zum ersten Male gedruckt.*) — Das Mährchen: „Der

*) Die von mir neu aufgenommene Erzählung: „Barbier Zitterlein“ erschien zuerst in der Mitternachtszeitung, Jahrgang 1836. H. Krumm.

Rubin" und das Fragment: „Die beiden Vagabunden", beide ebenfalls in Zeitschriften gedruckt, hatte der Dichter aus der Sammlung ausgeschieden. Dem Herausgeber schien die Aufnahme des Mährchens in die Gesammt-Ausgabe der Schriften Hebbels, der Vergleichung wegen, wünschenswerth, die sich zwischen der epischen und nachträglichen dramatischen Behandlung der Erfindung von selbst ergibt. Das genannte Fragment steht im Detail nicht hinter den übrigen Erzählungen Hebbel's zurück, wenn es auch eine ungebührlich breite Anlage zeigt. Aber gerade als Gegensatz zu der lakonischen Kürze derselben, wird diese Beigabe Denjenigen nicht unwillkommen sein, welche ein vollständiges Bild des Dichters begehren.

Unter den Papieren Hebbel's fand der Herausgeber ein Vorwort, das den „Schnock" und die Erzählungen einleiten sollte, als Hebbel im Jahre 1844 daran dachte, diese Productionen in einem Buche zu veröffentlichen. Das bisher nicht gedruckte Vorwort lautet:

„Die erzählenden Dichtungen, die hier erscheinen, sind sämmtlich vor längerer Zeit, zum Theil vor acht bis neun Jahren, geschrieben worden. Ich bemerke dies nicht, um die Kritik nachsichtig gegen sie zu stimmen, denn künstlerische Productionen können der Nachsicht nie zugleich würdig und bedürftig sein, und wer wird veröffentlichen, was er nicht vertreten zu können glaubt. Ich bemerke es nur, damit ein zurückgelegtes Stadium meiner schriftstellerischen Entwickelung nicht für ein erst zurückzulegendes gehalten werden möge. Wenn ich übrigens Novellen im alten Styl bringe, solche, die durchaus nur auf die neue, unerhörte Begebenheit und das aus dieser entspringende neue, unerhörte Verhältniß des Menschen zu Leben und Welt gebaut sind, statt auf Herzens- und Geistes-Zerfaserungen, so sehe man hierin die thatsächliche Darlegung meiner Ueberzeugung, daß die Novelle keinen Fortschritt machte, als sie, sich scheinbar erweiternd, den geschlossenen Ring ihrer Form durchbrach und sich wieder in ihre Elemente auflöste. Die Kunstformen sind Organismen, wie die Lebensformen, sie können, wie in der physischen Welt mit der Umbildung des Erdkörpers ganze Geschlechter der Lebendigen aussterben, allerdings aufhören, dem Schöpfungs- und Schönheits-Bedürfniß der Zeiten zu entsprechen, aber sie können nicht ohne Lebensgefahr verengert oder auseinander gezerrt werden, denn in keinem Organismus tritt, dem ihn ablösenden Höheren gegenüber, in dem der Lebens- und Werde-Proceß fortgesetzt und gesteigert werden soll, der Sättigungs- und Indifferenz-Punkt ohne innere Nothwendigkeit ein, wenn man freilich auch in jedem noch eine Seite aufzeigen kann, die, den Thier-Ansätzen in der Pflanze ähnlich, weiter zu deuten scheint. Diese Erklärung entschuldige die prinzipielle Verworrenheit der Zeit, die es zuläßt, daß ein und derselbe Kopf wegen einer und derselben Hervorbringung hier gekrönt und dort abgeschlagen wird. Sie will Niemand in seiner Methode stören, sie will nur die eigene motiviren.

Paris, den 14. Juli 1844.

Friedrich Hebbel.

Zu den „Reiseeindrücken".

Die Briefe aus Agram, Berlin und Hamburg, sowie die Skizze, welche den neunten Band abschließt, waren, wie übrigens der Leser selbst wahrnehmen muß, für Journale bestimmt, wo sie auch zuerst erschienen sind.

E. Kuh

Zu „Meine Kindheit".

Bereits im Jahre 1842 hatte Hebbel in Hamburg angefangen, die Eindrücke und Erinnerungen der frühesten Kindheit aufzuzeichnen; die erste kurze Skizze, welche sich in vielen Punkten mit dem hier mitgetheilten Fragmente berührt, ist im ersten Bande der Tagebücher abgedruckt, von S. 271—276. Die wärmste Bewunderung des „unerreichbaren Meisterstückes", der Goetheschen Autobiographie, hatte ihn hiezu begeistert. Er schrieb damals in sein Tagebuch:

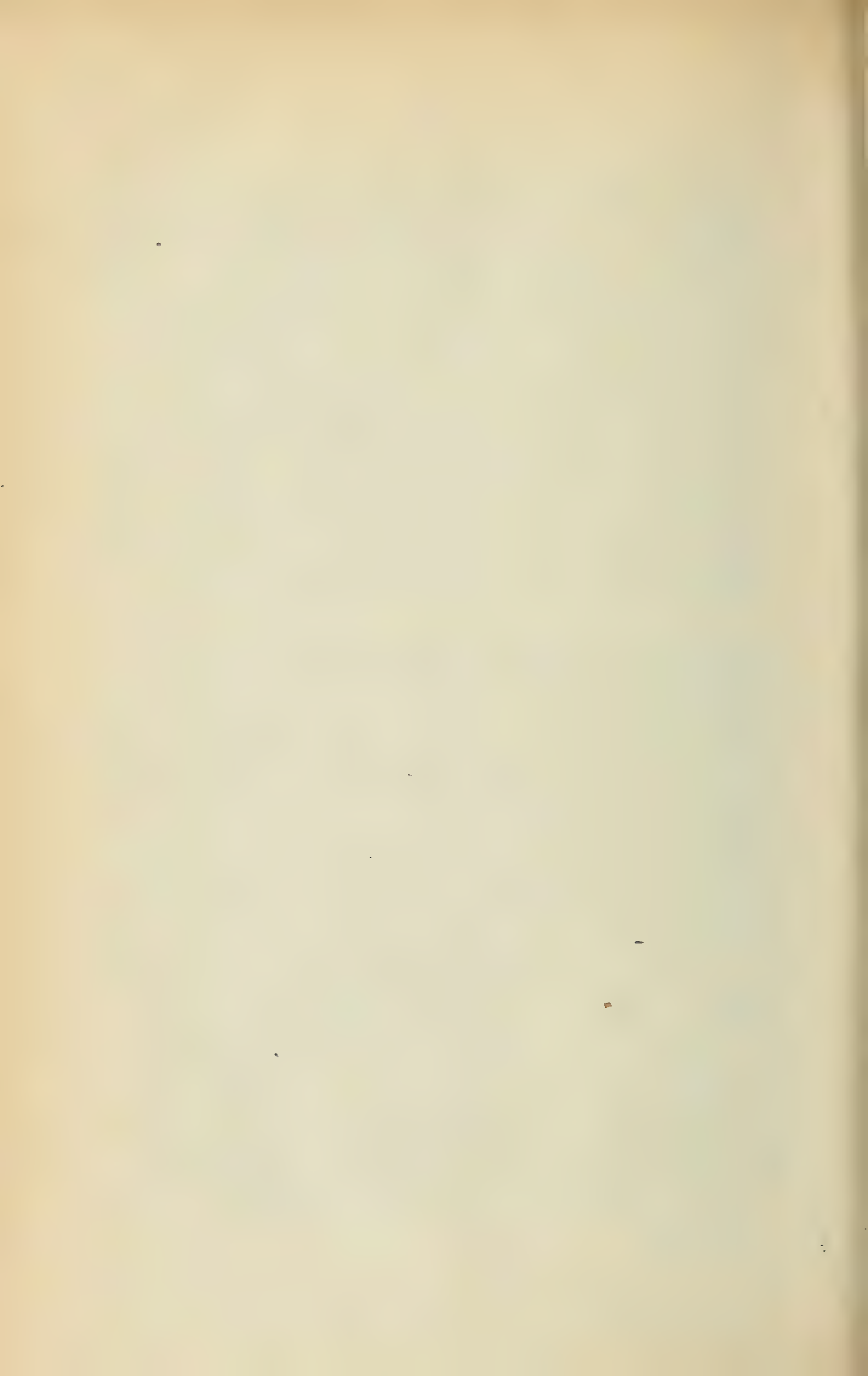
„Diese Fähigkeit, in die Wurzeln seines Daseins zurückzukriechen, sich auf jede Lebensstufe zurückzuversetzen und jede ganz rein, für sich, abgesondert von Allem, was folgt, zu empfinden und beim Lesen zur Empfindung zu bringen, nebenbei die ganze jedesmalige Atmosphäre, wie sie das Kindes-, Knaben- oder Jünglings-Auge abgezirkelt haben muß, anschaulich zu machen, dies Alles ist noch nicht dagewesen. Was ist Rousseau dagegen! Bei Goethe die Wahrheit in ihrer edelsten Naivität, ganz unbekümmert um Wirkung und Eindruck, und eben deßhalb die höchste Wirkung erreichend. Bei Rousseau Lüge, die sich selbst nicht mehr erkennt, sodaß selbst da, wo er Wahres gibt, die Wahrheit jenem neuen Lappen gleicht, womit ein alter zerrissener Schlauch geflickt wird. Wer sein Leben darstellt, der sollte, wie Goethe, nur das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende, das sich auch noch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden läßt, hervorheben und das Uebrige auf sich beruhen lassen."

Erst 4 Jahre später, als er sich aus dem erstickenden Kampfe mit materieller Noth und aus den Ketten ungesunder, unnatürlicher Verhältnisse befreit hatte, nach seiner Verheirathung in Wien, fand der Dichter die nöthige Sammlung, diese erste Skizze umzuarbeiten und zu erweitern. Am 16. September 1846 schrieb er in sein Tagebuch: „Ich habe angefangen, meine Jugend-Geschichte aufzuschreiben, und bin überrascht, wie klar sich das längst vergessen Geglaubte wieder vor mir aus einander breitet. Nun darf ich fortfahren, denn nun bin ich gewiß, daß ich mein Leben darstellen kann und nicht darüber zu räsonniren brauche. Vom Berg oder Hügel herab die Treppe, auf der man emporstieg, recensiren, das nennen Viele eine Selbstbiographie schreiben." (Tagebücher, Bd. 2, S. 178.) Das um diese Zeit Entstandene wurde allerdings später noch wiederholt vom Verfasser durchgesehen und fand auch dann noch den Beifall des schonungslosen Kritikers, doch wollte sich die richtige Stimmung zur Fortsetzung der autobiographischen Arbeit nicht wieder einstellen. Ueber den Grund belehrt uns eine charakteristische Stelle aus einem Briefe Hebbel's an Bamberg vom 11. Juni 1856, mit welcher ich diese Mittheilungen schließen werde:

„Ich bin dadurch (durch die Lektüre der Memoiren von George Sand) angeregt worden, meine eigenen Lebensnachrichten einmal wieder anzusehen, die ich vor zehn Jahren begann, und glaube bedauern zu dürfen, daß sie nicht weiter gediehen sind, denn ich habe schwerlich je etwas Besseres geschrieben, obgleich sie nur bis zu meinem sechsten Lebensjahre gehen und nur sieben Bogen füllen. Die Reflexion, daß ich nicht genug in's Weite und Breite gewirkt habe, nahm mir damals die Feder aus der Hand, aber mir scheint jetzt, daß ich aus dieser, obgleich sie richtig ist, einen verkehrten Schluß gezogen haben mag." (Hebbel's Briefwechsel, Bd. 1, S. 343.)

H. Krumm.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

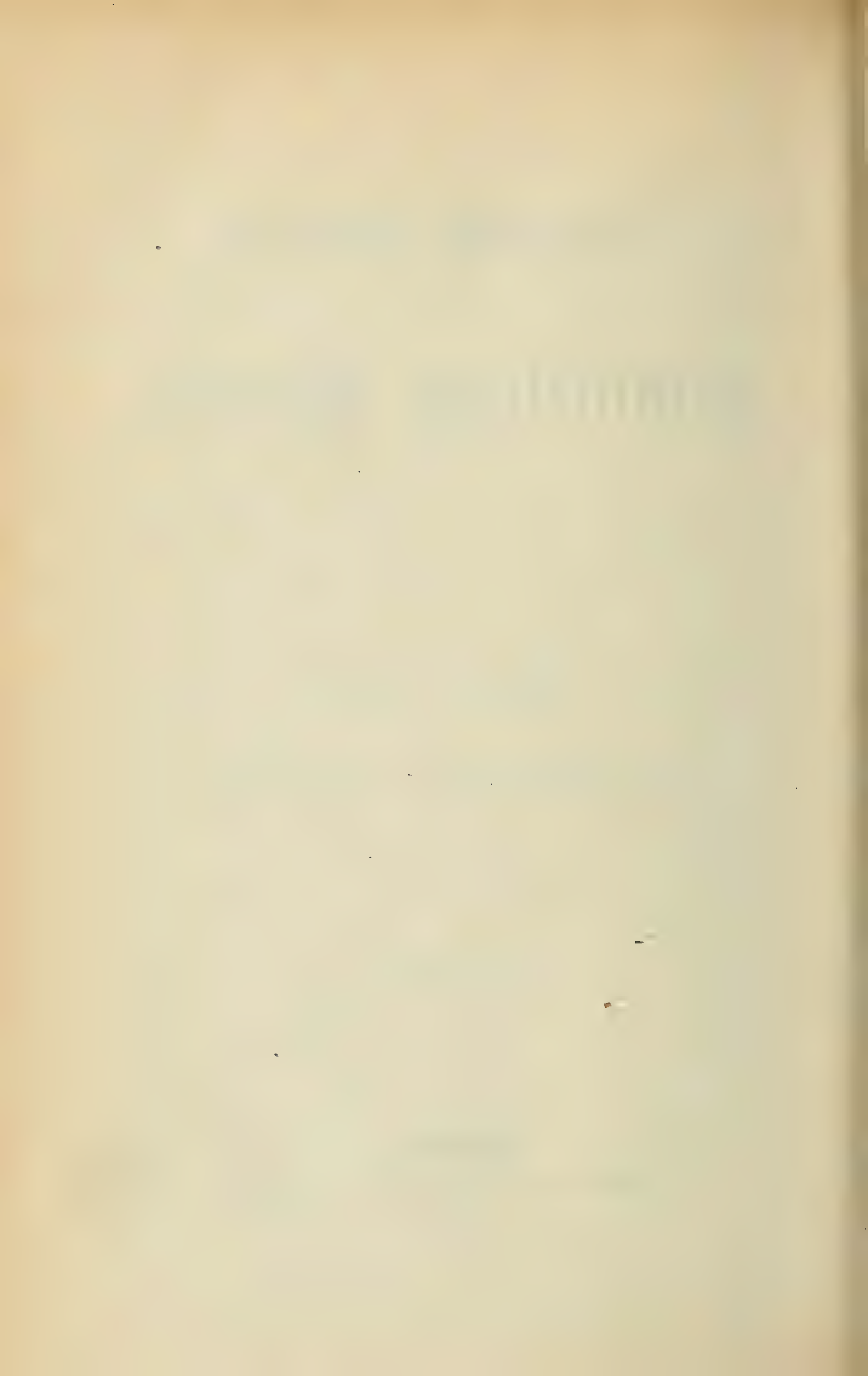


Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Zur Theorie der Kunst. — Charakteristiken.

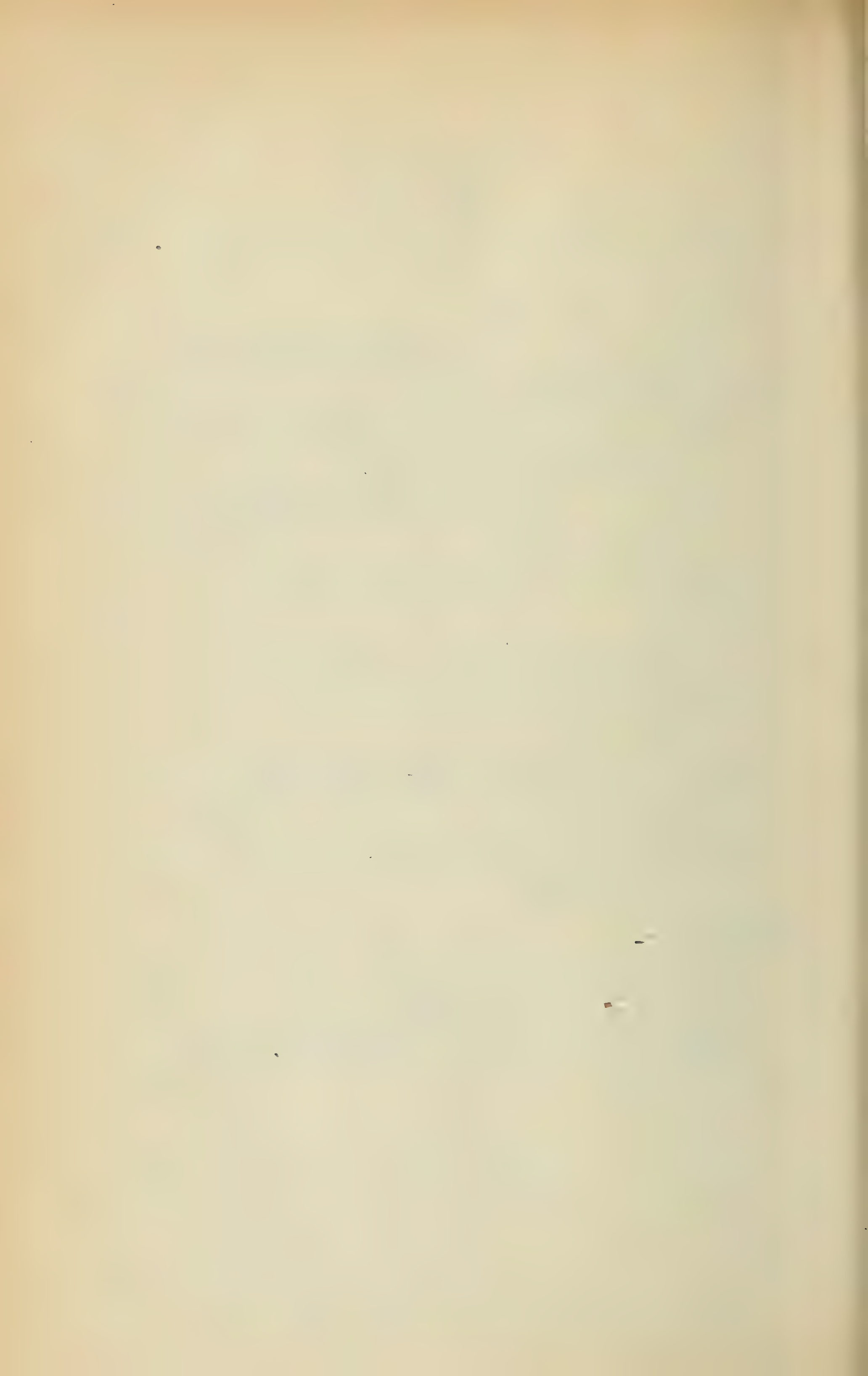
Hamburg.
Hoffmann und Campe Verlag.
1891.



Inhalt.

Zur Theorie der Kunst.

Charakteristiken.



Vorwort.

Die in den vermischten Schriften enthaltenen Aufsätze werden hier zum ersten Male gesammelt veröffentlicht. Der größte Theil derselben war in Zeitschriften gedruckt, ein einziger Aufsatz für sich als Broschüre erschienen und zwei Aufsätze hatte Hebbel den Einzelausgaben zweier Dramen vorausgeschickt.

Das Sammeln dieser Aufsätze war nicht leicht. Nur ein Drittheil derselben lag in einer vom Dichter selbst besorgten Auswahl vor, welche er im Anfang der fünfziger Jahre herauszugeben beabsichtigte. Daß ich mich nicht ausschließlich an diese Auswahl halten konnte, leuchtet ein. Denn was Hebbel damals, aus den verschiedensten Gründen, vorläufig unberücksichtigt ließ, das würde er wahrscheinlich zu anderer Zeit wieder hervorgeholt haben, jedenfalls Manches davon, z. B. die eingehende Abhandlung über den Schiller-Körner-Briefwechsel. Auch sind seit jenem Moment eine Reihe neuer Monographien und Kritiken aus Hebbel's Feder hinzugekommen, darunter ausgezeichnete Arbeiten, wie die über Holberg von Prutz, den Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller, das Bodenstedt'sche Buch: Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke, u. m. a. Viele Aufsätze mußte ich in Jahrbüchern, Monatsschriften und Tagesblättern aufsuchen, da ich ungefähr wußte, wo und wann ästhetische und kritische Arbeiten Hebbels gedruckt worden. Nur für eine kleine Anzahl derselben bot mir ein vom Dichter selbst entworfenes Verzeichniß eine sichere Handhabe zu ihrer Auffindung. Bei den-

jenigen, die ich aus den betreffenden Zeitschriften zog, oder die in Abdrücken bereits vorlagen, konnte ich bestimmt angeben, an welchem Orte und in welchem Jahre sie Hebbel zuerst veröffentlicht hatte, bei anderen, die ich in Abschrift unter Hebbel's Papieren fand, konnte ich dieß mit Zuhilfenahme der Tagebücher und Briefe Hebbels feststellen, während ich bei einigen der copirten Aufsätze darüber im Zweifel blieb oder jedes Anhaltspunktes ermangelte.

Die Frage: was ist in der Gesammt-Ausgabe von den Aufsätzen zu bringen, was ist auszuscheiden? erregte mir keine großen Bedenken. Denn nur ein verschwindend geringer Theil fiel unter die Kategorie des Werthlosen, für den Tag Berechneten. Hebbel setzte in den meisten Fällen, wenn er kritisch thätig war, seine ganze Kraft ein und den vollen Ernst seiner Natur, wie bei dichterischen Productionen, die ihm freilich in dem Grade frisch und munter von der Hand gingen, als ihm kritische Arbeiten schwere Anstrengung verursachten. Den Cultus der Papierschnitzel hat schon deshalb Niemand zu befürchten, der Hebbel's vermischte Schriften aufschlägt, weil es bei diesem Autor an Material dafür vollends gebricht. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß die Prosa Hebbels nur im Vorwort zur Maria Magdalena und hie und da in dem Aufsatz: Mein Wort über das Drama, sich in lang ausgesponnenen, durch Zwischensätze verwickelten Perioden bewegt, daß dagegen die übrigen Stücke der Sammlung ein durchaus edles, künstlerisch gegliedertes und energisches Gefüge der Sprache aufweisen. Ebenso wird das feinere Auge wahrnehmen, daß sich in den Aufsätzen aus den vierziger Jahren, der Epoche des Kampfes, den der Dichter mit und in sich selber wie gegen die herrschenden Tendenzen des Tages kämpfte, ein Ungestüm bemerkbar macht, ein herber Unwille, der in den späteren Aufsätzen verschwindet, weil die nun gewonnene geistige Freiheit und Abgeschlossenheit mit bitteren und verbitterten Stimmungen unverträglich sind.

Die Zusammenstellung ist keine chronologische und konnte es nicht sein. Eine solche würde des Charakters der Einheit entbehrt und jede Uebersicht verwischt haben. Mein Hauptaugen-

merk war auf eine Anordnung nach Gattungen gerichtet, wobei es mir auf die hervortretenden Grundzüge vor Allem ankam.

Unter die Rubrik: Zur Theorie der Kunst habe ich alle jene Aufsätze gereiht, welche Hebbel's allgemeine Anschauungen vom Wesen und Zweck der Kunst vorzugsweise ausdrücken. Bei den Aufsätzen: Mein Wort über das Drama, Vorwort zur Maria Magdalena, Ueber den Styl des Dramas, Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander, Das Komma im Frack, konnte nicht zweifelhaft sein, ob sie in die genannte Rubrik passen. Denn, wenn irgendwo in den kritischen Arbeiten des Dichters sein ästhetisches Glaubensbekenntniß sich deutlich ausgeprägt hat, so ist es dort geschehen. Weniger deutlich zeigt sich dieß bei den übrigen dahin gehörigen Aufsätzen. Ich gestatte mir daher in Betreff ihrer einige Andeutungen. Die Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers ist allerdings polemischer und persönlicher Natur. Gleichwohl ist der Kern dieser Abwehr eine Darlegung der Gesetze der dichterischen Thätigkeit, und eine derartige Darlegung steht denn doch mit der Theorie der Kunst, wie sie Hebbel auffaßt, in enger Beziehung. In den beiden Aufsätzen: Kritische Schriften von Ludwig Tieck, Zur Anthologien-Literatur, bilden die Entwicklungen über den poetischen Schöpfungsproceß den Mittelpunkt und sind die Urtheile über die Bücher zu beiläufigen Erörterungen herabgesunken. Am Schlusse des ersten der eben citirten Aufsätze wird dieser Gesichtspunkt sogar von Hebbel selbst hervorgehoben. In dem Aufsatz Ludovico ist das Trauerspiel von Massinger der dem Dichter willkommene Anlaß, die Geheimnisse der dramatischen Composition überhaupt zu beleuchten und das Drama Herodes und Marianne, das sich in ihm regte, in seinen Motiven und in seinem Aufbau zu schildern. Struensee endlich giebt Hebbel Gelegenheit, an dem Stoffe zu einem Trauerspiel den Lebensnerv zu prüfen und den Abriß eines Gebäudes zu zeichnen, das er aufzuführen im Sinne hatte. Das Alles aber gehört zur Theorie der Kunst.

In die Rubrik: Charakteristiken habe ich jene Aufsätze gegeben, bei denen das Charakterisiren des Gegenstandes sichtlich vorherrscht, wenn auch allgemeine Entwicklungen, die oft damit

verknüpft sind, an die Arbeiten: Zur Theorie der Kunst erinnern. Die in diesem Bande vorkommenden Aufsätze: Schiller und Körner, Ludwig Holberg, Bogumil Goltz und sein Buch der Kindheit können die entscheidenden Merkmale der Charakteristik nicht verleugnen. Desgleichen nicht die des zweiten Bandes der vermischten Schriften: Feuchtersleben, Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller, Ein Selbstporträt von Carl Gutzkow, Geschichte des 19. Jahrhunderts von Gervinus, Fallmerayer's gesammelte Schriften. Die polemischen Aufsätze jedoch über Bodenstedt's Buch: Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke, welche den nächsten Band eröffnen, scheinen auf den ersten Blick den Platz neben der Polemik gegen Julian Schmidt zu begehren. Aber bei näherer Betrachtung wird der einsichtige Leser einräumen, daß das Gewicht jener streitbaren Aufsätze auf die charakterisirende Darstellung Shakespeare's und seiner Zeitgenossen fällt. Auch verwehrte übrigens die Wichtigkeit des beurtheilten Gegenstandes, nämlich Shakespeare's, das Einordnen der bezüglichen Aufsätze in die Rubrik: Zur Theorie der Kunst. Der nämliche Grund war mir maßgebend, als ich der Kritik über Kleist's Prinzen von Homburg, die ebenfalls im nächsten Bande erscheinen wird, unter den Recensionen dramatischer Werke eine Stelle anwies, anstatt neben dem Ludovico, da das Kleist'sche Stück ein künstlerischer Organismus ist, den Hebbel als solchen bewunderte, indeß das Massingersche Stück ihn nicht als Kunstwerk beschäftigte, das er decomponirt hätte, sondern bloß als Folie, von der sich seine Skizze zu Herodes und Mariamne abheben sollte.

Für die Vertheilung der unter der Rubrik: Kritiken im folgenden Bande enthaltenen Aufsätze ergab sich die Anordnung von selbst.

Der Aufsatz über den Schiller-Körner-Briefwechsel hat eine ungebührlich große Ausdehnung durch die vielen Citate von Briefstellen, die in ihn verwebt sind. Daß ich diese Auszüge nicht verringert habe, wird mir wohl Niemand vorwerfen, da sie mit dem Gedankengange des Aufsatzes unauflöslich verbunden sind. —

Wien, October 1867.

Emil Kuh.

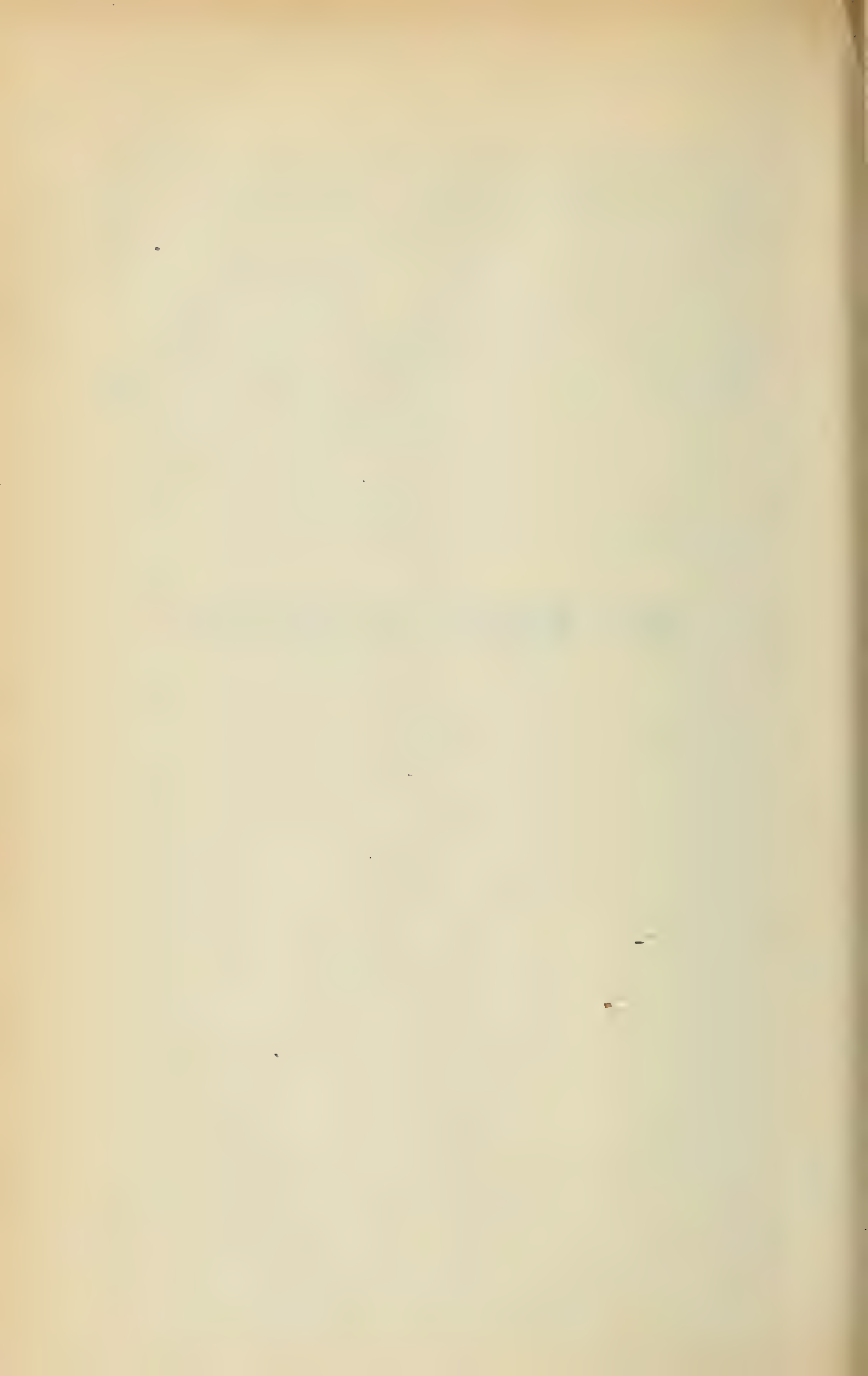
Die in diesem Vorworte ausgesprochenen Grundsätze sind auch für den jetzigen Herausgeber maßgebend gewesen, sodaß die Eintheilung der folgenden Bände dieselbe geblieben ist. Einzelne kleinere Umstellungen bedürfen keiner besonderen Begründung; ihre Zweckmäßigkeit wird dem kundigen Auge von selbst einleuchten. Aus dem 12. Bande mußte der Rest der „Kritiken" in Band 11 aufgenommen werden, um dort Raum für das Neuaufgenommene zu schaffen: die Berichte Hebbel's an die Augsburger Allgemeine Zeitung vom Jahre 1848 und den Artikel über die Deputation der Wiener Schriftsteller nach Innsbruck. In stylistischer Beziehung stehen diese Aufsätze, deren streng sachliche, zuweilen etwas nüchterne Schreibweise nur selten in gehobenere Rede übergeht, vielleicht nicht ganz auf der Höhe der übrigen Prosaerzeugnisse Hebbel's. Doch wenn sie auch nicht dazu beitragen sollten, seinen Ruhm als Schriftsteller um ein wesentliches zu erhöhen, so werden doch die in ihnen ausgesprochenen Gesinnungen, die furchtlose Konsequenz und Klarheit des politischen Standpunktes, den sie vertreten, Sympathie für eine bis dahin wenig beachtete Seite seiner Persönlichkeit erwecken und so das Gesammtbild des Mannes vervollständigen. Gewiß war Hebbel kein politischer Schriftsteller ersten Ranges; vergebens wird man in diesen Berichten nach werthvollen Aufschlüssen über den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse in jener denkwürdigen Zeit suchen. Dazu fehlte ihrem Verfasser die genaue Kenntniß der Einzelheiten, auch wohl die tieferdringende Einsicht des realen Politikers. Dagegen bekunden sie auf das unwiderleglichste ein klares Verständniß der Ziele, denen die große Bewegung zustreben mußte, wenn sie nicht schmählich im Sande verlaufen sollte, eine mannhafte Verurtheilung der Ausschreitungen nach rechts und links, welche ihre Entwicklung hemmten, vor allem eine straffe und warme nationale Gesinnung, welche auf das wohlthuendste sich von der phantastischen Begeisterung für kosmopolitische Ideale abhebt, die damals die meisten Köpfe in Deutschland verwirrte. Was hier über Preßfreiheit und ihre nothwendige Beschränkung, den gefährlichen, den Absolutismus weit übertrumpfenden, Despotismus der ultraradikalen Partei, die Anfänge der sozialistischen Bewegung und

anderes, vor allem über die deutschen Einheitsbestrebungen gesagt ist, verdient nach meiner Ueberzeugung auch jetzt noch nachgelesen zu werden und legt Zeugniß ab von einer, im Sturmjahre 1848 gewiß äußerst seltenen, ruhig abwägenden Beobachtung der politischen Entwicklung. So wird denn jeder, denke ich, welcher überhaupt Interesse an der Persönlichkeit Hebbel's nimmt, die Veröffentlichung dieser Berichte mit Freuden begrüßen. Heben sich doch hier, scharf und deutlich umrissen, einige der charakteristischesten Züge dieser Persönlichkeit, auf einem ihm scheinbar so fernliegenden Gebiete, auf's Neue hervor!

Kiel, im October 1891.

H. Krumm.

Zur Theorie der Kunst.



Mein Wort über das Drama.

Eine Erwiderung an Professor Heiberg in Kopenhagen.

1843.

Die Kunst hat es mit dem Leben, dem innern und äußern, zu thun, und man kann wohl sagen, daß sie beides zugleich darstellt, seine reinste Form und seinen höchsten Gehalt. Die Hauptgattungen der Kunst und ihre Gesetze ergeben sich unmittelbar aus der Verschiedenheit der Elemente, die sie im jedesmaligen Fall aus dem Leben herausnimmt und verarbeitet. Das Leben erscheint aber in zwiefacher Gestalt, als Sein und als Werden, und die Kunst löst ihre Aufgabe am vollkommensten, wenn sie sich zwischen beiden gemessen in der Schwebe erhält. Nur so versichert sie sich der Gegenwart wie der Zukunft, die ihr gleich wichtig sein müssen, nur so wird sie, was sie werden soll, Leben im Leben; denn das Zuständlich-Geschlossene erstickt den schöpferischen Hauch, ohne den sie wirkungslos bliebe, und das Embryonisch-Aufzuckende schließt die Form aus.

Das Drama stellt den Lebensprozeß an sich dar. Und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß es uns das Leben in seiner ganzen Breite vorführt, was die epische Dichtung sich ja wohl auch zu thun erlaubt, sondern in dem Sinne, daß es uns das bedenkliche Verhältniß vergegenwärtigt, worin das aus dem ursprünglichen Nexus entlassene Individuum dem Ganzen, dessen Theil es trotz seiner unbegreiflichen Freiheit noch immer geblieben ist, gegenübersteht. Das Drama ist demnach, wie es sich für die höchste Kunstform schicken will, auf gleiche Weise an's Seiende, wie an's Werdende verwiesen: an's Seiende, indem es nicht müde werden darf, die ewige Wahrheit zu wiederholen, daß das Leben als Vereinzelung, die nicht Maaß zu halten weiß, die Schuld nicht bloß zufällig erzeugt, sondern sie nothwendig und wesentlich

mit einschließt und bedingt; an's Werdende, indem es an immer neuen Stoffen, wie die wandelnde Zeit und ihr Niederschlag, die Geschichte, sie ihm entgegen bringt, darzuthun hat, daß der Mensch, wie die Dinge um ihn her sich auch verändern mögen, seiner Natur und seinem Geschick nach ewig derselbe bleibt. Hiebei ist nicht zu übersehen, daß die dramatische Schuld nicht, wie die christliche Erbsünde, erst aus der Richtung des menschlichen Willens entspringt, sondern unmittelbar aus dem Willen selbst, aus der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs, hervorgeht, und daß es daher dramatisch völlig gleichgültig ist, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Bestrebung scheitert.

Den Stoff des Dramas bilden Fabel und Charaktere. Von jener wollen wir hier absehen, denn sie ist, wenigstens bei den Neueren, ein untergeordnetes Moment geworden, wie Jeder, der etwa zweifelt, sich klar machen kann, wenn er ein Shakespear'sches Stück zur Hand nimmt und sich fragt, was wohl den Dichter entzündet hat, die Geschichte oder die Menschen, die er auftreten läßt. Von der allergrößten Wichtigkeit dagegen ist die Behandlung der Charaktere. Diese dürfen in keinem Fall als fertige erscheinen, die nur noch allerlei Verhältnisse durch- und abspielen und wohl äußerlich an Glück oder Unglück, nicht aber innerlich an Kern und Wesenhaftigkeit gewinnen und verlieren können. Dieß ist der Tod des Dramas, der Tod vor der Geburt. Nur dadurch, daß es uns veranschaulicht, wie das Individuum im Kampf zwischen seinem persönlichen und dem allgemeinen Weltwillen, der die That, den Ausdruck der Freiheit, immer durch die Begebenheit, den Ausdruck der Nothwendigkeit, modificirt und umgestaltet, seine Form und seinen Schwerpunkt gewinnt und daß es uns so die Natur alles menschlichen Handelns klar macht, das beständig, so wie es ein inneres Motiv zu manifestiren sucht, zugleich ein widerstrebendes, auf Herstellung des Gleichgewichts berechnetes äußeres, entbindet — nur dadurch wird das Drama lebendig. Und obgleich die zu Grunde gelegte Idee, von der die hier vorausgesetzte Würde des Dramas und sein Werth abhängt, den Ring abgibt, innerhalb dessen sich alles planetarisch regen und bewegen muß, so hat der Dichter doch, im gehörigen Sinn und unbeschadet der wahren Einheit, für Vervielfältigung der Interessen, oder richtiger, für Vergegenwärtigung der Totalität des Lebens und der Welt zu sorgen und sich wohl zu

hüten, alle seine Charaktere, wie dies in den sogenannten lyrischen Stücken öfters geschieht, dem Centrum gleich nah zu stellen. Das vollkommenste Lebensbild entsteht dann, wenn der Hauptcharakter das für die Neben- und Gegencharaktere wird, was das Geschick, mit dem er ringt, für ihn ist, und wenn sich auf solche Weise Alles, bis zu den untersten Abstufungen herab, in, durch und mit einander entwickelt, bedingt und spiegelt.

Es fragt sich nun: in welchem Verhältniß steht das Drama zur Geschichte und in wie fern muß es historisch sein? Ich denke, so weit, als es dieses schon an und für sich ist, und als die Kunst für die höchste Geschichtschreibung gelten darf, indem sie die großartigsten und bedeutendsten Lebensprozesse gar nicht darstellen kann, ohne die entscheidenden historischen Krisen, welche sie hervorrufen und bedingen, die Auflockerung oder die allmälige Verdichtung der religiösen und politischen Formen der Welt, als der Hauptleiter und Träger aller Bildung, mit einem Wort: die Atmosphäre der Zeiten zugleich mit zur Anschauung zu bringen. Die materielle Geschichte, die schon Napoleon die Fabel der Uebereinkunft nannte, dieser buntscheckige ungeheure Wust von zweifelhaften Thatsachen und einseitig oder gar nicht umrissenen Charakterbildern, wird früher oder später das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, und das neuere Drama, besonders das Shakespear'sche, und nicht bloß das vorzugsweise historisch genannte, sondern das ganze, könnte auf diesem Wege zur entfernteren Nachwelt ganz von selbst in dieselbe Stellung kommen, worin das antike zu uns steht. Dann, eher wohl nicht, wird man aufhören, mit beschränktem Sinn nach einer gemeinen Identität zwischen Kunst und Geschichte zu forschen und gegebene und verarbeitete Situationen und Charaktere ängstlich miteinander zu vergleichen, denn man hat einsehen gelernt, daß dabei ja doch nur die fast gleichgültige Uebereinstimmung zwischen dem ersten und zweiten Portrait, nicht aber die zwischen Bild und Wahrheit überhaupt, herausgebracht werden kann, und man hat erkannt, daß das Drama nicht bloß in seiner Totalität, wo es sich von selbst versteht, sondern daß es schon in jedem seiner Elemente symbolisch ist und als symbolisch betrachtet werden muß, eben so wie der Maler die Farben, durch die er seinen Figuren rothe Wangen und blaue Augen gibt, nicht aus wirklichem Menschenblut heraus destillirt, sondern sich ruhig und unangefochten des Zinnobers und des Indigos bedient.

Aber der Inhalt des Lebens ist unerschöpflich, und das Medium der Kunst ist begrenzt. Das Leben kennt keinen Abschluß, der Faden, an dem es die Erscheinungen abspinnt, zieht sich in's Unendliche hin, die Kunst dagegen muß abschließen, sie muß den Faden, so gut es geht, zum Kreis zusammenknüpfen, und dies ist der Punkt, den Goethe allein im Auge haben konnte, als er aussprach, daß alle ihre Formen etwas Unwahres mit sich führten. Dieß Unwahre läßt sich freilich schon im Leben selbst aufzeigen, denn auch dieses bietet keine einzige Form dar, worin alle seine Elemente gleichmäßig aufgehen; es kann den vollkommensten Mann z. B. nicht bilden, ohne ihm die Vorzüge vorzuenthalten, die das vollkommenste Weib ausmachen, und die beiden Eimer im Brunnen, wovon immer nur einer voll sein kann, sind das bezeichnendste Symbol aller Schöpfung. Viel schlimmer und bedenklicher jedoch, als im Leben, wo das Ganze stets für das Einzelne eintritt und entschädigt, stellt sich dieser Grundmangel in der Kunst heraus und zwar deshalb, weil hier der Bruch auf der einen Seite durchaus durch einen Ueberschuß auf der andern Seite gedeckt werden muß.

Ich will den Gedanken erläutern, indem ich die Anwendung auf's Drama mache. Die vorzüglichsten Dramen aller Literaturen zeigen uns, daß der Dichter den unsichtbaren Ring, innerhalb dessen das von ihm aufgestellte Lebensbild sich bewegt, oft nur dadurch zusammen fügen konnte, daß er einem oder einigen der Hauptcharaktere ein das Maaß des Wirklichen bei weitem überschreitendes Welt- und Selbstbewußtsein verlieh. Ich will die Alten unangeführt lassen, denn ihre Behandlung der Charaktere war eine andere, ich will nur an Shakespeare, und mit Uebergehung des vielleicht zu schlagenden Hamlet, an die Monologe im Macbeth und im Richard, so wie an den Bastard im König Johann erinnern. Man hat, nebenbei sei es bemerkt, bei Shakespeare in diesem offenbaren Gebrechen zuweilen schon eine Tugend, einen besonderen Vorzug erblicken wollen (sogar Hegel in seiner Aesthetik), statt sich an dem Nachweis zu begnügen, daß dasselbe nicht im Dichter, sondern in der Kunst selbst seinen Grund habe. Was sich aber solchemnach bei den größten Dramatikern als durchgehender Zug in ganzen Charakteren findet, das wird auch oft im Einzelnen, in den culminirenden Momenten, angetroffen, indem das Wort neben der That einhergeht, oder ihr wohl gar voraneilt, und dies ist es, um ein höchst wichtiges Resultat zu

ziehen, was die bewußte Darstellung in der Kunst von der unbewußten im Leben unterscheidet, daß jene, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen will, scharfe und ganze Umrisse bringen muß, während diese, die ihre Beglaubigung nicht erst zu erringen braucht, und der es am Ende gleichgültig sein darf, ob und wie sie verstanden wird, sich an halben, am Ach und O, an einer Miene, einer Bewegung, genügen lassen mag. Goethe's Ausspruch, der an das gefährlichste Geheimniß der Kunst zu tiefen wagte, ist oft nachgesprochen, aber meistens nur auf das, was man äußerlich Form nennt, bezogen worden. Der Knabe sieht im tiefsinnigsten Bibelvers nur seine guten Bekannten, die vierundzwanzig Buchstaben, durch die er ausgedrückt ward.

Das deutsche Drama scheint einen neuen Aufflug zu nehmen. Welche Aufgabe hat es jetzt zu lösen? Die Frage könnte befremden, denn die zunächst liegende Antwort muß allerdings lauten: dieselbe, die das Drama zu allen Zeiten zu lösen hatte. Aber man kann weiter fragen: soll es in die Gegenwart hineingreifen? soll es sich nach der Vergangenheit zurückwenden? oder soll es sich um keine von beiden bekümmern, d. h. soll es social, historisch oder philosophisch sein? Respectable Talente haben diese drei verschiedenen Richtungen schon eingeschlagen. Das sociale Thema hat Gutzkow aufgenommen. Vier seiner Stücke liegen vor und sie machen in ihrer Gesammtheit einen befriedigenderen Eindruck als einzeln, sie sind offenbar Correlate, die den gesellschaftlichen Zustand mit scharfen, schneidenden Lichtern in seinen Höhen und Niederungen beleuchten. Richard Savage zeigt, was eine Galanterie bedeutet, wenn sie zugleich mit der Natur und der Rücksicht auf's Decorum schließt; je grausamer, um so besser; es war nicht recht, daß der Verfasser den ursprünglichen Schluß veränderte, denn gerade darin lag das Tragische, daß so wenig die Lady, als Richard, über ihr näheres Verhältniß zu einander klar werden konnte. Werner genügt am wenigsten; er scheint mehr aus einem Gefühl, als aus einer Idee hervorgegangen zu sein. Patkul hat gerade darin seine Stärke, worin man seine Schwäche suchen könnte, im Charakter und in der Situation des Kurfürsten; er zeigt, wer an einem Hof die abhängigste Person ist, und es gilt gleich, ob die Zeichnung auf August den Starken paßt oder nicht. Die Schule der Reichen lehrt, daß die Extreme von Glück und Unglück in ihrer Wirkung auf den Menschen zusammenfallen. — Andere haben sich dem historischen Drama

zugewandt. Ich glaube nun und habe es oben ausgeführt, daß der wahre historische Charakter des Dramas niemals im Stoff liegt und daß ein reines Phantasiegebilde, selbst ein Liebesgemälde, wenn nur der Geist des Lebens in ihm weht und es für die Nachwelt, die nicht wissen will, wie unsere Großväter sich in unsern Köpfen abgebildet haben, sondern wie wir selbst beschaffen waren, frisch erhält, sehr historisch sein kann. Ich will hiemit keineswegs sagen, daß die Poeten ihre dramatischen Dichtungen aus der Luft greifen sollen; im Gegentheil, wenn ihnen die Geschichte oder die Sage einen Anhaltspunkt darbietet, so sollen sie ihn nicht in lächerlichem Erfindungsdünkel verschmähen, sondern ihn dankbar benutzen. Ich will nur den weitverbreiteten Wahn, als ob der Dichter etwas Anderes geben könne, als sich selbst, als seinen eigenen Lebensproceß, bestreiten; er kann es nicht und hat es auch nicht nöthig, denn wenn er wahrhaft lebt, wenn er sich nicht klein und eigensinnig in sein dürftiges Ich verkriecht, sondern durchströmt wird von den unsichtbaren Elementen, die zu allen Zeiten im Fluß sind und neue Formen und Gestalten vorbereiten, so darf er dem Zug seines Geistes getrost folgen und kann gewiß sein, daß er in seinen Bedürfnissen die Bedürfnisse der Welt, in seinen Phantasien die Bilder der Zukunft ausspricht, womit es sich freilich sehr wohl verträgt, daß er sich in die Kämpfe, die eben auf der Straße vorfallen, nicht persönlich mischt. Die Geschichte ist für den Dichter ein Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen, nicht aber ist umgekehrt der Dichter der Auferstehungsengel der Geschichte; und was die deutsche Geschichte speciell betrifft, so hat Wienbarg in seiner vortrefflichen Abhandlung über Uhland es mit großem Recht in Frage gestellt, ob sie auch nur Vehikel sein kann. Wer mich versteht, der wird finden, daß Shakespeare und Aeschylos meine Ansicht eher bestätigen, als widerlegen. — Auch philosophische Dramen liegen vor. Bei diesen kommt Alles darauf an, ob die Metaphysik aus dem Leben hervorgeht, oder ob das Leben aus der Metaphysik hervorgehen soll. In dem einen Fall wird etwas Gesundes, aber gerade keine neue Gattung entstehen, in dem andern ein Monstrum.

Nun ist noch ein Viertes möglich, ein Drama, das die hier charakterisirten verschiedenen Richtungen in sich vereinigt und eben deshalb keine einzelne entschieden hervortreten läßt. Dieses Drama ist das Ziel meiner eigenen Bestrebungen, und wenn ich, was

ich meine, durch meine Versuche selbst, durch die Judith und die nächstens erscheinende Genoveva, nicht deutlich gemacht habe, so wäre es thöricht, mit abstracten Entwickelungen nachzuhelfen.

* * *

Professor Heiberg in Kopenhagen hat meinen vorstehenden, vor längerer Zeit im Morgenblatt erschienenen und jetzt, wie ich sehe, in's Dänische übertragenen Aufsatz: Ein Wort über das Drama, in Nr. 31 seines Intelligenzblatt's einer kritischen Beleuchtung unterzogen. Nicht diese Kritik selbst, nur der Zeitpunkt, in welchem Professor Heiberg damit hervortritt, kann mich zu einer Erwiderung veranlassen. In dem Augenblick, wo mir von der Großmuth meines Königs zum Behuf meiner weiteren Entwickelung ein Reisestipendium ausgesetzt worden ist, muß ich es für meine Pflicht halten, die starken Behauptungen, die sich Professor Heiberg in jener Kritik erlaubt, auf ihr Nichts zu reduciren. Zu jeder anderen Zeit würde ich dem hochgebildeten dänischen Publikum, das ohne Zweifel den angegriffenen Aufsatz in Fädrelandet Nro. 1261 mit der Beleuchtung verglich, ehe es urtheilte, die Widerlegung ruhig anheim gestellt haben. Ich kann nicht dringend genug bitten, diesen alleinigen Beweggrund meines persönlichen Hervortretens gehörig zu würdigen und zu bedenken, daß ich jetzt zu dem mir gemachten Vorwurf eines „philosophischen oder kritischen Banquerotts" nicht stillschweigen darf, obgleich meine Vertheidigung, wie ich wohl weiß, kaum etwas Anderes darthun kann, als daß sie unnöthig war.

Zuerst eine Erörterung, die nicht der wissenschaftlichen Categorie angehört, die aber, wie ich fast fürchte, auf die Stellung, die mein Gegner mir gegenüber angenommen hat, ein ganz eigenthümliches Licht werfen wird. Professor Heiberg spricht über meine Judith, aber er spricht nicht über die Judith, die ich bei Hoffmann und Campe in Hamburg in den Druck gegeben habe und die der Kritik als Object vorliegt, er spricht über eine andere, über eine von mir für die Bühne abgeänderte Judith, die Manuscript geblieben und Manuscript zu bleiben bestimmt ist. Zur Kenntniß dieses Manuscripts ist er als Mit-Director des Kopenhagener Theaters gelangt, nicht ich habe dasselbe der Theater-Direction vorgelegt, sondern ein geistreicher dänischer Schriftsteller, Herr P. L. Møller, der mich um die Mittheilung ersuchte, und dem ich, da ich ihn achten und schätzen lernte, seinen

Wunsch mit Vergnügen gewährte: wie konnte Professor Heiberg sich erlauben, ein Actenstück, in dessen zeitweiligen Besitz er nur als Beamter kam, zu recensiren? Lessing macht es mit Recht zur moralischen Bedingung aller Kritik, die sich nicht von vorn herein um den Credit bringen will, daß dem Kritiker von einem Autor nie mehr bekannt sein dürfe, als das zu besprechende Werk selbst ihm verrathe; auf den Mißbrauch amtlicher Erfahrungen sind sogar angemessene Strafen gesetzt. Professor Heiberg, um Alles, was zu seinen Gunsten spricht, hervorzuheben, konnte aus öffentlichen Blättern wissen, daß ich die Judith zum Zweck der Aufführung verändert habe, aber nur der Blick in das ihm anvertraute Manuscript konnte ihn über das Wie, auf das er doch sein ganzes Raisonnement stützt, belehren. Ich begnüge mich, die einfache Thatsache anzuführen und enthalte mich jeder Bemerkung; das Urtheil über ein solches Verfahren ergibt sich von selbst.

Professor Heiberg stempelt die Abänderung meiner Judith zu einer ästhetischen Sünde. Er hat recht, es ist eine Sünde, aber eine solche, die unter gleichen Umständen jeder Dichter, Professor Heiberg selbst nicht ausgeschlossen, begehen wird. Ich fragte nicht etwa, mein corrumpirtes Manuscript in der Hand, bei den Bühnen herum, ob irgend eine so gnädig sein wolle, mein Erstlingswerk in Scene zu setzen. Im Gegentheil, mir kam das erste Theater Norddeutschlands mit größter Bereitwilligkeit entgegen, bedeutende Künstler drangen in mich, mein Drama bühnengerecht zu machen, und ich war keineswegs gleich bereit, ihnen zu willfahren, ja auf die Haupt-Veränderung ließ ich mich bei der Aufführung in Berlin überall nicht ein, sie wurde ohne mein Wissen von fremder Hand getroffen. Vielleicht hätte ich noch hartnäckiger sein, vielleicht hätte ich mit Pathos ausrufen sollen: Alles oder Nichts! Doch Professor Heiberg wird als Theater-Director zu gut wissen, daß wenig Dichter in eine ähnliche Versuchung geführt werden, um es nicht zu entschuldigen, daß ich ihr halb erlag. Ohnehin wird ein Drama gedruckt und dadurch für Jedermann zugänglich gemacht. Die Bühnen, wenn sie es für ihre Zwecke geeignet halten, fragen nicht lange, ob sie durch ihre „Bearbeitung" den darin veranschaulichten Ideen zu nahe treten und den Dichter prostituiren, sie streichen, setzen hinzu und führen auf. Nun wäre es doch seltsam, wenn jede dritte Person berechtigt sein sollte, mit einem Werk eine solche Procedur vorzunehmen, nur der Verfasser nicht.

Uebrigens wirft Professor Heiberg, indem er über die Manuscript gebliebene Judith spricht, beiläufig auch einen Blick auf die wirklich gedruckte. Er sagt, er wolle sie nicht kritisiren, und kritisirt sie doch, denn er versichert, sie sei verwerflich, aber es sei nicht der Ort, das Warum zu entwickeln. Man sollte nun glauben, daß da, wo der Ort ist, ein Drama herabzusetzen, auch der Ort sein müsse, das Urtheil mit Gründen zu belegen. Doch mache ich diesen Einwurf nur im Allgemeinen, weil ich es verhüten möchte, daß die aus der Justiz mehr und mehr verschwindenden unmotivirten Richtersprüche in die Aesthetik übergehen, keineswegs aber, weil ich daran zweifle, daß Professor Heiberg Gründe hat. Er braucht sich nur an die von ihm schon in seinem Aufsatz roth angekreideten „Kraftstellen" zu halten und Grund und Zweck des Ganzen zu ignoriren, um zu einer uneingeschränkten Verdammung meines Werks zu gelangen. Wie leicht ist nicht ein Holofernes in einer Zeit, wo es keine römische Imperatoren mehr gibt, die sich vergöttern lassen, lächerlich gemacht! Warum nach den vielleicht unter den rohsten Cynismen versteckten psychologischen Angeln fragen, worin dieser Character sich dreht! Warum gar über die behandelte Anekdote wegsehen und den Ideenhintergrund in's Auge fassen! Es wäre ja schlimm, wenn es sich fände, daß ein Dichter, der nach Professor Heiberg in seinem Raisonnement über die Kunst das Moment der Idee übergangen haben soll, in seinem Drama nur Ideen, ja die absolute, die dem gesammten Geschichtsverlauf zu Grunde liegende höchste Idee, so weit das menschliche Bewußtsein sie bei Heiden und Juden erfaßt hatte, dargestellt hat! Ich würde zu Angriffen auf eine meiner dichterischen Productionen selbst dann schweigen, wenn Niemand als der Angreifer sie kännte. Jetzt freilich, wo sich in Deutschland längst die competentesten Richter über mein Werk ausgesprochen haben, liegt in meinem Schweigen nichts Verdienstliches. Ich darf aber diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne Professor Heiberg für das Lob zu danken, das er dadurch über die Auffassungsweise meines Dramas ausgesprochen hat, daß er sie zu der allein möglichen, zu der objectiv mit dem Stoff selbst gegebenen erhöhte. Denn ein so glänzendes Lob liegt in seinem Tadel, daß ich mein Sujet bei der Umarbeitung, in welcher nämlich, wie die reale Bühne es verlangte, Judith wohl noch mit dem Kopf des Holofernes, nicht aber er mit ihrem Herzen davon geht, alles Safts und aller Kraft beraubt habe,

indem eine Judith, die sich nicht persönlich aufopfere, keine Judith mehr sei, sondern eine Charlotte Corday. Er hat recht, durchaus recht, ein Weib, das eine so ungeheure That nicht noch vor dem Vollbringen bezahlt, das vorher nicht moralisch und sittlich eben dasselbe leidet, was sie ihrem Feind nachher physisch zufügt, ist Alles, nur keine tragische Heldin. Es ist ihm nur ein kleiner Irrthum mit untergelaufen, denn — die Judith der Bibel ist eben Nichts, als eine Charlotte Corday, ein fanatisch-listiges Ungeheuer, sie singt und tanzt drei Tage lang um die Bundeslade und gibt ihren „lieben Brüdern" in den Aufathmungs-Pausen die Versicherung, daß sie von dem gräulichen Tyrannen keineswegs „verunreinigt" worden sei. Erst meine Erfindung, erst die furchtbare Situation am Schluß, daß sie dem Ermordeten einen Sohn gebären und so nach dem alten Dictum: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut, den Muttermörder, also die Nemesis, in ihrem eigenen Schooß tragen kann, hat sie in den tragischen Kreis erhoben. Ich darf zweifeln, ob Professor Heiberg mir das obige Zugeständniß gemacht haben würde, wenn er vorher das Buch Judith in der Bibel nachgelesen hätte, er kann es mir daher nicht verdenken, wenn ich Beschlag darauf lege.

Professor Heiberg entwickelt hierauf seine Ansichten über das eigentliche Verhältniß des Dramas zum Theater. Ich könnte diesen Abschnitt seiner Abhandlung unberührt lassen, da er sich nicht persönlich mit mir beschäftigt, aber an und für sich ist der Gegenstand zu wichtig, als daß ich nicht auch meine Bemerkungen daran knüpfen sollte, und dann vermisse ich hier bei Professor Heiberg das, was ich gerade bei ihm suchen durfte, da er ein so außerordentliches Gewicht darauf zu legen scheint, den praktischen Blick. Ob es Deutschland an der dramatischen Literatur fehlt und ob man schon deshalb kein Dramatiker sein kann, weil man ein Deutscher ist, bleibe unerörtert; ich führe es nur an, um zu zeigen, daß Professor Heiberg nicht bloß dann sehr viel auf einmal behauptet, wenn er von mir als einzelnem Deutschen redet, sondern daß er ganz Deutschland auf ähnliche Weise behandelt. So viel gebe ich zu, daß den deutschen Dichtern, weil sie sich zu sehr bemühen, alle innere Motive zu ergründen, eben deshalb der Effect, welcher Concentration und rasches Fortschreiten verlangt, nicht selten entgeht, und daß das, was sie durch die schärfere psychologische Zeichnung bei ihren Lesern gewinnen, nicht

jedesmal für das entschädigt, was sie durch das den Strom der Handlung aufhaltende immer neue Knotenknüpfen bei ihren Zuschauern verlieren. Aber Professor Heiberg würde doch vermuthlich in einige Verlegenheit gerathen, wenn ich ihn aufforderte, nachzuweisen, wo denn seit 1770 größere dramatische Thaten verrichtet worden sind, als in Deutschland. Doch das ist gleichgültig. Im Princip stimme ich mit ihm völlig überein. Die Trennung zwischen Drama und Theater ist unnatürlich, sie sollte nicht sein. Aber sie ist, und sie wird schwerlich wieder beseitigt, denn die Ideal-Bühne ist nur einmal, bei den Griechen, wo das Drama aus der Religion hervorging und in Stoff und Form heilig und geweiht war, verkörpert gewesen, das moderne Theater dagegen schwebte zu allen Zeiten mehr oder weniger in der Luft, da es sich wohl zuweilen zum National-Ausdruck erhob, aber nie im Sinne der Griechen ein National-Act wurde, noch werden konnte. Es war von jeher Unterhaltungsmittel, Zeitvertreib. Wer es nicht zugeben will, der zeige mir im Bewußtsein derjenigen Völker, die es unter den Neueren wirklich zu einem Drama brachten, das innere Entwicklungsmoment auf, aus dem dieses mit Nothwendigkeit hervortrat. Ich sage: das allgemein-nationale Entwicklungsmoment, nicht das speciell literaturhistorische, das hier nicht genügt, noch weniger die äußeren Umstände, die hie und da die Ausbildung des Theaters begünstigten, ohne ihm darum die wahre und hohe Bedeutung, die es für das Volksbewußtsein haben soll, zu verleihen. Ich kenne die meisten schönen Reden, die von witzigen Köpfen über diesen Gegenstand gehalten worden sind, ich weiß namentlich, daß man sich in geistreichen Wendungen erschöpft hat, um den wunderbaren Umstand, daß die Shakespear'schen Stücke unter der jungfräulichen Königin fast eben so viel Aufsehen erregten, als die Bärenhetzen, zu einem solchen Entwicklungsmoment zu stempeln, aber ich weiß leider auch, daß schöne Reden und geistreiche Wendungen Nichts beweisen, und daß ein äußeres Interesse für das Institut, selbst wenn es sich, wie bei den Franzosen in ihrer classischen Zeit, zur National-Eitelkeit steigert, etwas ganz Anderes ist, als ein inneres Bedürfniß, dessen Befriedigung das Volksbewußtsein zu einer höheren Stufe hinüberführt. Und warum soll man der Sache den rechten Namen nicht geben? So lange das Theater Zeitvertreib des Volks, des wirklichen, wahren Volks, bleibt, ist es nicht verloren, denn das Volk hat Phantasie, es läßt sich hin-

reißen und erschüttern, und der ihm einwohnende Instinct für das Echte und Nachhaltige, den es hier, wie allenthalben, wo es als Gesammtheit urtheilt, offenbart, schützt den Dichter, der etwas zu bringen hat, besser vor Verkennung und Mißhandlung, als der „gute Geschmack" der Halbwisser. Erst wenn es Zeitvertreib der gelangweilten Menschenclasse wird, die sich die allein gebildete zu nennen übereingekommen ist und die nicht von den Mühen des Lebens, sondern vom Leben selbst ausruhen will, fängt es zu sinken an, dann sinkt es aber auch schneller, als es je zuvor stieg, denn wahrlich, alle Kunst ruht auf dem tiefsten Ernst und wenn sie diesen auch allerdings nach Schiller's Worten in heiterem Spiel auflösen und bewältigen soll, so ist das doch nicht so zu verstehen, als ob es ihre Aufgabe sei, ihn hinweg zu spötteln oder ihn tändelnd und gaukelnd zu überhüpfen. Zeitvertreib der „Gebildeten", Unterhaltungsmittel während der Verdauung, ist das Theater aber jetzt so ziemlich überall geworden. Das Volk wagt sich in die stolzen Prachtgebäude, die wir anstatt der bescheidenen Buden errichtet haben, nur noch zagend hinein, es fühlt sich unheimlich in den weiten glänzenden Räumen, die es, nicht ideell, aber materiell an eine ganz andere Welt erinnern, als diejenige ist, in der es lebt und webt, und die hohen Eintrittspreise erlauben ihm nicht, so oft zu kommen, daß der befangende erste Eindruck sich abstumpfen und ihm seine geistige Freiheit zurückgeben könnte. Da kann sich denn recht ungestört jene Zartheit des Gemüths entwickeln, die sich die abgeschmackteste Dialectik über erkünstelte Leiden gefallen läßt, die sich aber, halb verdrießlich, halb schaudernd, abwendet, wenn ein wirkliches, dem die Poesie Sprache verleiht, seinen Schmerzschrei ausstößt; da kann jene Decenz, die die Unschuld schamroth macht und die, wenn sie consequent wäre, mit der eigenen Mutter darüber hadern müßte, daß sie sie zur Welt geboren und die Natur nicht zu einer Ausnahme von der alten plumpen Regel gezwungen hat, den höchsten Gipfelpunkt der Albernheit erreichen. Was soll nun aber in solcher Periode der Dichter beginnen? Der Seidenwurm hört nicht zu spinnen auf, weil wollene Zeuge Mode werden, und der dramatische Geist nicht zu gestalten, weil man ihm das Theater verschließt. Nichts bleibt ihm übrig, als sein Kunstwerk „schweigend in den unermeßlichen Abgrund der Zeit zu werfen" und sich ruhig und stolz in der Ueberzeugung, daß die Geschichte zur rechten Stunde jeden Goldfaden in ihr großes Gewebe zu

verflechten wissen wird, zu neuen Schöpfungen zusammenzufassen. Alle diese rein praktischen Seiten hätte Professor Heiberg nicht übersehen sollen, dann würde er mit mir den factischen Zustand der Dinge beklagt, aber nimmermehr dem Strom der dramatischen Literatur nach der jetzigen Coulissenwelt das Bett abgesteckt haben. Der Dichter thut genug, wenn er seine Werke so einrichtet, daß sie aufgeführt werden können, daß sie sich nicht in die epische Breite oder die lyrische Tiefe verlaufen; ob sie aber wirklich zur Aufführung gelangen, davon konnte wohl in Griechenland, wo das gesammte Volk in seiner durch feierliche Opfer erhöhten Stimmung darüber entschied, wer von den Bewerbern um den tragischen Kranz die Juwelen der religiösen und heroischen Mythen in das reinste Gold der Darstellung gefaßt habe, ihre Bedeutung für die Nation abhangen, aber gewiß nicht bei uns. Ich sprach in meinem Aufsatz, und Professor Heiberg erzeigt mir die Gerechtigkeit, es vorauszusetzen, allerdings nicht von jenem hohlen Scheingebild, das vor den Lampen zittert und sich zum Theetisch flüchtet, weil es sich seiner Mark- und Maaßlosigkeit bewußt ist, ich sprach vom wahren, wirklichen, für die Scene bestimmten Drama, denn dieses hat auch nach meiner Ansicht allein Interesse und Werth für die Zukunft, doch man muß billig auch zwischen der Bühne, wie sie ist, und der Bühne, wie sie sein sollte und könnte, unterscheiden und nicht Alles als undarstellbar an sich verwerfen, was von der Bequemlichkeit der Regie und der Schauspieler als undarstellbar ignorirt oder geradezu bei Seite geschoben wird, am wenigsten in einer so verworrenen Zeit, wie die unsrige, wo das Drama durchaus, wenn es nicht kümmerlich hinter der Philosophie und dem öffentlichen Leben einherhinken will, neue und zum Theil bedenkliche Wege einschlagen muß und wo es dessenungeachtet bei der eingerissenen Unsitte des Publikums, Act für Act, ja Scene für Scene und Rede für Rede, kurz, die Einzelnheiten als Einzelnheiten, ohne Rücksicht auf das Ganze, zu beurtheilen, über eine in der Mitte hervortretende und erst am Schluß aufgelöste ungewöhnliche Dissonanz, ja über einen starken Pinselstrich, einen gewaltigen Ausdruck, wenn er auch hinter dem

„Halt' doch den Stier von der Kuh!“

Aeschylos, Agamemnon.

der Kassandra noch weit zurückbleibt, den Hals brechen kann.

Ich gehe weiter. Aber nun kreuzen sich die seltsamsten Zo-

phismen so wunderbar, daß ich kaum weiß, wo ich mit meiner Berichtigung anfangen und wo ich enden soll. Es ist ein Tirailleur-Feuer, ich kann unmöglich jeden einzelnen Schuß erwidern, aber ich will den blauen Dampf, den dieses Geplänkel hinterlassen hat, zu zerstreuen suchen, dann stellt sich der Stand der Dinge wohl von selbst heraus. Zuerst muß ich bemerken, daß, als ich: „ein Wort über das Drama" schrieb, ich keine den Gegenstand nach allen Seiten erschöpfende Abhandlung, keine Dramaturgie, liefern wollte. Ich wollte die Resultate meines Nachdenkens über einige sehr wichtige Punkte der dramatischen Kunst mittheilen, und ich glaube Dank dafür zu verdienen, daß ich diese ohne Umschweife gab, und daß ich, um ein paar Dogmen näher zu bestimmen, nicht nach der Art der gelehrten Handwerker den ganzen dramatischen Katechismus repetirte. Freilich habe ich jetzt die Erfahrung gemacht, daß man, wenn man vom Apfel spricht, die Bemerkung vorausschicken muß, daß er auf dem Baum wächst, und daß der Baum in der Erde wurzelt, wenn gewisse Leute nicht behaupten sollen, man stelle dies in Abrede, oder gar, man scheine es nicht zu wissen. Dann muß ich daran erinnern, daß mein Aufsatz aus zwei Hälften besteht, einer theoretischen und einer praktischen, und daß sich zwischen beiden natürlich der bekannte breite Graben befindet, der Theorie und Praxis überall, wie Leib und Seele, trennt. Wenn ich also, nachdem ich in dem ersten Theil die Aufgabe des künftigen Dramas zu entwickeln suchte, in dem zweiten davon rede, daß das deutsche Drama einen neuen Aufschwung zu nehmen s c h e i n e, so habe ich durch diese gewiß nicht prahlerische Wendung so wenig direct gesagt, als indirect angedeutet, daß das künftige Drama in Deutschland bereits geboren sei. Dennoch läßt Professor H e i b e r g mich dieses und etwas noch Stärkeres behaupten, wenn er sagt, daß das deutsche Drama nach mir nicht bloß neu sein wolle, sondern daß es absolut neu, daß es das erste sein wolle. Mit gleichem Rechte könnte er mir vorwerfen, wenn ich davon gesprochen hätte, daß wir Menschen tugendhaft, großmüthig, gottähnlich sein sollen, ich hätte zu verstehen gegeben, daß ich, und etwa auch meine Freunde, tugendhaft, großmüthig, gottähnlich seien. Ja, wer sollte es glauben, den einfachen Schlußworten meines Aufsatzes schiebt er einen Sinn unter, als hätte ich mich selbst vor aller Welt als Norm und Muster der Kunst, als praktische Ergänzung der Theorie, als in's Leben getretene Regel des Polyclet, aufstellen

wollen. Ich darf mir nicht erlauben, auf diese Beschuldigung im Ernst einzugehen. Mein Aufsatz liegt vor, Jeder sieht auf den ersten Blick, daß die zweite Hälfte desselben Nichts ist und Nichts sein soll, als eine kurze Charakteristik der neuen dramatischen Literaturbewegung in Deutschland, als eine flüchtige Skizzirung der bis jetzt hervorgetretenen Richtungen einzelner Dichter, die ich, wie es angemessen war, abbrach, als ich meiner eigenen Versuche zu erwähnen hatte. Oder würde Professor Heiberg mir den Vorwurf eines philosophisch-kritischen Banquerotts, den er mir eben bei dieser Gelegenheit macht, erspart haben, wenn ich, statt mich mit einer bescheidenen Andeutung des mir bei meinen Bestrebungen vorschwebenden Ziels zu begnügen, meine Gedanken so ausgeführt hätte: es ist ein Drama möglich, das den Strom der Geschichte bis in seine geheimnißvollsten Quellen, die positiven Religionen, hinein verfolgt und das, weil es in dialectischer Form alle Consequenzen der diesen zu Grunde liegenden innersten Ideen an den zuerst bewußt oder unbewußt davon ergriffenen Individuen veranschaulicht, ein Symbolum der gesammten historischen und gesellschaftlichen Zustände, die sich im Lauf der Jahrhunderte daraus entwickeln mußten, aufstellt? Vermuthlich hätte er seinen Vorwurf dann umgekehrt und ausgerufen: das sind Worte, beweise die Möglichkeit eines solchen Dramas durch die That! Die merkwürdigste aller Beschuldigungen ist aber die, daß ich Gutzkow als dramatischen Dichter überschätze; eine Beschuldigung, mir so neu, so ungewöhnlich, daß sie mir der Abwechslung wegen fast angenehm wird. Gutzkow ist der Erste unter den neueren Schriftstellern gewesen, der sich des Theaters wieder zu bemächtigen gewußt hat, seine Stücke werden auf allen Bühnen gegeben, schon aus diesem Grunde muß man seiner gedenken, wenn man über die Regeneration des Dramas spricht. Ich sagte über ihn: „Gutzkow hat das sociale Thema aufgenommen. Vier seiner Stücke liegen vor, und sie machen in ihrer Gesammtheit einen befriedigenderen Eindruck, als einzeln, sie sind offenbar Correlate, die den gesellschaftlichen Zustand in seinen Höhen und Niederungen mit scharfen schneidenden Lichtern beleuchten.“ Dies ist ein richtiges, wohl abgemessenes Wort und die Literatur-Geschichte wird es ohne Zweifel bestätigen, denn in demselben Augenblick, wo sie die Untersuchung anstellt, wie weit Gutzkow hinter der höchsten Aufgabe des Dramas zurückgeblieben ist, wird sie auch untersuchen müssen, wie weit er

sich über die dramatischen Handwerker, die des Zeitvertreibs wegen dramatisiren, wie die Kinder der Buchstaben wegen schreiben, erhoben hat, und dann wird sie finden, daß er nach Ideen arbeitet, was, beiläufig gesagt, Iffland, mit dem ihn Professor Heiberg zusammenstellt, nicht that. Nun sehe man, wie Professor Heiberg dieses Wort interpretirt. Ich sage: Gutzkow hat das sociale Thema aufgenommen ꝛc. Damit ist Nichts ausgesprochen, als das simple Factum, wie es Professor Heiberg selbst durch die Inhalts-Anzeige der Gutzkowschen Stücke bestätigt. Es heißt nichts weiter, als: Gutzkow hat zum schwarzen, nicht zum weißen Bogen gegriffen. Professor Heiberg läßt mich sagen: Gutzkow ist der Repräsentant der von ihm eingeschlagenen neuen Richtung. Das würde heißen: Gutzkow hat geradezu in's Schwarze getroffen. Ist beides einerlei? Man sieht, die Deutung, die Professor Heiberg meinen Worten gibt, ist keck. Aber bei weitem kecker noch ist der Schluß, den er daraus zieht. „Von Gutzkow" — fährt er fort — „sollen wir also abstrahiren, welche Forderungen das Zeitalter an den dramatischen Dichter macht!" Wie! Nun ist Gutzkow nicht bloß auf dem von ihm gewählten Standpunkt ein guter Schütze, nun ist er absolut der Muster-Schütze? Professor Heiberg muß das Publikum des Intelligenzblatts sehr wenig achten, wenn er glaubt, daß es sich durch solche Künste verblenden läßt. Doch, es kommt noch besser. Ich gebrauche an einer Stelle meines Aufsatzes den Ausdruck: Atmosphäre der Zeiten. Professor Heiberg stellt sich, als ob er den metaphorischen Sinn dieses Ausdrucks nicht kennt und übersetzt sich ihn ohne Weiteres mit Dunstkreis. Dann stellt er meinem Ausdruck Atmosphäre den Ausdruck Zeitgeist gegenüber, um durch den Scheinkrieg, worin er die beiden Redefiguren verwickelt, die Gedanken und Begriffe zu verwirren. Doch, es ist nicht einmal ein Scheinkrieg, denn auch im gewöhnlichen Sinn genommen, würde der Ausdruck Atmosphäre dem Ausdruck Zeitgeist noch immer adäquat sein, da die Atmosphäre die leibliche Lebensquelle, die Luft, umschließt, wie der Zeitgeist die geistige, den Strom der Ideen. Mit dieser Spielerei hat Professor Heiberg also Nichts gewonnen. Aber auch Nichts verloren, kann man sagen, denn vielleicht war ihm die metaphorische Bedeutung jenes Ausdrucks wirklich unbekannt, vielleicht hat er ihn für einen neu geschaffenen gehalten, den er anfechten zu müssen glaubte, weil er nicht wußte, daß es Goethe war, der ihn zuerst in Umlauf brachte.

Möglich, obgleich nicht wahrscheinlich. Aber auch zugegeben hülfe ihm das zu Nichts, denn über den Sinn, den ich im vorliegenden Fall mit meinem Ausdruck verband, konnte er nicht im Unklaren sein, da ich ihn, wie der Augenschein lehrt, vorher ausdrücklich festgestellt habe. Ein gleiches Manöver erlaubt sich Professor Heiberg noch zwei Mal mit meinen Ausdrücken, ich werde es gehörigen Ortes nachweisen, ich werde es mir dann jedoch ersparen dürfen, alle seine Spinnwebsfäden, vom ersten bis zum letzten, abzuwickeln, wie diesmal. Ich frage nun: wie viel Ehrlichkeit kann man in der philosophischen Sphäre, wo sich, da wir doch am Ende eben sowohl individuell denken, als individuell dichten, die Grenzen unmöglich haarscharf abmarken lassen, von einem Manne erwarten, der sich schon in einem untergeordneten Gebiet, wo die Enthüllung verhältnißmäßig leicht ist, solche „Subreptionen" gestattet. Ich muß noch einmal auf Gutzkow zurückkommen. Professor Heiberg sagt über ihn: „seine vier Stücke sind vier Nullen, die zusammenaddirt nur eine einzige Null ausmachen; die Sprache oscillirt zwischen der breitesten Trivialität und dem dicksten Schwulst; die Ideen sind veraltet." Als ästhetische Organismen müssen dramatische Gebilde sich selbst vertreten, die beiden ersten Vorwürfe gehen mich hier also nicht an, aber ich habe behauptet, daß sie nach Ideen gearbeitet sind, und das muß ich darthun, um so mehr, da ohne Zweifel nur mein wohlgemeintes Wort Gutzkow diesen Angriff zugezogen hat. Vorher ersuche ich Professor Heiberg, die Gutzkowsche Recension meiner Genoveva im Telegraphen nachzulesen, damit er sich überzeugt, daß hier nicht, wie er vielleicht glaubt, ein Freund über den Freund spricht. Die Recension ist nicht eben günstig für mein Werk und ich bin nicht der Einzige, der sie für ungerecht hält, aber um so eher darf ich sie citiren, um so nachdrücklicher wird sie beweisen, was sie gerade beweisen soll. Nun zur Sache. Das Thema der Gutzkowschen Stücke ist der Mensch im Kampf mit der Gesellschaft. Sie wollen zeigen, daß dieselben Formen, die dem Geschlecht Halt und Bestand geben, das einzelne Individuum in extremen Fällen vernichten können, und daß dieser unabwendbare Fluch jener Formen sich, wie es Patkul und die Schule der Reichen veranschaulichen, eben so gut geltend machen kann, wenn sie sich zu sehr um den Menschen erweitern, als wenn sie sich zu sehr um ihn verengen. Dies

ist, wenn anders Professor Heiberg seinen Ausspruch nicht einseitig auf den materiell-stofflichen Inhalt der fraglichen Stücke, für den ich keineswegs aufzukommen gedenke, begründen will, nicht alt und noch weniger veraltet; an Darstellungen, die uns den Menschen vorführen, wie er trotz innerer Existenz-Berechtigung an äußeren Verhältnissen zu Grunde geht, hat es freilich niemals gefehlt, aber es ist denn doch wohl ein großer Unterschied, ob diese äußeren Verhältnisse, wie es früher geschah, in ihrer reinen Zufälligkeit, in so fern sie nämlich von dem Entschluß des einen oder des andern der im Drama vorkommenden Charaktere abhängig gedacht sind, dargestellt werden, oder in ihrer tieferen Nothwendigkeit. Allerdings tritt dieses zweite bedeutendere und allein bedeutende „realistisch-pragmatische“ Element, das auch der strenge Immermann in seinen Memorabilien mit Liebe an den jüngeren Schriftstellern anerkannte, bei Gutzkow noch mehr instinctmäßig, als mit entschiedener Klarheit, hervor, aber er hat es in den beiden letzten Stücken schon besser zu bewältigen gewußt, als in den ersten, namentlich im Patkul, der jenes verzweifelte credo des Mephistopheles: „am Ende hängen wir doch ab von Creaturen, die wir machten!“ (Faust 2. Theil), zu dem sich selbst Napoleon, der doch wohl ein Selbstherrscher war, bekannte, commentirt und sich dadurch für das „Fräulein Anna von Einsiedel“ und das „Examen über die Unsterblichkeit der Seele“ Verzeihung ausgewirkt, wenigstens bei mir.

Ich kann mich nach Abfertigung aller dieser nur halb zur Sache gehörigen, von Professor Heiberg aber in den Vorgrund gerückten Dinge endlich zu dem allgemein-wissenschaftlichen Theil seiner Beleuchtung wenden. Hier habe ich eine schwierige Aufgabe, ich kann mir unmöglich denken, daß ich wirklich so auffallend mißverstanden bin, wie es den Anschein hat, und ich muß mich doch stellen, als ob ich es glaube. Zweierlei Methoden gibt es, um das Lebendigste und Eigenthümlichste in den Augen Vieler, die diese unredlichen Nihilirungsprocesse nicht durchschauen, herabzusetzen. Entweder führt man es auf einen Gemeinplatz zurück, der, wie die zerschnittene Ochsenhaut der Dido das gesammte Karthago, eine unendliche Masse unentwickelter Begriffe, und unter diesen zufällig auch den eben in Frage stehenden, in chaotischem Gewirr umfaßt, und ruft dann triumphirend aus: seht Ihr, das ist bereits gesagt! Hiernach hat der Glückliche, der zum ersten Mal die beiden großen Worte Gott und Welt aussprach, alle

Philosophen zu seinen Nachtretern gemacht, denn er hat den ganzen Inhalt der Philosophie vorweggenommen. Oder man treibt es auf die äußerste Spitze, man zieht daraus die Consequenz des Wahnsinns und spricht dann: es muß doch unhaltbar sein, denn dies folgt daraus. Professor Heiberg hat sich abwechselnd beider Methoden gegen mich bedient, doch das kann bei einem Mann nicht verwundern, der, wie ich nachwies, meinen Ausdrücken offenbar Gewalt anthat, um meine Gedanken durch den Buckel, den er ihrem Körper andichtet, zu verunstalten, ja, der sogar mit mir darüber hadert, daß ich, das logische wie das ästhetische Alphabet voraussetzend und darum die sich von selbst verstehenden Mittelglieder „überspringend," die Schulknaben-Menuett zwischen Prämissen und Conclusion nicht regelmäßig erst aufführe, bevor ich das Resultat hinstelle.

Professor Heiberg bemerkt im Anfang, daß er mir in manchen Punkten unbedenklich beistimmen würde, wenn er nur gewiß wäre, welche Begriffe ich mit meinen Worten verbunden habe. Welche Begriffe? Die gewöhnlichen, die wie Münzen im geistigen Verkehr gäng und gäbe sind und die höchstens dann unklar werden, wenn man sie lang und breit zu entwickeln sucht. Schon der Ort, wo mein Aufsatz stand, das Publikum, für welches er geschrieben war, konnte Professor Heiberg hierüber belehren. Aber er hat den Zweifel auch nur aufgeworfen, um selbst da, wo sich mir nicht offen mit sophistischen Wendungen beikommen ließ, noch mäkeln zu können. So würde er, wie er versichert, gleich meinem ersten Satz, daß das Leben, das äußere und innere, Gegenstand der Kunst sei, beipflichten,*) „dersom man" — fährt er fort — „ikke befrygtede, at han tager Livet i en abstract Betydning, nemlig i dets Adskillelse fra de objective Magter, som bestemme det. Men isaafald vilde man da komme til den usande

*) „Wenn man nicht befürchtete, daß er „Leben" in einer abstrakten Bedeutung faßt, nämlich losgelöst von den objektiven Mächten, die es bestimmen. Aber dann würde man zu der unwahren Behauptung kommen, daß die Kunst, insbesondere die dramatische Kunst, sofern sie Individuen darstellt, nichts anderes darstellen kann als ein rein individuelles Leben, daß sie folglich es nicht als ein Moment im Ewigen darstellen, nicht der götilichen Weltleitung Einwirkung im Individuum nachweisen kann. Hiermit würde die eigentliche Idee der Kunst geleugnet werden, der größten dramatischen Dichter Weltanschauung müßte als verfehlt betrachtet werden, und ein untergeordneter, zum Teil überwundener Standpunkt würde als Ziel gesetzt werden für des Dramas zukünftige Entwicklung." D. H.

Paastand, at Kunsten, og navnlig den dramatiske Kunst, idet den fremstiller Individer, ikke kan fremstille Andet, end et reent individuelt Liv, at den følgelig ikke kan fremstille dette som et Moment i det Ewige, ikke kan vise den guddommelige Verdensstyrelses Virken i det Individuelle. Hermed vilde da Kunstens egenlige Idee være fornægtet, de største dramatiske Digteres Total-Anskuelse maatte betragtes som forfeilet, og et underordnet, tildeels tilbegelagt Standpunct vilde sættes som Maalet for Dramets fremtidige Udvikling." Freilich. Aber eben weil dies Alles folgt, hätte er eine solche Interpretation meiner Worte von vorn herein als unstatthaft abweisen sollen, denn Anschauungen und Gedanken, aus denen sich geradezu die verkehrte Welt deduciren läßt, sind selten unter dem Monde, sie kommen wenigstens bei der Zudringlichkeit des gesunden Menschenverstandes, der es gleich merkt, wenn irgendwo der Versuch gemacht wird, das Spinnrad vom Faden abzuleiten, nicht ungestört zur Reife, und ich würde sie bei einem Schriftsteller, gegen den ich ein ganzes Heft schriebe, niemals voraussetzen, obwohl ich recht gut einsehe, daß man sich die Sache dadurch beträchtlich erleichtern mag. Ich hätte behauptet, die Kunst könne nur das rein individuelle, nur das von den objektiven Mächten, die es bestimmen, losgetrennte und gesonderte Leben darstellen? Dann hätte ich eigentlich behauptet, sie könne gar Nichts darstellen, denn mit einem solchen Unbegriff wäre nicht bloß die Idee der Kunst vernichtet, wie Professor Heiberg sich noch sehr gemäßigt ausdrückt, sondern ihre Möglichkeit selbst wäre aufgehoben, es gäbe gar keinen Weg mehr, auf dem sie Form erlangen könnte, da diese ja eben nur das Verhältniß des Individuellen zum Allgemeinen zeichnet, und da die Unterscheidungs-Linie, die das Einzel-Gebilde in seinen Gränzen vom Ganzen abschneiden soll, mit dem Hintergrund, von dem es abzuschneiden ist, von selbst wegfällt. Ich darf mir den Beweis, daß ich etwas so Widersinniges wirklich nicht behauptet habe, ersparen, meine Leser werden ihn selbst führen, der flüchtigste Blick in meinen Aufsatz, ja die einfachen Worte Maaß und Schuld, die gleich zu Anfang vorkommen, müssen sie vom Gegentheil überzeugen. Setzt denn das Maaß nicht ein zu Ueberschreitendes, die Schuld nicht ein zu Beleidigendes voraus, und wird der ärgste Sophist wagen, dies zu Ueberschreitende, dies zu Beleidigende, dem ersten gegenüber, in das zweite, dritte

oder vierte Individuum, mit dem es in Conflikt geräth, zu verlegen und es in Abrede zu stellen, daß die Individuen so viel Recht haben, als sie Kraft besitzen, wenn man sie nicht eben als Glieder der sittlichen Weltordnung, als Monaden, worin die höchste Idee sich geheimnißvoll zu manifestiren sucht, betrachtet? Und ist hiermit nicht erwiesen, daß ich von Maaß und Schuld nur sprechen konnte, weil ich „den guddommelige Verdensstyrelses Virken i det Individuelle“ oder das uralte Sophokleische Wort:

— an Göttlichem darf
Nie freveln der Mensch! Großsprecherisch Wort
Der Vermessenen fühlt den gewaltigen Schlag
Der bestrafenden Hand
Und lehret im Alter die Weisheit!
(Antigone, Schlußchor.)

das ich als tragischen Kanon freilich vorziehe, im Auge hatte? Die Sonnenflecke soll ich bemerkt und die Sonne selbst soll ich übersehen haben!

Wie kommt nun Professor Heiberg dazu, mir solche Absurditäten in den Mund zu legen? Etwa weil ich das Moment der Idee, das, wie ich genügend darthat, meiner Betrachtung des Dramas, wie der seinigen und wie der jedes Menschen von ästhetischer Bildung zu Grunde liegt, nur im Allgemeinen nannte, während ich Fabel und Charaktere ausführlich besprach? Er wäre dazu nicht berechtigt gewesen, wenn ich es auch ganz übergangen hätte, denn die Basis versteht sich überall von selbst, und eben dadurch, daß man sie als sich von selbst verstehend behandelt, zeigt man am besten, daß man das gehörige Gewicht auf sie legt. Aber ich erinnere mich, ich habe jenes Moment ja ausdrücklich als dasjenige, von dem Würde und Werth des Dramas abhänge, definirt. Das kann es also nicht sein. Was ist es denn? Muß ich die kleine Unvorsichtigkeit, daß ich, als ich aus der Schule heraustrat, um in ästhetischen Dingen zwischen ihr und dem gebildeten Publikum zu vermitteln, aus Rücksicht auf letzteres das abschreckende Handwerkszeug, die Methode, dahinter ließ, so schwer büßen? In der That, das ist es. Weil ich nicht A B C sage, sondern gleich mit D anfange, indem ich erst zu D eine Bemerkung zu machen habe, murrt mein Gegner von dunkeln Wegen und verworrenen Begriffen und macht mich für jeden Teich, in den er hineingeräth, für jede Ecke, an der er sich den

Kopf zerstößt, weil er durchaus nicht zugeben will, daß wir uns schon auf der zweiten oder dritten Station befinden und weil er sich deshalb eigensinnig an die Biegungen und Warnungstafeln der Straße nicht kehrt, verantwortlich. Und er weiß sich zu rächen! Da du mit D anfängst, denkt er, so betrachte ich D als dein A, da du die psychologische Seite des Dramas, die Charaktere, so sehr hervorhebst, so mache ich, ohne mich darum zu bekümmern, daß du es bei der dir gestellten Aufgabe mit Recht thust, daraus dein Alpha und Omega, und da du die Mittelglieder, die deine Resultate miteinander verknüpfen, überspringst, so will ich dir schon die gehörigen unterschieben. Ich habe gegen diese mir geborgten Mittelglieder nicht zur rechten Zeit protestiren können, denn ich konnte Professor Heiberg's Feder, da ich nicht die Ehre habe, ihn persönlich zu kennen, in ihrem Lauf nicht aufhalten, aber ich gebe sie jetzt öffentlich zurück, und zwar ohne mich zu bedanken, denn ich glaube das Darlehn dadurch, daß ich von dem einen oder dem andern Leser des Intelligenzblatts vielleicht eine Zeitlang für den Eigenthümer angesehen worden bin, mehr als hinreichend verzinst zu haben. Hier ist mein eigener Gedankengang:

Kunst und Philosophie haben eine und dieselbe Aufgabe, aber sie suchen sie auf verschiedene Weise zu lösen. Wenn die Philosophie sich bemüht, die Idee unmittelbar zu erfassen, so bescheidet die Kunst sich, Alles, was ihr in der Erscheinungswelt widerspricht, zu vernichten. Die Philosophie hat ihrem Theil der gemeinschaftlichen Aufgabe noch nicht genügt, sie hat die Peripherie um das mysteriöse Centrum enger und enger zusammengezogen, aber der Sprung von der Peripherie in's Centrum hinein ist noch nicht geglückt, denn die Vereinzelung ist noch nicht auf ihre innere Nothwendigkeit zurückgeführt. Die Kunst dagegen hat ihr Geschäft bei Alten und Neuern noch stets zur rechten Zeit vollbracht, sie hat die Vereinzelung durch die ihr eingepflanzte Maaßlosigkeit selbst immer wieder aufzulösen und die Idee von ihrer mangelhaften Form zu befreien gewußt. In der Maaßlosigkeit liegt die Schuld, zugleich aber auch, da das Vereinzelte nur darum maaßlos ist, weil es, als unvollkommen, keinen Anspruch auf Dauer hat und deshalb auf seine Zerstörung hinarbeiten muß, die Versöhnung, so weit im Kreise der Kunst darnach gefragt werden kann. Diese Schuld ist eine uranfängliche, von dem Begriff des Menschen nicht zu trennende

und kaum in sein Bewußtsein fallende, sie ist mit dem Leben selbst gesetzt. Sie zieht sich als dunkelster Faden durch die Ueberlieferungen aller Völker hindurch und die Erbsünde selbst ist nichts weiter, als eine aus ihr abgeleitete, christlich modificirte Consequenz. Sie hängt von der Richtung des menschlichen Willens nicht ab, sie begleitet alles menschliche Handeln, wir mögen uns dem Guten oder dem Bösen zuwenden, das Maaß können wir dort überschreiten, wie hier. Das höchste Drama hat es nur mit ihr zu thun, und es ist nicht bloß gleichgültig, ob der Held an einer vortrefflichen oder verwerflichen Bestrebung zu Grunde geht, sondern es ist, wenn das erschütterndste Bild zu Stande kommen soll, nothwendig, daß jenes, nicht dieses, geschieht. Professor Heiberg findet die meisten der obigen Sätze, namentlich aber das letzte Resultat, absurd. Ich will ihm glauben, daß er, da er statt des allgemeinen Schuldbegriffs nur einen dürftigen, speciellen Sündenbegriff in sich ausgebildet zu haben scheint, sich von der Wahrheit meiner Aussprüche nicht überzeugen konnte, denn allerdings ist nicht gesagt, daß wir, weil wir leben, auch morden und rauben müssen, und wenn er mich so verstand, so hatte er alle Ursache, darauf zu bestehen, daß die Schuld nur möglich, keineswegs aber unvermeidlich sei. Hier kann ich ihm also seinen Vorwurf nicht übel nehmen, im Gegentheil, ich bin ihm Dank schuldig, daß er ihn so gelind einrichtete und mir nicht einen ganz andern machte. Begriffs-Verwirrung hätte er mir nun freilich in dem Augenblicke, wo ich die Begriffe auf's Strengste schied und er sie wieder in einander nestelte, nicht vorwerfen sollen, doch er hatte vergessen, daß an dem Ort, wo ich die Erbsünde ausschloß oder richtiger einschloß, indem ich sie dem Gattungsbegriff, dem sie angehört, unterordnete, vom Drama überhaupt, nicht vom christlichen Drama, die Rede war, und das kann begegnen. Wie er aber dazu kam, vor Allem das letzte Resultat anzufechten, begreife ich nicht. Fiel ihm denn der größte der Tragiker, Sophocles, fiel ihm das Meisterstück der Meisterstücke, Antigone, dem sich bei Alten und Neueren nichts an die Seite setzen läßt, nicht ein? Antigone will eine heilige Pflicht erfüllen, bewußt die Verwandten- und Liebespflicht gegen den unbegraben daliegenden Bruder, unbewußt die Pflicht der Ehrfurcht gegen die Götter, dennoch geht sie unter, obgleich sie Nichts, als ein bürgerliches, in sich selbst unhaltbares, und nur der Form nach die Idee des Staats repräsentirendes Gesetz übertritt. Es

ist klar, entweder habe ich ein Axiom ausgesprochen, oder die Antigone ist auf eine Nichtigkeit gegründet. Zuletzt bemerkt Professor Heiberg noch wider mich, daß ich bei meiner Auffassung des Dramas das Ziel desselben in eine Dissonanz setze, indem ich die Schuld unaufgehoben stehen lasse. Hier können wir uns vielleicht verständigen, nur muß ich mir andere Ausdrücke ausbitten. Das Drama, wie ich es construire, schließt keineswegs mit der Dissonanz, denn es löst die dualistische Form des Seins, sobald sie zu schneidend hervortritt, durch sich selbst wieder auf, es stellt, wenn ein Gleichniß erlaubt ist, die beiden Kreise auf dem Wasser dar, die sich eben dadurch, daß sie einander entgegen schwellen, zerstören und in einen einzigen großen Kreis, der den zerrissenen Spiegel für das Sonnenbild wieder glättet, zergehen. Aber es läßt allerdings eine Dissonanz unerledigt, und zwar die ursprüngliche Dissonanz, die es von Anfang an überging, indem es die Vereinzelung, ohne nach der causa prima zu forschen, als mit oder ohne Creation unmittelbar gegebenes Factum hinnahm, es läßt daher nicht die Schuld unaufgehoben, wohl aber den innern Grund der Schuld unenthüllt. Doch dies ist die Seite, wo das Drama sich mit dem Weltmysterium in eine und dieselbe Nacht verliert. Das Höchste, was es erreicht, ist die Satisfaction, die es der Idee durch den Untergang des ihr durch sein Handeln oder durch sein Dasein selbst widerstrebenden Individuums verschafft, eine Satisfaction, die bald unvollständig ist, indem das Individuum trotzig und in sich verbissen untergeht und dadurch im Voraus verkündigt, daß es an einem andern Punkt im Weltall abermals kämpfend hervortreten wird, bald vollständig, indem das Individuum im Untergang selbst eine geläutertere Anschauung seines Verhältnisses zum Ganzen gewinnt und in Frieden abtritt. Doch dies genügt auch im zweiten Fall nur halb, denn wenn der Riß sich auch wieder schließt, warum mußte der Riß geschehen? Hierauf habe ich nie eine Antwort gefunden und keiner wird sie finden, der ernstlich frägt.

Professor Heiberg gibt nun seine eigene Ansicht über die Aufgabe, die das künftige Drama lösen soll. „Den idealistiske Fremgang fordrer", — sagt er — „at Charactererne nu skulle sees i deres Afhængighed af Ideen, og at folgelig denne skal indtage det Overherredomme, som inden Shakspears Tid var indrommet Fabelen. Det horer til den nyere Tids Udvikling, ta

der mere sporges om Hvad end om Hvem. Ogsaa i det nyere Drama vil derfor Interessen mere hvile paa den fremstilte Idee, paa hvad man kunde kalde Dramets Tendens, end paa Characterene, tagne umiddelbart for sig selv, thi nu er Touren til dem at nedsættes til Momenter."*) Das verstehe ich nicht, oder wenn ich es verstehe, so schreibt Professor Heiberg dem Drama einen Schritt vor, den es entweder längst gethan hat, oder den es niemals thun kann. „In dem neueren Drama wird das Interesse mehr auf der dargestellten Idee, auf dem, was man die Tendenz des Dramas nennt, verweilen, als auf den Charakteren, unmittelbar für sich selbst betrachtet?" Das ist entweder immer der Fall gewesen, oder — Doch, treten wir behutsam auf, denn hier ist der Ort, wo wir in Gefahr stehen, Alles wieder zu verlieren, was wir schon so sicher gewonnen zu haben glaubten. „Die Charaktere werden nicht mehr in sich selbst, sondern in der Idee des Ganzen ruhen, und nur noch so weit Centralpunkte im Drama bleiben, als sie selbst sich um ein noch tieferes Centrum herum bewegen?" Wie? Was? Ich müßte alle Interjectionen auf einmal ausstoßen, wenn ich meine Verwunderung, mein Erstaunen genügend ausdrücken wollte. Statt dessen will ich hier ein offenes Bekenntniß ablegen. Wenn die Idee dem Drama bisher gefehlt hat, wenn sie sich nicht in jeder dramatischen Dichtung, die für die Kunst irgend in Betracht kommt, als Centrum aufzeigen läßt, und wenn die Charaktere nicht beständig in diesem Centrum, um das sie sich in größerer oder geringerer Sonnennähe und Ferne „planetarisch" herum bewegen, ihren Ausgangs- und Zielpunkt gehabt haben, dann fehlt das Moment der Idee auch meinem Begriff des Dramas, dann habe ich mit allen meinen vorhergehenden Erörterungen gegen Professor Heiberg nicht allein Nichts bewiesen, sondern auch Nichts beweisen wollen, dann hat er eine Ansicht, die nicht bloß jetzt gründlich neu ist, sondern die, ich bürge ihm dafür,

*) Der idealistische Fortschritt fordert, daß die Charaktere jetzt gesehen werden sollen in ihrer Abhängigkeit von der Idee und daß folglich diese jene Oberherrschaft einnehmen muß, welche in Shakespeare's Zeit der Fabel eingeräumt war. Es gehört zur Entwicklung der neueren Zeit, daß jetzt mehr nach dem Was als nach dem Wer gefragt wird. Auch in dem neueren Drama wird deshalb das Interesse mehr an der dargestellten Idee haften, an dem, was man des Dramas Tendenz nennen könnte, als an den Charakteren, unmittelbar für sich genommen, denn nun ist die Reihe an ihnen, zu Momenten herabgesetzt zu werden." D. H.

auch bis an's Ende der Tage neu und jüngferlich frisch bleiben wird, da sie auf keinerlei Art durch künstlerische Verleiblichung abgenutzt werden kann. Hier kehrt sich denn aber, wie Jeder sieht, das ganze Verhältniß zwischen mir und meinem Gegner um. Er steht auf dem abstractesten aller Standpunkte, ich auf dem praktischen oder empirischen, während nach seiner Versicherung das Gegentheil der Fall sein soll; er spinnt die vermessenste aller Theorieen aus und fragt nicht, ob auch Flachs um den Rocken sitzt, sondern ist zufrieden, daß das Rad schnurrt und der Finger die Bewegung des Fadenziehens macht, ich, der ich nach seiner Behauptung: „over Aaen efter Vand"*) gehe, abstrahire meinen Begriff der dramatischen Kunst von den Kunstwerken und hüte mich sehr, ein Moment in denselben aufzunehmen, das ich bei Sophocles und Shakespeare vermisse. Nie hat das Drama, das den Namen verdient, anders, als durch seine Totalität wirken wollen, nie hat es sich eine geringere Wirkung, wenn es sie unglücklicher Weise hatte, aneignen mögen; es ist und war von jeher die lockende Arabeske um eine Chiffre von Geisterhand, die sich nur darum so farbig-bunt, so neckisch-verzogen um die geheimnißvolle Schrift herum schlingt, damit der Mensch, der am Gastmahl des Lebens schwelgende Belsazar, während er sich an den schnörkelhaft-putzigen Umrissen erfreut, auf denen sein trunkenes Auge mit Wohlgefallen ruht, zugleich auch unbewußt und unwillkürlich das dunkle Warnungswort gewahre und entziffere, das ihn über seine Natur und sein Geschick belehrt. Eben aber mit der unmittelbar im Leben selbst aufgehenden, wenn auch in der Form des Widerspruchs hervortretenden, nimmermehr jedoch mit der eigentlich speculativen Seite der Idee hat es die dramatische Kunst zu thun. Menschen-Natur und Menschen-Geschick, wie sie sich wechselseitig bedingen, soll sie erforschen und darstellen, nicht aber, wie Professor Heiberg will, in die unergründlichen Tiefen der Metaphysik hinabsteigen. Jenes hat sie, wie ich oben bereits sagte, immer gethan, dieses wird sie nie thun, Professor Heiberg's veredeltes Lehrgedicht wird ohne Zweifel in der Sphäre der Ununterscheidbarkeit, worin er es in der Eile stecken ließ, verharren müssen, denn seine „Eenhed af det Speculative og det Poetiske" widerspricht, wenn dieser neue Ausdruck nicht etwa auf die uralte Wahrheit geht, daß ein

*) „über den Bach nach Wasser". D. H.

Drama immer dem jedesmaligen Entwickelungsstadium der allgemeinen Welt-Anschauung entsprechen muß, der Natur der Kunst und kann höchstens ein kaltes allegorisches Puppenspiel, das sich um eine äußere Angel dreht, hervorrufen, nicht aber eine in sich selbst ruhende Schöpfung voll warmblütiger, lebendiger Gestalten. Das wäre kein Fortschritt auf dem Wege, den Shakespeare einschlug, als er die Charaktere von der Oberherrschaft der Fabel befreite, wie Professor Heiberg meint, das wäre ein Sprung zur Seite, in's Nichts hinein. Shakespeare kehrte nur das um, was man die Oeconomie des Dramas nennt, und das mußte er thun, weil das Individuum durch das Christenthum eine größere Bedeutung erhalten und eine veränderte Stellung erlangt hatte; er wandte die Mittel des Dramas anders an und vermehrte sie, aber er steckte ihm kein anderes Ziel. Ich habe nicht vergessen, was ich weiter oben über die Möglichkeit eines symbolischen Dramas, das den Geschichtsstrom bis in seine innersten Quellen, die religiösen, hinein verfolge, gesagt habe, aber ich thue vielleicht wohl, wenn ich hier ausdrücklich bemerke, daß ich dabei keineswegs an's Dialogisiren des dogmatischen Theils der Kirchen-Historie dachte, sondern an eine großartige Darstellung der wenigen Charaktere, die die Jahrhunderte, ja die Jahrtausende, als organische Uebergangspunkte vermitteln, und die zuweilen, wie z. B. Luther, mit den Ideen, deren individuelle Träger sie sind, selbst in Conflict gerathen, weil sie vor den Anfangs ungeahnten Consequenzen derselben zu schaudern beginnen. Dies Drama könnte ein allgemeines werden, da es in Stoff und Gehalt für alle Völker gleiches Interesse haben müßte; und an ein solches zu denken, ist in einer Zeit, wo die nationalen Unterschiede mehr und mehr verschwinden, nicht allzu gewagt.

Jetzt habe ich mich noch über einen „Taschenspielerkniff“, über meine „kümmerliche Anschauung der Geschichte“ und über eine „Crudität“ zu verantworten. Ich kann mir die Satisfaction nicht versagen, diese Ausdrücke, deren mein Gegner sich bedienen zu müssen glaubte, und die sich den vorangegangenen und von mir ehrlich aufgezählten Vorwürfen eines „philosophisch-kritischen Banquerotts“, so wie der „Absurdität“ und der „Begriffsverwirrung“ würdig anschließen, zu wiederholen, damit meine Leser, die jetzt schon einigermaßen wissen werden, mit wie viel Recht Professor Heiberg mich angriff, doch auch sehen mögen, mit

wie viel Chevalerie er sein Recht bis zum letzten Augenblick verfolgt hat.

Mit der kümmerlichen Anschauung der Geschichte mache ich den Anfang, weil mit ihr der Taschenspielerkniff von selbst wegfällt. Die Anklage beruht zum Theil wieder auf einem mißverstandenen oder gemißdeuteten Ausdruck. Ich nenne die Geschichte den Niederschlag der wandelnden Zeit, Professor Heiberg übersetzt sich das mit Hefe oder Bodensatz und frägt dann, ob die Anschauung eines Schriftstellers, der in der Geschichte Nichts erblickt, als Hefe und Bodensatz, nicht eine kümmerliche sei. Wenn er wirklich nicht weiß, was der Ausdruck Niederschlag im Deutschen besagt, so lasse er sich eine öffentliche Belehrung gefallen. Der Astronom Gruithusen nennt die Sterne den Niederschlag des Aethers, Immermann die Lehre den Niederschlag der Forschung, in keinem geringeren Sinne ich die Geschichte den Niederschlag der Zeit. Der Ausdruck entspricht dem chemischen: Präcipitat und bezeichnet in jedem Zeugungs- und Gestaltungsproceß das Dauernde, Bleibende, das sich im Gegensatz zu den verfliegenden Elementen fixiren läßt. Dieser erste Grund, aus dem meine kümmerliche Anschauung der Geschichte gefolgert wurde, beweis't also das Gegentheil von dem, was er beweisen sollte; mit dem zweiten steht es nicht besser. In dem Augenblick, wo ich, auf Napoleons entscheidende Autorität gestützt, die materielle Hälfte der Geschichte durchstreiche, um der geistigen, die durch die Kunst wiedergeboren werden soll, die Bedeutung, die ihr gebührt, zu erobern, läßt Professor Heiberg mich behaupten, die Geschichte sei Nichts, als das todte Portrait der Begebenheiten. Unbegreiflich! Nach der von mir entwickelten Ansicht ist sie zugleich mehr, unendlich viel mehr, aber auch weniger, als das. Weil sie weniger ist, weil Karl der Große unstreitig größer war, als das Bild, das sein Schreiber den Jahrhunderten von ihm überlieferte, spreche ich den Dichter von der Verpflichtung frei, dies Bild ängstlich zu copiren und die Gestalt des Kaisers, wie sie in seinem eigenen Geist aufdämmert, wenn er sich in die Zeit, die er beherrschte, versenkt, zu ersticken; weil sie mehr ist, weil eine ganz andere Wahrheit durch sie hindurch geht, als die mit Brief und Siegel zu belegende und deshalb auch mit Brief und Siegel zu verfälschende, durfte ich ihm jene Verpflichtung erlassen, ohne der Geschichte und dem Utilitäts-Verhältniß, worin das Drama zu ihr steht, etwas zu vergeben. Dieser Satz, wenn irgend einer,

beweist sich selbst, und meine Anschauung ist als eine lebendige und eigenthümliche gerechtfertigt, wenn ich sie auch nur in simplen Worten, die hinter Professor Heiberg's „Tidernes levende og uforgængelige Aand"*) weit zurückstehen, vortrug. Uebrigens äußerte sich Lessing, was die dramatische Seite dieser Frage betrifft, ganz in meinem Sinn, nur daß er, als er seine Ansicht aussprach, die Gründe, gegen seine Gewohnheit, zurück behielt. Professor Heiberg freilich ist hier seines Sieges so gewiß, daß er den Triumph im Voraus feiert und ausruft, ich sei, der Ausdruck Niederschlag beweise es, schwerlich der Messias, den das Drama erwarte. Wie grausam! Aber wenn ich nun noch grausamer sein, wenn ich erklären wollte: Professor Heiberg ist der Messias! Würde er nicht in Verlegenheit gerathen, wenn er nun das Werk der Erlösung vollbringen sollte?

Auf den Taschenspielerkniff brauche ich nun wohl kaum noch zurückzukommen. Ich soll ihn dadurch begangen haben, daß ich, als ich von Shakespeare's Unterordnung der Fabel unter die Charaktere sprach, mich des Ausdrucks Geschichte bediente, statt den Ausdruck Fabel zu wiederholen. Es leuchtet ein, daß, wenn ich die mir vorgeworfene kümmerliche Anschauung der Geschichte nicht hatte, auch zu der mir angeschuldeten Subreption kein Grund vorhanden war und daß mit dem Grund sie selbst wegfällt. Aber auch hier, es ist entsetzlich, denn es ist das dritte Mal, habe ich die jammervolle Aufgabe, einen schiefgedeuteten Ausdruck zu rechtfertigen, da Professor Heiberg seine Anklage einzig und allein auf diesen stützt. Es ist bekannt, daß man nach deutschem Sprachgebrauch eben so gut von merkwürdigen Geschichten, wie von der Geschichte spricht, und daß man damit gerade wunderbare Ereignisse und schauerliche Vorgänge, wie Novellen- und Dramen-Dichter sie wohl zu benutzen pflegen, bezeichnet. In diesem Sinne gebrauchte ich den Ausdruck, und eben bei Shakespeare, der so oft seltsame Geschichten behandelt hat, war er richtig angewandt. In einem andern Sinne konnte ich ihn gar nicht gebrauchen wollen, denn der eigentlich historischen Stücke sind bei Shakespeare ungleich weniger, als der dem Stoff nach phantastischen und sagenhaften, und es versteht sich doch wohl von selbst, daß man, wenn man bei einem Dichter das Charakteristische hervorheben will, die Mehrzahl seiner Werke

---

*) „Der Zeiten lebender und unvergänglicher Geist." D. H.

in's Auge faßt. Ohnehin spreche ich, wie mein Aufsatz lehrt, von der Historie, der wirklichen Welt-Historie, viel später; auch letzte ich, und dies entscheidet, am fraglichen Orte für den Ausdruck Charaktere den Ausdruck Menschen, wie für den Ausdruck Fabel den Ausdruck Geschichte, und zeigte dadurch deutlich genug, daß es mir um strenge Handhabung der herkömmlichen Terminologie keineswegs zu thun sei.

Nun ist die Crudität noch übrig. „Es kommt," sage ich, „bei philosophischen Dramen Alles darauf an, ob die Metaphysik aus dem Leben hervorgeht, oder ob umgekehrt das Leben aus der Metaphysik hervorgehen soll." Nur einem Einzigen, nur Professor Heiberg, kann der Sinn meiner Worte dunkel sein, dieses Einzigen wegen werde hier denn erläuternd bemerkt, daß ich an den unermeßlichen Unterschied erinnern wollte, der zwischen den Tiefsinnigkeiten eines Hamlet, den ein ungeheures Schicksal in die Abgründe seines Innern hinein treibt, und den kahlen Spitzfindigkeiten einer philosophischen Gliederpuppe, durch die, wie wir es in Deutschland schon erlebten, ein „Liebhaber der Weisheit" den „reinen Begriff" zur Abwechselung einmal in Scenen und Acten, statt in Paragraphen und Capiteln, zu veranschaulichen sucht, besteht.

Ich bin zu Ende, und was ich mir nicht verhehlte, als ich diese Vertheidigung begann, das hat sich bestätigt: sie beweist der Hauptsache nach Nichts, als daß sie überflüssig war, denn ich habe auch an keinem einzigen Ort Gelegenheit gehabt, die in meinem Aufsatz niedergelegten Ideen, in denen ich freilich die Resultate jahrelangen Nachdenkens gab, zu berichtigen, sondern mein ganzes Geschäft hat darin bestanden, die von meinem Gegner in meinem Gedanken-Haushalt durch willkürliche Interpretation angerichtete Verwirrung wieder zu beseitigen. Aber vielleicht muß in unserer Zeit, wie jedes Recht, so auch das Recht zum Stillschweigen erkämpft werden. Ich glaube es jetzt erkämpft zu haben und werde davon vermuthlich in wieder vorkommenden Fällen, selbst wenn die Angriffe mir nicht entgehen sollten, was aber, da ich Deutschland allernächstens verlasse, leicht geschehen könnte, mit noch größerer Ruhe, wie bisher, Gebrauch machen.



Vorwort zur „Maria Magdalena“,

betreffend das Verhältniß der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte.

Das kleine Vorwort, womit ich meine Genoveva begleitete, hat so viel Mißverständniß und Widerspruch hervorgerufen, daß ich mich über den darin berührten Hauptpunkt noch einmal aussprechen muß. Ich muß aber ein aesthetisches Fundament und ganz besonders einigen guten Willen, auf das Wesentliche meines Gedankenganges einzugehen, voraussetzen, denn wenn die Unschuld des Worts nicht respectirt und von der dialectischen Natur der Sprache, deren ganze Kraft auf dem Gegensatz beruht, abgesehen wird, so kann man mit jedem eigenthümlichen Ausdruck jeden beliebigen Wechselbalg erzeugen, man braucht nur einfach in die Bejahung der eben hervorgehobenen Seite eine stillschweigende Verneinung aller übrigen zu legen.

Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem Alles bedingenden sittlichen Centrum, das wir im Welt-Organismus, schon seiner Selbst-Erhaltung wegen, annehmen müssen, veranschaulichen. Das Drama, d. h. das höchste, das Epoche machende, denn es gibt auch noch ein zweites und drittes, ein partiell-nationales und ein subjectiv-individuelles, die sich zu jenem verhalten, wie einzelne Scenen und Charaktere zum ganzen Stück, die dasselbe aber so lange, bis ein Alles umfassender Geist erscheint, vertreten, und wenn dieser ganz ausbleibt, als disjecti membra poetae in seine Stelle rücken — das Drama ist nur dann möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheidende Veränderung vor sich geht, es ist daher durchaus ein Product der Zeit, aber freilich nur in dem Sinne, worin eine solche Zeit selbst ein Product aller vorhergegangenen Zeiten ist, das verbindende

Mittelglied zwischen einer Kette von Jahrhunderten, die sich schließen und einer neuen, die beginnen will.

Bis jetzt hat die Geschichte erst zwei Krisen aufzuzeigen, in welchen das höchste Drama hervortreten konnte, es ist demgemäß auch erst zwei Mal hervorgetreten: einmal bei den Alten, als die antike Welt-Anschauung aus ihrer ursprünglichen Naivetät in das sie zunächst auflockernde und dann zerstörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neuern, als in der christlichen eine ähnliche Selbst-Entzweiung eintrat. Das griechische Drama entfaltete sich, als der Paganismus sich überlebt hatte, und verschlang ihn, es legte den durch alle die bunten Götter-Gestalten des Olymps sich hindurchziehenden Nerv der Idee bloß, oder, wenn man will, es gestaltete das Fatum. Daher das maaßlose Herabdrücken des Individuums, den sittlichen Mächten gegenüber, mit denen es sich in einen doch nicht zufälligen, sondern nothwendigen Kampf verstrickt sieht, wie es im Oedypus den Schwindel erregenden Höhepunkt erreicht. Das Shakespear'sche Drama entwickelte sich am Protestantismus und emancipirte das Individuum. Daher die furchtbare Dialectik seiner Charaktere, die, so weit sie Männer der That sind, alles Lebendige um sich her durch ungemessenste Ausdehnung verdrängen, und so weit sie im Gedanken leben, wie Hamlet, in eben so ungemessener Vertiefung in sich selbst durch die kühnsten entsetzlichsten Fragen Gott aus der Welt, wie aus einer Pfuscherei, herausjagen möchten.

Nach Shakespeare hat zuerst Goethe im Faust und in den mit Recht dramatisch genannten Wahlverwandtschaften wieder zu einem großen Drama den Grundstein gelegt, und zwar hat er gethan, oder vielmehr zu thun angefangen, was allein noch übrig blieb, er hat die Dialectik unmittelbar in die Idee selbst hineingeworfen, er hat den Widerspruch, den Shakespeare nur noch im Ich aufzeigt, in dem Centrum, um das das Ich sich herum bewegt, d. h. in der diesem erfaßbaren Seite desselben, aufzuzeigen und so den Punkt, auf den die gerade, wie die krumme Linie zurückzuführen schien, in zwei Hälften zu theilen gesucht. Es muß Niemand wundern, daß ich Calderon, dem Manche einen gleichen Rang anweisen, übergehe, denn das Calderonsche Drama ist allerdings bewunderungswürdig in seiner consequenten Ausbildung und hat der Literatur der Welt in dem Stücke: das Leben ein Traum! ein unvergängliches Symbol

einverleibt, aber es enthält nur Vergangenheit, keine Zukunft, es setzt in seiner starren Abhängigkeit vom Dogma voraus, was es beweisen soll, und nimmt daher, wenn auch nicht der Form, so doch dem Gehalt nach, nur eine untergeordnete Stellung ein.

Allein Goethe hat nur den Weg gewiesen, man kann kaum sagen, daß er den ersten Schritt gethan hat, denn im Faust kehrte er, als er zu hoch hinauf, und in die kalte Region hinein gerieth, wo das Blut zu gefrieren anfängt, wieder um, und in den Wahlverwandtschaften setzte er, wie Calderon, voraus, was er zu beweisen oder zu veranschaulichen hatte. Wie Goethe, der durchaus Künstler, großer Künstler, war, in den Wahlverwandtschaften einen solchen Verstoß gegen die innere Form begehen konnte, daß er, einem zerstreuten Zergliederer nicht unähnlich, der, statt eines wirklichen Körpers, einen Automat auf das anatomische Theater brächte, eine von Haus aus nichtige, ja unsittliche Ehe, wie die zwischen Eduard und Charlotte, zum Mittelpunkt seiner Darstellung machte und dies Verhältniß behandelte und benutzte, als ob es ein ganz entgegengesetztes, ein vollkommen berechtigtes wäre, wüßte ich mir nicht zu erklären; daß er aber auf die Hauptfrage des Romans nicht tiefer einging, und daß er ebenso im Faust, als er zwischen einer ungeheuren Perspective und einem mit Katechismus-Figuren bemalten Bretter-Verschlag wählen sollte, den Bretter-Verschlag vorzog und die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menschheit, die wir mit Recht im ersten Theil erblickten, im zweiten zu bloßen Krankheits-Momenten eines später durch einen willkürlichen, nur nothdürftig-psychologisch vermittelten Act curirten Individuums herabsetzte, das ging aus seiner ganz eigen complicirten Individualität hervor, die ich hier nicht zu analysiren brauche, da ich nur anzudeuten habe, wie weit er gekommen ist. Es bedarf hoffentlich nicht der Bemerkung, daß die vorstehenden, sehr motivirten Einwendungen gegen den Faust und die Wahlverwandtschaften diesen beiden welthistorischen Productionen durchaus Nichts von ihrem unermeßlichen Werth abdingen, sondern nur das Verhältniß, worin ihr eigener Dichter zu den in ihnen verkörperten Ideen stand, bezeichnen und den Punkt, wo sie formlos geblieben sind, nachweisen sollen.

Goethe hat demnach, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die große Erbschaft der Zeit wohl angetreten, aber nicht verzehrt, er hat wohl erkannt, daß das menschliche Be-

wußtsein sich erweitern, daß es wieder einen Ring zersprengen will, aber er konnte sich nicht in gläubigem Vertrauen an die Geschichte hingeben, und da er die aus den Uebergangs-Zuständen, in die er in seiner Jugend selbst gewaltsam hineingezogen wurde, entspringenden Dissonanzen nicht aufzulösen wußte, so wandte er sich mit Entschiedenheit, ja mit Widerwillen nnd Ekel, von ihnen ab. Aber diese Zustände waren damit nicht beseitigt, sie dauern fort bis auf den gegenwärtigen Tag, ja sie haben sich gesteigert und alle Schwankungen und Spaltungen in unserem öffentlichen, wie in unserem Privat-Leben, sind auf sie zurück zu führen, auch sind sie keineswegs so unnatürlich, oder auch nur so gefährlich, wie man sie gern machen möchte, denn der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf Nichts, als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Theil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen. Dies ist, nach meiner Ueberzeugung, der welthistorische Proceß, der in unseren Tagen vor sich geht; die Philosophie, von Kant, und eigentlich von Spinoza an, hat ihn, zersetzend und auflösend, vorbereitet, und die dramatische Kunst, vorausgesetzt, daß sie überhaupt noch etwas soll, denn der bisherige Kreis ist durchlaufen und Duplicate sind vom Ueberfluß und passen nicht in den Haushalt der Literatur, soll ihn beendigen helfen, sie soll, wie es in einer ähnlichen Krisis Aeschylos, Sophocles, Euripides und Aristophanes, die nicht von ungefähr und etwa bloß, weil das Schicksal es mit dem Theater der Athener besonders wohl meinte, so kurz hinter einander hervortraten, gethan haben, in großen gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus gesättigt aufgegangenen, sondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erstarrt gewesenen und durch die letzte große Geschichts-Bewegung entfesselten Elemente, durcheinander fluthend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit, in welcher Alles wieder an seine Stelle treten, in welcher das Weib dem Manne wieder gegenüber stehen wird, wie dieser der Gesellschaft, und wie die Gesellschaft der Idee, erzeugen. Damit ist nun freilich der Uebelstand verknüpft, daß die dramatische Kunst

sich auf Bedenkliches und Bedenklichstes einlassen muß, da das Brechen der Weltzustände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erscheinen kann, und da ein Erdbeben sich nicht anders darstellen läßt, als durch das Zusammenstürzen der Kirchen und Häuser und die ungebändigt hereindringenden Fluthen des Meers. Ich nenne es natürlich nur mit Rücksicht auf die harmlosen Seelen, die ein Trauerspiel und ein Kartenspiel unbewußt auf einen und denselben Zweck reduciren, einen Uebelstand, denn diesen wird unheimlich zu Muthe, wenn Spadille nicht mehr Spadille sein soll, sie wollen wohl neue Combinationen im Spiel, aber keine neue Regel, sie verwünschen den Hexenmeister, der ihnen diese aufdringt, oder doch zeigt, daß sie möglich ist, und sehen sich nach dem Gevatter Handwerker um, der die Blätter wohl anders mischt, auch wohl hin und wieder, denn Abwechselung muß sein, einen neuen Trumpf einsetzt, aber im Uebrigen die altehrwürdige Erfindung des Ur-Ur-Großvaters, wie das Naturgesetz selbst, respectirt. Hier wäre es am Ort, aus dem halben Scherz in einen bittern ganzen Ernst überzugehen, denn es ist nicht zu sagen, bis zu welchem Grade eine zum Theil unzurechnungsfähige und unmündige, zum Theil aber auch perfide Kritik, sich den erbärmlichen Theater-Verhältnissen unserer Tage und dem beschränkten Gesichtskreis des großen Haufens accommodirend, die einfachen Grundbegriffe der dramatischen Kunst, von denen man glauben sollte, daß sie, nachdem sich ihre Kraft und Wahrheit vier Jahrtausende hindurch bewährte, unantastbar seien, wie das Einmaleins, verwirrt und auf den Kopf gestellt hat. Der Maler braucht sich, und er mag dem Himmel dafür danken, noch nicht darüber zu entschuldigen, daß er die Leinewand, aus der auch Siebbeutel gemacht werden könnten, bemalt, auch verlacht man ihn noch nicht, wenn man sieht, daß er auf die Composition seines Gemäldes Mühe und Fleiß verwendet, daß er die Farben, die ja doch auch schon an sich dem Auge schmeicheln, auf Gestalten, und die Gestalten wieder auf einen inneren, für den bloßen Gaffer nicht vorhandenen Mittelpunkt bezieht, statt das Farbenbrett selbst mit dem eingerührten Blau, Gelb und Roth, für das Gemälde zu geben, oder doch den bunten Gestalten- und Figuren-Tanz; aber jene Kunst, die, wie alles Höchste, nur dann überhaupt etwas ist, wenn sie das, was sie sein soll, ganz ist, muß sich jetzt, wie über eine Narrheit, darüber hudeln lassen, daß sie ihre einzige, ihre erste und letzte Aufgabe, im Auge behält, statt es sich

bequem zu machen und für den Karfunkel den Kiesel zu bieten, für ein tiefsinniges und unergründliches Lebens-Symbol ein gemeines Lebens-Räthsel, das mit der gelösten Spannung in's Nichts zerplatzt, und, außer Stande, auch nur die dürftigste Seele für einen Moment zu sättigen, Nichts erweckt, als den Hungerruf: was Neues! was Neues! Ich sage es Euch, Ihr, die Ihr Euch dramatische Dichter nennt, wenn Ihr Euch damit begnügt, Anecdoten, historische oder andere, es ist gleich, in Scene zu setzen, oder, wenn's hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinanderzulegen, so steht Ihr, Ihr mögt nun die Thränenfistel pressen oder die Lachmuskeln erschüttern, wie Ihr wollt, um Nichts höher, als unser bekannter Vetter von Thespis her, der in seiner Bude die Marionetten tanzen läßt. Nur wo ein Problem vorliegt, hat Eure Kunst etwas zu schaffen, wo Euch aber ein solches aufgeht, wo Euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegen tritt und zugleich in Eurem Geist, denn Beides muß zusammenfallen, das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wieder findet, da ergreift es und kümmert Euch nicht darum, daß der ästhetische Pöbel in der Krankheit selbst die Gesundheit aufgezeigt haben will, da Ihr doch nur den Uebergang zur Gesundheit aufzeigen und das Fieber allerdings nicht heilen könnt, ohne Euch mit dem Fieber einzulassen, denn dieser Pöbel, der Euch über die Paroxismen, die Ihr darstellt, zur Rechenschaft zieht, als ob es Eure eigenen wären, müßte, wenn er Consequenz besäße, auch dem Richter, der dem Missethäter das Verbrechen abfragt, um seine Stellung zum Gesetz zu ermitteln, ja dem Geistlichen, der Beichte hört, den Vorwurf machen, daß er sich mit schmutzigen Dingen befasse, und Ihr seid für Nichts, für gar Nichts, verantwortlich, als für die Behandlung, die, als eine freie, Eure subjective Unabhängigkeit vom Gegenstand und Euer persönliches Unvermischtsein mit demselben hervortreten lassen muß, und für das letzte Resultat, ja auch das Resultat braucht nicht im Lanzen-Spitzen-Sinn die Spitze Eures Werkes zu sein, es darf sich eben so gut als Ausgangspunkt eines Charakters hinstellen, wie als Ausgangspunkt des ganzen Dramas, obgleich freilich, wenn Letzteres der Fall ist, das Drama der Form nach einen höheren Grad von Vollendung für sich in Anspruch zu nehmen hat. Man kann, wenn man sich genöthigt sieht, über Dinge, die Niemandem ohne innere Erfahrung ganz

verständlich werden, zu sprechen, sich nicht genug gegen Mißdeutung verwahren; ich füge also noch ausdrücklich hinzu, daß man hier nicht an ein allegorisches Herausputzen der Idee, überhaupt nicht an die philosophische, sondern an die unmittelbar in's Leben selbst verlegte Dialectik denken muß, und daß, wenn in einem Proceß, worin, wie in jedem schöpferischen, alle Elemente sich mit gleicher Nothwendigkeit bedingen und voraussetzen, überall von einem Vor und Nach die Rede sein kann, der Dichter (wer sich für einen hält, möge sich darnach prüfen!) sich jedenfalls eher der Gestalten bewußt werden wird, als der Idee, oder vielmehr des Verhältnisses der Gestalten zur Idee. Doch, wie gesagt, die ganze Anschauungsweise ist eine unzulässige, die aber noch sehr verbreitet zu sein scheint, da, was aus ihr allein hervorgehen kann, selbst einsichtige Männer nicht aufhören, mit dem Dichter über die Wahl seiner Stoffe, wie sie es nennen, zu hadern, und dadurch zeigen, daß sie sich das Schaffen, dessen erstes Stadium, das empfangende, doch tief unter dem Bewußtsein liegt und zuweilen in die dunkelste Ferne der Kindheit zurückfällt, immer als ein, wenn auch veredeltes, Machen vorstellen, und daß sie in das geistige Gebären eine Willkür verlegen, die sie dem leiblichen, dessen Gebundensein an die Natur freilich heller in die Augen springt, gewiß nicht zusprechen würden. Den Gevatter Handwerker, dessen ich oben gedachte, mag man schelten, wenn er etwas bringt, was dem gnädigen Herrn mit vielen Köpfen nicht behagt, denn der wackere Mann kann das eine so gut liefern als das andere, er hat sich, als er seine Anecdote auswählte, bloß im Effect verrechnet, und für Rechenfehler ist Jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er es nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will, oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt sich nicht zurück verdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbständigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann eben so gut, wie eine leibliche, die Vernichtung, sei es nun durch den Tod, oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen. Man denke an Goethe's Jugend-Genossen Lenz, an Hölderlin, an Grabbe.

Ich sagte: die dramatische Kunst soll den welthistorischen Proceß, der in unseren Tagen vor sich geht, und der die vorhandenen Institutionen des menschlichen Geschlechts, die politischen,

religiösen und sittlichen, nicht umstürzen, sondern tiefer begründen, sie also vor dem Umsturz sichern will, beendigen helfen. In diesem Sinne soll sie, wie alle Poesie, die sich nicht auf Superfötation und Arabeskenwesen beschränkt, zeitgemäß sein, in diesem Sinn, und in keinem andern, ist es jede echte, in diesem Sinn habe auch ich im Vorwort zur Genoveva meine Dramen als künstlerische Opfer der Zeit bezeichnet, denn ich bin mir bewußt, daß die individuellen Lebens-Processe, die ich darstellte und noch darstellen werde, mit den jetzt obschwebenden allgemeinen Principien-Fragen in engster Verbindung stehen, und obgleich es mich nicht unangenehm berühren konnte, daß die Kritik bisher fast ausschließlich meine Gestalten in's Auge faßte und die Ideen, die sie repräsentiren, unberücksichtigt ließ, indem ich hierin wohl nicht mit Unrecht den besten Beweis für die wirkliche Lebendigkeit dieser Gestalten erblickte, so muß ich nun doch wünschen, daß dieß ein Ende nehmen, und daß man auch dem zweiten Factor meiner Dichtungen einige Würdigung widerfahren lassen möge, da sich natürlich ein ganz anderes Urtheil über Anlage und Ausführung ergiebt, wenn man sie bloß in Bezug auf die behandelte Anecdote betrachtet, als wenn man sie nach dem zu bewältigenden Ideen-Kern, der Manches nothwendig machen kann, was für jene überflüssig ist, bemißt. Der erste Recensent, den meine Genoveva fand, glaubte in jener Bezeichnung meiner Dramen eine der Majestät der Poesie nicht würdige Concession an die Zeitungspoetik unserer Tage zu erblicken und fragte mich, wo denn in meinen Stücken jene Epigrammatie und Bezüglichkeit, die man jetzt zeitgemäß nenne, anzutreffen sei. Ich habe ihm hierauf nichts zu antworten, als daß ich die Begriffe der Zeit und des Zeitungsblatts nicht so identisch finde, wie er zu thun scheint, falls sein sonderbarer Einwurf anders ernst gemeint und nicht bloß darauf gerichtet war, mir die hier gegebene nähere Entwickelung meiner vielleicht zu lakonisch hingestellten Gedanken abzudringen. Ich weiß übrigens recht gut, daß sich heut zu Tage eine ganz andere Zeitpoesie in Deutschland geltend macht, eine Zeitpoesie, die sich an den Augenblick hingibt, und die, obgleich sie eigentlich das Fieber mit der Hitzblatter, die Gährung im Blut mit dem Hautsymptom, wodurch sie sich ankündigt, verwechselt, doch, insofern sie dem Augenblick wirklich dient, nicht zu schelten wäre, wenn nur sie selbst sich des Scheltens enthalten wollte. Aber, nicht zufrieden, in

ihrer zweifelhaften epigrammatisch-rhetorischen Existenz tolerirt, ja gehegt und gepflegt zu werden, will sie allein existiren, und gibt sich, polternd und eifernd, das Ansehen, als ob sie Dinge verschmähte, von denen sie wenigstens erst beweisen sollte, daß sie ihr erreichbar sind. Man kann in keinem Band Gedichte, denn gerade in der Lyrik hat sie das Quartier aufgeschlagen, mehr blättern, ohne auf heftige Controversen gegen die Sänger des Weins, der Liebe, des Frühlings u. s. w., die todten, wie die lebendigen, zu stoßen, aber die Herren halten ihre eigenen Frühlings- und Liebeslieder zurück, oder produciren, wenn sie damit auftreten, solche Nichtigkeiten, daß man unwillkürlich an den Wilden denken muß, der ein Klavier mit der Axt zertrümmerte, weil er sich lächerlich gemacht hatte, als er es zu spielen versuchte. Lieben Leute, wenn Einer die Feuerglocke zieht, so brechen wir alle aus dem Concert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt, aber der Mann muß sich darum nicht einbilden, er habe über Mozart und Beethoven triumphirt. Auch daraus, daß die Epigramme, die Ihr bekannten Personen mit Kreide auf den Rücken schreibt, schneller verstanden werden und rascher in Umlauf kommen, als Juvenalsche Satyren, müßt Ihr nicht schließen, daß Ihr den Juvenal übertroffen habt; sie sind dafür auch vergessen, sobald die Personen den Rücken wenden oder auch nur den Rock wechseln, während Juvenal hier nicht angeführt werden könnte, wenn er nicht noch nach Jahrtausenden gelesen würde. Als Goethe der schönsten Lieder-Poesie, die uns nach der seinigen geschenkt worden ist, der Uhlandschen, in einer übellaunigen Minute vorwarf, es werde daraus nichts „Menschen-Geschick Aufregendes und Bezwingendes" hervorgehen, so hatte er freilich Recht, denn Lilien-Duft ist kein Schießpulver, und auch der Erl-König und der Fischer, obgleich sie Millionen Trommelschläger-Stückchen aufwiegen, würden im Krieg so wenig den Trompeter- als einen anderen Dienst versehen können. Die Poesie hat Formen, in denen der Geist seine Schlachten schlägt, die epischen und dramatischen, sie hat Formen, worin das Herz seine Schätze niederlegt, die lyrischen, und das Genie zeigt sich eben dadurch, daß es jede auf die rechte Weise ausfüllt, indeß das Halb-Talent, das für die größeren nicht Gehalt genug hat, die engeren gern zu zersprengen sucht, um trotz seiner Armuth reich zu erscheinen. Ein solcher, von einem total verkehrt gewählten Gesichtspunkt aus gefällter

Ausspruch, den Goethe selbst in den Gesprächen mit Eckermann schon modificirte, hätte der Kritik zu Nichts Veranlassung geben sollen, als zu einer gründlichen Auseinandersetzung, worin sich Uhland und der piepsende Ratten- und Mäusekönig, der sich ihm angehängt hat, die „schwäbische Schule“, von einander unterscheiden, da ja nicht Uhland, sondern ein von Goethe unbesehens für ein Mitglied dieser Schule gehaltener schwäbischer Dichter den Ausspruch hervorrief. Es ist hier zu dieser Auseinandersetzung, die sich übrigens um so eher der Mühe verlohnte, als sich, wenn man bis zum Princip hinabstiege, wahrscheinlich ergäbe, daß eine gemeine Gemüths- und eine gemeine Reflexions-Lyrik gleich nullenhaft sind und daß ein Einfall über den „Baum“ der „Menschheit“, an dem die „Blüthe“ der „Freiheit“ unter dem „Sonnenkuß“ des „Völkerlenzes“ aufbricht, wirklich nicht mehr besagen will, als ein Hausvater-Gefühl unterm blühenden Apfelbaum, nicht der Ort, aber ich kann nicht umhin, auf den Unterschied selbst dringend aufmerksam zu machen, um mich nicht in den Verdacht zu bringen, als ob ich die melodielose Nüchternheit, die zu dichten glaubt, wenn sie ihre Werkeltags-Empfindungen oder eine hinter dem Zaun aufgelesene Alte-Weiber-Sage in platte Verse zwängt, einer Rhetorik vorziehe, die zwar, schon der spröden Einseitigkeit wegen, niemals zur Poesie, aber doch vielleicht zur Gedanken- und, wenn dieß gelingt, auch zur Charakterbildung führt. Man soll die Flöte nicht nach dem Brennholz, das sich allenfalls für den prophezeiten Weltbrand aus ihr gewinnen ließe, abschätzen, aber das gemeine Brennholz soll noch weniger auf seine eingebildete Verwandtschaft mit der Flöte dicke thun. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht alle Schwaben, und noch weniger bloß die Schwaben zur schwäbischen Schule rechne, denn auch Kerner rc. ist ein Schwabe.

Vielleicht sagt der Eine oder der Andere: dieß sind ja alte, bekannte, längst festgestellte Dinge. Allerdings. Ja, ich würde erschrecken, wenn es sich anders verhielte, denn wir sollen im Aesthetischen, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen. Bei alledem bleibt Demjenigen, der die alten Gesetztafeln einmal wieder mit dem Schwamm abwäscht und den frechen Kreide-Commentar, mit dem allerlei unlautere Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt, immer noch sein bescheidenes Verdienst. Es hat sich ein gar zu verdächtiges Glossa-

rium angesammelt. Die Poesie soll nicht bleiben was sie war und ist: Spiegel des Jahrhunderts und der Bewegung der Menschheit im Allgemeinen, sie soll Spiegel des Tags, ja der Stunde werden. Am allerschlimmsten aber kommt das Drama weg, und nicht, weil man zu viel oder das Verkehrte von ihm verlangt, sondern weil man gar Nichts von ihm verlangt. Es soll bloß amüsiren, es soll uns eine spannende Anecdote, allenfalls, der Piquantheit wegen, von psychologisch-merkwürdigen Charakteren getragen, vorführen, aber es soll bei Leibe nicht mehr thun; was im Shakespeare (man wagt, sich auf ihn zu berufen) nicht amüsirt, das ist vom Uebel, ja es ist, näher besehen, auch nur durch den Enthusiasmus seiner Ausleger in ihn hinein phantasirt, er selbst hat nicht daran gedacht, er war ein guter Junge, der sich freute, wenn er durch seine wilden Schnurren mehr Volk wie gewöhnlich zusammen trommelte, denn dann erhielt er vom Theater-Direktor einen Schilling über die Wochen-Gage und wurde wohl gar freundlich in's Ohr gekniffen. Ein berühmter Schauspieler, jetzt verstorben, hat, wie ihm von seinen Freunden nachgesagt wird, dem neuen Evangelium die praktische Nutzanwendung hinzugefügt, er hat alles Ernstes behauptet, daß der „Poet" dem „Künstler" nur ein Scenarium zu liefern habe, welches dann durch diesen extemporirend auszufüllen sei. Die Consequenz ist hier, wie allenthalben, zu loben, denn man sieht doch, wohin das Amüsement-Princip führt, aber das Sach-Verhältniß ist dieß. Eine Dichtung, die sich für eine dramatische gibt, muß darstellbar sein, jedoch nur deshalb, weil, was der Künstler nicht darzustellen vermag, von dem Dichter selbst nicht dargestellt wurde, sondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Darstellbar ist nun nur das Handeln, nicht das Denken und Empfinden; Gedanken und Empfindungen gehören also nicht an sich, sondern immer nur so weit, als sie sich unmittelbar zur Handlung umbilden, in's Drama hinein; dagegen sind aber auch Handlungen keine Handlungen, wenigstens keine dramatischen, wenn sie sich ohne die sie vorbereitenden Gedanken und die sie begleitenden Empfindungen, in nackter Abgerissenheit, wie Natur-Vorfälle, hinstellen, sonst wäre ein stillschweigend gezogener Degen der Höhepunkt aller Action. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Kluft zwischen Handeln und Leiden keineswegs so groß ist, als die Sprache sie macht, denn alles Handeln löst sich dem Schicksal, d. h. dem Welt-Willen

gegenüber, in ein Leiden auf, und gerade dies wird in der Tragödie veranschaulicht, alles Leiden aber ist im Individuum ein nach innen gekehrtes Handeln, und wie unser Interesse mit eben so großer Befriedigung auf dem Menschen ruht, wenn er sich auf sich selbst, auf das Ewige und Unvergängliche im zerschmetterten Individuum besinnt und sich dadurch wieder herstellt, was im Leiden geschieht, als wenn er dem Ewigen und Unvergänglichen in individueller Gebundenheit Trotz bietet und dafür von diesem, das über alle Manifestation hinausgeht, wie z. B. unser Gedanke über die Hand, die er in Thätigkeit setzt, und das selbst dann, wenn ihm der Wille nicht entgegentritt, noch im Ich auf eine hemmende Schranke stoßen kann, die strenge Zurechtweisung empfängt, so ist das Eine auch eben so gut darstellbar, wie das Andere und erfordert höchstens den größeren Künstler. Ich wiederhole es: eine Dichtung, die sich für eine dramatische gibt, muß darstellbar sein, weil, was der Künstler nicht darzustellen vermag, von dem Dichter selbst nicht dargestellt wurde, sondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Dieser innere Grund ist zugleich der einzige, die mimische Darstellbarkeit ist das allein untrügliche Kriterium der poetischen Darstellung, darum darf der Dichter sie nie aus den Augen verlieren. Aber diese Darstellbarkeit ist nicht nach der Convenienz und den in steter Wandlung begriffenen Mode-Vorurtheilen zu bemessen, und wenn sie ihr Maaß von dem realen Theater entlehnen will, so hat sie nach dem Theater aller Zeiten, nicht aber nach dieser oder jener speciellen Bühne, worin ja, wer kann es wissen, wie jetzt die jungen Mädchen, vielleicht noch einmal die Kinder das Präsidium führen und dann, ihren unschuldigen Bedürfnissen gemäß, darauf bestehen werden, daß die Ideen der Stücke nicht über das Niveau von: quäle nie ein Thier zum Scherz u. s. w. oder; Schwarzbeerchen bist du noch so schön u. s. w. hinausgehen sollen, zu fragen. Es ergibt sich bei einigem Nachdenken von selbst, daß der Dichter nicht, wie es ein seichter Geschmack, und auch ein unvollständiger und frühreifer Schönheits-Begriff, der, um sich bequemer und schneller abschließen zu können, die volle Wahrheit nicht in sich aufzunehmen wagt, von ihm verlangen, zugleich ein Bild der Welt geben und doch von den Elementen, woraus die Welt besteht, die widerspenstigen ausscheiden kann, sondern daß er alle gerechten Ansprüche befriedigt, wenn er jedem dieser Elemente die rechte Stelle an-

weist, und die untergeordneten, die sich nun einmal wie querlaufende Nerven und Adern mit im Organismus vorfinden, nur hervortreten läßt, damit die höhern sie verzehren. Davon, daß der Werth und die Bedeutung eines Dramas von dem durch hundert und tausend Zufälligkeiten bedingten Umstand, ob es zur Aufführung kommt oder nicht, also von seinem äußern Schicksal, abhänge, kann ich mich nicht überzeugen, denn wenn das Theater, das als vermittelndes Organ zwischen der Poesie und dem Publikum sehr hoch zu schätzen ist, eine solche Wunderkraft besäße, so müßte es zunächst doch das lebendig erhalten, was sich ihm mit Leib und Seele ergibt; wo bleiben sie aber, die hundert und tausend „bühnengerechten" Stücke, die „mit verdientem Beifall" unter „zahlreichen Wiederholungen" über die Bretter gehen? Und um von der Fabrik-Waare abzusehen, werden Shakespeare und Calderon, die ja doch nicht bloß große dramatische Dichter, sondern auch wahre Theater-Schriftsteller gewesen sein sollen, gespielt, hat das Theater sie nicht längst fallen lassen und dadurch bewiesen, daß es so wenig das Vortreffliche als das Nichtige fest hält, geht daraus aber nicht mit Evidenz hervor, daß nicht, wie diejenigen, die nur halb wissen, worauf es ankommt, meinen, das factische Dargestelltwerden, das früher oder später aufhört, ohne darum der Wirkung des Dichters eine Gränze zu setzen, sondern die von mir aus der Form als unbedingt nothwendig abgeleitete und ihrem wahren Wesen nach bestimmte Darstellbarkeit über Werth und Bedeutung eines Dramas entscheidet? Hiermit ist nun nicht bloß die naive Seidelmannsche Behauptung beseitigt, von der ich zunächst ausging, und die eigentlich darauf hinausläuft, daß ein poetisches Nichts, das sich in jeder Façon, die der Künstler ihm aufzudrücken beliebt, noch besser ausnimmt, als in der von Haus aus mitgebrachten, der Willkür des genialen Schauspielers freieren Spielraum verstattet, als das zähe poetische Etwas, an das er sich hingeben muß; sondern es ist damit auch all das übrige Gerede, dessen ich gedachte, auf sein Körnlein Wahrheit reducirt, es ist gezeigt, daß der echte dramatische Darstellungs-Proceß ganz von selbst und ohne nach der Bühne zu blinzeln, alles Geistige verleiblichen, daß er die dualistischen Ideen-Factoren, aus deren Aneinanderprallen der das ganze Kunstwerk entzündende schöpferische Funke hervorspringt, zu Charakteren verdichten, daß er das innere Ereigniß nach allen

seinen Entwickelungsstadien in einer äußeren Geschichte, einer Anecdote, auseinander fallen und diese Anecdote, dem Steigerungs-Gesetz der Form gemäß, zur Spitze auslaufen lassen, also spannend und Interesse erweckend gestalten, und so auch denjenigen Theil der Leser- und Zuschauerschaft, der die wahre Handlung gar nicht ahnt, amüsiren und zufriedenstellen wird.

Kann aber, ich darf diese Frage nicht umgehen, die so weit fortgeschrittene Philosophie die große Aufgabe der Zeit nicht allein lösen, und ist der Standpunkt der Kunst nicht als ein überwundener oder ein doch zu überwindender zu betrachten? Wenn die Kunst nichts weiter wäre, als was die Meisten in ihr erblicken, ein träumerisches, hin und wieder durch einen sogenannten ironischen Einfall über sich selbst unterbrochenes Fortspinnen der Erscheinungswelt, eine gleichsam von dem äußern Theater auf's innere versetzte Gestalten-Komödie, worin die verhüllte Idee nach wie vor mit sich selbst Versteckens spielt, so müßte man darauf unbedingt mit Ja antworten, und ihr auflegen, die viertausendjährige Sünde einer angemaßten Existenz mit einem freiwilligen Tode zu büßen, ja selbst die ewige Ruhe nicht als einen, durch ihre erst jetzt überflüssig gewordene Thätigkeit verdienten Lohn, sondern nur als ein ihr aus Rücksicht auf den von ihr der Menschheit in ihren Kinderjahren durch ihre nicht ganz sinnlosen Bilder und Hieroglyphen verschafften nützlichen Zeitvertreib bewilligtes Gnadengeschenk hinzunehmen. Aber die Kunst ist nicht bloß unendlich viel mehr, sie ist etwas ganz Anderes, sie ist die realisirte Philosophie, wie die Welt die realisirte Idee, und eine Philosophie, die nicht mit ihr schließen, die nicht selbst in ihr zur Erscheinung werden und dadurch den höchsten Beweis ihrer Realität geben will, braucht auch nicht mit der Welt anzufangen, es ist gleichgültig, ob sie das erste oder das letzte Stadium des Lebensprocesses, von dem sie sich ausgeschlossen wähnen muß, wenn sie ohne Darstellung auskommen zu können glaubt, negirt, denn auf die Welt kann sie sich, als auf eine solche Darstellung, nicht zurück beziehen, ohne sich zugleich mit auf die Kunst zu beziehen, da die Welt eben erst in der Kunst zur Totalität zusammengeht. Eine schöpferische und ursprüngliche Philosophie hat dieß auch noch nie gethan, sie hat immer gewußt, daß sie sich eine Probe, die die von ihr nackt reproducirte Idee selbst sich nicht ersparen konnte, nicht unterschlagen darf, und deshalb in der Kunst niemals einen bloßen Stand-, sondern ihren eige-

nen Ziel- und Gipfelpunkt erblickt; dagegen ist es charakteristisch für jede formale, und aus nahe liegenden Gründen auch für die Jüngerschaft jeder anderen, daß sie selbst da, wo sie lebendige Gestalt geworden ist, oder doch werden sollte, nicht aufhören kann, zu zersetzen, und, gleich einem Menschen, der, um sich zu überzeugen, ob er auch Alles das, was, wie er aus der Anthropologie weiß, zum Menschen gehört, wirklich besitze, sich Kopf-, Brust- und Bauchhöhle öffnen wollte, die Spitze aller Erscheinung, in der Geist und Natur sich umarmen, durch einen zugleich barbarischen und selbstmörderischen Act zerstört. Eine solche Philosophie erkennt sich selbst in der höheren Chiffre der Kunst nicht wieder, es kommt ihr schon verdächtig vor, daß sie dieselbe aus der von ihr mit so viel Mühe und Anstrengung zerrissenen Chiffre der Natur zusammengesetzt findet, und sie weiß nicht, woran sie sich halten soll; da stößt sie aber zu ihrem Glück im Kunstwerk auf einzelne Partieen, die (sollten's unter einem Gemälde auch nur die Unterschriften des Registrators sein!) in der ihr allein geläufigen Ausdrucksweise des Gedankens und der Reflexion abgefaßt sind, weil entweder der Geist des Ganzen dort wirklich nicht zur Form durchdrang, oder weil nur eine der Form nicht bedürftige Copula hinzustellen war; die hält sie nun für die Hauptsache, für das Resultat der Darstellung, um das sich das übrige Schnörkelwesen von Figuren und Gestalten ungefähr so herum schlinge, wie auf einem kaufmännischen Wechsel die Arabesken, Merkur und seine Sippschaft, um die reelle Zahl, mit Eifer und Ehrlichkeit reiht sie diese Perlen, Sentenzen und Gnomen genannt, am Faden auf und schätzt sie ab; da das Resultat nun aber natürlich eben so kläglich ausfällt, als wenn man die Philosophie nach ihrem Reichthum an Leben und Gestalt messen wollte, so spricht sie mit voller Ueberzeugung ihr endliches Urtheil dahin aus, daß die Kunst eine kindische Spielerei sei, wobei ja wohl auch, man habe Exempel, zuweilen ein von einem reichen Mann auf der Straße verlorenes Goldstück gefunden und wieder in Cours gesetzt werde. Wer diese Schilderung für übertrieben hält, der erinnere sich an Kant's famosen Ausspruch in der Anthropologie, wo der Alte vom Berge alles Ernstes erklärt, das poetische Vermögen, von Homer an, beweise Nichts, als eine Unfähigkeit zum reinen Denken, ohne jedoch die sich mit Nothwendigkeit ergebende Consequenz hinzuzufügen, daß auch die Welt in ihrer stammelnden Mannigfaltigkeit Nichts be-

weise, als die Unfähigkeit Gottes, einen Monolog zu halten.

Wenn nun aber das Drama keine geringere, als die weltgeschichtliche Aufgabe selbst lösen helfen, wenn es zwischen der Idee und dem Welt- und Menschen-Zustand vermitteln soll, folgt nicht daraus, daß es sich ganz an die Geschichte hingeben, daß es historisch sein muß? Ich habe mich über diesen wichtigen Punkt an einem andern Ort, in der Schrift: Ein Wort über das Drama, Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1843, auf die ich hier wohl verweisen darf, dahin ausgesprochen, daß das Drama schon an und für sich und ohne specielle Tendenz (die eigentlich, um recht geschichtlich zu werden, aus der Geschichte heraustritt, und die Nabelschnur, die jede Kraft mit der lebendigen Gegenwart verknüpft, durchschneidet, um sie an die todte Vergangenheit mit einem Zwirnsfaden fest zu binden) historisch und daß die Kunst die höchste Geschichtschreibung sei. Diesen Ausspruch wird Keiner, der rückwärts oder vorwärts zu schauen versteht, anfechten, denn er wird sich erinnern, daß uns nur von denjenigen Völkern der alten Welt, die es zur Kunst gebracht, die ihr Dasein und Wirken in einer unzerbrechlichen Form nieder gelegt haben, ein Bild geblieben ist, und hierin liegt zunächst der nie zu verachtende factische Beweis; er wird aber auch erkennen, daß der sich schon jetzt verstrengernde historische Ausscheidungsproceß, der das Bedeutende vom Unbedeutenden, das uns völlig Abgestorbene, wenn auch in sich noch so Gewichtige, von dem noch in den Geschichtsorganismus hinüber Greifenden sondert, sich immer steigern, daß er die Nomenclatur dereinst einmal bis auf die Alexander und Napoleone lichten, daß er noch später nur noch die Völker-Physiognomieen und dann wohl gar nur noch die durch die Phasen der Religion und Philosophie bedingten allgemeinsten Entwickelungs-Epochen der Menschheit festhalten, ja sogar, der Humor kommt hier von selbst, darum verzeihe man ihn, die deutschen Lyrici, die mit Niemand anstoßen, der ihnen nicht vorher die Unsterblichkeit einräumt, lieblos fallen lassen wird; da nun aber die großen Thaten der Kunst noch viel seltener sind, als die übrigen, aus dem einfachen Grunde, weil sie eben erst aus diesen resultiren, und da sie sich deshalb langsamer häufen, so leuchtet ein, daß die Kunst in dem ungeheuren Meer, worin Welle Welle verschlingt, noch lange Baken stecken und der Nachwelt den allgemeinen und allerdings an sich unverlierbaren, weil

unmittelbar im Leben aufgehenden Gehalt der Geschichte in der Schaale der speciellen Perioden, deren Spitze sie in ihren verschiedenen Gliederungen bildet, überliefern, ihr also, wenn auch nicht das weitläufige und gleichgültige Register der Gärtner, die den Baum pflanzten und düngten, so doch die Frucht mit Fleisch und Kern, auf die es allein ankommt, und außerdem noch den Duft der Atmosphäre, in der sie reifte, darbieten kann. Endlich freilich wird auch hier der Punkt der Unübersehbarkeit erreicht werden, Shakespeare wird die Griechen, und was nach Shakespeare hervortritt, wird ihn verzehren, und ein neuer Kreislauf wird beginnen, oder Kunst und Geschichte werden versanden, die Welt wird für das Gewesene das Verständniß verlieren, ohne etwas Neues zu erzeugen, wenn sich nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen ließe, daß dem Planeten mit dem Geschlecht, das er trägt, die schöpferische Kraft zugleich ausgehen wird. Die Consequenzen dieses Gesichtspunktes ergeben sich von selbst, die Geschichte, insofern sie nicht bloß das allmälige Fortrücken der Menschheit in der Lösung ihrer Aufgabe darstellen, sondern auch den Antheil, den die hervorragenderen Individuen daran hatten, mit Haushälterin-Genauigkeit specificiren will, ist wirklich nicht viel mehr, als ein großer Kirchhof mit seinem Immortalitäts-Apparat, den Leichensteinen und Kreuzen und ihren Inschriften, die dem Tod, statt ihm zu trotzen, höchstens neue Arbeit machen, und wer weiß, wie unentwirrbar sich im Menschen die unbewußten und bewußten Motive seiner Handlungen zum Knoten verschlingen, der wird die Wahrheit dieser Inschriften selbst dann noch in Zweifel ziehen müssen, wenn der Todte sie sich selbst gesetzt und den guten Willen zur Aufrichtigkeit dargelegt hat. Ist nun aber solchemnach das materielle Fundament der Geschichte ein von vorn herein nach allen Seiten durchlöchertes und durchlöcherbares, so kann die Aufgabe des Dramas doch unmöglich darin bestehen, mit eben diesem Fundament, diesem verdächtigen Conglomerat von Begebenheiten-Skizzen und Gestalten-Schemen, einen zweifelhaften Galvanisirungs-Versuch anzustellen, und der nüchterne Lessingsche Ausspruch in der Dramaturgie, wonach der dramatische Dichter die Geschichte, je nach Befund der Umstände, benutzen oder unbenutzt lassen darf, ohne in dem letzten Fall einen Tadel, oder in dem ersten ein specielles Lob zu verdienen, wird, wenn man ihn nur über die Negation hinaus dahin erweitert, daß das Drama dessen-

ungeachtet den höchsten Gehalt der Geschichte in sich aufnehmen kann und soll, in voller Kraft verbleiben, am wenigsten aber durch Shakespeare's Beispiel, in dessen historischen Dramen die auf das Aparte zuweilen etwas versessene romantische Schule plötzlich mehr finden wollte, als in seinen übrigen, des größeren Gesichtskreises wegen unzweifelhaft höher stehenden Stücken, umgestoßen werden, denn Shakespeare scheuerte nicht etwa die „alten Schaumünzen" mit dem Kopf Wilhelm's des Eroberers oder König Ethelred's wieder blank, sondern mit jenem großartigen Blick in das wahrhaft Lebendige, der diesen einzigen Mann nicht sowohl auszeichnet, als ihn macht, stellte er dar, was noch im Bewußtsein seines Volks lebte, weil es noch daran zu tragen und zu zehren hatte, den Krieg der rothen Rose mit der weißen, die Höllen-Ausgeburten des Kampfes und die in der deshalb so „fromm und maaßvoll" gehaltenen Person Richmond's aufdämmernden Segnungen des endlichen Friedens. Wenn dieß von aller Geschichte gilt, wie es denn der Fall ist, so gilt es noch ganz besonders von der deutschen; es betrübt mich daher aufrichtig, daß bei uns, ungeachtet so viel schlimmer Erfahrungen, das Dramatisiren unserer ausgangs- und darum sogar im untergeordneten Sinn gehaltlosen Kaiser-Historien immer wieder in die Mode kommt. Ist es denn so schwer, zu erkennen, daß die deutsche Nation bis jetzt überall keine Lebens-, sondern nur eine Krankheits-Geschichte aufzuzeigen hat, oder glaubt man alles Ernstes, durch das In Spiritus Setzen der Hohenstaufen-Bandwürmer, die ihr die Eingeweide zerfressen haben, die Krankheit heilen zu können?*) Wenn ich die Talente, die ihre Kraft an einen auf diesem Wege nicht zu erreichenden, obgleich an sich hochwichtigen und realisirbaren Zweck vergeuden, nicht achtete, so würde ich die Frage nicht aufwerfen. Es gibt hiefür eine andere, freilich secundäre Form, die nicht so sehr, wie die dramatische, auf Concentration und Progression angewiesen ist, und die durch die ihr verstattete Detailmalerei ein Interesse, das sie im Volk nicht vorfindet, ohne daß das Volk darum zu schelten wäre, erwecken kann, die von Walter Scott geschaffene Form des historischen Romans, die in Deutschland keiner so vollständig ausgefüllt, ja erweitert hat, als Wilibald Alexis in seinem letz-

*) Dieser Gedanke ist weiter ausgeführt im 2. Bande der Tagebücher, S. 49—50. D. H.

ten Roman: der falsche Waldemar. Auf diesen Roman, der, an Brandenburg anknüpfend, alle deutschen Verhältnisse der dargestellten wichtigen Epoche zur Anschauung bringt und Geschichte gibt, ohne sie auf der einen Seite in Geschichten aufzulösen, oder auf der anderen einem sogenannten historischen Pragmatismus die Fülle des Lebens und der Gestalten zu opfern, nehme ich hier zur Verdeutlichung meiner Gedanken gern Bezug.

So viel im Allgemeinen. Nun noch ein Wort in Beziehung auf das Drama, das ich dem Publikum jetzt vorlege. Der Bänkelsängerstab, vor dem Immermann so gerechte Scheu trug, widert auch mich an, ich werde daher nicht über mein Stück und dessen Oekonomie (obgleich ich einige Ursache, und vielleicht auch einiges Recht dazu hätte, denn man hat mir die Judith und die Genoveva fast auf den Kopf gestellt, man hat mir in der Ersteren namentlich das Moment, worin ihr ganzes Verdienst liegt, die Verwirrung der Motive in der Heldin, ohne die sie eine Katze, wenn man will, eine heroische, geworden oder geblieben wäre, und die Ableitung der That aus eben dieser Verwirrung, die nur dadurch eine tragische, d. h. eine *in sich*, des welthistorischen Zwecks wegen *nothwendige*, zugleich aber das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen seiner partiellen Verletzung des sittlichen Gesetzes *vernichtende*, werden konnte, zum Vorwurf gemacht, mir also geradezu die Tugend als Sünde angerechnet), ich werde nur über die Gattung, zu der es gehört, reden. Es ist ein *bürgerliches Trauerspiel*. Das bürgerliche Trauerspiel ist in Deutschland in Mißcredit gerathen, und hauptsächlich durch zwei Uebelstände. Vornehmlich dadurch, daß man es nicht aus seinen *inneren*, ihm allein eigenen, Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialectik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüber stehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen *Gebundenheit des Lebens* in der Einseitigkeit aufgebaut, sondern es aus allerlei *Aeußerlichkeiten*, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebes-Affairen, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unläugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten; sobald man

sich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wohl gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzufügt) oder einem: Wäre sie (ein Fräulein gewesen u. s. w.) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial, und die Wirkung, wenn sie nicht ganz verpufft, besteht darin, daß die Zuschauer am nächsten Tage mit größerer Bereitwilligkeit als sonst ihre Armensteuer bezahlen oder ihre Töchter nachsichtiger behandeln, dafür haben sich aber die resp. Armen-Vorsteher und Töchter zu bedanken, nicht die dramatische Kunst. Dann auch dadurch, daß unsere Poeten, wenn sie sich einmal zum Volk herniederließen, weil ihnen einfiel, daß man doch vielleicht bloß ein Mensch sein dürfe, um ein Schicksal, und unter Umständen ein ungeheures Schicksal haben zu können, die gemeinen Menschen, mit denen sie sich in solchen verlorenen Stunden befaßten, immer erst durch schöne Reden, die sie ihnen aus ihrem eigenen Schatz vorstreckten, adeln, oder auch durch stöckige Bornirtheit noch unter ihren wirklichen Standpunkt in der Welt hinabdrücken zu müssen glaubten, so daß ihre Personen uns zum Theil als verwunschene Prinzen und Prinzessinnen vorkamen, die der Zauberer aus Malice nicht einmal in Drachen und Löwen und andere respectable Notabilitäten der Thierwelt, sondern in schnöde Bäckermädchen und Schneidergesellen verwandelt hatte, zum Theil aber auch als belebte Klötze, an denen es uns schon Wunder nehmen mußte, daß sie Ja und Nein sagen konnten. Dies war nun, wo möglich, noch schlimmer, es fügte dem Trivialen das Absurde und Lächerliche hinzu, und obendrein auf eine sehr in die Augen fallende Weise, denn Jeder weiß, daß Bürger und Bauern ihre Tropen, deren sie sich eben so gut bedienen, wie die Helden des Salons und der Promenaden, nicht am Sternenhimmel pflücken und nicht aus dem Meer fischen, sondern daß der Handwerker sie sich in seiner Werkstatt, der Pflüger sie hinter seinem Pflug zusammen liest, und Mancher macht wohl auch die Erfahrung, daß diese simplen Leute sich, wenn auch nicht auf's Conversiren, so doch recht gut auf's lebendige Reden, auf das Mischen und Veranschaulichen ihrer Gedanken, verstehen. Diese beiden Uebelstände machen das Vorurtheil gegen das bürgerliche Trauerspiel begreiflich, aber sie können es nicht rechtfertigen, denn sie fallen augenscheinlich nicht der Gattung, sondern nur den Pfuschern, die in ihr gestümpert haben, zur Last. Es ist an und für sich gleichgültig, ob der

Zeiger der Uhr von Gold oder von Messing ist, und es kommt nicht darauf an, ob eine in sich bedeutende, d. h. symbolische, Handlung sich in einer niederen, oder einer gesellschaftlich höheren Sphäre ereignet. Aber freilich, wenn in der heroischen Tragödie die Schwere des Stoffs, das Gewicht der sich unmittelbar daran knüpfenden Reflexionen eher bis auf einen gewissen Grad für die Mängel der tragischen Form entschädigt, so hängt im bürgerlichen Trauerspiel Alles davon ab, ob der Ring der tragischen Form geschlossen, d. h. ob der Punkt erreicht wurde, wo uns einestheils nicht mehr die kümmerliche Theilnahme an dem Einzel-Geschick einer von dem Dichter willkürlich aufgegriffenen Person zugemuthet, sondern dieses in ein allgemein menschliches, wenn auch nur in extremen Fällen so schneidend hervortretendes, aufgelöst wird, und wo uns anderntheils neben dem, von der sogenannten Versöhnung unserer Aesthetici, welche sie in einem in der wahren Tragödie — die es mit dem durchaus Unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vorn herein zuzugebenden Factums zu Beseitigenden zu thun hat — unmöglichen, in der auf conventionelle Verwirrungen gebauten aber leicht herbeizuführenden schließlichen Embrassement der Anfangs auf Tod und Leben entzweiten Gegensätze zu erblicken pflegen, auf's Strengste zu unterscheidenden Resultat des Kampfes, zugleich auch die Nothwendigkeit, es gerade auf diesem und keinem andern Wege zur erreichen, entgegentritt. In dem letzten Punkt, der Erläuterung wegen werde es bemerkt, ist die Ottilie der Wahlverwandtschaften ein vielleicht für alle Zeiten unerreichbares Meisterstück, und gerade hierin, hierin aber auch allein, lag Goethe's künstlerisches Recht, ein so ungeheures Schicksal aus einer an den Oedypus erinnernden Willenlosigkeit abzuleiten, da die himmlische Schönheit einer so ganz innerlichen Natur sich nicht in einem ruhigen, sondern nur im allergewaltsamsten Zustande aufdecken konnte. Hiernach, zu allernächst z. B. nach dem Verhältniß der Anecdote zu den im Hintergrund derselben sich mit ihren positiven und negativen Seiten bewegenden sittlichen Mächten der Familie, der Ehre und der Moral, wäre denn auch bei meinem Stück allein zu fragen, nicht aber nach der sogenannten „blühenden Diction," diesem jammervollen bunten Kattun, worin die Marionnetten sich spreizen, oder nach der Zahl der hübschen Bilder, der Pracht-Senten-

zen und Beschreibungen und anderen Unter-Schönheiten, an denen arm zu sein, die erste Folge des Reichthums ist. Die Erbfehler des bürgerlichen Trauerspiels, deren ich oben gedachte, habe ich vermieden, das weiß ich, unstreitig habe ich andere dafür begangen. Welche? Das möchte ich am liebsten von den einsichtsvollen Beurtheilern meiner Genoveva im Vaterland und in den Blättern für literarische Unterhaltung, denen ich hier für ihre gründlichen und geistreichen Recensionen öffentlich meinen Dank ausspreche, erfahren.

Paris, den 4. März 1844.



Ueber den Styl des Dramas.*)

Der Dialog ist leicht! Der Dialog ist schwerfällig! Das ist das Einzige, was die Recensenten, und selbst die besseren, über den Styl eines Dramas zu bemerken pflegen. Diese Bemerkungen zeigen ihre Flachheit aber schon durch ihre Allgemeinheit. Denn gingen sie aus wahrer Sachkenntniß hervor, so müßten sie auf einzelne Scenen, ja auf einzelne Reden, beschränkt werden, da die Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit des Dialogs gar kein charakteristisches Kennzeichen eines ganzen Dramas sein kann.

Unstreitig ist die Sprache das allerwichtigste Element wie der Poesie überhaupt, so speciell auch des Dramas, und die Kritik thut schon darum wohl, bei ihr zu beginnen, weil sie, wenn sie hier nicht befriedigt wird, gar nicht weiter zu gehen braucht. In der Idee, selbst in den Charakteren, versteckt sich das Abstracte sehr tief und wird um so schwerer entdeckt, als in diesem Kreise auch das Concreteste bei seiner symbolischen Natur darauf zurückführt, es sich also um die immer äußerst schwierige Ermittelung handelt, ob eine an sich schon bis zur Unmerklichkeit feine Linie überschritten wurde, oder nicht. In der Sprache offenbart es sich dem ästhetischen Sinn sogleich, denn nur durch sie und in ihr wird die lange adjectivlose Arbeit des poetischen Geistes, die in einigen Stadien sogar mit dem Geschäft des Denkers, der Thätigkeit des Psychologen in freilich modificirter Form zusammentrifft, zur entschiedenen Dichterthat. Aber allerdings muß man, um sich an die Analyse der Sprache wagen und aus ihrer Beschaffenheit das Urtheil ableiten zu dürfen, den specifischen Unterschied zwischen einer Relation und einer

*) Der folgende Aufsatz ist aus einer kurzen Skizze entstanden, welche Hebbel in seinem Tagebuch verzeichnet hatte. (Tagebücher 2, S. 195—96, November 1846.) D. H.

Darstellung erkannt haben, und diese Erkenntniß scheint selten zu sein.

An der Sprache ist es die wunderbarste Seite, wie der allgemeine Geist des Volks, dessen Product sie ist, und der individuelle, der sich ihrer zu seinen Einzelzwecken bedient, in einander wirken und, sich gegenseitig ergänzend und beschränkend, ein Drittes erzeugen, das beiden gemeinschaftlich angehört. Der allgemeine Geist und der individuelle stehen sich in diesem Proceß wie Zeichner und Colorist gegenüber; der Eine zieht die Linien, hält sich deshalb streng in der Sphäre des Fundamentalen und trennt, um dieß zu können, alles Begleitende auf's Schärfste vom Wesentlichen; der Andere gibt die Farben und sieht sich hierin eben durch diese Trennung, die nicht allein die Eigenschaften, Zustände und Verhältnisse an sich von den Dingen abgeschnitten, sondern auch für die graduelle Bestimmung derselben eine mehr oder weniger ausgedehnte Freiheit übrig gelassen hat, vorgearbeitet und unterstützt. Die Sprache erscheint hiebei als fest und flüssig zugleich; als fest, indem sie die Ueberschreitung des nach den ihr zu Grunde liegenden Ur-Anschauungen und Erfahrungen einmal gezogenen Kreises, der sie zur Trägerin einer bestimmten Nationalität macht, nicht gestattet; als flüssig, indem sie sich der freien Bewegung innerhalb dieses Kreises, der größeren Vertiefung in diese Anschauungen und Erfahrungen und der weiteren Verknüpfung derselben nicht widersetzt. Dieß gilt von allen Sprachen ohne Ausnahme; von dem Maaß der Enthaltsamkeit, die der allgemeine Geist an seinem Theil bewies, und der Freiheit, die demgemäß der individuelle vorfindet, hängt der Werth jeder einzelnen ab, nicht aber von dem Grade des an sich relativen, weil klimatisch und sonst, bedingten Wohllauts, denn eine Sprache kann äußerst musikalisch und nichts desto weniger geistlos und unpoetisch sein, ihre Zeichen können dem Ohr durch Vocal-Fülle schmeicheln und dennoch dem Geist durch Dürftigkeit des Sinnes und Mischungs-Unfähigkeit trotzen. Darauf aber kommt es an, daß der Geist in der Sprache möglichst vollständig zur Erscheinung gelange, daß er hier an der Gränze der sich bereits verflüchtigenden materiellen Welt den letzten, durchsichtigen Leib erhalte; nicht darauf, daß durch unendliches Sichten, Wägen und Messen ein Zwitter-Medium heraus gebracht werde, das doch nicht Musik wird, noch bei der zwiefachen Verwendbarkeit des Tons zu werden braucht, das aber die Eitelkeit, sich der Musik um einen

Schritt zu nähern, mit dem unschätzbaren Vorzug, den Geist mit jeder seiner Lebens-Regungen unverkürzt und unverdunkelt in sich aufzunehmen, bezahlen muß.

Das Leben des Geistes tritt nun in doppelter Gestalt, als Denken und Dichten, in der Sprache hervor. Natürlich ist dieß schon in der Sprachbildung selbst, seiner ersten und größten That, zu der alle übrigen sich verhalten, wie die Kinder zur Mutter, der Fall, und wenn hier die Thätigkeit dieser beiden Factoren auch unmittelbar zusammenging, so geschah das doch nicht auf eine in dem Product nicht mehr zu unterscheidende Weise. Im Gegentheil setzen sich Denker und Dichter nur durch strenge Sonderung der einem jeden dieser Factoren angehörigen Formen und Zeichen gründlich in den Besitz der Sprache und versichern sich ihrer Kraft, machen aber freilich auch zuweilen, und nicht selten zur Unzeit, die Erfahrung, daß der eine hie und da für den anderen, aushelfend oder vorgreifend, eingetreten, oder gar daß die ganze Arbeit, nach irgend einer Seite hin, z. B. sehr oft, wo die gespenstisch-abstracte Vorsylbe un sich aufdringt, zu früh eingestellt worden ist. Hier ist der Punkt, auf dem der Gedanke an eine Universal-Sprache, gegen die sich die verschiedenen Nationalsprachen wie eben so viele ihr vorhergegangene Exercitien verhielten, deren Zweck auf relative Ermittelungen und Vorbereitungen hinaus liefe, wenigstens nicht unvernünftig und willkürlich erscheint. Allerdings deckt in den letzteren immer eine die Lücken der anderen, auch sind diese Lücken selbst durchaus charakteristisch, müssen also nicht als rohe Zufälligkeiten betrachtet werden, sondern als nothwendige Consequenzen des den ganzen Schöpfungsproceß beherrschenden Individualisirungs-Gesetzes, als stumpfe Linien an den geistigen Physiognomien der Völker, die sich vor dem rechten Auge ganz von selbst in sprechende an der Physiognomie der Menschheit verwandeln. Aber die Kenntniß der Rahmen erweitert nicht die Spiegel, und die Hoffnung, sie alle dereinst näher und näher zusammen rücken, dann zerbrechen und auf dem Gipfel der Civilisation in einem einzigen verschmelzen zu sehen, ermangelt keineswegs des Fundaments. Denn es handelt sich hiebei nicht um die Abfindung eines unberechtigten, nicht aus dem Wesen der Sache selbst hervorgehenden, sondern nur von einer ihr fremden Sphäre aus an sie angeknüpften Gelüstes, etwa nach größerer Gemächlichkeit im äußern Verkehr, im Handel und Wandel; es handelt sich um die Be-

friedigung des tief in der Natur des Geistes begründeten Bedürfnisses, in jedem Kreise, und also auch in dem der Sprache, von den niedrigeren Organismen in allmäliger Erhebung zu den höheren und zum höchsten, sie alle in sich aufnehmenden, vorzudringen. Auch soll, um zu diesem Ziel zu gelangen, nicht aus dem Stegreife ein Sprung unternommen, es soll nur einfach fortgeschritten werden, da man, wenn kein Stillstand eintritt, auf demselben Weg, und ungefähr auch mit denselben Opfern in Bezug auf das dahinter zu lassende gar zu individuelle Beiwerk, von der National-Sprache zur Universal-Sprache kommen muß, auf dem und mit denen man von der Individual-Sprache, um die ersten stammelnden Verständigungs- und Mittheilungs-Versuche so zu nennen, zur Familien-, Provinzial- und National-Sprache kam.

Weiter nun und entschiedener gehen Denken und Dichten in dem Individuum, das sich der Sprache zu seinen Einzelzwecken bedient, auseinander; doch muß man sich auch hier keine absolute Trennung vorstellen. Der menschliche Geist wirkt immer in ungebrochener Totalität, und wenn er sich auch gewöhnlich nur mit der einen oder der andern seiner Facultäten gegen die Welt heraus kehrt, so sind die übrigen darum nicht minder vorhanden, weil sie die bescheidene Arbeit der Ernährung verrichten und auf das Zeugungsgeschäft Verzicht leisten. Uns interessirt hier vornehmlich der specifische Unterschied, der zwischen dem Denk- und dem Dichtungs-Vermögen besteht; an die höhere Einheit derselben müssen wir uns aber auch erinnern, weil beide eine Seite haben, worin sie zusammenlaufen und weil gerade diese Seite das Hervortreten gewisser Zwitter-Erscheinungen und die Verwechselung derselben mit den normalen erklärt, die sonst unerklärlich sein würde. Das Denk-Vermögen bethätigt sich in der Bildung reiner Begriffe und gelangt zur Form im philosophischen System; das Dichtungs-Vermögen in der unmittelbaren Aufnahme und freien Reproduction symbolischer Anschauungen und gipfelt im geschlossenen Kunstwerk. Der Begriff wurzelt aber in der Anschauung und tritt zunächst als Vorstellung auf; die dichterische Anschauung participirt durch ihre symbolische Beschaffenheit, die sie eben über die gemeine erhebt, am Begriff, und beide unterscheiden sich ihrer Richtung nach darin, daß der Begriff in unendlicher Ausbreitung alles Besondere in's Allgemeine auflöst, die dichterische Anschauung in eben so unendlicher Vertiefung das Allgemeine im Be-

sonderen aufdeckt. Wenn man dieses Grund-Verhältniß gehörig erwägt und dabei berücksichtigt, wie schwer überall ein Letztes zu fassen ist und wie viele Stufen hinauf- und hinunter führen, so wird man nicht allein die Entstehung einer sogenannten poetischen Philosophie und einer philosophischen, bald didactischen, bald rhetorischen Poesie begreifen, sondern es auch natürlich finden, daß Philosophie und Poesie die Masse in der Regel um so mehr anziehen, je weniger sie ganz sind, was sie sein sollen. Es wird nicht Alles Philosophie, was dazu ansetzt, nicht Alles Poesie oder gar Kunst, was sich poetisch anläßt, und dieß schnöde Mittlere, das im Werdeproceß stecken bleibt und die rohen Elemente zu wohlfeilem und mühelosem Genuß darbietet, verursacht alle jene Verwirrungen, die den Künstler in seinem instinctiven Bewußtsein, den Philosophen in seinem Princip beirren könnten, wenn beide die Unvermeidlichkeit und Consequenzlosigkeit derselben nicht gerade vermöge dieses Bewußtseins und dieses Princips erkennen lernten.

Die Dichtung erwächst also aus der Anschauung, sie hat es mit dem Leben zu thun und ist dessen Spitze. Das sprachliche Product, das entsteht, wenn ein positiv individueller Geist (denn negativ individuell sind alle) den allgemeinen auf die oben entwickelte Weise durchdringt und befruchtet, wird Styl genannt; es setzt beide Faktoren mit gleicher Nothwendigkeit voraus, ist darum Ausdruck zugleich der Bildung, wie der Artung eines Individuums und kann schon deßwegen nicht, wozu die leere Schönschreiberei unserer Tage es gern machen möchte, eine beiläufige Eigenschaft des Nichts sein, der Zähler einer Null, das Fleisch einer Luftblase. Anschauungen beruhen, näher oder entfernter, auf Ueberlieferungen der Sinne, der poetische Styl ist daher, dem Grund-Elemente nach, ein sinnlicher; er bedient sich, so weit der Schatz reicht, nur der lebendigen Wörter, das heißt derjenigen, welche den Dingen nicht, wie die todten, zahlenhaften, willkürlich eingeschrieben, sondern ihnen durch Ohr und Auge abgewonnen wurden; er reiht sie so aneinander, daß sie sich durch den Schatten, den sie werfen, den Glanz, den sie verbreiten, gegenseitig nach jedesmaligem Bedürfniß des Colorits verdunkeln oder heben; er wird die ihm nothwendige Bildlichkeit aber nie durch die Verstandes-Operation der Bilderhäufung erreichen wollen, denn er weiß, daß ein sogenanntes Bild, wenn es nicht aus der Sprache heraus geboren, sondern mühsam aufgejagt und

umständlich ausgemalt wird, selten etwas Anderes ist als eine chinesische Laterne, die der banquerotte Poet neben einer grauen Abstraction aufhängt, um Blödsichtige zu täuschen. Dieß gilt von aller Poesie, also auch von der dramatischen; für diese ergeben sich jedoch in Bezug auf Sprache und Styl noch ganz besondere Gesetze. Das Drama ist die höchste Form der Poesie und der Kunst überhaupt, hat aber nichtsdestoweniger die Aufgabe, das Leben in seiner Unmittelbarkeit zur Anschauung zu bringen und den Alles umfassenden Verstand, der ihm im Ganzen zu Grunde liegen muß, im Einzelnen hinter anscheinender Willkür zu verstecken; es soll eine Welt sein, keine Uhr. Die Lösung dieser Aufgabe hängt nun zwar zunächst von dem Wechsel=Geflecht der Charaktere und Situationen ab, von dem Grade, wie diese sich gegenseitig bedingen und dem Verhältniß, worin sie zum Ideen=Centrum stehen, sie findet ihre vollständige Realisirung aber erst in der Sprache. Alles Uebrige mag beschaffen sein, wie es will, es ist bloßer Chylus, oder, wenn es hoch kommt, Blut vor dem Athemzug; nur durch die Sprache wird es was es werden soll oder kann: Darstellung oder Relation, die Sache selbst oder ein Bericht über die Sache. Die Darstellung gibt den Werdeproceß in seiner ganzen Tiefe und begleitet Alles, was sie in ihren Kreis aufnimmt, von der Wurzel bis zum Gipfel=Punkt, die Menschen, ihre Neigungen und Leidenschaften, zum Theil sogar das Medium, dessen sie selbst sich bedient, die Sprache; sie führt das Leben in der ihm wesentlichen Gestalt eines rastlosen Sich=Umgebärens vor, bei dem das Kind augenblicklich wieder zum Vater wird, und erzwingt sich darum auch einen unbedingten Glauben, denn sie ist die Probe ihrer selbst. Die Relation dagegen ist an das Fertige, sei es auch das Fertige im Werdenden, gebunden, sie legt das Leben wohl den entscheidenden Momenten nach aus einander und zieht ein Resultat, aber sie dringt nicht in die Uebergänge; deshalb nöthigt sie uns auch nie ein: So ist es! ab, sondern höchstens ein: So kann es sein! und es ändert hieran Nichts, ob das Individuum aus sich selbst schöpft oder aus der Welt. Es ist dieß Alles nicht etwa so aufzufassen, als ob der auf Relationen beschränkte Geist erst in der Sprache anfinge, sich von dem darstellenden zu unterscheiden; es wird nur behauptet, daß sobald er sich in ihr zu verleiblichen sucht, jede Täuschung über die eigentliche Beschaffenheit seines Vermögens aufhört und daß sie das einzige Kriterium ist, das niemals trügt.

Das Charakteristische des dramatischen Relationen-Styls im Gegensatz zu der Natur der Darstellung ergibt sich aus den vorhergehenden Bemerkungen von selbst: er wird immer kurz oder phrasenhaft sein, kurz, weil er meistens nur eine oder einige Linien zu ziehen hat, phrasenhaft, weil er hiemit zu früh fertig zu werden fürchtet und dann allerlei überflüssige Schnörkel hinzufügt. Die Kürze ist seine Tugend, man kann ihm kein größeres Lob beilegen, als daß er leicht und gedrungen sei. Ganz anders verhält es sich mit der Darstellung. Bei jedem Schritt, den sie thut, drängt sich ihr eine Welt von Anschauungen und Beziehungen auf, die zugleich rückwärts und vorwärts deuten, und die sie alle mitnehmen muß; die Lebensäußernngen kreuzen sich und heben sich auf, der Gedankenfaden reißt, bevor er abgesponnen wurde, die Empfindung springt um, das Wort sogar verselbständigt sich und kehrt einen geheimen Sinn hervor, der den gewöhnlichen paralysirt, denn jedes ist ein auf mehr als einer Seite gezeichneter Würfel. Hier wäre der Häckerling kleiner Sätze, der Blutkügelchen nach Blutkügelchen, Faser nach Faser hinzählt, sehr wenig am Platz; es handelt sich nm Vergegenwärtigung der Zustände in ihrer organischen Gesammtheit, nicht bloß ihrer Ergebnisse, wie bei der Relation, und Rauhigkeit des Versbaus, Verwickelung und Verworrenheit des Periodengefüges, Widerspruch der Bilder erheben sich zu wirksamen und unumgänglichen Darstellungsmitteln, wenn sie auch dem oberflächlichen Blick, der nicht erkennt, daß auch das Ringen um Ausdruck Ausdruck ist, als Ungeschicklichkeiten und Schwerfälligkeiten erscheinen mögen. Bei diesen Andeutungen über das Unsagbare lasse ich es bewenden, ich habe sie an den Sprachbildungsprozeß selbst anknüpfen zu müssen geglaubt, weil das Räthsel, das ich einigermaßen ins Enge zu bringen suchte, unmittelbar auf ihn zurückführt und keine einzige Frage anregt, die, wenn überhaupt, nicht dort ihre Erledigung fände. Es sollte mich freuen, wenn ich gezeigt hätte, daß Shakespeare nicht ohne zureichenden inneren Grund seinen Dialog vor sich herwälzt, wie Sisyphus den Stein, nnd daß man kein Recht hat, ihn etwa auf den Kotzebueschen, als auf ein Muster, zu verweisen, obgleich dieser zierlich tanzt und hüpft, wie der Kreisel vor der Peitsche des Knaben.



Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander?

Wenn die Poeten unsrer Zeit, namentlich die dramatischen, das Ziel verfehlen, so redet man sich und ihnen gewöhnlich ein, das rühre daher, weil sie einen verkehrten Weg einschlagen, und erspart sich die Untersuchung, ob denn auch von vorn herein die nöthigen Mittel vorhanden gewesen sind, und ob die meisten derselben, wenn sie sich auch über die Anlage selbst nicht täuschten, sich doch nicht über den Grad derselben getäuscht haben. Unstreitig ist der Verstandes-Irrthum, der so heraus kommt, auch leichter zu ertragen, als der innere Mangel, der sonst eingeräumt werden müßte, und darin mag der Grund liegen, warum man so hartnäckig an ihm festhält; in diesen müßte man sich ein für alle Mal mit unbedingter Resignation ergeben, jenem dagegen wäre abzuhelfen, wenigstens scheinbar, da eine Legion mißlungener Versuche die Befugniß, immer neue wieder anzustellen und die Hoffnung, endlich einmal das Rechte zu treffen, nicht ausschlösse, der Tag der letzten Rechenschaft also niemals käme. Aber wenn nun der Beweis geliefert werden sollte, daß ein solcher Irrthum ohne einen solchen Mangel auch nur möglich wäre, so würde sich's schnell zeigen, welch eine Widersinnigkeit man behauptet hätte. Denn daß die schaffende Natur auf jeder Stufe, die sie auf ihrem langen Wege von der Basis bis zur Spitze zurücklegt, eine Weile ausruht und das hervorruft, was sie auf ihr schon hervorrufen kann, ist klar, und nicht minder, daß auf diese Weise in der physischen, wie in der geistigen Sphäre hin und wieder an gewissen Punkten mit Nothwendigkeit ein Uebergangsgeschöpf hervortreten muß, das der Idee nach einer höheren Gattung angehört, als es durch seine noch mangelhaften Organe zu realisiren

vermag. Wie könnte solch ein Geschöpf nun aber wohl dem Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen entfliehen? Der fliegende Fisch wird aus dem leichten Element, in das er hinein strebt, immer wieder in das schwerere, dem er sich zu entziehen sucht, zurückfallen, die Fledermaus wird niemals Vogel und ist doch unläugbar mehr als das Thier, mit dem sie den Namen theilt, der unzulänglich begabte Dichter zieht im Traum phantastische Fäden, bringt es aber nie zum Gewebe und ist darum das Spiel jedes Windes, der in seine luftige Schöpfung hineinbläst. Das Alles ist einfach; wie jedoch mit entschiedener Kraft eine unentschiedene Richtung, mit dem Vermögen für das Bestimmteste, worin eine solche Kraft eben besteht, ein unbestimmtes Abirren in's Wüste und Leere hinein vereinbar sein könnte, ist durchaus nicht zu begreifen.

Man wird daher wohl zu der entgegengesetzten Betrachtungsweise zurückkehren und einräumen müssen, daß der Poet, der den rechten Weg nicht zu finden weiß, schon darum nicht der rechte sein kann, wenn damit auch die meisten unsrer sogenannten Literatur-Hoffnungen wegfallen. Kraft und Erkenntniß bedingen sich im Dichter, wie überall, gegenseitig. Die Natur ist nicht so grausam, dem Individuum, dem sie die Kraft versagte, die Erkenntniß aufzudringen, denn sie würde es dadurch vernichten, sie ist noch weniger so unverständig, dem Individuum, dem sie die Kraft verlieh, die Erkenntniß vorzuenthalten, denn sie würde dadurch die höchsten Wirkungen, die sie durch dasselbe bezweckt, schwächen, ja aufheben. Wo die Erkenntniß mangelt, da gebricht es sicher an der Kraft, ihr zu genügen und wo die Kraft ausreicht, da kann es an der Erkenntniß nimmermehr fehlen.*) Man hat sich in Deutschland freilich den Begriff des Naiven, den man noch instinctmäßig als die Grundbedingung alles künstlerischen Schaffens festhielt, auf eine Weise zurecht gemacht, die diesem Axiom widerspricht, aber das ist eben ein Unbegriff. Man setzt das Naive in einen beharrlichen Zustand dumpfer Unbewußtheit, in dem das Schöne nicht bloß, wie allerdings geschieht, empfangen, sondern auch geboren werde, und reducirt so die zwei Momente,

---

*) Etwas vorsichtiger äußert sich Hebbel in der Kritik über Meinhold's Sidonia von Bork: „Kraft und Erkenntniß gehen in ästhetischen Dingen Hand in Hand, und höchstens kann in Ausnahmsfällen der Erkenntniß die Kraft fehlen, nie aber der Kraft die Erkenntniß.“ (Bd. 11, Seite 183.) D. H.

in die der schöpferische Proceß zerfällt, ohne daß eins das andere beeinträchtigt, auf einen. Es ist nun zwar seltsam genug, daß sich diese Vorstellung gerade bei uns festsetzen konnte, da wir doch in dem Briefwechsel, den unsre beiden größten Dichter in der Fülle ihrer Kraft, zu der Zeit, wo sie ihr Bestes lieferten, mit einander führten, die schlagendste Widerlegung derselben haben; oder waren Schiller und Goethe sich nicht fast bis zur Durchsichtigkeit klar? Sie steht aber offenbar noch bis auf diesen Tag in Ansehen, und der Grund ist, wie öfter in ästhetischen Dingen, in der Verwechselung der Carricatur mit dem Wesen der Sache zu suchen. Es giebt nämlich eine doppelte Naivetät, die triviale, deren sich der Besitzer nicht rühmen würde, wenn er wüßte, daß sie auf lauter Negationen beruht, und die echte, die nicht den Geist, und also auch nicht das von diesem unzertrennliche Bewußtsein ausschließt, wohl aber eine bestimmte Form des Geistes, die Reflexion. Beide muß ich etwas näher charakterisiren.

Die triviale Naivetät wurzelt allerdings, jener Vorstellung gemäß, im vollständigsten Erkenntnißmangel und wird nur durch diesen, nur durch das, was ihr fehlt, in Thätigkeit gesetzt. In ihr feiert die Natur den possirlichsten ihrer Triumphe und erreicht durch Versagen und Nehmen, was sie durch Gewähren und Geben nie erreichen wird, unerschütterliche Selbstgefälligkeit und unerschöpfliche Productivität. Ihr beweist die Abwesenheit einer Eigenschaft immer die Anwesenheit einer andern, die Leere an allem idealen Gehalt z. B. die Fülle concreten Lebens. Sie weiß von keinem Gesetz, weil kein Gesetz auf sie rechnet, und kann sich deshalb auch an keins stoßen; sie soll nur spielen und sie spielt das Königsspiel in dem schrankenlosen Bereich des Nichts. Deßungeachtet erlaubt sich die Natur nicht etwa bloß einen neckischen Scherz mit ihr, sondern erfüllt eine mütterliche Pflicht gegen sie, wenn sie das Licht von ihr abhält. Uebergehen konnte sie sie nicht, sie war möglich und darum nothwendig, aber eben weil sie ihr alle und jede Ausstattung für That und Wirkung vorenthielt, war sie ihr einen Ersatz in erhöhtem Selbstgenuß schuldig, und den hat sie. Freilich gibt es auch und das ist natürlich, da ja jede Stufe weiter führt und alle Uebergänge sich in einander verlaufen, in dieser trivialen Naivetät Grade, und es finden sich Individuen, die zuweilen eine Ahnung des inneren Deficits durchfröstelt; so haben wir jetzt in Deutschland einen erwachten Iffland, der sicher mehr ist, wie der frühere schlafende

und der doch wie weniger aussieht, weil er sich selbst bezweifelt. Doch das geschieht nur in einzelnen seltenen Momenten, und von einem Durchbruch der Erkenntniß ist nicht die Rede, sie unterdrücken ihn mit Gewalt. Der fliegende Fisch tröstet sich, wenn er wieder herunter taumelt: Ich bin Bruder des Adlers und des Leviathans zugleich, und die Fledermaus denkt: Mir gehört der Tag, wie die Nacht! Dennoch tritt, solchen Individuen gegenüber, unbedingt die Zurechnung ein, die bei den übrigen, noch unter sie gestellten, wegfällt, denn wenn sie ein mangelhaftes Talent, dessen Lückenhaftigkeit sie, ungleich diesen, selbst fühlen, mit entschlossener Resignation wegwürfen, so könnten sie sich als Geister vollenden und aus den letzten Producenten die ersten Kritiker werden. Sie ziehen vor, sich und die Welt zu betrügen und büßen als Menschen, was sie als Künstler verbrechen, da ästhetische Sünden, so gut wie moralische, ethische Nachwirkungen haben, wenn sie auch keine criminelle Strafen nach sich ziehen, sondern nur innerlich am Kern des Wesens zehren. Hier gilt Schiller's tiefer Ausspruch: „Das kleine Ich, was sich nicht so weit zu erweitern vermag, daß es dem Ideal genügt, verengert das Ideal nach sich!“ Das ist ein Frevel, aber doch gewiß auch ein Fluch!

Von diesem Allen trifft nun Nichts die echte Naivetät. Nichts? Doch, der Schein und aus diesem Schein eben ist die widersinnige Vorstellung, die uns hier beschäftigt, hervorgegangen. Das werden wir gleich sehen. Wenn die triviale Naivetät vom Gesetz Nichts weiß und Nichts wissen darf, weil sie eben des Selbstgenusses wegen hervorbringen muß und doch nichts hervorbringen kann, was vor dem Gesetz Bestand hätte, so ist die echte, als reinste Erscheinung des Genies und als einzige des vollen und ganzen, so gesetzmäßig organisirt, daß das Gesetz sich ganz von selbst in ihr vollzieht, daß sie sich auf dasselbe nicht erst zu besinnen, nicht erst die Probe zu machen braucht. Bei der einen fällt also, wie bei der anderen, das Moment der Reflexion weg; aus den verschiedenartigsten Gründen zwar, aber was thut's, der gemeine Beobachter findet einen Vergleichungspunkt heraus und confundirt nun nach Lust und Belieben. Ein Denken, das, wie schon A. W. Schlegel bemerkt, nur darum nicht als Nachdenken auftritt, weil es zu schnell von Statten geht, ist ihm überhaupt kein Denken mehr und fällt mit dem trivialen Denk-Unvermögen zusammen; der Blitz ist kein Feuer, weil er ohne

Zündhölzchen zu Stande kommt, Ideen, die wie Goldadern den Berg, das Kunstwerk in seiner Tiefe durchkreuzen, sich aber nirgends in klingende Sentenzen-Scheidemünzen umsetzen, sind keine oder doch nur zufällig, ohne Wissen und Wollen des Künstlers hinein gerathen und eher dem, der sie entdeckt, als ihm selbst anzurechnen, wie dem Erwachsenen die Reflexion über ein Kinderspiel, dem er zusieht. Es liegt der ganzen Betrachtungsweise offenbar außer der Oberflächlichkeit des Geistes auch einige Gemeinheit des Herzens zu Grunde. Man wollte der unbequemen Ehrfurcht vor dem Ursprünglichen, das im Genie zur Erscheinung gelangt, los sein und erfand sich deswegen von der Naivetät, die es unzertrennlich begleitet, einen Begriff, der es an sich zwar in seiner Würde und Bedeutung unangetastet läßt, den Träger aber, das damit ausgestattete und nach der Meinung von ehedem bevorzugte Individuum, noch unter die gewöhnlich begabte Menschen-Natur hinabdrückt. Wenn ein Kind spielend eine Uhr zusammensetzte, aber gar nicht ahnte, daß sich damit die Zeit messen ließe, sondern sie zum Kegeln benutzen wollte, könnte man ihm das Ding nicht aus der Hand nehmen und es brauchen, das Werk hochschätzen und doch über das Kind lächeln? Solch ein Kind wollte man gern aus dem Genius machen!

Wir haben uns überzeugt, daß dieser Unbegriff nur das Wesen der trivialen Naivetät ausspricht und auf die echte nicht paßt; er kann also gegen das oben ausgesprochene Axiom Nichts beweisen.



Das Komma im Frack.

Demjenigen, welcher der Literatur und der Kunst eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit zuwendet, kann es nicht entgangen sein, daß jetzt in allen Gebieten der Genre eine ganz unverhältnißmäßige Rolle spielt. Er wird nicht allein an sich in seinen sämmtlichen zahllosen Spielarten auf das sorgfältigste gehegt und gepflegt, er greift auch mehr und mehr aus dem ihm angewiesenen Kreise in die höheren Sphären hinüber, indem die idealen Formen in seinem Sinne behandelt und dadurch zerstört, wenigstens verrückt und verunstaltet werden. Es wimmelt z. B. auf unseren Gemälde-Ausstellungen nicht bloß an allen Ecken und Enden von spielenden Kindern und säugenden Müttern, sondern auch das historische Bild nimmt Zwitter-Elemente in sich auf, die es scheinbar dem Gemüth näher führen, es in demselben Grade aber auch dem Geist entfremden und es im Grunde vernichten.

Die Erscheinung ist an und für sich keineswegs unnatürlich oder unerklärbar. Die Kunst drängt nach ihrem ewigen Entwickelungs-Princip zunächst unaufhaltsam zur Spitze und verweilt auf den untergeordneten Stufen nicht länger, als sie durchaus muß, um ihre Kräfte zu erproben und auszubilden. Wenn sie aber auf der Höhe angelangt ist, steht sie ebensowenig still, um fort und fort Universal-Schöpfungen zu produciren oder, wie Gott der Herr nach der Hervorbringung des Menschen, zu feiern, sondern sie mißt den ganzen Weg zurück und vertieft sich, in treuem Ernst nachholend, was sie in der ersten Begeisterung übersprang, bei jedem Schritt inniger in's Detail. So entspringt der Genre und mit ihm die einzige Quelle ästhetischen Genusses für alle diejenigen, die nicht im Stande sind, ein Ganzes aufzufassen

und in sich aufzunehmen, wohl aber, sich am Einzelnen zu erfreuen.

Das ist nun kein Unglück, im Gegenteil, es wird auf diese Weise wirklich eine neue Seite der Welt erschlossen, in die sich auch der noch mit Vergnügen einlebt, der über dem Moos, trotz seiner Zierlichkeit, den Eichbaum nicht vergißt, auf dem es wächst, und über dem Eichbaum nicht den Wald, zu dem er gehört. Schlimm ist nur, daß die Grenze leicht überschritten und das Maaß verrückt wird, und das geschieht immer, früher oder später. Weil das Moos sich viel ansehnlicher ausnimmt, wenn der Maler sich um den Baum nicht bekümmert, und der Baum ganz anders hervortritt, wenn der Wald verschwindet, so entsteht ein allgemeiner Jubel, und Kräfte, die eben für das Kleinleben der Natur ausreichen und sich auch instinctiv die Aufgabe nicht höher stellen, werden weit über andere erhoben, die den Mückentanz schon darum nicht schildern, weil er neben dem Planetentanz gar nicht sichtbar ist. Da fängt das „Nebenbei“ überall an zu floriren; der Koth auf Napoleon's Stiefeln wird, wenn es sich um den großen Abdicationsmoment des Helden handelt, ebenso ängstlich treu gemalt, wie der Seelenkampf auf seinem Gesicht; dem Jambus der Tragödie wird es als eine positive That angerechnet, wenn er den Hiatus zu vermeiden weiß, und die Wucht des Gedankens wird ihm dafür erlassen; die Statue buhlt mit der Nips-Figur um ihre Reize und unterscheidet sich zuletzt nur noch durch die Dimensionen von ihr u. s. w. Kurz, das Komma zieht den Frack an und lächelt stolz und selbstgefällig auf den Satz herab, dem es doch allein seine Existenz verdankt.

Es ist vollkommen hinreichend, die Erscheinung zu markiren, und darum überflüssig, sie in allen Kreisen der Kunst im Einzelnen nachzuweisen; wir wollen sie daher nur in einer Branche der Literatur verfolgen, in der sie am schlagendsten hervortritt, und hier den Moment aufzeigen, wo sie sich vermöge der sich mit unausweichbarer Nothwendigkeit ergebenden letzten Consequenzen selbst wieder aufhebt. Daß sie vorhanden ist, wird Niemand leugnen, der sich an den Dorfgeschichten-Schwindel unserer Tage erinnert und sich dabei vergegenwärtigt, welch eine bescheidene Rolle die eigentlichen Schöpfer dieses Genre, Jung-Stilling, Pestalozzi und Ulrich Hegner, deren Leistungen ihre Zeitgenossen doch auch zu würdigen wußten, gespielt haben. Unterstützt wird sie durch eine Theorie, die das Ideal und das Ab-

stracte mit einander verwechselt und dem stumpfen Realismus, der die Warze ebenso wichtig nimmt, wie die Nase, auf der sie sitzt, eifrig das Wort redet, weil sie nicht ahnt, daß jedes Bild ohne Ausnahme ein hieroglyphisches Element in sich aufnehmen muß, welches nach allen Seiten die Grenzen zieht. Dem Maler, der die perspectivischen Gesetze beobachtet und Vordergrund und Hintergrund durch Zeichnung und Colorit gehörig auseinanderhält, wird nicht vorgeworfen, daß ihm bei den Figuren, die nicht in greller Beleuchtung dastehen, die Linien mißrathen und die Farben ausgegangen seien; aber der Dichter, der nicht im Genre stecken bleibt, muß diesen Vorwurf alle Tage hören. Darum stürzen sich auch alle mittleren Talente Hals über Kopf in den Genre hinein und die großen müssen ihren mühevollen Weg einsam fortsetzen und werden um die rasche Wirkung gebracht. Als Immermann die Dorfgeschichte, um endlich auf diese zurückzukommen, durch seinen Hofschulzen wieder in's Leben rief, fand er noch nöthig, seinem markigen westphälischen Idyll ein allgemeines Weltgemälde gegenüber zu stellen, das freilich in den forcirten komischen Partien nicht besonders gelungen war, das aber doch den Blick in's Weite und Freie offen ließ. Seine nächsten und bedeutendsten Nachfolger schlossen die Fenster schon zu und waren auf den erstickenden Brodem, der sich bei dem Mangel an Luftzug nun in ihren Bauernstuben entwickeln mußte, nicht wenig stolz. Sie hielten aber doch wenigstens noch den Menschen fest, wenn auch nur auf höchst untergeordneter Stufe, und der hervorragendste von ihnen, Jeremias Gotthelf, knüpfte immer, wenn auch nicht an Ideen, so doch an didactische Gesichtspunkte an, um der Stagnation vorzubeugen. Erst dem Mann der ewigen Studien, dem behäbigen Adalbert Stifter, war es vorbehalten, den Menschen ganz aus dem Auge zu verlieren, und in diesem vollzog sich denn auch die Selbstaufhebung der ganzen Richtung. die in seinem „Nachsommer“ entschieden den letzten denkbaren Schritt gethan hat. Denn dieß Product ist schon bei Ersch und Gruber oder bei Junker's „Handbuch gemeinnütziger Kenntnisse“ angelangt, und selbst derjenige, der dem Verfasser noch durch das Gebiet der Botanik mit Ruhe und Geduld gefolgt ist, muß einsehen, daß die ästhetische That aufhört, wo die Recepte anfangen. Es ist aber durchaus kein Zufall, daß ein Stifter kam und daß dieser Stifter einen „Nachsommer“ schrieb, bei dem er offenbar Adam und Eva als Leser voraussetzte, weil nur diese mit den Dingen unbekannt sein können,

die er breit und weitläufig beschreibt. Darin liegt Folgerichtigkeit nach beiden Seiten. Der ausartende Genre reißt sich mehr und mehr vom Alles bedingenden, aber auch Alles zusammenhaltenden Centrum los und zerfällt in demselben Moment in sich selbst, wo er sich ganz befreit zu haben glaubt. Und das überschätzte Diminutiv-Talent kommt eben so natürlich vom Aufdröseln der Form zum Zerbröckeln und Zerkrümeln der Materie, schließt damit aber auch den ganzen Kreis vollständig ab.



Abfertigung eines aesthetischen Kannegießers.

(S. Grenzboten, IV. 1850. Seite 721—733.)

Andere Zeiten, andere Erscheinungen und andere Nothwendigkeiten! Schiller beschwerte sich einmal bitterlich über Leute, die im Schweiß ihres Angesichts das Schöne richteten; was würde er zu Leuten gesagt haben, die es ohne diesen Schweiß richten, die vom Specifischen der Kunst Nichts wissen, und doch wie Orakel sprechen. Leute dieser Art führen jetzt an vielen Orten das große Wort und verpflanzen die politische Kannegießerei, die bekanntlich darin besteht, daß der Philister, dem die ersten Begriffe der Kriegskunst fehlen, hinter seinem Ofen die Feldzüge der Cäsaren und Napoleone corrigirt und die Heroen zehn Mal ohrfeigt, ehe er ihnen einmal ein sparsames Lob ertheilt, in's ästhetische Gebiet. Da ihre Zahl sich mehrt und ihre Frechheit steigt, so ist es nöthig geworden, die Species einmal gründlich zu beleuchten, und wenn ich zu diesem Ende den jetzigen Redacteur der Grenzboten, den Herrn Julian Schmidt in Leipzig, vornehme, so geschieht es zunächst, weil er ein höchst ausgezeichnetes Exemplar ist, indem sich in ihm alle Eigenschaften vereinigt finden, die ich sonst getrennt aufsuchen müßte, und dann auch, weil er sich vorzugsweise, von schüchternen Angriffen zu den maaßlosesten fortschreitend, mit mir zu schaffen macht. Herr Schmidt nimmt in seinem letzten Aufsatz Alles wieder auf, was jemals gegen mich eingewendet wurde, auch das, was die respectabelste Kritik längst erledigt hat; er denuncirt mich der Nation als ein krankes Individuum, das sich unablässig in der Region des Widerwärtigen, Scheußlichen, Wahnwitzigen und also Unsittlichen (oder ergibt sich, wenn er das Wort auch vermeidet, aus solchen Factoren die Unsittlichkeit nicht von selbst?) herumtreibe; er insinuirt meinen dramatischen

Mitbewerbern, daß ich von ihnen allen, ja sogar von den Todten, mit der größten Verachtung spreche und mich selbst als den Propheten einer neuen Zeit hinstelle; er carrikirt, um Alles dieß glaubhaft zu machen, meine Praxis und thut meiner Theorie Gewalt an. Und dieß geschieht mit augenscheinlicher Berechnung in einem Moment, wo vermöge der eingetretenen politischen Constellationen jede etwas kühnere Leistung der Kunst und der Wissenschaft wieder mit den mißtrauischsten Augen angesehen wird, und wo ich mit fünf neuen Werken, mit der Erzählung Schnock und mit den Dramen Herodes, Rubin, Trauerspiel in Sicilien und Julia vor dem Publicum erscheine. Darum muß ich meinen Freunden Recht geben, wenn sie glauben, daß ich ein Stillschweigen, was ich sonst zu beobachten pflege, bei diesem Anlaß einmal brechen müsse, weil die Schwere der vorgebrachten Anschuldigungen das Physiognomielose der Person, von der sie ausgehen, überwiege. Ich hoffe, daß der geneigte Leser an der Detail-Erörterung, die ich ihm nicht erlassen kann, aus dem Grunde ein lebhafteres Interesse nehmen soll, weil er dadurch Gelegenheit erhält, in unsere jetzigen literarischen Zustände einige Blicke zu thun, die zwar unerfreulich, aber belehrend sind und ihn in dem hoffentlich längst gefaßten heilsamen Entschluß bestärken werden, in allen Fällen selbst zu prüfen, wo ihm nicht eine Autorität durch gediegene Leistungen in dem zu beurtheilenden Kreise die nöthigen Garantien bietet.

Herr Schmidt hat schon einmal über mich geschrieben, damals, wie Arnold Ruge mir sagte, aus Geist des Widerspruchs, und nach dem Anfang seines gegenwärtigen Aufsatzes sollte man glauben, daß er einen erkannten Irrthum zurücknehmen und für verübten Unglimpf Satisfaction geben wolle. Aber davon ist er weit entfernt. Er hat sich freilich überzeugt, daß ich nicht, wie er sich früher einbildete, Gefahr laufe, verrückt zu werden;*) er meint, daß er die Anarchie, die er in meiner Poesie entdecken

---

*) Hebbel's Tagebücher, Bd. 2, S. 272: „Wien, den 10. Juli 1847: Zurückgekommen höre ich von Engländer, daß die Grenzboten einen wunderlichen Aufsatz über mich enthalten, der mich sehr hoch, über Kleist hinaus, stellt, mir aber prognosticirt, daß ich dereinst wahnsinnig werden muß. Seltsame Manier, mit einem lebendigen Menschen umzugehen! Also nur darum ein Nebucad Nezar der Literatur, um mit der Zeit auf allen Vieren zu kriechen und Gras zu fressen? . . . . . D. H.

will, zu voreilig in meine eigene Seele hineingelegt habe, wo sie sich übrigens auch jedenfalls auffinden lassen müßte, wenn sie in der Poesie wirklich vorhanden wäre. Dafür spricht er mir nun aber auch alle positiven Eigenschaften ab, die er mir früher einräumte, und ist also ein Kritiker, welcher einen Dichter so lange für außerordentlich erklärt, als er in ihm mit dem verhüllten Wahnsinn zu thun zu haben glaubt, ihn aber in demselben Augenblick vom Postament herunter stößt und mit Füßen tritt, wo er eingestehen muß, daß es mit seinem gesunden Menschen-Verstand nicht so ganz übel bestellt ist. Herr Schmidt wird hiegegen Protest einlegen und auf die großen Vorzüge verweisen, die er mir auch jetzt noch gleich zu Anfang seines Aufsatzes zugesteht. Aber was er mit der rechten Hand gibt, nimmt er mit der linken vollständig wieder zurück, wenn er auch, für einen solchen Dialectiker auffallend genug, versichert, daß das nicht geschehen solle, und geräth dadurch in den heillosesten Widerspruch mit sich selbst. Dieß ist zunächst darzuthun. Es wird mir zugestanden:

1) „eine unerbittliche Consequenz in der Zeichnung der Charaktere und in Erfindung und Durchführung der Fabel; jede Erfindung, jeder Einfall, jede Handlung stehen in directer Verbindung mit dem beabsichtigten Grundton. Dieß Verdienst — fügt der Verfasser hinzu — ist um so größer und anerkennungswerther, je seltener es in einer Zeit ist, wo die Reflexion alle Bestimmtheit so zersetzt und zerfressen hat, daß die meisten poetischen Figuren nach dem Bilde ihrer Urheber in der Form von Mollusken auftreten."

Das Glossarium hiezu lautet einige Seiten später:

„Jene Consequenz ist im strengsten Sinne des Worts eine gemachte. Hebbel führt den Entschluß, seine Personen nichts Anderes sprechen und thun zu lassen, als was ihre Eigenthümlichkeit an's Licht setzen kann, und diese Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen heraus zu forciren, mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit durch, die etwas Aengstliches hat; er läßt sie Nichts sprechen, als Epigramme, aber eine Sammlung von Epigrammen nach einer bestimmten gleichen Richtung hin macht so wenig einen organischen Charakter, wie die Figuren La Bruyère's, und dieser ist sein directes Vorbild. Ja, zuletzt werden die Motive so subtilisirt, daß seine scheinbar in äußerster Festigkeit er-

starrten Charaktere sich in Staub auflösen und in alle vier Winde verfliegen."

Nun versuche man einmal Text und Glossarium in Einklang zu bringen! wie kann man von der unerbittlichen Consequenz in der Durchführung der Charaktere reden, wie kann man in derselben ein anerkennungswerthes Verdienst erblicken, wenn gar keine Charaktere vorhanden sind, wenn man in meinen Dramen nur Sammlungen von Epigrammen und La Bruyèreschen Schablonen antrifft, ja, wenn selbst diese Schablonen sich in Staub auflösen und in alle vier Winde verfliegen! Kann man nicht mit dem nämlichen Recht sagen: mein Nachbar, der Schmied, liefert scharfe Messer, aber freilich, es sind keine Messer, und sie sind auch nicht scharf, ja sie sind nicht einmal von Eisen? Also: der schreiendste Widerspruch! Aber eben deshalb darf man die Wahrheit mit demselben Recht im Glossarium, wie im Text suchen, und vielleicht ist ein Charakter von mir wirklich nur eine La Bruyèresche Schablone, ein Haufen von zusammengetragenen abstracten Zügen, dem, wie bei Calderon, ein nomen proprium vorgesetzt wird. Nun, das wollen wir gleich sehen, denn zwischen einer bloßen Abstraction und einem lebendigen Charakter besteht der empirische Unterschied, daß die eine uns kalt läßt, während der andere uns hinreißt, und dieser Unterschied ist entscheidend, da das Leben sich dem Begriff entzieht und nicht definirt, nur empfunden werden kann. Vermuthlich bleibt Herr Schmidt so kalt bei meinen Dramen, wie bei der Lectüre La Bruyère's, und dann habe ich wenigstens einen Zeugen gegen mich, der erst durch einen andern aufgewogen werden muß. Doch nein. Es wird mir ausdrücklich weiter zugestanden:

2) „Er versteht das Fieber der Leidenschaft mit einer Virtuosität, einer hinreißenden Gewalt zu schildern, daß sie unter den jetzt lebenden Dichtern nirgend, vielleicht unter allen deutschen Dichtern überhaupt nicht ihres Gleichen findet. Ich führe nur die Scene an, in welcher Holofernes der Judith Gewalt anthut, incl. des Vorspiels und der Nachwirkungen. Die Schilderung wird vielleicht empören, aber sie wird hinreißen; eben so die Reihenfolge der Empfindungen Claras in der Maria Magdalena. Hebbel hat scharf genug beobachtet, und die Saiten seines Innern vibriren lebhaft genug, daß ihm dieses Fieber im Detail aufgeht. Ich möchte ihn darin mit der Rachel vergleichen, die eben darum Hebbel's Stücke unter keiner Bedingung spielen

würde, weil die Production des Dichters ihre eigene Schöpfungskraft einengt, wie sie auch Victor Hugo verschmäht, der wenigstens in der Intention, ungewöhnliche Leidenschaften zu detailliren, wenn auch keineswegs in der Sicherheit der Ausführung, mit Hebbel verglichen werden kann."

Hieraus folgt, daß Herr Schmidt bei meinen Dramen nicht kalt bleibt, auch jetzt noch nicht, und daraus wieder, daß — — Doch, nicht zu eilig, hören wir erst das Glossarium. Dieß lautet:

„Er wendet, um seine knöchernen Figuren in Fluß zu bringen, zweierlei Mittel an. Zunächst ein mechanisches: er erregt einen so heftigen Wirbelwind, daß sie alle mit ihren Gebeinen krampfhaft schlottern und klappern. Dann auch ein chemisches: er schärft die Hitze der Leidenschaft dadurch, daß er das physicalische, thierische, unverständlich trübe und darum geheimnißvoll dunkle Moment über das menschliche hervortreten läßt."

Damit ist nun die mir zugestandene Virtuosität in der Schilderung der Leidenschaft ebenfalls wieder aufgehoben. Wie? Es wäre die Stimme der Leidenschaft, wenn ein Beingeripp im Wirbelwind klappert oder wenn ein Mensch im Thier ertrinkt und etwa noch ein letztes Gewimmer ausstößt? Nichts da! In dem einen Fall hören wir nichts Besseres, als ein materielles Geräusch, wie von Steinen, die geschüttelt werden, in dem andern hören wir bestialische Töne, wie von Hunden, die sich beißen, oder von Pferden, die sich anwiehern. Und um Herrn Schmidt von den Consequenzen seiner abgeschmackten Gleichnisse zu erlösen: es ist absurd, von den Leidenschaften knöcherner Figuren zu reden; Leidenschaften — dieß wollte ich oben sagen, als ich abbrach — setzen Charaktere voraus, und nur ein Blödsinniger wird behaupten, daß das Ebben und Fluthen eines Stroms vortrefflich dargestellt sei, daß der Strom selbst aber nicht existire. Also abermals ein schreiender Widerspruch! Man kann allerdings ein materielles Feuer auf einem steinernen Herde anmachen, zu dem es nicht im wahlverwandtschaftlichen Verhältniß steht, doch das edle geistige Feuer, das sich in der Leidenschaft zur Flamme entzündet, ist das ausschließliche Resultat eines lebendigen Organismus, und wer dieß leugnet, wer Ursache und Wirkung trennen zu können glaubt, der weiß Nichts vom Specifischen der Kunst, der zeigt, daß ihm die nothwendigsten Grundanschauungen fehlen, der ist, trotz seines dialectischen Geklappers, ein ästhetischer Kannegießer.

Zu meinen Vorzügen rechnet Herr Schmidt endlich auch noch

eine hohe Auffassung der Kunst. Da aber diese Auffassung mich, wie sich später aus dem Glossarium ergibt, zu lauter Irrthümern in der Praxis verleitet, so hätte sie auch zu meinen Fehlern gerechnet werden sollen. Wir haben daher wiederum einen schreienden Widerspruch vor uns.

Hiermit ist dargethan, daß Herr Schmidt mir, wie ich oben sagte, alle früher eingeräumten positiven Eigenschaften abspricht, nun er mich nicht mehr für einen Irrenhaus-Candidaten erklären darf, denn sein Glossarium hebt den Text, den es nach seiner Versicherung nur einschränken soll, vollständig auf, und es ist evident, daß er die scheinbaren Zugeständnisse nur macht, damit die Kluft zwischen seinem zweiten und seinem ersten Aufsatz nicht gar zu groß sei. Bei einem Kunstrichter ist nun, wie bei jedem andern Richter, Consequenz die Hauptsache; untersuchen wir daher, ehe wir weiter gehen, wie sich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält. Der Herr Schmidt von 1847 (S. A. Allg. Zeit. vom 7. Juli) ist in seinem Innersten von der ursprünglichen Kraft und grandiosen Naturwahrheit ergriffen, womit ich dem blasirten Zeitalter einmal wieder das Bild ganzer Menschen entgegen halte. Er hat sich von dem Hauch des Genius erquickt gefühlt, und die Reflexion, die ihm das süße Gefühl der Bewunderung verkümmern will, thut ihm ordentlich weh. Ich bin ein größerer Dichter, wie Lenz, Hölderlin, Grabbe und Kleist, wenn auch ihr Geistesverwandter. Freilich sind die Probleme, die ich mir stelle, anonyme, individuelle Krankheits-Geschichten, die nicht dem historischen Gebiet, sondern dem pathologischen angehören. Aber was thut's? Alle meine Verirrungen tragen das Gepräge eines großen Talents; die dämonische Glut des Hasses wird von mir mit eben so sinnlicher Wahrheit vor die Seele geführt, als das schmeichelnde Geflüster der Liebe. Außer Lessing und Kleist kennt Herr Schmidt keinen deutschen Dramatiker, dessen Zeichnung so scharf und bestimmt ausgeführt, mit solcher unerbittlichen Härte gehalten wäre. Ich habe vor diesen Beiden sogar den Vorzug, daß meine Dichtungen auch den musikalischen Reiz nicht entbehren, den poetischen Duft, der jene harten Formen dem Gemüth näher führt. Die Abschieds-Scene zwischen Siegfried und Genoveva ist eines der reizendsten Bilder, welche die deutsche Poesie hervorgebracht, und mein Meister Anton eine der kühnsten Conceptionen, die überhaupt ein Poet gewagt hat. Aber allerdings stehe ich

überall an dem schmalen Rande, welcher genialen Geist vom Unsinn scheidet, und mein Tritt ist nicht sicher genug, Herr Schmidt schwebt in der Furcht, ich werde hinübergleiten, Diese Furcht von 1847 hat ihn getäuscht, ich bin 1850 nach seiner eigenen Versicherung gerettet, aber nun er mir keine Thränen nachweinen kann, reißt er mir meine Helmzier wieder ab. Eine charakteristische ethische Erscheinung! Mit Uebereilung, mit Berufung auf den übermächtigen unmittelbaren Eindruck muß man dergleichen nicht decken wollen; es wäre ja möglich, daß man sich noch einmal übereilte, daß man jetzt die negativen Eigenschaften, die sich nach Abstumpfung des ersten Reizes immer geltend machen, zu stark auf sich wirken ließe, wie ehemals die positiven, und das Urtheil fiele in dem einen, wie in dem andern Fall in den Brunnen!

Wir wissen nun auch, wie sich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält und kennen seine Consequenz. Gehen wir jetzt weiter und prüfen wir, wie es mit seiner „Analyse" der Werke aussieht, durch die er seine neugewonnene, der frühern nachgewiesenermaßen geradezu entgegengesetzte Ansicht zu begründen sucht.

Man kennt Voltaire's Charakteristik des Hamlet, wenn auch nur aus dem Gervinus, und wird sich sagen müssen, daß man in diesem perfiden Lapidarstyl des boshaften Witzes, der überall die Motive und Uebergänge ausläßt, jedes Shakespearesche Stück, ja den ganzen Shakespeare charakterisiren, d. h. parodiren kann. Nun, wie Voltaire mit dem Shakespeare, nur noch plumper, geht Herr Schmidt mit mir um, und ihm stehen nicht, wie diesem, zur Entschuldigung eigne große Leistungen anderer Art zur Seite. Dabei erlaubt er sich sogar, alle Chronologie über den Haufen zu werfen und nach jugendlichen Skizzen, die nur als Staffeln Bedeutung haben können, den Mann zu messen. Das Studentenstück Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd (bei der Herausgabe im Salon ausdrücklich von mir, wie alles Aehnliche, mit dem Geburtsschein versehen, um Irrthümern entgegenzutreten) beschäftigt ihn länger, als Judith, Genoveva, Maria Magdalena und Diamant zusammen genommen. Recht ehrlich, nicht wahr? Doch Herr Schmidt hängt sich an den Schlägel und ich muß ihm wider Willen folgen; er preßt mich gewaltsam in meine Wiege hinein und ich bitte den Leser nur, es nicht für eine freiwillige Handlung von mir zu nehmen. Er nennt den

Charakter schwarzgallig; das ist er. Er soll aber auch der Jaques aus: „Wie es euch gefällt," sein! Das ist er nicht. Der Neid, der sich innerhalb des armseligsten Kreises abhetzt und zufriedengestellt wäre, wenn er von Hinz den Rock und von Kunz die Beinkleider anziehen dürfte, ist mit einer Melancholie, die sich nicht darein finden kann, daß die Sonne Flecken hat, nicht einmal verwandt. Also eine grobe und absichtliche Entstellung! Es wundert Herrn Schmidt, daß Schlägel den Stoff, sich zu ärgern, immer in den scheinbar am wenigsten dazu geeigneten Veranlassungen antrifft. Als ob darin nicht eben die Spitze der Aufgabe läge, als ob der Neid, der in einem Schneidermeister entsteht, wenn er Rothschild eine Million abzählen sieht, noch eines Malers bedürfte! Doch so wenig weiß Herr Schmidt vom Specifischen der Kunst, daß er sie jedesmal auf einem Abwege erblickt, wenn sie ihr Eigentlichstes leistet, daß er den Zweck will, weil dieser ihm von Hörensagen bekannt ist, daß er die Mittel aber verwirft und von widersinnigen Combinationen radotirt, wenn der Künstler Stahl und Stein zusammenbringt, um den Funken hervorzulocken. Schlägel schreitet durch eine bunte Reihe von mannigfaltigen Situationen hindurch, die freilich, wie es sich für ein kleines Bild geziemt, stark zusammengedrängt, aber nichts desto weniger gemalt sind; für Herrn Schmidt sind diese Situationen Einfälle, und er untersteht sich, sie mit den theophrastischen Abstractionen zu vergleichen. Der Unterschied ist so groß, wie der zwischen dem abgezogenen Blut eines Menschen und dem Menschen selbst, in dem es cirkulirt; Theophrast (und vermuthlich auch La Bruyère, den ich nicht kenne, obgleich er nach Herrn Schmidt mein directes Vorbild sein soll) zerlegt die Leidenschaften und die Temperamente, bei mir sind sie in Handlung gesetzt, und das undefinirbare Etwas, das alles Allgemeine in ein Besonderes auflöst und das Leben erzeugt, hat außer Herrn Schmidt (d. h. dem Herrn Schmidt vom Jahre 1850, denn der Herr Schmidt vom Jahre 1847 fühlte sich, wie der Leser sich erinnert, auch mächtig davon ergriffen) noch Niemand bei mir vermißt. Also eine Absurdität und eine solche, die den Aesthetiker, der sie behauptet, dahin stellt, wohin der Mathematiker gehört, der von der Congruenz des Dreiecks und des Vierecks spricht. Herr Schmidt meint, diese Situationen, die er Einfälle nennt, hätten sich in's Unendliche fortspinnen lassen. So weit dies von allen Darstellungen dieser Art gilt, fällt es mir nicht ein, es zu

bestreiten; selbst der Don Quixote hätte noch mehr Abenteuer bestehen können, und Shakespeare machte seinen Falstaff auf den Wink der Königin zum Träger eines neuen Stücks, an das er vorher gar nicht gedacht hatte. Wenn aber damit gesagt werden soll, daß es der Skizze an einem Höhepunkt fehle, so ist das nicht wahr; der Charakter gipfelt in dem Zuge, daß Schlägel dahin gelangt, sich selbst wegen seiner früheren Jahre zu beneiden, und die Situationen haben in der häuslichen, womit das Ganze schließt, ihre natürliche Spitze. Herr Schmidt hat daher an diesem singulairen Werk entweder eine materielle Eigenschaft, nämlich die Dehnbarkeit des Stoffes, getadelt, und das wäre abermals absurd, oder er hat eine formelle Eigenschaft, die allerdings nicht fehlen darf, die aber auch wirklich nicht fehlt, in Abrede gestellt, und das ist unehrlich. Es ist schrecklich genug, daß ich zu einem harmlosen Jugendstück einen Commentar geben muß; aber wenn man meinen Stiefel angreift, darf ich meinen Helm nicht vertheidigen. So besteht die Kritik des Herrn Schmidt von der letzten meiner Skizzen, die nur derjenige in den Vordergrund schieben konnte, der bei einer von mir einmal neben anderen über das Semikolon veröffentlichten Bemerkung, die wenigstens beweist, wie genau ich mein Handwerkszeug zu prüfen pflege, hämisch verweilt und dafür eine Abhandlung über den Styl des Dramas, ja zwei Bände Gedichte, mit Stillschweigen übergeht.*)

Die Novelle: Herr Haidvogel und seine Familie, die einer viel späteren Zeit angehört und darum unter meinen Produktionen freilich einen höheren Rang einnimmt, fertigt er mit den Worten ab: sie sei eine Sammlung von Variationen über das Thema: liederlicher Lump! Die Spitze dieser Darstellung besteht nun gerade darin, daß Haidvogel, als er äußerlich in bessere Umstände versetzt wird, seine innere Unverbesserlichkeit noch einmal zeigen muß, damit seine gedrückte Frau, ein Papst Sixtus im Weiberrock, wie Ruge sich ausdrückte, den Muth bekomme, aus dem Winkel hervorzutreten und ihrerseits das Heft

*) Die Bemerkung über das Semikolon findet sich im 2. Bande der Tagebücher, S. 123. Eine etwas veränderte und erweiterte Fassung wurde von Hebbel im Jahre 1847 in „Rötscher's Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur" veröffentlicht. Dieselbe ist am Schlusse von Bd. 12 dieser Ausgabe als drittes Stück unter der Rubrik: Aus meinem Tagebuche wieder abgedruckt. D. H.

in die Hand zu nehmen. Er bringt sich dadurch um seine Zukunft, daß er im ersten Rausch der Freude seine Pläne für die Zukunft zu voreilig aufdeckt, und nur so konnte er diejenige Züchtigung erhalten, für die er allein empfindlich war, denn Naturen seiner Art haben mit dem jüngsten Gericht und dem Erzengel Michael nichts zu schaffen, für sie ist der Gastwirth, der den Kopf schüttelt, wenn sie borgen wollen, die Nemesis. Herrn Schmidt's Bemerkung, die übrigens nicht einmal materiell richtig ist, denn Haidvogel ist kein Lump aus Liederlichkeit, sondern aus Großprahlerei, aus Sucht den vornehmen Herrn zu spielen, trifft also blos das Substrat, und da nach einem allgemeinen Gesetz jedes Substrat, das in der Form aufgeht, eben hierin seine Rechtfertigung findet, so hat er, wenn es nicht auf eine absichtliche Verläumdung abgesehen war, wiederum einen höchst naiven Beweis gegeben, daß er vom Specifischen der Kunst nichts versteht. Der Kritiker wird sich nun noch an die Wahl der Gegenstände anklammern und über das Verkehrte einer Jagd auf Mücken und Spinnen in Menschengestalt greinen, denn daß der Maler des Malens wegen malt, und daß seine Schöpferfreude nicht vom Stofflichen seiner Bilder dependirt, kann er nicht wissen, da er so viel Anderes über diesen Punkt nicht weiß. Nun, zum Aufhängen in Kirchen und Parlamentshäusern sind die Teniers und Douws nicht bestimmt, sie begnügen sich mit einem bescheidenen Platze in der Bauernschenke, und wenn Herr Schmidt ihnen trotzdem die Existenzberechtigung absprechen will, so erkläre er der ganzen Gattung den Krieg und kehre zu meinen Versuchen in ihr erst zurück, nachdem er diese vernichtet hat. Dasselbe gilt von seinen Einwänden gegen die beiden Nachtstücke Anna und die Kuh; sie stehen und fallen mit der Gattung, und es ist der perfideste Kniff einer Afterkritik, für die in jeder Form der Kunst aufzuzeigenden negativen Seiten das singulaire Product zur Verantwortung zu ziehen. Nichts daher über die Schrecken, die hier übermäßig gehäuft sein sollen und über das daran geknüpfte Raisonnement; es trifft nur die Gattung, so weit es in seiner Fadenscheinigkeit überhaupt trifft. Wenn aber Herr Schmidt keck genug ist, einen von mir über das bürgerliche Trauerspiel gefällten Ausspruch gegen diese Stücke zu kehren und also auf die Novelle auszudehnen, so muß ich ihn fragen, ob er nicht weiß, wenn auch nur aus dem Wilhelm Meister, daß die dramatische und

epische Poesie verschiedene Gesetze haben, daß das Verhältniß von Charakter und Begebenheit sich in ihnen geradezu umdreht und daß die Novelle von dem Pragmatismus des Zufalls, den er hier wie dort ausschließen will, sogar den Namen trägt. Kann man unwissender sein oder unredlicher zu Werke gehn? Die Kuh ist für ihn eine zweite Auflage der Anna, weil in beiden das Feuer eine Rolle spielt; nach der nämlichen Logik wäre König Lear eine zweite Auflage des Agamemnon, weil in beiden Blut fließt. Daß dabei der einsam in einem Dorf wohnende Bauer zum Bürger von Wien avancirt, die ganze Atmosphäre also verrückt und obendrein der Alles bedingende Ausgangspunkt des Bildes auf den Kopf gestellt wird, kann Niemand mehr wundern. Bei mir verbrennt das Kind die Thalerscheine aus unschuldiger Lust am Geflacker des Papiers, weil es seinen Vater vorher das Zeitungsblatt, in das sie eingewickelt waren, verbrenneu sah und zwischen Inhalt und Umschlag noch nicht unterscheiden kann; Herr Schmidt läßt es einen kleinen Jungen aus Unbedacht, also gauz aus sich selbst thun, und hat schon damit, auch ohne den Wiener Bürgerbrief, den ganzen Organismus zerstört. Vielleicht schüttelt er hiezu den Kopf und spricht von Subtilitäten, vielleicht weiß er nichts davon, daß in einem Kunstwerk die erste Linie die letzte recensirt und die letzte die erste, das beweist dann aber wiederum auf's Schlagendste, daß er vom Specifischen der Kunst nicht das Mindeste versteht.

Doch die Krone setzt Herr Schmidt sich erst in seiner Analyse des Trauerspiels in Sicilien auf, welches ihm natürlich die glänzendste Gelegenheit zur Carrikirung darbot, da es ein Grenz-Product ist, das die Extreme nach beiden Seiten berühren muß und soll. Mit dieser wollen wir schließen. Zunächst erklärt er sich gegen die Gattung, sie soll nicht existiren; denn ein tragisches Geschick soll immer in tragischer Form, der Form der Nothwendigkeit, auftreten, sonst hat es kein Interesse und keine Wirkung. Er hätte sagen sollen: „kein rein tragisches Interesse", aber dann hätte er dasselbe gesagt, was ich in meinem Sendschreiben an Rötscher sage, dem er die Ausdrücke entlehnt. So stellt er meinen dort entwickelten Gedanken eine vage Behauptung entgegen, die Nichts wiegt und also auch Nichts gilt. Freilich citirt er aus dem Sendschreiben die Stelle: „Wenn sich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln, und der Verbrecher, der sich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, so ist das eben

so furchtbar als barock, aber auch eben so barock als furchtbar. Man möchte vor Grausen erstarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns wieder, ehe uns das gelingt!" und fragt dann, ob eine Individualität, die so empfindet, nicht krankhaft zu nennen sei? Ich glaube, ich kann fragen, ob ein Individuum, das nicht so empfindet, das entweder gegen die Materie (das Furchtbare) oder gegen die Form (das Barocke) eines solchen Eindrucks fühllos ist, nicht eben so nüchtern und trivial sein muß, wie der selige Nicolai, der auch nicht begriff, wie ein Mensch von gesunden Sinnen Ammenstücklein, wie Goethe's Haiden-Röslein, Erlkönig u. s. w. machen könne. Weiter bemerkt Herr Schmidt, daß mir eine wahre Anekdote imponirt habe und meint, die Symbolisirung der gemeinen Empirie sei überhaupt für mich charakteristisch; vier Seiten nachher wirft er mir die Verachtung der Anekdote vor. Auf einen Widerspruch mehr oder weniger kommt es ihm natürlich nicht an; die Wahrheit ist, daß der Künstler die Anekdote, als Substrat, so wenig imponirend finden, als verachten wird, und daß, wer mir das Eine oder das Andere unterschiebt, meinen Worten im Sendschreiben oder in der Vorrede Gewalt anthut. In dem einen erzähle ich, daß eine Masse von Anschauungen mir zum dramatischen Bild zusammengeronnen sei, als ich die Anekdote erfuhr; ein Aehnliches berichtet Goethe von sich über die Conception des Werther. In der andern verlange ich, daß der Dichter nicht bei der Anekdote stehen bleiben soll; setze ich ihren Werth darum herab? Das sind Fechterstreiche, die kaum einem hölzernen Roland gegenüber ungestraft hingehen. Nun kommt die Inhalts-Anzeige des Stücks, ganz im Voltaireschen Sinn, ungefähr so. Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt sich in einen garstigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von seinen Heldenthaten vorschwadronirt hat. Der Fähndrich Jago, eine schöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, ist auf seinen schwarzen General aus den ordinärsten Gründen erbost, weil dieser statt seiner den Cassio zu seinem Lieutnant machte. Er entschließt sich deshalb, den Neger, sein Weib, und den ihm vorgezogenen Cassio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntscheckigen Monologen mit, wie sie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewisser Roderich dienen, ein liederlicher

Bursch, der in die Desdemona verschossen ist und vortrefflich zu den Uebrigen paßt. Es tritt sogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen beim Verfasser schon kennt. Nun hetzt Jago Einen auf den Andern, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat besser dafür gesorgt, als der liebe Gott in solchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Thoren, lauter Kegel, die von selbst umfallen, in den Weg gestellt. Es gibt Eifersucht an allen Ecken und ein Taschentuch spielt, so unglaublich es auch scheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber ist, daß der Neger erst die Desdemona, dann, unter gräulichem Renommiren, sich selbst ersticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß sich nicht mit einander vermischen sollen. — Ich bitte den Leser mit dieser Charakteristik des Othello die Schmidt'sche des Trauerspiels in Sicilien zu vergleichen und sich zu überzeugen, daß beide sich so ähnlich sind, wie ein Ei dem andern. Ebenso werden die Charaktere behandelt. Die edlen, Sebastiano und Angiolina, werden kaum genannt, obgleich die Angiolina zum Besten gehört, was mir je gelang, mag mein Bestes sich nun zum Vortrefflichen verhalten, wie es will; die andern werden zu Zerrbildern entstellt, und doch bedingt nach dem ersten Grundsatz der Composition das Licht auf der rechten Seite den Schatten auf der linken, sogar dem Grade nach. Einzelne Reden, aus dem Zusammenhang herausgerissen, werden auf Nadeln gesteckt und nehmen sich nun natürlich aus, wie sich etwa die Zunge des Herrn Schmidt ausnehmen würde, wenn ein Tartar sie ihm ausschnitte und auf den Rücken nagelte. Einer der Banditen sagt z. B. in meinem Stück, als er von einer großmüthigen Handlung des Sebastiano hört: Ein frommer Bursch, den untern Tisch zu saufen und dann vor eine Kirchenthür zu legen, das müßte eine Götterwollust sein! Dieß erklärt Herr Schmidt für — man rathe! nun, für Renommage, und doch liegt der Aeußerung, wie ein Psycholog auf den ersten Blick erkennen muß, das ganz allgemeine Gefühl zu Grunde, welches im Laster immer den Haß gegen die Tugend erweckt, und welches z. B. das gefallene Mädchen so oft zur Verführerin des noch unschuldigen macht, das es durch seine bloße Existenz beschämt. Was würde Herr Schmidt über die Reden des Bastard zum Hubert, als sie sich bei der Leiche des jungen Arthur treffen, gesagt, wie würde er das Ertrinken in einem Löffel Wasser, das Erhängen an einem Spinnwebsfaden verspottet

haben, wenn der König Johann im Jahre 1850 erschienen wäre!*) Dennoch wußte Shakespeare sehr gut, was er mit der an sich ungereimten Vorstellung wollte; der Bastard meint, daß die Natur, wenn sie auf der einen Seite so weit aus ihren gewöhnlichen Schranken gewichen sei, um den Mord zuzulassen, auch auf der andern so weit aus diesen Schranken weichen müsse, um ihn zu strafen. Allerdings stammen derartige Züge aus jenem den ganzen Menschen herumdrehenden Wirbel, in dem Phantasien und Gedanken unablässig, wie Wolkenbilder, in einander verlaufen, und darum hat die triviale Nüchternheit es leicht, sie auf's delirium tremens zurückzuführen. Herr Schmidt nennt den Greis G r e g o r i o, den des Genusses unfähig gewordenen Repräsentanten der modernen Geldmacht, der sich durch Mißbrauch des Besitzes für die langen Entbehrungen, durch die er zum Besitz gelangte, zu entschädigen sucht, eine zweite Auflage des Nepomuk Schlägel; mit demselben Recht, womit er früher die Kuh eine zweite Auflage der Anna nannte, nämlich weil beide Arme, Beine und Köpfe haben, denn andere Aehnlichkeiten sind nicht vorhanden. Ja, er geht so weit, zu behaupten, daß die Gemüths- und Geistes-Eigenschaften, die den Gregorio machen, für das Stück unwesentlich seien, zur Entwickelung der Handlung wenig beitrügen und nur ihrer selbst wegen aufgedeckt würden. Dieß ist die äußerste Spitze der Keckheit, und hier ist auch gar keine Täuschung mehr denkbar, denn ganz umgekehrt verhält es sich. Ohne den gerade so und nicht anders beschaffenen Gregorio, der dem Anselmo Geld zum Spielen vorschießt, weil er auf seine Tochter speculirt und ihm dann an Zahlungsstatt die Tochter abfordert, wäre das Stück von Anfang bis Ende nicht möglich; Angiolina würde nicht fliehen, wenn ihr Vater sie nicht zur Zwangsehe nöthigte, und Ambrosio und Bartolino würden, anstatt sie zu ermorden, höchstens noch einen zweiten Käfer zertreten; es fällt mit dem Gregorio sogar

*) Shakespeare's König Johann, Vierter Aufzug, Dritte Scene, Bastard zum Hubert:

„Fehlt dir ein Strick, so reicht der dünnste Faden,
Den eine Spinn' aus ihrem Leibe zog,
Dich zu erdrosseln hin: . . . . . .
. . . . willst du dich ertränken,
Thu' etwas Wasser nur in einen Löffel,
Und es wird sein so wie der Ocean,
Genug um solchen Schurken zu ersticken."

D. H.

das Faktum weg. Ich könnte hier von unserem Analytiker Abschied nehmen, denn weiter kann er's nicht treiben, und die Kleinigkeit, daß er den schließlichen Stoßseufzer Gregorio's: wie jählings kommt der Tod! diesen letzten Strich am Charakterbild, für die Moral des Stückes ausgibt, fällt neben dem Uebrigen nicht mehr ins Gewicht. Aber seine totale Unfähigkeit, das Specifische in der Kunst zu erfassen, tritt noch einmal aufs Grellste hervor, wenn er es bestreitet, daß das Trauerspiel in Sicilien wirklich einen faulen Sumpf von Verhältnissen zur Anschauung bringe, und auf diese will ich noch ein letztes Schlaglicht fallen lassen. Er meint, wir lernten in dem Stücke nicht „die sittliche Grundlage der Zeit", sondern nur einzelne unsittliche Menschen kennen. Nun, wodurch sollen wir „die sittliche Grundlage der Zeit" kennen lernen, als durch einzelne unsittliche Menschen; wodurch ist die Beschaffenheit des Erdreichs zu malen, als durch die Pflanzen, die es treibt! Verlangt Herr Schmidt, daß die gesammte Einwohnerschaft Siciliens im Stücke auftreten soll? Oder will er, wenn er der Kunst auch im Allgemeinen die Nothwendigkeit der Abbreviatur zugibt, wie er wohl muß, etwa die Richtigkeit meiner Abbreviatur anfechten? Das dürfte nicht glücken, denn Familie und Staat repräsentiren Volk und Land, und Familie und Staat sind im Trauerspiel von Sicilien repräsentirt! Ohne Zweifel kann Herr Schmidt den Rubin und die Julia, auch den Herodes und was er will, auf ähnliche Weise analysiren. Nichts ist leichter, als das, aber die kritische That wiegt auch nicht schwerer, wie der Bart, der in Rom den Statuen zuweilen von Talenten, die sich bescheiden der öffentlichen Dankbarkeit entziehen, bei nächtlicher Weile mit Holzkohle gemacht wird. In Griechenland fügten die tragischen Dichter ihren Werken gleich ein Satyrspiel hinzu; da die modernen Poeten das unterlassen, sucht der Recensent die Lücke durch eine Parodie zu stopfen.

So carrikirt Herr Schmidt meine Praxis; ich mußte ins Detail eingehen, denn nur am Detail läßt sich die Entstellung aufzeigen. Kein Wunder, daß er viel Widerwärtiges, Scheußliches, Wahnwitziges und Unsittliches herausbekommt; wenn er meine Stücke von hinten läse und die Katastrophe für die Exposition nähme, die Exposition für die Katastrophe, könnte das Resultat kaum ausgiebiger sein. Untersuchen wir nun noch, wie er sich zu meiner Theorie verhält: einen Fingerzeig darüber hatten

wir schon bei Gelegenheit der Anna und der Kuh, wo er auf die Novelle bezieht, was ich über das bürgerliche Trauerspiel aussprach.

Ich sage in der Vorrede zur Maria Magdalena: das Drama soll den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem Alles bedingenden sittlichen Centrum des Weltorganismus veranschaulichen, und also im höchsten Sinne Geschichtschreibung sein. Das Alles wird näher entwickelt und auf Gründe zurückgeführt, die Jedermann nur noch die Wahl gestatten, ob er ihnen beistimmen oder mit Hegel annehmen will, daß der Standpunkt der Kunst überwunden sei, daß daher Niemand mehr produciren dürfe, daß folgerecht die Natur aber auch keinen productiven Geist mehr ins Leben rufen könne, ohne mit ihrer eignen Oeconomie in Widerspruch zu gerathen. Dabei wird ausdrücklich gegen die tendenziöse Auffassung meines Gedankenganges Verwahrung eingelegt und der Dichtungs-Proceß auf eine Weise beleuchtet, die gar keinen Zweifel übrig lassen kann, daß es mir nicht von fern in den Sinn kam, ein Adjectiv, das die reinsten Erscheinungen der Gattung charakterisirt, in einen Imperativ für den hervorbringenden Künstler, der eines solchen nach meiner eigenen Darstellung nicht bedarf, weil die Schöpfung unbewußt und unwillkürlich in ihm vor sich geht und er nur Organ ist, zu verwandeln. Welche Wechselbälge hat nun Herr Schmidt mittelst des gleich auf der ersten Seite der nämlichen Vorrede von mir vorahnend beschriebenen Manövers mit meinem Gedankengange erzeugt?

1) Läßt er mich behaupten, der moderne Dichter solle sich hinsetzen und mit Absicht eine Welt-Anschauung erschaffen. Ist das nach dem Vorangeschickten nicht selbst im Jahre 1850 unglaublich? Ich reiche dem Schiffer einen Compaß für die Reise, und Herr Schmidt sagt, ich hätte ihm aufgegeben, des Compasses wegen zu reisen. Dabei macht er die sehr richtige Bemerkung, daß das Wort Welt-Anschauung, das durch den Faust in den aesthetischen Katechismus gekommen sei, viel Unheil angerichtet habe. Aber die Bemerkung trifft mich und meine Productionen nicht im mindesten und ist also übel placirt. Meine Forderung, den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand zu veranschaulichen, verlegt der albernen Jagd auf eine Welt-Anschauung geradezu den Weg, verweis't den Dichter entschieden aufs Endliche und Begränzte und schneidet alle Abstractionen ab, erlaubt ihm nicht

einmal die unfruchtbare Liebäugelei mit dem reinen Schönen, wenn die Elemente desselben nicht in Welt und Zeit vorhanden sind. Eben so verhält es sich mit meinen Productionen; sie gehen nie und nirgends so wenig im Ganzen als in einzelnen Figuren im Sinne des Faust auf eine Welt-Anschauung aus, sie beschäftigen sich ausschließlich mit der Erde, nicht mit Himmel und Hölle, soweit die Kunstformen selbst, in denen freilich Endliches und Unendliches zusammen fällt, es nicht verlangen; sie reflectiren nicht einmal über den Welt- und Menschen-Zustand, den sie abspiegeln, sie geben dem Zuschauer und dem Leser nur Gelegenheit, es zu thun, und das soll geschehen. Uebrigens irrt Herr Schmidt, wenn er mich einen Schüler Hegel's nennt; ich bin es so wenig im weiteren, wie im engeren Sinn.

2) Versichert er, ich producirte nicht, oder wenigstens nicht bloß, aus reiner, natürlicher Freude am Schaffen, sondern aus bewußter Reaction gegen eine verkehrte Richtung der Zeit. Woher weiß er das? In der Vorrede zur Maria Magdalena, die er mein Glaubensbekenntniß nennt, steht das gerade Gegentheil, dort wird der Schöpfungsact sogar in Bezug auf die Wahl des Stoffs dem Willen entrückt, und mit dieser, doch sicher aus meinen innersten Erfahrungen gewonnenen Grund-Anschauung ist ein bewußtes Reagiren gegen eine verkehrte Richtung der Zeit gerade so vereinbar, wie mit dem, was der Physiolog uns über den Embryo-Zustand des Menschen berichtet, ein Reflectiren der Mutter darüber, ob er blond oder braun zur Welt kommen solle. Heillos! Nie und nirgends wird ein Dichter aus einem anderen Grunde produciren, als aus Lust am Schaffen; sollte er es etwa thun, um sich von Herrn Schmidt und seines Gleichen recensiren zu lassen? In Deutschland am wenigsten kann er dem Verdacht ausgesetzt sein, daß ihn nicht die unbedingteste Nöthigung seiner Natur treibe; hier winken ihm keine National-Belohnungen, hier ist er nicht einmal gegen das Verhungern geschützt, und wenn der Staat noch einer Rechtfertigung seiner Gleichgültigkeit gegen das Talent bedürfte, so wird der Kritikus sich beeilen, sie ihm durch den Nachweis zu geben, daß die jedesmaligen Repräsentanten desselben gar nicht zu Ansprüchen berechtigt sind.

3) Behauptet er, ich ließe nur Sophokles, Shakespeare und Goethe als dramatische Dichter gelten und spräche von allen

übrigen mit der größten Verachtung. Die Wahrheit ist, daß ich in dem Augenblick, wo ich von denjenigen dramatischen Dichtern sprach, die in dem von mir entwickelten höchsten Sinne Epoche gemacht haben, diejenigen nicht mit aufzählte, die in diesem Sinne nicht Epoche gemacht haben. Das ist nun doch sehr einfach; wenn man es nur mit Centralsonnen zu thun hat, muß man die Planeten auslassen, und daraus, daß man sie an einem Ort nicht nennt, wo sie nicht genannt werden können, wird kein Vernünftiger folgern, daß man sie überhaupt nicht mit zum Sternenhimmel rechnet. Herr Schmidt, der sich sogar, wie wir sahen, eine kleine Bemerkung über die Unterscheidungszeichen von mir notirte, sollte doch wissen, mit welcher Verehrung und Bewunderung ich, wenn der Anlaß sich dazu ergab, von Schiller, Kleist und Anderen sprach, die nicht in die erste Reihe gehören; er sollte doch wissen, mit welcher Anerkennung ich schon jüngere dramatische Autoren bei ihrem Eintritt in die Literatur begrüßte; er sollte doch wissen, daß ich selbst Productionen, wie z. B. Gutzkow's Urbild des Tartüffe, bei ihrem Erscheinen auf der Wiener Bühne wegen ihrer formalen Abrundung und Geschlossenheit mit Wärme willkommen hieß, obgleich sie Richtungen angehören, die der meinigen entgegengesetzt sind. Mit Verachtung spreche ich von den Fabrikarbeitern, von solchen Leuten, die das Conversations-Lexicon nach „piquanten Stoffen" durchstöbern, um Tantièmen zu gewinnen, und für die wird doch Niemand Achtung reclamiren wollen.

4) Gibt er mir Schuld, ich stellte mich als den Propheten einer neuen Zeit hin. Wo thu' ich das? Direct? Das wagt Herr Schmidt selbst nicht zu behaupten. Indirect? Dadurch, daß ich, als ich die alten Gesetztafeln im Tempel einmal wieder abgelesen hatte, nicht mit erhobener Stimme hinzufügte, ich machte mich keineswegs anheischig, sie in allen Punkten zu erfüllen? Nach meinem Gefühl wäre gerade das anmaßend gewesen, und man hätte mir erwidern können: wer erwartet's denn von Dir? Zur Antwort auf diese Insinuation diene das Sonett an einen Freund, das sich Seite 114 in meinen neueren Gedichten findet. Es lautet:

Du rühmst mich oft um meine Dichtergaben
Und nennst mich reich, weil Vieles, was ich dachte,
Dich mit dem selt'nen Schatz vertrauter machte,
Den milde Götter Dir gespendet haben.

Ich wär's genug, um eine Welt zu laben,
Vermöcht' ich Alles, was in Dir erwachte,
Als sich dein Geist an meinem Wort entfachte,
Bis zu der tiefsten Wurzel aufzugraben.

Jetzt bin ich's nicht. Denn das, was mir die Musen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterscheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht gesellen.

Zwar, Mancher trägt noch weniger im Busen,
Der glaubt, die Welt als erster Hirt zu weiden,
Und ist, o Zeit, doch Kork auf Deinen Wellen!*)

Ich lasse einiges Andere auf sich beruhen, weil es nur durch den kategorischen Imperativ erledigt werden kann. Dahin gehört die Frage, wo die nothwendige Concentration, auf der alle Kunst beruht, und die viele Natürlichkeitsforderungen, z. B. manche in Bezug auf die Diction, eben so unbedingt vom Drama abweist, wie die Restauration der Helden durch Essen und Trinken, in Uebertreibung übergeht. Es läßt sich hierüber im Allgemeinen nichts festsetzen, man muß daher im speciellen Fall die Stimmen sammeln und wägen, und solcher Punkte gibt es viele.

Zum Schluß. Die Gesammt-Ausgabe meiner dramatischen Schriften, mit deren Vorbereitung ich beschäftigt bin, wird beweisen, daß die Kritik mir nicht eine einzige begründete Bemerkung gemacht hat, die ich nicht beherzigt hätte; wer wäre nicht dankbar für den Spiegel, in dem er seine Flecken sieht! Hohle Absprecherei, die sich auf Verdrehung meiner Theorie und Carrikirung meiner Praxis stützt, darf ich so lange verachten, bis sie sich in ihr Gegentheil verwandelt. Vielleicht wundert sich der geneigte Leser, daß ich so viel Arbeit an ein offenbares Nichts setzen konnte. Aber wir alle sind Soldaten und müssen unseren Schild rein halten! Deutschland hat ohne allen Zweifel bedeutendere Dichter gehabt, wie ich bin; aber in einem Punkt bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem heiligen Ernst und der sittlichen Strenge, womit ich meine Kunst ausübe, weiche ich keinem, und wenn ich auch Nichts über meine Zukunft weiß, dies weiß ich, daß meine Zeit einer späteren gegenüber ihre eigene Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die sie in die meinige setzt!

---

*) Dies Sonett findet sich im 8. Bd. dieser Ausgabe, S. 178—79. D. H.

Kritische Schriften von Ludwig Tieck.

In den Wirren des Jahres 1848 ist ein Werk fast untergegangen, das in einer friedlichen Zeit ohne Zweifel Gegenstand sorgfältiger und ehrenvoller Besprechung geworden wäre. Der alte ehrwürdige Tieck hat seine Kritiken, seine Abhandlungen und Vorreden herausgegeben, aber fast Niemand hat von der Gabe Notiz genommen, denn zum Lesen fehlte die Muße und zu Patronen brauchte man noch keine Bücher. Der Sturm hat sich wieder verzogen, die Fluth, die alle Dämme zu überschwemmen drohte, ist wieder in ihr Bett zurückgekehrt und es dürfte Pflicht sein, die Schätze zu sammeln, die sie nicht für immer begraben hat. Zu diesen gehören aber Tieck's kritische Schriften.

Die Wissenschaft der Kunst, die bei uns ein Jahrhundert lang in Windeln lag und von der Philosophie so wenig frei gegeben, als mit mütterlicher Liebe gepflegt wurde, ist seit Solger und Hegel selbstständig geworden. Jedermann weiß, wie reich diese beiden Philosophen, vorzüglich der Erstere, sie bei ihrer Emanzipation im Allgemeinen ausgestattet, und was Männer, wie Vischer, Rötscher, Ulrici u. s. w. später im Besonderen für sie gethan haben. Niemand, dem es um gründliche ästhetische Bildung zu thun ist, darf ihre großartigen Leistungen ignoriren. Kein Künstler höheren Ranges wird die Mühe scheuen, sich die Resultate derselben anzueignen. Nur die gebornen Kunstschwätzer, die Einfälle für Gedanken halten und die das einer wohlgeordneten Menschennatur innewohnende Bedürfniß, sich in jedem Kreise bis zum Centrum durchzuarbeiten, nicht kennen, die eben darum aber auch zu ewiger Nullität verdammt sind, werden sich dieser Aufgabe entziehen. Nur die unmittelbar an's Nichts grenzenden kleinen Talente, die instinctartig vor dem Sonnenstrahl der Erkenntniß zittern, weil sie ahnen, daß er sie verzehren würde, wenn sie sich ihm unvorsichtiger Weise aussetzen wollten, werden sich zu ihnen schlagen. Jene werden sich mit dem Hochmuth der Dummheit wohl gar über Koryphäen, wie Solger oder Vischer, erheben und sich einreden, sie besiegt zu haben, wenn sie ihnen nach Bajazzo-Art einen Kreidestrich auf dem Rücken beibrachten, oder ihnen die Schellenkappe an den Kopf warfen. Diese werden ihnen den Respect freilich nicht unbedingt verweigern, aber sie werden sie nur ganz von ferne verehren, wie der Wandsbecker Bote den Kaiser von Japan, weil sie ihre Nai-

vetät nur auf diese Art glauben sichern zu können, und darin haben sie auch Recht, denn man sündigt nur so lange mit Gemüthsruhe gegen ein Gesetz, als man es nicht kennt.

Die Wissenschaft der Kunst hat jedoch, so hoch sie auch bereits steht, eine Seite, nach welcher hin sie erweitert werden kann und muß, und diese Erweiterung wird ihr nur durch den Künstler kommen, der Rechenschaft über sich selbst gibt und seine Erfahrungen über den mysteriösen Proceß, den man den schöpferischen nennt, mittheilt. Denn wenn derjenige, dem es an der ästhetischen Bildung fehlt, die Poesie gewöhnlich schon in der rohen Vorstellung, in der noch nicht einmal zum Gedanken gesteigerten sinnlichen Hieroglyphe erblickt, und darum das leere, wurzellose Spielen mit Bildern und Gleichnissen, auf dem die klägliche Celebrität einiger unserer neuern Lyriker fast allein beruht, höchlich bewundert, so kann es demjenigen, der diese Bildung in sich aufnahm, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Theorie noch immer begegnen, daß er den rein intellektuellen Gehalt mit dem specifisch künstlerischen verwechselt und dem Denker, dem Ideen-Erzeuger einen Kranz aufsetzt, der nur dem Dichter gebührt. Das Erstere geschieht alle Tage, aber auch das Letztere ereignet sich nicht eben selten; man braucht sich nur an die Glorifikation zu erinnern, die den „Wanderjahren“ zu Theil geworden ist. Der Grund liegt darin, daß die Linien, die das letzte Stadium des schöpferischen Processes von den vorhergehenden trennen, noch nicht scharf genug gezogen, und daß eben deshalb die Merkmale, welche die reine Geburt vom Abortus unterscheiden, noch nicht mit hinreichender Klarheit festgestellt sind. Zu diesem Stadium bringt es nämlich mancher, sonst reich begabte Geist niemals, und Keiner ist noch da gewesen, der es jedes Mal dazu gebracht hätte. Daher rührt das Heer von Miß- und Zwittergebilden, das selbst in den höchsten Sphären sich zwischen die ewigen Typen, die vollendeten Götter- und Heroengestalten, mischt.

Diese Linien aber werden erst gezogen, diese Merkmale erst angegeben werden können, wenn der Philosoph sich für seine abstrakten und darum viel zu weit ausgefallenen Begriffs-Bestimmungen die Materie vom Künstler borgt. Dazu war er bis jetzt, den Vorwurf kann ich ihm nicht ersparen, zu vornehm; statt den Künstler zu Konfessionen, die ihm wichtig sein mußten, aufzumuntern, wies er ihn vielmehr damit zurück, mußte das aber auch dadurch büßen, daß er ein Netz strickte, in dem der

Fisch, der gefangen werden sollte, sich nicht fangen ließ. So wenig die bloße Kenntniß der tellurischen Gesetze genügt, den Proceß zu erklären, aus welchem der Organismus und sein höchstes Wunder, das individuelle Leben, hervorgeht, eben so wenig genügt die Kenntniß der allgemeinen Kategorien des Geistes, den Gestaltungsproceß, der jenem in allen Stadien entspricht und ihn nur wiederholt, zu begreifen. Wer dieß Ziel erreichen will, der darf den empirischen Weg nicht verschmähen und muß mit dem Künstler durchaus Hand in Hand gehen. Zwar wird man hier nie zur absoluten, zur mathematischen Bestimmtheit gelangen, aber man kann unendlich viel weiter kommen, als man bis jetzt gekommen ist, man kann so weit kommen, daß nur noch über solche Produkte, die, wie im Physischen die Thierpflanze und das Pflanzenthier, ganz an der Grenze stehen, Meinungsverschiedenheiten möglich bleiben.

Wenn dereinst dieß Verhältniß zwischen dem Philosophen und dem Künstler eintritt, so wird der Letztere auch die Scheu überwinden, die ihn selbst bisher von solchen Confessionen abhielt, denn diese Scheu geht weit weniger aus der Sache selbst hervor, als sie aus der Furcht vor Mißdeutungen entspringt. Die Genesis eines Kunstwerkes ist die Genesis der Kunst, und wer z. B. wissen möchte, wie der menschliche Geist überhaupt zur Tragödie kam, der würde Belehrung darüber empfangen, wenn Shakespeare uns gesagt hätte, wie er zum Hamlet oder zum Lear kam. Der allgemeine Proceß spiegelt sich im besonderen ab, er kann jedoch nur erfahren, nicht a priori construirt werden. Es hat nun schon Künstler gegeben, die sich wenigstens fragmentarisch über den einen oder den andern der hier in Betracht kommenden Punkte äußerten. Raphael's und Mozart's Bekenntnisse sind Jedermann im Gedächtniß, Alfieri, der freilich kein ganz vollgültiger Zeuge ist, gibt in seiner Biographie ebenfalls interessante Fingerzeige, auch Byron's Briefe und Tagebücher sind an Aufschlüssen reich. Das Meiste bieten Goethe und Schiller, theils in der Correspondenz, die sie mit einander und mit Geistesverwandten führten, theils in besonderen Denkblättern und in einzelnen Stellen ihrer Abhandlungen und Aufsätze, die man freilich zu deuten verstehen muß. Schiller allein hat in seinen Briefen über den Don Carlos einen entschiedenen Schritt in das Gebiet hinein gethan, das noch fast ganz im Dunkel liegt, weil die Fackel des Philosophen erlischt, sobald er es ohne den Künst-

ler betritt. Dieß ist nicht so zu verstehen, als ob ich glaubte, daß die Ideen und Anschauungen, auf denen der Don Carlos beruht, nicht ohne den Dichter zu entziffern gewesen wären. Ich habe hier vielmehr die Veranschaulichung des Werde=Processes vor Augen, welche die Entwickelung des Ideen=Gehalts begleitet und sich mit ihr auf eine Weise verkreuzt, die das Document wahrhaft unschätzbar macht. Es hätte nicht so lange einzig bleiben sollen.

Jetzt kann ich endlich auf Tieck zurückkommen. Es versteht sich ohne weitere Bemerkung, daß die Sammlung seiner kritischen Schriften Jedem, dem er selbst als dichterisches Individuum wichtig ist, interessant sein muß. Das verbürgt ihr denn ohne Zweifel schon ein höchst zahlreiches Publicum, denn die Zahl derer, die wahre, wenn auch zuweilen kränkliche Poesie von schillernder Mache zu unterscheiden wissen, ist noch immer sehr groß. Allein sie hat noch einen viel höheren, von diesem Interesse zwar nicht unabhängigen, aber doch weit über dasselbe hinausgehenden Werth. Sie enthält eben, neben unbedeutenderen, eine ganze Reihe von Beiträgen zur Philosophie der Kunst, und das ist der Grund, warum ich meine obigen Betrachtungen an sie angeknüpft habe. Tieck bespricht freilich nicht seine eigenen Produktionen, aber er führt manche fremde bis auf ihren ersten Keimpunkt zurück, wie namentlich die Kleist'schen, und er deckt, wie z. B. in dem Aufsatz über Shakespeare's Gebrauch des Wunderbaren, hin und wieder die innersten Geheimnisse der Composition auf. Darum ist sein Werk nicht bloß ein schätzbares Supplement seiner dichterischen Leistungen, sondern eine wahre Bereicherung der Literatur und verdient von dem Kunstphilosophen wie vom Künstler studirt zu werden.

Zur Anthologien=Literatur.

Museum aus den deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker von der frühesten bis zur neuesten Zeit. Von S. H. Mosenthal.
Album hundert ungarischer Dichter in eigenen und fremden Uebersetzungen. Von C. M. Kertbeny.

Wir leben in der Zeit der Anthologien. Wie die Folianten längst zu Quartanten zusammen schrumpften und die Quartanten

dem Groß- und Klein-Oktav wichen, wie das Schweinsleder und der Saffian dem gepreßten Papier Platz machten und die messingenen oder ehernen Krampen, die ehemals so sicher an jedem Thesaurus zu hängen pflegten, wie Schloß und Riegel an der Thür, ganz und gar verschwanden, so hat sich auch das Innere der Bücher vollständig metamorphosirt und manches bloße Register der verschwundenen Periode ist umfangreicher, als jetzt ganze Werke. Aber so winzig die Produkte unserer Presse auch schon an und für sich sind und so gewiß es ist, daß selbst ein anspruchloser alter Roman, wie z. B. der Amadis, bei seinem Leibesumfang mit einiger Geringschätzung auf unsere modernen Universal-Geschichten und Philosophien herabsehen würde, wenn irgend ein boshafter Zufall ihn damit zusammenführte: für uns sind sie noch viel zu groß, uns wird das Glas unserer Vorfahren noch wieder zum Faß, das nicht im raschen Zug geleert, nur langsam ausgezapft werden kann, wir vertragen nur noch die Quintessenz der Quintessenz und fragen nach dem Kern des Kerns. Sogar der Mann der Wissenschaft muß darauf gefaßt sein, daß sein Kollege nicht sein Buch, sondern die Rezension desselben liest und der Dichter, so weit er nicht von der Bühne herab unmittelbar zum Volk redet, ist dem Anthologisten mit Haut und Haar verfallen. Ist das ein Unglück? Kein Unbefangener wird die Frage mit einem unbedingten Ja beantworten, denn wer wüßte nicht, daß jene von Gelehrsamkeit strotzenden Folianten und Quartanten, die so ehrwürdig erscheinen, ihr Fleisch zum größten Theil dem Exzerptenkasten abgewonnen und ihr Fett der ungesunden, unfruchtbar mit sich selbst spielenden Scholastik des Mittelalters entsogen haben, oder wer wünschte sich im belletristischen Gebiet Beschreibungen und Dialoge, wie sie z. B. die asiatische Banise aufschwemmen, zurück? Im Gegentheil, es ist nur heilsam, daß Schriftsteller und Dichter sich jetzt kurz fassen und in gesteigertster Konzentration ihr Eigenstes bieten müssen, wenn ihre Leistung nicht auf der Stelle zum bloßen Substrat für eine fremde Geistes-Operation herabsinken soll. Ja, es schadet nicht einmal, wenn sie trotzdem rascher wie sonst mit ihrer Gesammtthätigkeit einem höheren Ganzen als untergeordnete Glieder einverleibt und in gewissem Sinne wieder zur Materie gemacht werden, denn je schneller man zu den übersichtlichen Punkten und den Endresultaten gelangt, um so größer ist der Gewinn, und wo es sich um's Fleisch und Blut handelt, kann der Federn-

schmuck des Vogels oder die Mähne des Löwen nicht in Betracht kommen, so farbenschillernd und majestätisch sie auch sein mögen. Nur freilich wird die Aufgabe, die Quintessenz in der einen oder der anderen Gestalt herauszuziehen, den Kern seiner letzten Haut zu entkleiden, auch in demselben Grade schwerer, als die Production, sei es nun die wissenschaftliche oder die künstlerische, alles Fremdartige schon von selbst ausstößt und sich fest im wohlabgesteckten Kreise zusammenschließt. Diese Aufgabe ist nur mit der des Malers zu vergleichen, welcher ein Bild im verjüngten Maßstabe wiedergeben soll, ohne daß es in den engeren Dimensionen etwas Wesentliches verliert, und ihr wird so wenig durch das flache, objektivlos in der Luft zerflatternde Raisonnement, das sich jetzt so gern für absolute Kritik verkauft, als durch das Anzeichnen schöner Stellen und das Hervorheben einzelner markanter Züge oder ganzer Gedichte u. s. w. genügt. Es kommt auf vollständige Reproduction des wissenschaftlichen oder künstlerischen Organismus an und hierbei ist vor Allem nicht aus den Augen zu lassen, daß zwischen beiden ein wichtiger Unterschied besteht, der eine ganz entgegengesetzte Behandlung nöthig macht. Warum verzehrt, wie die Geschichte der Philosophie unwidersprechlich lehrt, ein wissenschaftlicher Gedanke immer den andern, so daß auf den tiefen immer ein noch tieferer, auf den weiten ein weiterer, noch mehr umfassender folgt? Nur deshalb, weil dieser Gedanke nothwendig auf's Allgemeine ausgeht und alles ihm anhängende Individuelle, das er doch, weil er nun einmal im Individuum erzeugt wird, nie völlig los werden kann, seiner Natur nach in steter Wandlung abzustreifen suchen muß. Warum löst nicht eben so auch eine poetische Idee die andere auf, warum schlägt nicht eine Gestalt die andere todt, warum behauptet sich Homer neben den Nibelungen und Sophokles neben dem Shakespeare? Offenbar nur, weil hier der ganz umgekehrte Proceß Statt findet, weil das Verhältniß zwischen Basis und Spitze sich geradezu umdreht. Und so ist's: die wissenschaftliche That ist nur so weit vollbracht, als das Individuelle zurücktritt, und die künstlerische nur so weit, als das Allgemeine verschwindet. Die Konsequenzen ergeben sich von selbst.

Die beiden Anthologien, die mir vorliegen, machten es nothwendig, daß ich diese Betrachtungen vorausschickte; in der Beurtheilung derselben kann ich mich nun um so kürzer fassen. Beide sind als zeitgemäße Erscheinungen zu begrüßen, denn beide

haben sich augenscheinlich einen Zweck gesetzt, der über das vielbeliebte Kranzwinden und Straußbinden hinausgeht und mit den von mir im Eingang ausgesprochenen Ansichten übereinstimmt. Mosenthal's Museum gibt eine Entwicklung der österreichischen Poesie, soweit es ohne Rücksichtnahme auf das Drama geschehen kann, Kertbeny's Album ein Bild der gerade jetzt frisch aufblühenden ungarischen Dichtung, und Einer wie der Andere hat sich, theils mit Bewußtsein, theils unwillkürlich durch die Natur der Aufgabe dazu gedrängt, auf den historischen Standpunkt gestellt. Indem ich mich zuerst Mosenthal zuwende, kann ich ihm die Anerkennung nicht versagen, daß ihm in hohem Grade gelungen ist, was er unternahm. Er führt uns jene Entwicklung in allen ihren Stadien treu und lebendig vor und findet fast für jedes den rechten Dichter und das rechte Gedicht. Dabei ist rühmend hervorzuheben, daß er sich nicht durch übertriebenen Respect vor dem Alten zur Ungerechtigkeit gegen das Neue verleiten ließ und mit Ruhe manchen Namen überging, bei dem die Sache ihm nicht zu verweilen gebot. Das Gegentheil kommt so oft vor, daß eine flüchtige Untersuchung des in dieser Beziehung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit bestehenden Verhältnisses sich gewiß der Mühe verlohnt. Es gibt eine doppelte Art von Production, eine absolut schöpferische, die, wie Schiller sagt, „in der Natur die Natur vermehrt", weil sie den Weg zu dem Brunnen selbst findet, aus dem die ewigen Bildungen aufsteigen, und eine untergeordnete, auf die Reflexion angewiesene, die aus der zweiten Hand lebt und den Ideengehalt der Zeit, sei dieser nun ein vorzugsweise religiöser, philosophischer oder politischer, verarbeitet. Jene wird nie überwunden, denn sie erzeugt im Einklang mit den geheimnißvollen Gesetzen alles Werdens und alles Seins jedesmal einen rund für sich abgeschlossenen Krystall, den das größte Talent, was im Lauf der Jahrhunderte nachfolgt, nicht wieder auflösen oder gar zerschlagen, dem es höchstens einen gleichen an die Seite stellen kann. Diese wird oft schon durch das nächste Dezennium überholt, denn die Stimmung der Welt, die sie auffing und wiedergab, braucht nur zu wechseln, oder auch nur in eine neue Phase mit neuen Fernsichten auf neue Verhältnisse zu treten, und es ist um sie geschehen. Beide Arten kommen in jeder Form der Poesie vor; man trifft reine Krystalle in der Aesopischen Fabel, es fehlt nicht an Reflexions-Dramen in irgend einer Literatur. Mit

Definition wird wenig ausgerichtet, wo die Grenzen oft auf kaum unterscheidbare Weise durcheinander laufen, wie hier, aber es gibt ein empirisches Kriterium, welches niemals trügt. Man braucht sich, wenn man im einzelnen Fall wissen will, ob man es mit einem Krystall, oder mit einer Reflexionsspitze zu thun habe, nur einfach zu fragen, ob eine Leiter zu dem Product hinauf führt, oder nicht, d. h. ob es die bloße höhere Potenz einer längst vorhandenen Gedankenreihe ist, oder ob es an die Minerva mahnt, die plötzlich aus Jupiters Haupt entsprang. So wird Niemand die Genealogie des Goetheschen Erlkönigs, des Uhlandschen Glücks von Edenhall, der Heineschen Meerlilie nachweisen können; so hat das fallende Lindenblatt der Nibelungen, dem Siegfried seine Verwundbarkeit verdankt, und das Homers Achillesferse an Schönheit unendlich übertrifft, weil die in ihrem Recht gekränkte äußere Natur hier motivirt, was dort aus mütterlichem Unverstand hervorgeht, kein Vorher und kein Nachher gehabt; so steht die Mordnacht im Macbeth einzig da. Umgekehrt aber haben Didaktik und Description, gleichviel, ob sie mit offenem Visir in ihren eigenen Formen hervortreten oder incognito in fremden erscheinen, immer Ahnen und Enkel. Ich brauche die Untersuchung nicht fortzuführen; für meinen Zweck ist genug festgestellt. Der Anthologist soll einem Krystall der alten Literaturperiode das böhmische Glas der neueren nie vorziehen, wenn es auch noch so gut geschliffen wäre; er soll aber auch eben so wenig die Reflexionspoesie der neueren Periode gegen die der alten zurücksetzen, denn das Kapital, dessen Erträgniß sie ist, hat sich inzwischen bedeutend vermehrt und die Rente mit ihm. Gerade in diesem Punkt hat Mosenthal die Mittellinie vortrefflich einzuhalten gewußt, und das verbürgt seinem Buch Ausbreitung und practische Wirkung. Finde ich nun seine Leistung selbst in Zweck und Ausführung nur zu loben, so ist an dem hors d'oeuvre derselben, bestehend in kurzen Dichterbiographien und eingemischten kritischen Entscheidungen, Manches zu tadeln. Er thut ganz im Vorbeigehen die wichtigsten wissenschaftlichen Processe ab und besetzt die Dichterstühle, wo er einen vacant findet, ohne sich im mindesten daran zu kehren, daß er dadurch in die allerbedenklichsten Händel, auf der einen Seite mit der altdeutschen Philologie und Archäologie, auf der andern mit der kompetentesten Kritik und der respektabelsten Geschichtschreibung geraten muß. Wie Lachmann's Schüler und Wilhelm Grimm seinen Ausspruch

über die Nibelungen, dem übrigens Holtzmann's neueste Untersuchungen zu Statten kommen, aufnehmen werden, ist abzuwarten; was Gervinus, um von Anderen zu schweigen, zu den von ihm aus eigener Machtvollkommenheit kreirten Großwürdenträgern Apollo's sagt, ist in dem großen und auf lange hin entscheidenden Werke des gewiegten Mannes nachzulesen. Ich meines Orts will nur einer einzigen dieser Ernennungen aus dem Stegreif bescheiden entgegentreten und auch dies bloß aus Pietät, denn wenn ich auch für einen Lebenden gegen einen Todten das Wort ergreife, so ist es leider kein Lebender, der sich mit frischen Rosen bekränzt, sondern ein solcher, dem seit lange nur noch sein Lorbeer blieb. Es heißt Seite 348 des Museums: „Nikolaus Lenau war der größe Lyriker der Neuzeit." Hat der Verfasser dabei blos Oesterreich im Auge gehabt, so ist nichts einzuwenden; sonst aber muß ich die Krone für Heinrich Heine reklamiren und das unbedingt. Es sei mir vergönnt, hier eine kurze Charakteristik dieses schwer zu beurtheilenden, aber höchst bedeutenden Dichters, dessen einzige Meerlilie den ganzen Savonarola aufwiegt und der an ähnlichen blitzenden Krystallen (ich erinnere nur noch an den Asra im Romancero) überreich ist, zur Motivirung meines Widerspruchs einzuschalten, wie ich sie neulich an einem anderen Orte gab.*) „In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die desperatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davon zu säuseln; seine Liedersammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage so eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeschrei des Sclaven, der in seinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als schmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung ist hier um so erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben Person zusammenfallen." Kein Einsichtiger wird in Abrede stellen, daß der freie, starke Geist, dem das gelang, den Vorrang vor einem Dichter verdient, der nie über die Passivität hinaus kam und dessen ganze Entwicklung darin bestand, daß er den kleinen Familien-Friedhof, auf dem er Anfangs als Todtenvogel brütete, zuletzt wenigstens mit der ungeheuren Schädelstätte der Geschichte vertauschte, auf der man sich eine Melancholie

*) In der Einleitung zu der Ausgabe von Feuchtersleben's Werken. Bd. 11, S. 61. D. H.

ohne Ende eher gefallen lassen kann. Lenau stellt sich der Welt mit seiner Lupe so gegenüber, wie etwa der auf's Detail ausgehende Physiolog dem Menschen-Angesicht; vor seinem krampfhaft festgehaltenen Glase verschwinden die schönen Linien, die jeder Unbefangene erblickt, die Poren aber, die sonst unsichtbar sind, klaffen weit auf, als ob es Klüfte und Abgründe wären, und er setzt die starre Betrachtung so lange fort, bis er die Lupe, die im Einzelnen richtig, im Ganzen aber betrügerisch reflectirt, für sein Auge hält. Das führt denn freilich nicht zu jener göttlichen Befreiung, von der Goethe meinte, daß sie die erste und letzte Aufgabe aller Poesie sei. Heine läßt die Weltkugel zwar nicht im hellen Sonnenschein auf der Fingerspitze tanzen, wie Goethe, sondern er zerschlägt sie, aber er thut es nur, wie er mir selbst einmal höchst bezeichnend sagte, als er mit mir bei Gelegenheit der Judith über den Unterschied unseres gegenseitigen Producirens sprach, um den einzelnen Stücken dann den reinsten Schliff zu geben. Dabei kommt noch immer Lust und Leben heraus.

Und nun endlich auch auf Kertbeny in einigen Worten zurückzukommen, so muß ich auch ihm das ausdrückliche Zeugniß geben, daß er eine charakteristische Auswahl getroffen und den Leser in den Stand gesetzt hat, die ungarische Literatur in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen zu überblicken. Seine Uebersetzungen leiden freilich noch immer an einer gewissen Schwerfälligkeit, doch läßt sich nicht verkennen, daß sie schon um ein Bedeutendes leichter und freier sind, wie seine früheren Versuche waren, und so darf ich auch ihn aufrichtig willkommen heißen und ihn ermuntern, das übernommene Vermittlungsgeschäft zwischen zwei Nationen mit Ernst und Eifer fortzusetzen.

Ludovico.

Eine Tragödie in fünf Acten von Massinger.
Bearbeitet von Deinhardstein.

Der Angelpunkt dieser Tragödie wird dem geschichtskundigen Leser aus dem Josephus bekannt sein. Erdichtet im vulgairen Sinn des Wortes hat Massinger sie so wenig, wie Deinhardstein. Sie beruht auf einem historischen Faktum und auf einem ungeheuren, das einzig, wie kaum ein zweites, in den Jahrbüchern

der Menschheit dasteht. Das müssen wir uns vor allem in's Gedächtniß zurückrufen.

Der jüdische König Herodes, durch den bethlehemitischen Kindermord grauenvoll und düster in's Evangelium eingezeichnet, hat das in Wahrheit und Wirklichkeit gethan, was Massinger seinen Herzog von Mailand thun läßt. Aber unter ganz anderen Umständen und auf ganz andere Weise, so daß ein einfacher Auszug aus dem Josephus die beste Kritik des englischen Dichters sein dürfte. Herodes ging blutbespritzt und als Ungeheuer aus der Welt. Sein letzter Befehl war, daß man in dem Augenblicke, wo er ausgeathmet haben würde, die vornehmsten Bewohner Jerusalems, aus jedem Hause Einen, niederhauen solle; er wollte beweint werden, und er glaubte, seinen Unterthanen nur auf solche Art noch Thränen entlocken zu können. Herodes trat aber nicht als Ungeheuer in die Welt. Groß und edel, mit allen herrlichen Eigenschaften ausgestattet, die den Helden und den Mann machen, erscheint er als Jüngling und bleibt er lange Zeit; siegreich wirft er die ihm heimlich trotzende Gemeinheit darnieder, wie den einen offenen Kampf wagenden Unverstand; wahlverwandtschaftlich schlägt ihm Antonius' stolzes Römerherz entgegen; kühn und unerschrocken verfolgt er seine Bahn, sich seiner Feinde, nach ihrem Verdienst und ihrer Würdigkeit, bald mit dem gezogenen Schwert, bald mit der stampfenden Ferse entledigend; das schönste Weib, die leuchtende Blüthe des Maccabäer-Stammes, die weit und breit gepriesene Mariamne, wird ihm als Belohnung zu Theil, obgleich ihre Mutter Alexandra den Emporkömmling haßt, ihr hohepriesterlicher Oheim Hyrkan ihn nicht liebt, nur fürchtet; Antonius fügt die Krone hinzu. Wer auch nur so viel vom König Herodes weiß und nun Anfang und Ende mit einander vergleicht, der sagt sich ohne Zweifel: Hier liegt der Stoff zu einer erschütternden Tragödie ersten Ranges vor, zu einer solchen nämlich, die die menschliche Natur an sich in ihrem Abhängigkeits-Verhältniß zu den Schicksals-Mächten darstellt, die also nicht einen Kreis im Kreise beschreibt, sondern den Kreis selbst, der alle übrigen in sich faßt. Wenn er dann zugleich einigen Kunstverstand besitzt, so wird er augenblicklich hinzusetzen: nur Derjenige wird diesen Schatz heben, der das Ende aus dem Anfang mit überzeugender Nothwendigkeit hervorgehen zu lassen versteht.

Mariamne hatte einen Bruder, den Aristobolus, welchen

Herodes, so wie er heranwuchs, an des verstorbenen Hyrkans Statt zum Hohenpriester ernennen mußte, um seiner Schwiegermutter zu genügen. Er that es ungern, denn der Jüngling, wie tief er sonst auch unter ihm stehen mochte, besaß Alles, was der Masse wohlgefällt und sie hinreißt, er war schön, wie seine Schwester, ein einnehmendes Wesen war ihm angeboren und obendrein rollte in seinen Adern königliches Blut. Herodes' Abneigung vor diesem, seine Machtvollkommenheit und seinen Thron selbst gefährdenden Schritt rechtfertigte sich nur zu bald; als Aristobolus sich am Laubhüttenfest dem wankelmüthigen Volk in seiner neuen Würde zeigte, jauchzte es ihm wie betrunken zu, und daß Alexandra ihre längst gehegten ehrgeizigen Pläne durch ihren Sohn durchzusetzen beabsichtigte, war klar. Herodes stand auf einem Platz, den die Natur ihm bestimmt und den er durch ein Leben voll Arbeit und Mühe bezahlt hatte; jetzt, da er im höchsten Sinne erst zu wirken beginnen, da er sein noch immer in den engen mosaischen Anschauungen befangenes und dadurch dem Untergange entgegeneilendes Volk von dem Fluch des Buchstabens und dem Joche der Pharisäer befreien wollte, begann der Boden unter ihm zu wanken. Aber ein rascher Entschluß konnte noch Alles retten, und diesen faßte er vielleicht um so eher, je sicherer er sich sagen durfte, daß er etwas Höheres vertheidigte als sich selbst. Er lud den Aristobolus ein, sich mit ihm zu baden; der arglose Jüngling that es und wurde bei dieser Gelegenheit von einigen vertrauten Hofleuten, die Anfangs zum Scherz mit ihm rangen, im Wasser erstickt. Es war ein Mord, der wie ein Unglück aussah und nur den Verdacht, nicht die offene Anklage zuließ. Dennoch täuschte Herodes, trotz der Trauerkleider, die er anlegte, und trotz des prachtvollen Leichenbegängnisses, das er seinem Opfer ausrichtete, Niemand, und am wenigsten seine Schwiegermutter. Sie verbiß zwar nach dem ersten Verzweiflungsanfall ihren Schmerz und lieh ihrem Argwohn keine Zunge; aber sie wandte sich durch die Königin von Egypten, mit der sie auf freundschaftlichem Fuße stand, um Hilfe und Gerechtigkeit an Antonius, und dieser, längst ein Sclave Kleopatras und ohnehin auch als Lüstling durch die ihm zugesandten Bildnisse des Aristobolus und der Mariamne geködert, zog Herodes auf Tod und Leben zur Verantwortung. Herodes liebte Mariamne mit fieberischer Leidenschaftlichkeit, er fürchtete, daß ihre Schönheit auf den Richterspruch des Antonius einen größeren

Einfluß ausüben möge, wie der an ihrem Bruder verübte und aus politischen Gründen leicht zu rechtfertigende Mord, und um den Römer für diesen Fall um den Preis zu betrügen, sich selbst aber gegen das zu sichern, was ihm das Entsetzlichste dünkte, gab er einem Verwandten, seinem Oheim Joseph, heimlich den Befehl, Mariamne zu tödten, wenn er selbst nicht wiederkehren sollte. Nun reiste er getrosten Muthes ab. Und es geschah, was seine Anklägerin nicht erwartet hatte, und was doch das Natürlichste war. Antonius war nicht klein und Herodes war nicht schlecht. Als sie sich wieder Aug' in Auge sahen, reichten sie sich auch wieder die Hände, und nicht bloß losgesprochen, sondern hochgeehrt, wie jemals, wurde der Juden-König von dem römischen Duumvir entlassen; der sich schon als unausweichbar ankündigende Kampf um die Welt mit dem zähen und schlauen Octavian mochte mit dazu beigetragen haben. Herodes flog nach Jerusalem zurück und fand ein versteinertes Weib. Joseph hatte sein Geheimniß verrathen, er hatte Mariamnen gesagt, welch ein Befehl ihm in Bezug auf sie zu Theil geworden sei; er hatte es nach dem jüdischen Geschichtschreiber gethan, um ihr zu zeigen, wie unendlich Herodes sie liebe. Das kann nicht wahr sein! Nicht, als ob es nicht einen solchen Schwachkopf in Jerusalem hätte geben können; das wird Keiner bestreiten wollen. Aber nimmermehr hätte Herodes sich über diesen Schwachkopf getäuscht und ihm den Befehl anvertraut. Hier ist Josephus schlecht unterrichtet, und wenn der Historiker das auch nicht ohne äußere Beweise einräumen will, der Dichter wird die inneren unbedingt anerkennen und einen anderen Schlüssel suchen müssen. Genug, Mariamne wußte, was sie so wenig wieder vergessen, als verzeihen konnte. Wie kann sie's wissen? fragte sich Herodes, mußte er sich fragen. „Durch meinen Mann, durch Joseph," flüsterte seine Schwester Salome ihm in's Ohr, die, wie die ganze herodianische Familie, auf Mariamne, ihres Maccabäer-Stolzes wegen, längst aufgebracht gewesen und nun auch noch eifersüchtig auf sie geworden war, vermuthlich, weil Joseph, um sich die Vollziehung des ihm ertheilten Auftrags möglich zu machen, sich in Heuchelei und Verstellung Mariamnen und ihrer Mutter öfter, wie sonst, genähert hatte. Herodes glaubte seiner Schwester und ließ seinen Oheim mit der fieberhaften Voreiligkeit, die ihn überhaupt charakterisirte, tödten, ohne ihn zuvor auch nur zu hören. Dadurch beraubte er sich jedes Mittels, klar in die Sache zu sehen, und Ma-

riamne wurde ihm ein unheimliches Räthsel; er wagte nicht die Hand an sie zu legen und konnte sie auch nicht mehr küssen ohne zu schaudern. Nun brach das Welt-Ungewitter los. Antonius und Octavian rüsteten sich gegen einander und Jeder schaarte seine Freunde um sich herum. Herodes ließ sich nicht säumig finden, er machte sich sogleich auf den Weg, um Antonius bei Actium zu Hilfe zu kommen. Zuvor jedoch gab er dem Soemus, denjenigen seiner Diener, den er für den treuesten hielt, denselben Befehl, welchen er bei seiner ersten Abreise seinem hingerichteten Oheim Joseph gegeben hatte. Nach Actium kam er nicht, weil Antonius ihm einen Boten entgegen schickte, der ihm den Auftrag brachte, sich gegen die aufrührerischen Araber zu wenden. Das that er und bezwang sie. Während dessen verlor Antonius die Schlacht und fiel bald darauf durch Selbstmord; nun hatte die Welt nur einen Herrn mehr. Dadurch war Herodes Lage in ihr Gegentheil verkehrt worden; was Antonius als Verdienst belohnt hätte, konnte Octavian nur als Verbrechen strafen. So glaubten Alle, so glaubte namentlich Soemus, der jetzt, wie Joseph, sein Geheimniß verrieth, aber aus andern Gründen wie dieser. Er erblickte in Mariamne schon die Thronfolgerin und wollte sich für alle Zeiten ihre Gunst erwerben, bis zum Untergang des Antonius hatte er es treu bewahrt.

Doch Alle irrten sich. Herodes begab sich stehenden Fußes zu Octavian und sagte: welch ein Freund ich bin, hast du gesehen; ich war Antonius treu bis in den Tod. Aber Antonius lebt nicht mehr, und da ich nur seinetwegen dein Feind war, so kann ich von jetzt an dein Freund sein! Dabei hatte er die Krone abgelegt, aber nicht das Schwert und nicht das königliche Gewand. Auch Octavian war Mann genug, um einen Mann schätzen zu können; statt dem Herodes den Kopf zu nehmen, setzte er ihm die Krone wieder auf und gab ihm noch eine neue Provinz. Abermals kehrt Herodes nach Jerusalem zurück, stolz auf sein Glück und trunken von erlaubtem Selbstgefühl. Abermals trifft er ein verwirrtes, ödes Haus und ein versteinertes Weib. Die ganze Welt ist voll Sonnenschein für ihn, aber unter seinem Dach wohnt die Nacht und das Grausen. Auch Soemus! Er erträgt's nicht mehr. Der hätte ihn, was er auch sagen mag, sicher nicht verrathen, wenn Mariamne ihm nicht den höchsten Preis gezahlt hätte, und dann hat auch Joseph an seiner Göttertafel geschwelgt! Das steht fest für ihn, und die Schwester, die der Mariamne seit

dem Tode ihres Mannes zwiefach grollende Schwester, hetzt und treibt! Was kann er noch thun als sein Weib tödten! Was bleibt ihm, nachdem er sich dazu endlich hinreißen läßt, noch übrig, als die Krone, die kahle Krone, deretwegen er den Aristobolus aus der Welt schaffte! Darum wird er auch immer eifersüchtiger auf diese und entschließt sich ihretwegen, wie im Anfange zum Einzelmord, am Ende, als die alten Prophezeiungen in Erfüllung zu gehen drohen, als die Bibel ihm in Jesus Christus den gewaltigsten, unheimlichsten seiner Feinde entgegenstellt, zu der Bethlehemitischen Kindermetzelei. Was weiter folgt, ist für die Kunst von keinem Interesse; sie muß ihr Auge abwenden, wenn der Gräuel der Verwesung beginnt.

Das Alles liegt im Josephus, zum Theil klar ausgesprochen, zum Theil nur dunkel angedeutet, und freilich nicht, wie hier, zu einer Kette zusammengeschmiedet, sondern abgerissen und zerstreut. Es rundet sich fast von selbst zur Tragödie, wie schon diese Reproduction zeigen wird; ja, wer nicht tief in das Wesen der Kunst geblickt hat, der könnte ausrufen: was will hier noch der Dichter, die Geschichte selbst hat diesmal sein Amt verrichtet. Das wäre nun allerdings ein Irrthum, aber die Geschichte hat hier wirklich gethan, was sie überhaupt thun kann und ein ordinärer Anecdoten-Jäger, der in aller Naivetät ein Drama hervorzubringen glaubt, wenn er irgend ein ihm aufgefallenes historisches Factum scenirt und dialogisirt, dürfte schmählich wegkommen, wenn er sich an dieses wagen wollte. Es ist schon an und für sich, so wie es da liegt, durch die ihm an- und eingeborene Form über seine Region weit hinausgehoben und bedarf einer Kraft, welche die sonst trotz ihrer documentarisch nachzuweisenden Richtigkeit unglaublich und unwahrscheinlich bleibenden speciellen Ereignisse und Handlungen aus den allgemeinen Zuständen der Welt, des Volks und der Zeit hervorgehen zu lassen versteht, die das Fieber des Herodes aus der Atmosphäre, in der er athmete, und diese aus dem dampfenden, vulkanischen Boden, auf dem er stand, zu entwickeln weiß. Hier ergibt sich nun der Uebergang auf Massinger ganz von selbst.

Massinger's Tragödie spielt in Italien, nicht in Judäa, er führt uns den Herzog Ludwig Sforza vor, nicht den König Herodes, das Zeitalter Carls des Fünften, nicht das des Antonius und des Octavianus. Das ist schlimm, das ist sehr schlimm, das zeigt uns gleich auf den ersten Blick, daß auch er dem ungeheuren Vorfall, auf den er sein Stück gründet, nur die triviale anecdotische

Seite abgewonnen hat. Wo bleibt die untergehende, ihrem Schicksal noch im Erliegen trotzende und krampfhaft zuckende alte Welt, wo die in rührender Hilfslosigkeit aufsteigende, noch marklose und ungestaltete neue! Dieser Geschichtsmoment gehörte aber mit eben so großer Nothwendigkeit zu diesem Bilde, wie Syriens Sonne zu Syriens Palmen; er war gar nicht zu entbehren und das Stück gleicht jetzt einem fremdartig und traurig dastehenden asiatischen Gewächs unter europäischem Himmel. Es ist dadurch nicht etwa blos farblos geworden, es hat seine Seele selbst eingebüßt, man begreift es nicht mehr. Doch die Kritik muß diesen Gesichtspunkt und überhaupt jeden höheren aufgeben, es besteht zwischen dem Massingerschen Werk und dem durch den Josephus dargebotenen Stoff gar kein Verhältniß. Der Dichter hat auch nicht die leiseste Ahnung von seiner Aufgabe gehabt und ich habe die letztere nur deswegen in der Einleitung entwickelt, um in Jedermann die Ueberzeugung hervorzurufen, daß der köstliche Schatz noch ganz unberührt daliegt, und daß der Engländer ihm nicht einmal, was unserem deutschen Raupach leider so oft glückte, den anecdotischen Reiz abgestreift hat. Man höre und vergleiche.

Ludovico hat eine Gemahlin, Marcelia, die er liebt, wie Herodes seine Mariamne. Aber er hat daneben treue, aufopfernde Freunde; Herodes steht ganz einsam da und gerade das macht das Uebermaaß seiner Liebe, das leidenschaftliche Umklammern des ihm allein wahrhaft ergebenen Wesens so begreiflich und natürlich. Ludovico feiert den Geburtstag seiner Gemahlin, während eine über seine ganze Zukunft entscheidende Schlacht zwischen König Franz und Kaiser Carl geschlagen wird, in Saus und Braus. Herodes hätte diesen Geburtstag ohne Zweifel dadurch am besten zu feiern geglaubt, daß er an der Schlacht Theil genommen und durch Aufbietung aller seiner Kräfte das seinem Weibe wie ihm selbst drohende Schicksal abzuwenden gesucht hätte: das wäre für einen Mann, an dessen Heldennatur man glauben soll, sogar unbedingt nothwendig gewesen. Die Schlacht geht verloren, Ludovico sieht seinen Untergang vor Augen, aber er findet sich in den Verlust seines Glücks, ja seines Lebens, und nur das ist ihm entsetzlich, daß er, wenn der äußerste Fall eintritt, Marcelia hinter sich zurücklassen muß. Doch, sie schwört ihm zu, daß sie sich tödten will, sobald er selbst stirbt, und da er sie als treu und edel kennt, so sollte man denken, daß er beruhigt sein könnte. Jetzt entschließt er sich auf den Rath eines Freundes,

zu dem Sieger, zu dem Kaiser Carl, zu gehen, und dessen Großmuth, nicht anzuflehen, sondern zu erproben; dieser Entschluß hätte aber aus ihm selbst kommen und die Ausführung ihm von seinem Freunde eher ängstlich abgerathen werden müssen, wenn sein späteres Auftreten, dem Kaiser gegenüber, gehörig motivirt erscheinen sollte. Genug, er thut's, zuvor aber gibt er seinem Schwager Francesco, dem Gemahl seiner Schwester Marianne, den Auftrag, die Marcelia zu ermorden, falls er nicht wiederkehrt, und obendrein in höchster Unvorsichtigkeit schriftlich, um diesen nach vollbrachter That zu sichern; Marcelia's Schwur ist ihm Nichts. Dann reist er ab. Kaum ist er fort, als Marianne, die auf Marcelia ihres Ranges und Einflusses halber eifersüchtig ist, in den Vordergrund tritt und die Letztere dadurch zu ärgern und zu kränken sucht, daß sie, unbekümmert um ihren Gram und Schmerz, sich lustig etwas vormusiciren läßt, um doch auch einmal „ihren Tag“ zu haben. Marcelia verläßt ihr einsames Gemach und stellt Marianne wegen solcher Frechheit zur Rede; diese trotzt ihr, doch Francesco kommt herzu und läßt sie in enge Haft bringen, als er erfährt, wie sie sich vergangen hat. Darauf gibt er Marcelia zahllose Versicherungen seiner unbedingten Ergebenheit, die aber immer glühender werden und mit einer Liebeserklärung enden. Verächtlich zurückgewiesen und des schnödesten Undanks gegen seinen ihm immer gütig und großmüthig gewesenen Herzog in harten Worten geziehen, mißbraucht er den in seinen Händen befindlichen schriftlichen Mordbefehl und zeigt ihn vor. Marcelia wird durch das verhängnißvolle Blatt freilich bis in's Innerste erschüttert, aber Francesco erlangt nichts von ihr, sie bleibt fest, und als er ihr zuletzt mit dem Tode droht, erwidert sie ihm, ihre Kammer werde ihm offen stehen, sobald er als Henker komme. Nun scheinen denn wirklich zwei Menschen tragisch gegen einander gespannt zu sein, denn Francesco muß das Weib, das er liebt, tödten, wenn es ihn nicht tödten soll, und das ist ein Conflict, der nicht rein gelöst werden kann, ein solcher aber ist ein specifisch tragischer. Doch wir irren uns, Francesco liebt Marcelia keineswegs, er hat ihr nur Liebe geheuchelt, er will nicht eine unwiderstehliche Neigung befriedigen, er will, wie wir sehr spät und zu spät erfahren, seine durch Ludovico verführte und wahnsinnig gewordene Schwester rächen. Wir werden daher aus der heißen Region der Leidenschaft auf einmal in die kalte der

Berechnung verschlagen, und wir empfinden es bitter, wir gefrieren wieder. Francesco weiß sich durch eine andere Art von Heuchelei wieder bei Marcelia in Gunst zu setzen; er stellt sich, als ob sie ihn bekehrt, ihn von seinem bösen Gelüst geheilt habe, und das schmeichelt ihrer Eitelkeit so sehr, daß sie ihm verspricht, ihn nicht zu verrathen. Wie sie das kann, ist schwer zu begreifen, sie muß ja doch fühlen, daß sie nicht mehr im Stande ist, ihren Gemahl bei seiner Wiederkehr zu empfangen, wie sonst, und daß er sie mit Nothwendigkeit verkennen, ihr Wankelmüthigkeit, und mehr, Schuld geben muß, wenn sie ihn über den Grund ihres veränderten Benehmens im Unklaren läßt. Zwar droht Francesco ihr, sich selbst zu erstechen, wenn sie ihm das Versprechen verweigert, aber ihre Ehre muß ihr mehr gelten, wie sein Leben. Uebrigens sagt er ihr bei dieser Gelegenheit, was er ihr früher verhehlte, daß Ludovico ihren Tod nicht aus Haß, sondern aus übermäßiger Liebe und weil er ihren Besitz keinem Andern gönne, befohlen hat; daß er dieß thut, ist wieder unerklärlich; der Trieb der Rache, der ihn beseelt, hätte ihn bestimmen müssen, Marcelia über diesen furchtbaren Punkt im Dunkeln zu lassen. Marcelia faßt die Sache überraschend eigenthümlich auf. Statt über den eigenmächtigen Eingriff in ihr Leben empört zu sein, der sie nach dem von ihr freiwillig abgelegten, der ganzen Verwicklung des Dramas freilich von vornherein die Spitze abbrechenden Schwur doppelt schmerzlich berühren mußte, zieht sie aus dem ungeheuren Vorgang den spitzfindigen Schluß, daß sie von Ludovico nur sinnlich geliebt wird und faßt deswegen, wohlgemerkt, ausdrücklich deswegen, den Vorsatz, ihn kalt und mit Zurückhaltung zu begrüßen. Ludovico kommt; Kaiser Carl hat seinen Feind großmüthig behandelt, weil dieser ihm Großmuth zutraute. Die Scene zwischen beiden ist vortrefflich, weil wörtlich aus dem Josephus entlehnt; aber sie nimmt sich in Massinger's Stück aus, wie die einem Königspalast geraubte Marmorsäule in einer italienischen Bauernhütte, wo der Fremde zuweilen kopfschüttelnd eine antrifft. Marcelia benimmt sich so gegen ihren Gemahl, daß dieser sich Anfangs vor Erstaunen, dann vor Entrüstung nicht zu fassen weiß und sie im gerechten Zorne von sich jagt. Sie geht und sagt ihm nichts, denn sie darf ihm nichts sagen, sie hat es Francesco ja gelobt, und dieß Gelöbniß, wie sehr es auch mit der Natur der Dinge und mit höheren Pflichten in Widerspruch stehe, darf nach der in dieser Art von Trauerspielen ein=

mal beliebten Convention erst gebrochen werden, wenn es zu spät ist. So kommt's denn auch. Ludovico wird eifersüchtig und, wie es natürlich war, immer eifersüchtiger, Mariamne, die aus ihrem Kerker zu rechter Zeit wieder hervorgestiegene, lenkt seine zuerst gegenstandlose Eifersucht auf Francesco, Marcelia selbst bestärkt seinen Verdacht, indem sie Francesco unbegreiflicherweise heimlich bei sich aus- und eingehen läßt, und dieser edle, nur für seine Schwester lebende Francesco ist schamlos genug, demselben, als Ludovico ihn offen und ehrlich fragt, durch die niederträchtigste Lüge das Siegel aufzudrücken. Nun erdolcht Ludovico seine Gemahlin, im Sterben beichtet sie ihm natürlich und es wird ihm klar, daß und wie er betrogen wurde. Der fünfte Act bringt darauf noch eine Art von Nachspiel. Ludovico ist wahnsinnig, der entflohene Francesco kommt, als Arzt verkleidet, zurück und macht sich anheischig, den Unglücklichen zu heilen. Das will er dadurch vollbringen, daß er der noch unbegraben daliegenden Marcelia durch eine an der Leiche vorzunehmende geheimnißvolle Procedur den Schein des Lebens wieder gibt. Die Diener und Freunde des Herzogs lassen ihn gewähren; als er sich allein mit ihm sieht, reicht er ihm, ungerührt von seinem selbst Cannibalen entwaffnenden Zustand, in einem Becher Gift, statt Arznei und zeigt ihm dann, daß die verschleiert dasitzende Gestalt nicht Marcelia ist, wofür der arme Irre sie bis dahin hielt, sondern die jetzt vollkommen gerächte Schwester. Dann wird er selbst entdeckt und erhält, was ihm gebührt.

Durch diese simple Analyse ist nun wohl erwiesen, was ich behauptete, daß der Dichter auch nicht von fern an seine Aufgabe gereicht, ja nicht einmal die anecdotische Seite des Stoffs ihres frischen Reizes beraubt hat. Hinzufügen muß ich, daß Massinger's Originalwerk mir nicht vorliegt, und daß ich darum nicht auseinandersetzen kann, wie viel von dem bei uns aufgeführten Stück dem ursprünglichen Verfasser, wie viel dem deutschen Bearbeiter angehört. Jedenfalls steht fest, daß schon Massinger in die allgemeine Heerstraße einlenkte, denn das geht aus der Anlage des Ganzen hervor. Derjenige, der den Befehl erhielt, die Mariamne oder Marcelia zu tödten, mußte sich in sie verlieben, oder sich doch so stellen, als ob er's wäre. Freilich, wem wäre das nicht eingefallen! Aber eben darum hätte der Dichter sich für diese Trivialität bedanken sollen. Den Sperling, den sich Jeder selbst einzufangen vermag, muß er Niemand schenken wollen.

Das Stück ließ trotz des ungeheuren Factums, auf welchem es beruht, das Publicum kalt und theilnahmlos. Ganz natürlich, denn alle Wirkung geht von den Motiven aus, und diese sind nirgends stichhaltig und ausreichend, ja, sie fehlen oft ganz und gar, und zuweilen deuten sie nach Norden und die Menschen wenden sich gegen Süden. Ueberall rohe Willkür und flache Lückenhaftigkeit! Man halte aber einmal gegen diesen mit Allem, was an ihm baumelt, in der Luft schwebenden, hohlen Ludovico, den zu jedem seiner verhängnißvollen Schritte durch die gebieterische Nothwendigkeit fortgestoßenen Herodes! Um den Thron zu retten, muß er den Aristobolus tödten; dieser Mord straft sich augenblicklich, denn er geräth durch ihn in die noch größere Gefahr, Leben und Reich mit einander einzubüßen; Antonius zieht ihn zur Rechenschaft. Das Bewußtsein, an Mariamne, die doch immer die Schwester ihres Bruders blieb, furchtbar gefrevelt und ihr die Rache fast zur Pflicht gemacht zu haben, erschüttert in ihm das Vertrauen auf sie; er weiß, daß seine bis auf's Aeußerste gebrachte Schwiegermutter in seiner Abwesenheit Alles aufbieten wird, sie von ihm abzuziehen; er weiß sogar, daß diese dem wüsten Römer schon das Bild ihrer Tochter zugeschickt hat, wodurch seine Furcht und sein Argwohn gleich die so wichtige bestimmte Richtung erhalten, und er liebt sein Weib darum so gränzenlos, weil er so gänzlich allein steht. Aus einer solchen Situation ergibt sich das Fieberhafte seiner Leidenschaft, das Ungeheure seiner Entschlüsse ganz von selbst. Alles, wie weit es auch das Maaß des Gewöhnlichen überschreite, erscheint natürlich und menschlich, weil es tief begründet und unausweichbar ist; wir schaudern vor der dämonischen Kette, die sich bildet, aber wir müssen sie Glied für Glied gelten lassen. Daß Massinger den Brudermord über Bord werfen konnte, ist mir noch unbegreiflicher wie alles Uebrige; er wollte eine Uhr in den Gang bringen und vergaß das treibende Gewicht daran zu hängen.

Struensee.

Eine Betrachtung über den Stoff.

Niemals ist auf dem Welttheater eine furchtbarere Tragödie aufgeführt worden, wie diejenige, die den Namen des Grafen Johann Friedrich v. Struensee trägt. Das kleine, meerumflossene,

in Nebel eingehüllte Dänemark scheint dazu bestimmt zu sein, dem tragischen Dichter die ungeheuersten Stoffe zu liefern. Als Shakespeare das erschütterndste, die Abgründe der Menschennatur am tiefsten und unbarmherzigsten aufreißende seiner Gebilde, den „Hamlet", hervorbrachte, da hatte er sich zuvor vom Saxo Grammaticus die Familiengeheimnisse eines uralten, längst verschollenen dänischen Königsgeschlechtes erzählen lassen. Und wenn einer seiner Nachfolger dereinst der schaudernden Menschheit an einem erschöpfenden Beispiel wird veranschaulichen wollen, welch ein Aeußerstes in der Welt möglich ist, so lange sie unbedingt von der unumschränkten Willkür eines einzelnen, jeder menschlichen Schwäche unterworfenen und nicht einmal gegen Wahn- und Blödsinn geschützten Individuums abhängt, so wird er den Schatten Struensee's heraufbeschwören. Am Schlusse der dann entstehenden Tragödie wird sich nicht blos jedes Volk ausdrücklicher wie jemals an das erste Gebot: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir!" gemahnt fühlen, sondern auch jeder Kronenträger wird demuthsvoll ausrufen: „Ich will kein Gott mehr sein!" Geschieht dies nicht, so ist das Werk verfehlt.

Christian der Siebente bestieg als Jüngling von siebzehn Jahren den dänischen Königsthron. Die Natur hatte ihn nicht karg ausgestattet und er wäre in einfachen Verhältnissen ohne Zweifel etwas Tüchtiges geblieben oder geworden. Aber den Lockungen und Verführungen, die sich an den höchsten Platz der Gesellschaft knüpfen, war er nicht gewachsen, und in kürzester Frist bezahlte er seine Erhöhung durch einen physischen und moralischen Bankerott, der ihn noch unter das Thier herabstürzte. Ob hiebei ein teuflischer Plan mit im Spiele war, oder ob ihn blos seine schrankenlose Vergnügungssucht und die damit verbundene Arbeitsscheu so weit brachte, läßt die Geschichte unentschieden. Gewiß ist, daß der absolute Monarch, der über allen Widerspruch erhabene Stellvertreter Gottes auf Erden, sehr bald auf den Punkt zurückglitt, wo er wieder zu seinen Kinderspielen griff, wo er sich täglich mit einem Mohrenknaben und einem Mohrenmädchen balgte und biß, und wo er nur noch die Fensterscheiben des Schlosses, die er zertrümmerte, und die Statuen des Gartens, denen er die Köpfe abschlug, seine Souveränetät empfinden ließ. Gewiß ist nicht weniger, daß sich in seiner eigenen Umgebung eine Person fand, die seinen Stumpfsinn für ihre Zwecke auszu

beuten und den Donnerkeil in seiner Hand geschickt zu brauchen verstand. Neben dem entmarkten Christian stand ein junges, feuriges, begehrendes Weib, die Königin Caroline Mathilde, eine Tochter Albions und erst fünfzehn Jahre alt, als sie mit ihm verbunden wurde. Aber sie hatte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit ihm nie einen Eindruck abgewonnen; kaum daß zum Beweis der wirklich vollzogenen Vermählung aus Mathildens Schoß in dem siechen Kronprinzen ein schwächlicher Zeuge hervorging. Im Hintergrunde, die kümmerliche Ehe mit Argusaugen überwachend und die Verhältnisse beobachtend, lauerte die Königin-Mutter Juliane, ihren in jedem Betracht elenden, aber von ihr mit Affenzärtlichkeit geliebten Sohn Friedrich an der Hand und, eine zweite Livia, fest entschlossen, ihm um jeden Preis und durch welches Mittel es immer sei, die dänische Königskrone zu verschaffen. Dabei ein ausgesogenes, unter der verkehrtesten Verwaltung fast erliegendes und jeglichem Glücksritter preisgegebenes Land, bewohnt von einem zwar gutmüthigen, aber doch nach und nach in Folge des materiellen Druckes aus seiner Bewußtlosigkeit erwachenden Volke.

In diesen Kreis der schon brütenden Eumeniden trat, vom König selbst bei der Wiederkehr von einer zu seiner Auffrischung unternommenen Reise nach Kopenhagen mitgebracht, der schleswig-holstein'sche Superintendenten-Sohn Johann Friedrich Struensee ein, und zwar zunächst als Arzt. Christian stellte ihn seiner Gemahlin vor, und als er bemerkte, daß sie ihn nicht gerne sah, drängte er ihr — ein verhängnißvoller Zug! — ihn hartnäckig selber auf; wenn aber sein damaliger eigentlicher Günstling, der Graf Holk, sich darin gefiel, den Widerwillen, den sie auch gegen ihn hegte, zu steigern und ihren Haß herauszufordern, so benahm sich Struensee so zart und ehrfurchtsvoll gegen sie, daß er sich in nicht gar langer Zeit ihre Hochachtung und ihr Vertrauen erwarb. Noch rascher wuchs er in der Gnade seines Herrn, den er viel früher beherrschte, als es Jemand gewahrte oder auch nur ahnte; es war freilich leicht, zu diesem Ziele zu gelangen — die Gabe, den Blödsinnigen zu amüsiren, reichte dazu hin. Bald theilte die Königin ihm ihre verschwiegenen Wünsche und ihre weitgehenden Zwecke mit; er verband sich mit ihr und gab ihr gleich darauf einen schlagenden Beweis seiner im Stillen gewachsenen Macht, indem er Holk zum Falle brachte und ihr ihren Gemahl wieder zuführte.

Jetzt wurden alle Waffen mit Erbitterung gegen ihn gekehrt. Die Minister, die auswärtigen Diplomaten, das Hofgesinde, Alles verschwor sich gegen ihn. Aber Niemand richtete etwas aus, und die Versuche, ihn zu stürzen, zeigten nur, wie fest er stand. Vom Erzieher des Kronprinzen und dem Lector des königlichen Paares stieg er mit Schwindel erregender Schnelligkeit, einem Nachtwandler nicht unähnlich, der, dem glänzenden Gestirn des Himmels folgend, vom Erdgeschosse aus den Gipfel des Hauses erklimmt, zum Geheimen Cabinetsminister, wurde in den Grafenstand erhoben und fungirte bald mit unumschränkter Machtvollkommenheit als Alter ego des Monarchen. Nun befand er sich auf einer Höhe, auf welcher sich zu behaupten allerdings nicht leicht, aber den Umständen nach doch auch nicht unmöglich, ja nicht einmal zu schwer war. Und was hätte er wirken können, wenn er das verstanden hätte! Manche der nothwendigen Vorsichtsmaßregeln ergriff er auch in der That. Der König, der Automat in Menschengestalt, ward für Jedermann, der nicht zu Struensee's Freunden oder Creaturen gehörte, unzugänglich gemacht und von den Anhängern desselben wie von einer lebendigen Mauer umgeben. An die Stelle Holk's, die nicht unbesetzt bleiben durfte, da der Minister doch nicht immer mit der Majestät Karten spielen konnte, trat der Graf Brandt, den Struensee sich unbedingt zugethan wußte. Auch der früher verbannte Graf Ranzau-Aschberg, auf den er eben so fest bauen zu dürfen glaubte, ward zurückberufen. Im Hauptpunkte aber ließ er es durchaus ermangeln, und von dem hing Alles ab. Statt mit der Macht selbst zufrieden zu sein, griff er auch mit unkluger Begier nach ihren äußeren Zeichen; statt, wie Richelieu in einem bekannten Fall, dem König wie ein Höfling auf dem Ball die Lichter vorzutragen und sich dafür durch die Dictatur im Cabinet zu entschädigen, stellte er sich bei jeder Gelegenheit prahlerisch in den Vordergrund und zerstörte dadurch muthwilliger- und unnützerweise den letzten Rest eines Scheins, der ihm heilig hätte sein sollen, wenn auch nur aus dem einfachen Grunde der Selbsterhaltung. Ebensowenig konnte er es über sich gewinnen, die erlangte Macht mit Maß und mit der nöthigen Rücksicht auf bestehende Verhältnisse zu gebrauchen. Entschlüsse, die dem römischen Senat Kopfzerbrechen gekostet haben würden, faßte er in einem Augenblick. Anordnungen, bei denen Julius Cäsar gestutzt hätte, wie z. B. die Aufhebung des Staatsrathes, setzte er

so unbedenklich in Vollzug, als ob von der Realisirung eines unschuldigen Einfalls die Rede gewesen wäre. Und die verletzendste Form war ihm die liebste. Er ging mit dem Donnerkeil in seinen Händen um, wie die Kinder mit einem neuen Spielzeug, das sie gewöhnlich zerbrechen, weil sie unaufhörlich damit klappern. Darum ist es auch unentschieden geblieben, ob er sich aus wahrer Begeisterung, aus unwiderstehlichem inneren Drange, oder aus Eitelkeit und Sucht, zu glänzen, zum Reformator in Dänemark aufwarf. Gerade dies macht ihn aber zum tragischen Charakter, und zwar in dem Sinne, daß er das Rechte allerdings gewollt, daß er jedoch aus zweideutigen Motiven gehandelt und aus diesem Grunde nach dem gerechten Schlusse des Schicksals nur säen, nicht auch ernten durfte.

Auch die Königin ergab sich dem Genusse ihres Triumphes bis zur Trunkenheit und forderte die Scheelsucht heraus, wie Struensee den Haß und die Rache. Ein Fest drängte das andere bei ihr, wie Struensee eine tollkühne Maßregel auf die andere folgen ließ. Dabei wurde die Verbindung Beider immer inniger, und die Unvorsichtigkeit, mit welcher sie gepflogen wurde, erreichte bald einen Grad, welcher der Verleumdung die frechste Zunge lösen mußte. Als die Königin mit einer Prinzessin niederkam, drangen die zweideutigsten Gerüchte, die boshaftesten Bonmots schon bis zu ihrem Bett. Sie fand den verlorenen Schwerpunkt jetzt wieder und setzte dem vertrauten Umgang mit Struensee für eine Zeitlang engere Schranken. Das half auch, die Ehrfurcht vor der Majestät kehrte noch einmal zurück; man glaubte zu weit gegangen zu sein und hatte wohl auch Recht. Aber sie gerieth wieder in's Schwanken, als dieses Ziel erreicht war, und setzte sich nun über Alles hinaus. Was war begreiflicher? An ein Gespenst gekettet, und im vollen Glanz der Jugend und der Schönheit stehend, unterlag sie nur einer Naturnothwendigkeit, wenn sie sich von ihrem Ekel, ihrem Schauder und Abscheu vor dem Gemahl in den Armen eines Mannes zu erholen suchte, an dem sie damals nur noch edle, hinreißende Seiten kannte. Daß es geschah, ist keinem Zweifel unterworfen: aber Niemand braucht sich zu bemühen, sie zu entschuldigen, weil Niemand es wagen wird, sie zu verdammen. Doch es hatte furchtbare Folgen, denn nun war den Feinden eine Waffe in die Hand gegeben, mit der sie die Königin selbst, die sonst unverletzlich wie unverantwortlich gewesen wäre, tödtlich treffen konnten, und sie wußten sie zu

brauchen. Als Ehebrecherin konnte sie vor Gericht gezogen werden, mit ihr aber stand und fiel Struensee. Dieser führte nun gerade in dem gefährlichen Momente, wo nicht blos Einzelne mehr, sondern fast alle Stände des Reiches gegen ihn erbittert waren und wo es nur noch am Mittel zur gemeinschaftlichen Verständigung fehlte, um entweder eine Verschwörung oder eine offene Revolution zu Stande zu bringen, die Preßfreiheit ein. Nun war das Mittel da. Wie die Preßfreiheit ausgebeutet wurde, zeigte sich dadurch, daß sie unbedingt zurückgenommen werden mußte. Aber wie schnell das auch geschah, es war schon zu spät, das ganze Land war schon mit den niederträchtigsten Pasquillen auf den Cabinets-Minister, ja auf König und Königin überschwemmt, und die Saat ging wuchernd auf.

Alles murrte oder fluchte, auch die Bauern, obgleich Struensee sie aus Sklaven zu Menschen gemacht hatte. Sogar nach dem fernen Holstein hinüber hatte der freche Strom der Schmähungen und Verdächtigungen sich ergossen; ich habe selbst als Knabe, sechzig Jahre später, noch vergilbte Exemplare der damals vom Adel ausgestreuten Flugblätter in meinem Vaterlande Dithmarschen in Händen gehabt, die, sorgfältig aufbewahrt, von Geschlecht auf Geschlecht wie ein Evangelium übergegangen waren. Europa jubelte dem kühnen Manne, den es seiner Verwegenheit halber für einen großen hielt, freilich zu. Aber an dem Kranze, den das Ausland ihm aufgesetzt hatte, konnte er sich nicht festhalten, als in Dänemark der Boden unter seinen Füßen wich.

Allerdings hätte er nur in Wahrheit zu sein brauchen, was er zu sein schien, und er würde jeden Sturm bestanden haben. Aber es ergab sich eben ein Bruch in seiner Natur, als es zur Probe, ja als es nur zur Vorprobe kam. Sein Benehmen bei einem an sich höchst unbedeutenden, aus ganz partiellen Ursachen hervorgegangenen Matrosen-Aufstande ward entscheidend für sein Schicksal. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß ihm der Muth fehlte, und nicht blos der physische, wohl mehr oder weniger von der Stimmung der Nerven abhängige, sondern auch der höhere, der Alles an Alles setzt, wenn es gilt, und nicht lange marktet und mäkelt. Man sah, daß er den Donnerkeil, den er so gerne unnütz zu schwingen pflegte, im rechten Momente nicht zu schleudern wagte. Dieß Geheimniß ward von den Matrosen am Hafen ausgeschrien, es kam in der Kinder Mund, und nun war seinen Feinden die Parole zum raschen

Handeln gegeben und der Weg vorgezeichnet. Man mußte den der Furcht Zugänglichen überrumpeln. Natürlich bildete die Königin Mutter Juliane den Mittelpunkt, um den herum die Meisten sich gruppirten. Sie hatte sich bisher mit strenger Consequenz noch immer im Hintergrunde gehalten und nur schüchtern für den einen oder anderen Fall einige Vorbereitungen getroffen; sie hatte jede offene Feindseligkeit ängstlich vermieden und die Heuchelei so weit getrieben, daß sie bei der neugeborenen Prinzessin zu Gevatter gestanden hatte. Jetzt faßte sie bestimmte Verschwörungspläne und sah sich nach einem Werkzeug um. Zuerst warf sie ihr Auge auf Ranzau-Aschberg, der seit der Auflösung des Staatsrathes Struensee's entschiedenster Widersacher geworden war. Aber sie brauchte nur einen Arm, und Ranzau hatte auch einen Kopf. Darum ließ sie es einstweilen dabei bewenden, daß sie ihm im Allgemeinen schmeichelte, jedoch nicht entschieden gegen ihn herausging. Wie sie sich noch nach einem Ersatzmann für ihn umsah, trug sich ihr der Oberst Köller aus freien Stücken an, der eines der in Copenhagen liegenden Regimenter commandirte und Struensee aus kleinlichen Gründen tödtlich haßte. Sie griff begierig zu und zog nun auch Ranzau in's Vertrauen, der in einem unwillkürlichen Anflug von alter Theilnahme für Struensee oder in einer Regung von Pflichtgefühl ihn kurz zuvor dringend gewarnt, aber durch seine Vorstellungen bei ihm so wenig ausgerichtet hatte, daß er in doppelt großer Erbitterung von ihm geschieden war und sich deshalb für Alles bereit finden ließ. Der Commandant der Dragoner, Oberst Eichstädt, ein eben so unbedeutendes als obscures Individuum, wurde blos dadurch gewonnen, daß eine Königin ihm die Ehre erwies, sich um ihn zu bekümmern; er sollte in Köller's Faust das Schwert vorstellen. Während dies Alles geschah, häufte Struensee seine Fehler, war in einem und demselben Augenblicke tollkühn und feige zugleich, löste die aus lauter Norwegern bestehende königliche Leibgarde durch einen unüberlegten Gewaltstreich auf und ließ sich darauf von ihr im offenen Aufstand die ungehörigsten Zugeständnisse abtrotzen; führte, als ob er Muth oder Vertrauen hätte, den Hof von Friedrichsburg in die aufgeregte Residenz zurück und umringte, um den dadurch vielleicht entstandenen günstigen Eindruck doch ja wieder zu vernichten, das Schloß dann mit geladenen Kanonen. Am 16. Jänner 1772 fand ein Ball bei Hofe statt. Die darauffolgende Nacht

wurde zum Ausbruch der Verschwörung festgesetzt, weil Köller's Regiment die Wache im Schlosse hatte. Der Ball wurde um 1 Uhr geendigt, die Gäste entfernten sich, die Majestäten zogen sich zurück. Nun umzingelte Eichstädt mit seinen Dragonern den Schloßhof und Köller erklärte seinen Officieren, er habe vom Könige den Befehl, die Königin Mathilde, den Cabinets-Minister und ihre sämmtlichen Anhänger zu verhaften. Vom König! Jeder wußte, wie es mit dem Könige stand; Köller hätte ebenso gut erklären können, er habe diesen Befehl von Caroline Mathilde und von Struensee selbst. Dennoch stieß er auf keinen Widerspruch, auf keine vorwitzige Frage. Nun verfügte er sich stehenden Fußes zu Struensee, den er im Bette traf und der, anstatt ihm Widerstand zu leisten, wodurch er sich, da es an der Königsordre fehlte, hätte retten können, ihm willenlos in das Gefängnis folgte. Ranzau begab sich dagegen, von der Königin Juliane und dem Prinzen Friedrich begleitet, zum König Christian, dem er durch die Vorspiegelung, daß sein Leben in Gefahr stehe, daß das Volk das Schloß stürme und den Verräther Struensee ausgeliefert haben wolle, die Unterschrift der Verhaftsbefehle abdrang, auf die hin bereits gehandelt worden war. Hierauf eilte er zur Königin Caroline Mathilde. Bei dieser fand er aber, was Köller bei Struensee nicht gefunden hatte, Besonnenheit und Widerstand. Nur durch Anwendung der rohesten Gewalt konnte die heldenmüthige Engländerin in den Wagen hineingezwungen werden, der sie noch in derselben Nacht nach der Festung Kronenberg abführen sollte. Der absolute Monarch war also durch Anwendung der nichtswürdigsten Mittel dahin gebracht worden, die Menschen, die ihm die Liebsten waren, ihren Todfeinden zu überliefern, und die Königin, die Theilnehmerin seiner Macht und Glorie, hatte von Aristokratenhänden eine Behandlung erfahren müssen, wie sie der gemeinsten Verbrecherin nicht ärger von fahndenden Gendarmen zugefügt wird. Der Proceß, der nun folgte, dürfte das Scheußlichste sein, was die Jahrbücher der Justiz zu berichten haben. Dem zerknirschten und in sich zusammengebrochenen Struensee wurde das Geständniß des Ehebruches mit der Königin durch die schändlichste Lüge, daß das Verbrechen von ihr bereits eingestanden sei, abgelistet; der Königin durch das umgekehrte Vorgeben. Bei ihr mußte man sich, aus Furcht vor England, damit begnügen, sie völlig in der öffentlichen Meinung zu vernichten und dann aus dem

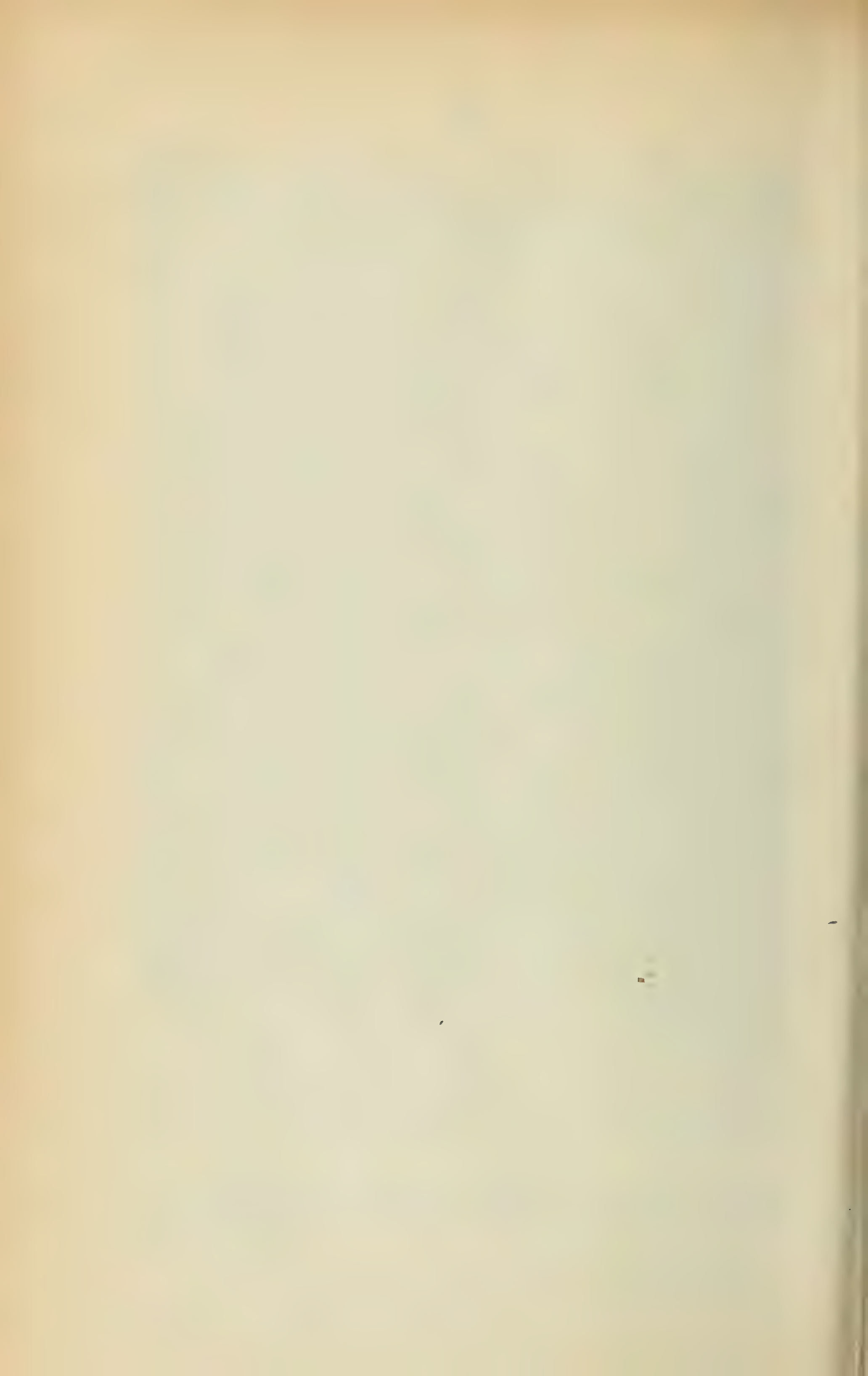
Lande zu verbannen. Struensee durfte aber, sonst wäre die Rache nicht vollständig gewesen, nicht mit dem Leben davonkommen, ja sogar Brandt mußte die seinem Gönner und Freunde bewiesene Anhänglichkeit und Treue mit seinem Blute bezahlen. Todesurtheile, die in ihrer Motivirung der offenkundigen Wahrheit und der gesunden Vernunft auf frechere Weise Hohn sprachen, wie die in diesem Proceß gefällten, sind nicht denkbar. Brandt hatte zum Beispiel einmal mit Christian ringen müssen, weil dieser durchaus seine Kräfte an ihm prüfen wollte. Das erklärten die Richter für ein todeswürdiges Attentat auf den Monarchen. Struensee hatte als Arzt dem siechen Kronprinzen eine Lebensweise vorgeschrieben, die freilich hart war, die ihn aber gesund und kräftig gemacht hatte; das war ein Angriff auf den Thronerben. Die Unterschriften des Königs waren leicht zu erlangen. Er las nichts von Allem, was ihm vorgelegt wurde. Es wird erzählt, daß er während des Unterschreibens nach Struensee und Brandt, wovon der Eine oder der Andere ihm während dieser seiner einzigen Regierungsarbeit sonst vielleicht die Feder zu reichen oder die Papiere zu unterbreiten pflegte, mehrmals mit Ungeduld gerufen haben soll. Das hätte denn recht gründlich dargethan, wie viel er davon wußte, daß er sie eben durch einen Federzug in's Grab sendete. Sie wurden gleich darauf enthauptet und ihre Leichname nach dem Tode geviertheilt; der erwartete Jubel des mißbrauchten und methodisch irregeleiteten Volkes blieb jedoch aus. Die Königin Caroline Mathilde wurde nach Celle in die Einsamkeit verbannt, wo sie, getrennt von ihren in den schlimmsten Händen zurückgebliebenen Kindern, wenige Jahre nachher an gebrochenem Herzen starb. Christian vegetirte noch dreißig Jahre fort, und dieselben Menschen, die den unglücklichen Brandt wegen seines unfreiwilligen Ringens mit ihm hatten hinrichten lassen, mißhandelten ihn, wie sie nur konnten, und ehrten in ihm so wenig den Kronenträger, als sie den Wahnsinnigen schonten. Ich hörte in Copenhagen eine charakteristische Anekdote, die wenig bekannt zu sein scheint. Einmal bei Tische unter dem Hofgesinde sitzend und von allen Seiten wie gewöhnlich verhöhnt und verspottet, erhebt er sich plötzlich, schaut mit Majestät um sich und ruft: „Kennt ihr mich nicht? Ich bin der König von Dänemark!“ Alle erstarren, Jeder fürchtet, einen Lear, dem die Besinnung zurückgekommen ist, vor sich zu sehen und durchliest sein Schuldbuch. Aber der lichte Moment

geht so rasch vorüber, wie er kam; Christian setzt sich wieder, dreht Brotkügelchen und wirft sie seinem Nachbar in's Gesicht.

Hier der Stoff in seiner Gliederung und Gruppirung nach allen Seiten und mit ihm die Tragödie selbst, denn ich bin der Ueberzeugung, daß nicht ein Element weggelassen, verändert oder abgeschwächt werden darf, wenn der Dichter nicht gegen den heiligen Geist der Kunst wie der Geschichte zugleich sündigen und seinem Werke die Spitze abbrechen will. Nicht als ob nicht auch auf andere Weise etwas in seiner Art Schätzbares und Dankenswerthes zu Stande kommen könnte! Das ist allenfalls schon bewiesen, kann also nicht mehr bestritten werden.*) Aber ich bin der Meinung, daß man, wenn ein historisches Ereigniß in einem der seltensten Fälle die runde, vollendete Kunstform gleich mit auf die Welt bringt, diese nicht zerschlagen, oder auch nur verletzen kann, ohne ihm unmittelbar an's Leben zu gehen. Das ist ebensowenig möglich, als es möglich ist, einem Menschen den aus seinem eigenen Rumpf hervorgewachsenen Kopf abzuhauen, ihm einen neuen aufzusetzen und ihn doch nicht zu tödten. Zu diesem Bilde gehört aber mit gleicher Nothwendigkeit der sich selbst zerstörende König und die in Folge der sie umgebenden unnatürlichen Verhältnisse den sittlichen Schwerpunkt verlierende Königin, wie der abenteuerliche Arzt und die hinterlistige Aristokratie, die sich gegen ihn verschwört, weil er ihr den Todesstoß versetzt. Denn das Bild, in seiner innersten Bedeutung erfaßt, stellt den Absolutismus dar, der sich selbst durch seine Schrankenlosigkeit vernichtet und noch mehr Weh über sein eigenes Haupt bringt, wie über die Welt. So betrachtet, steht es einzig in der Geschichte da und predigt allen Parteien eine ernste Lehre, die, wie ich im Anfang sagte, von jeglicher, wenn auch zum Theil widerstrebend, beherzigt werden wird. Von dieser Höhe herabgezogen und aus conventionellen oder anderen Gründen verstümmelt und verengert, wird es ein Dutzendstück, wobei man sich fragen muß: Warum ist Struensee hier zu Gevatter gebeten worden? Hans, Peter oder Paul hätten ja denselben Dienst gethan! Ja, ich behaupte, das Bild wird nur dann verletzend, wenn man es nicht in seiner vollen Totalität hinzustellen wagt.

*) Die Aufführung eines Dramas von Heinrich Laube, welches den Stoff des Struensee behandelt, gab Hebbel die äußere Veranlassung zu dem vorliegenden Aufsatze. D. H.

Ein König Christian, der nicht selbst Schuld an seinem moralischen Elend ist, oder dessen Schuld uns verhüllt bleibt, darf im Drama durchaus nicht auftreten; eine Königin, die nur liebelt, die von der Naturmacht nicht unwiderstehlich fortgerissen erscheint, sondern nur mit ihr spielt, darf es ebensowenig. Der Eine ist ein unästhetischer, die Zweite sogar ein verächtlicher, entschieden widerwärtiger Gegenstand, denn mit einem Unglück, dem der Wille nirgends begegnen konnte, hat die tragische Kunst nichts zu schaffen, und mit Leidenschaften, die keine sind, die sich wie ein Kaminfeuer bei einem gewissen Grad willkürlich auslöschen lassen, hat sie auch nichts zu thun. Dagegen kann die ungeheuerste Wirkung nicht ausbleiben, wenn man sieht, wie die Maßlosigkeit, mit welcher der König sich dem Genusse seiner Allgewalt hingibt, sich zunächst dadurch an ihm rächt, daß er des Genusses unfähig wird; wie sie dann eine unendliche Reihe fremder Maßlosigkeiten hervorruft, die ohne die seinige und ihre unabwendbaren Folgen nicht möglich gewesen wären; wie diese fremden Maßlosigkeiten darin gipfeln, daß die furchtbarsten Justizmorde in seinem Namen an den einzigen Personen, für die er noch etwas empfindet, begangen werden, und wie er endlich nach blutiger Beseitigung dieser seiner letzten Stützen seinen bittersten Feinden hülf- und widerstandslos in die Hände fällt. In diesem Sinn, in diesem aber auch allein, würde das Stück dann auch für die liberalen Ideen, zu deren eigentlichem Träger man Struensee kaum machen dürfte, kämpfen und vielleicht den letzten Opponenten überwinden. Was nun noch Struensee als Charakter betrifft, so hätte der Dichter Gelegenheit, in ihm, ohne den historischen Ueberlieferungen den geringsten Zwang anzuthun, ein Gegenstück des „Hamlet" hinzustellen. Denn wenn Hamlet vor lauter Denken nicht zum Handeln kam, so kam Struensee vor lauter Handeln nicht zum Denken! Beides liefert aber das gleiche Resultat.



Charakteristiken.



Schiller und Körner.

Schiller's Briefwechsel mit Körner.
Berlin, Verlag von Veit und Comp., 1847. Vier Theile.

Die Briefwechsel-Literatur, die früher kaum in den dürftigsten Anfängen vorhandene, häuft sich in Deutschland, und in der letzten Zeit ist neben manchem Bedeutenden auch viel Unbedeutendes erschienen; Einiges sogar, was offenbar nur der Adressen und Unterschriften wegen gedruckt worden ist. Die Kritik, die dem Unkraut überall entgegentreten und es auch dann nicht schonen soll, wenn es auf Gräbern wuchert, hat das Recht, diese Literatur einer ernsten Prüfung zu unterziehen, keineswegs aber die Pflicht, die Pietät gegen die Todten auf Kosten der Lebendigen zu üben. Was dem Publicum vorgelegt wird, soll Gehalt haben, gleichgültig, ob es von den Autoren selbst ausgeht oder von ihren Testamentsvollstreckern; denn wenn jene schwach genug waren, die werthlosen Schnitzel und Abfälle ihrer geistigen Thätigkeit zur Veröffentlichung zu bestimmen, so sollen diese stark genug sein, sie zurückzuhalten, und das eben so sehr im Interesse der Abgeschiedenen als der Welt. Freilich ist aber auch kein Gehalt zu verlangen als der specifische, den die Sphäre mit sich bringt, und worin dieser besteht, haben wir zu untersuchen. Er wird natürlich, je nachdem die Briefe von einem Manne der That oder einem des Gedankens, von einem Kriegführer und Staatsmanne oder einem Philosophen und Künstler ausgehen, ein verschiedenartiger sein. Er wird in dem einen Falle eine historische, in dem zweiten eine allgemein literarische Ausbeute gewähren, in beiden aber wird seine innere Bedeutung von den mehr oder minder tiefen Einblicken abhängen, die er uns in das eigentliche Verhältniß der Individuen zu ihren Leistungen und Lebensresultaten thun läßt. Was ein Staatsmann gewirkt und ein Held gethan, was ein Philosoph gedacht und ein Dichter ge-

schaffen hat, weiß man allenfalls, wird als bekannt vorausgesetzt. Wie viel von diesem jedoch dem Individuum durch die Zeit, in die es fiel, abgedrungen oder aufgenöthigt wurde, und wie viel es der Zeit gab, weiß man nicht. Das aber erfährt man am Besten durch echte Briefe. Diese sind daher nicht nach ihrem anekdotischen oder ihrem Ideenreichthume abzuschätzen, sondern man hat sie darauf anzusehen: ob sie uns ringende und kämpfende Individuen vorführen oder fertige und abgeschlossene. Darnach bestimmt sich ihr Werth.

Wohl Keiner hat die kleine Biographie, die der Appellationsrath Körner aufsetzte und mit der die Cotta'sche Buchhandlung alle Ausgaben der Schillerschen Werke ausstattete, gelesen, ohne nach den zwischen Schiller und Körner gewechselten und dort hin und wieder citirten Briefen zu fragen. Die aus diesen Briefen, d. h. aus den Schiller angehörigen, mitgetheilten Fragmente trugen ein so charakteristisches Gepräge und waren in ihrer Einfachheit so bedeutend, daß sie das größte Interesse erwecken und den lebhaftesten Wunsch, sie in ihrer Totalität kennen zu lernen, hervorrufen mußten. Dieser Wunsch hat nun endlich durch die uns jetzt zur Besprechung vorliegende Sammlung seine Befriedigung erhalten, und gewiß sind auch die gespanntesten Erwartungen, die sich an ihn knüpfen mochten, durch dieselbe noch übertroffen worden. Denn wenn man auch voraus wissen konnte, daß der Schillersche Antheil an dieser Correspondenz die Ansprüche, die Schiller's Name überall rege macht, nicht unerfüllt lassen würde, so war doch schwerlich Jeder darauf gefaßt, den trotz seiner Horen-Aufsätze und seines berühmten Sohnes immer im Hintergrunde der Literatur verloren stehen gebliebenen Körner fast eben so vortheilhaft, wie seinen großen Freund selbst hervortreten zu sehen. Das ist aber der Fall, und dieser Briefwechsel ist daher in jedem Sinne als eine Bereicherung unserer Literatur zu bezeichnen.

Von den meisten Lesern wird nun wohl zunächst die Frage aufgeworfen werden, warum ein Briefwechsel, den die Kritik so hoch stellen muß, erst jetzt, volle 43 Jahre nach dem Tode Schiller's, erscheint. Darauf gibt ein dem vierten Bande vorgedrucktes kurzes Vorwort der Verleger die Antwort, die ich hier um so weniger zurückhalten will, als sie mir jede Charakteristik Körner's erspart, da sie selbst eine solche ist. „Körner — heißt es dort — mochte sich nicht entschließen können, zu veröffent-

lichen, was als der beste Theil seines geistigen Lebens ihm an's Herz gewachsen war, und seine überlebende Frau ehrte das Gefühl des Hingeschiedenen. So fand sich das Manuscript des Briefwechsels, vollständig geordnet, im Nachlasse Körner's vor und ging in den Besitz seines Adoptivsohn's, des Gutsbesitzers Ulrich in Steinbeck, über, der in richtiger Würdigung dessen, was der Eigenthümer eines solchen Schatzes der Nation schuldig sei, den Abdruck gestattete." Man sieht mit Rührung in ein wohlgeordnetes Gemüth hinein, und denkt mit Schaudern an einen modernen Literaten. Dort ein einfacher und dennoch so tief durchgebildeter Mann, der sich keusch mit dem Vermächtnisse des Genius in seine Kammer verschließt, um sich in den Weihestunden heiliger Einsamkeit daran zu erquicken und zu erbauen; hier ein hastiger Buchschreiber, der, wenn ein Schiller ihm eine Reihe von Mittheilungen über sein Innerstes gemacht hätte, sich versucht fühlen könnte, den Heros zu erschlagen, um nur zur Herausgabe zu gelangen. Mancher wird sagen: nun ja, es sind eben verschiedene Zeiten; ich aber bin der Ueberzeugung, es sind nur verschiedene Menschen. Es gab auch damals einen Böttiger, der Goethe'n, wenn ihm in der Erregung des Moments ein leidenschaftliches Wort über Herder entfahren war, ohne Zweifel einen Schlagfluß wünschte, um es schnell in Umlauf bringen zu können; es wird auch jetzt an einem Körner, an einer im würdigsten Sinne receptiven Natur nicht fehlen. Wenn aber eine solche der Gelegenheit, sich zu entwickeln, ermangeln, wenn es wahr sein sollte, was ein Freund einmal bei Gelegenheit dieses Briefwechsels gegen mich behauptete, daß die Dichter des Tags keine Briefe ähnlicher Art mehr schrieben, weil sie den Briefstoff gleich zu Aufsätzen und Journal-Artikeln verarbeiteten, so würde dieß nur beweisen, daß sie keine Dichter sind. Der Dichter kann der brieflichen Entäußerung seiner selbst durchaus nicht entbehren, er ist mit Nothwendigkeit auf sie hingewiesen, denn er befindet sich zu oft in jenem Dämmerzustande des Geistes, der so wenig ein völliges Beisichbehalten der aufsteigenden Gedanken und Bilder verträgt, als ein rückhaltloses Preisgeben derselben an die Welt, und dem nur der Brief, die Mittelstufe zwischen Monolog und Production, entspricht. Wer diesen Zustand im Jahre 1848 nicht kennt, der würde ihn auch im Jahre 1789 nicht gekannt haben, und die Nachwelt wird ihn, und wenn er auch zu jeder Saison Dutzende von Trauer- und Lustspielen liefert, nicht als Dichter

gelten lassen. Der Briefwechsel, der uns hier beschäftigt, spiegelt jenen Dämmerzustand auf das Treueste ab und entlehnt von ihm seinen höchsten Reiz. Er führt uns Schiller's Hauptwerke als Embryonen vor, seine tiefsten philosophischen Ideen sogar hin und wieder in der Gestalt flüchtiger Aperçus. Wir sehen das werden und entstehen, was nun schon über ein halbes Jahrhundert als Gewordenes so mächtig auf Kunst und Literatur einwirkt. Eine Charakteristik ist bei dem vorhandenen großen Reichthume schwer. Ich werde hauptsächlich die psychologische und die historische Seite hervorzuheben suchen.

Der erste Theil der Sammlung bringt die Briefe von 1784 bis 1788, und also auch die beiden ersten, die zwischen den Freunden ausgetauscht wurden. „In einer Zeit — schreibt Körner 1784 im Juni aus Leipzig — da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühle ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. — Dieß ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen. Zur Probe, ob ich Sie verstanden, habe ich ein Lied von Ihnen zu componiren versucht. Außer der Art, die ich gewählt habe, gab es noch zwei: jede Strophe anders, oder wenigstens drei Melodien, für die erste und dritte, für die zweite und vierte und für die letzte. Aber beides schien mir dem Charakter eines für sich bestehenden Liedes weniger angemessen. Abänderungen in Rücksicht auf Tempo, Tact, Stärke und Schwäche bleiben natürlicher Weise bei jeder Strophe nothwendig, und die angegebenen sind bloß die unentbehrlichsten. Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu Nichts helfen!" Man sieht, es ging keine persönliche Bekannt=

schaft vorher; als nothdürftiges Surrogat schloß Körner sein Porträt bei und fügte das seiner Verlobten und noch zwei andere hinzu. Die Art, wie der verständige junge Mann sich dem Dichter, der seinen Enthusiasmus erregt hatte, nähert, ist eigentlich schwunghafter, als es in seinem Charakter lag; er scheint eben von den Räubern, vom Fiesko und Kabale und Liebe herzukommen; die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind ihm in der Atmosphäre dieser Stücke angeflogen. Schiller antwortet erst am 7. December. „Nimmermehr — läßt er sich vernehmen — können Sie mir's verzeihen, meine Werthesten, daß ich auf Ihre freundschaftsvollen Briefe, auf Briefe, die so viel Enthusiasmus und Wohlwollen gegen mich athmeten und von den schätzbarsten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, sieben Monate schweigen konnte. Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederschreibe, welche mich vor mir selbst demüthigt; und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtische hangen und in dem Augenblicke zu leben und mich anzuklagen scheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beschämung und die Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, ist Rache genug. Nehmen Sie keine andere mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht um diese unerhörte Nachlässigkeit zu entschuldigen, nur sie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.

„Ihre Briefe, die mich unbeschreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum ersten Male vor's Auge bringt. Ihre schmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion — aber dennoch war ich schwach genug zu wünschen, daß sie nicht allzu schnell aufhören möchte. Darum, meine Theuersten, behielt ich mir die Antwort auf eine bessere Stunde vor — auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer schöneren Laune meines Schicksals, schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese Schäferstunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in

diesem Augenblicke noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen; ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten, die ich auf keine Weise aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke sein, einen Menschen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte so wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie sich eine That reuen lassen, die Sie an den Undankbarsten auf dem Erdboden verschwendeten! — Aber nein. Das letztere bin ich niemals gewesen, und habe schlechterdings keine Anlage es zu sein. Wenn Sie wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, so fordere ich Sie auf, mein Herz auf die strengsten Proben zu setzen und mich diese bisherige Nachlässigkeit auf alle Arten wieder ersetzen zu lassen.

„Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine so nachtheilige Rolle spiele.

„Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist, daß diese fröhliche Erscheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schicksale schadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich sage nicht zu viel, daß Sie, meine Theuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängniß mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm, und mich endlich wieder glücklich fühlte; — wenn ich Ihnen dieses sage, so weiß ich, daß Ihre gütigen Geständnisse gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?

„Ich habe nicht ohne Grund gehofft, Sie dieses Jahr noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwischenkunft einiger Umstände macht diesen Vorsatz wenigstens für ein Jahr rückgängig; doch könnte es kommen, daß ich auf der Jubilatemesse Leipzig besuchte. Welche süße Momente, wenn ich Sie da treffe, und Ihre wirkliche Gegenwart auch sogar die geringste Freudenerinnerung an Ihre Bilder verdunkelt! — Minna und Dora werden es wohl geschehen lassen müssen, wenn sie mich bei meinen

neueren poetischen Idealen über einem kleinen Diebstahl an ihren Umrissen ertappen sollten.

„Ich weiß nicht, ob Sie, meine Werthesten, nach meinem vergangenen Betragen mich noch der Fortsetzung Ihres Wohlwollens und eines ferneren Briefwechsels würdig halten können, doch bitte ich Sie mit aller Wärme es zu thun. Nur eine engere Bekanntschaft mit mir und meinem Wesen kann Ihnen vielleicht einige Schatten derjenigen Ideen zurückgeben, die Sie einst von mir hegten, und nunmehr unterdrückt haben werden. Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

„Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung eines Journals. Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich diese Rolle in der Welt spielen will; aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit Ihrer Vorstellung aus. Ueberdem zwingt ja das deutsche Publicum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer anderen Sphäre würde beschäftigt haben.

„Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß geworden bin, so soll diesem Briefe auf das schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben lesen!"

Gewiß war die Entschuldigung seines allerdings auffallend langen Stillschweigens nicht aus der Luft gegriffen; ein Dichter, wie er, kann nicht heucheln und mag nicht klagen, er bleibt lieber stumm, als daß er sich der Gefahr aussetzte, eine fremde Existenz durch die seinige zu verfinstern, oder die seinige in einem freundlicheren Lichte darzustellen, als sich mit der Wahrheit verträgt. Die Verzeihung wird daher auch unweigerlich gewährt; nun aber schüttelt Körner sogleich alles Phrasenhafte ab und zeigt sich klar und nüchtern, wie er es seinem innersten Wesen nach ist. „Die erste Absicht unserer Briefe an Sie — schreibt er — ist nunmehr erreicht. Wir wissen, daß unsere Aeußerungen den Eindruck auf Sie gemacht haben, den wir

wünschten, und nun könnten wir unseren Briefwechsel schließen. Soll er fortgesetzt werden, so müssen wir Freunde sein, sonst hat er für beide Theile in der Folge mehr Beschwerliches als Anziehendes. Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich, dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können und dieß macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfniß." Dieser rasche Uebergang von der respectvollen Verbeugung zum herzhaften Händedruck ist nur wohlthuend. Schiller'n gelingt er nicht ganz so gut: seiner langen Antwort vom 10. Februar 1785 fehlt das Natürliche. „Wenn Sie zuweilen — heißt es unter Anderem — mitten unter den berauschenden Zerstreuungen Ihres Lebens von einer plötzlichen Wehmuth überrascht werden, die Sie nicht gleich erklären können: so wissen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat — dann hat sich mein Geist bei Ihnen gemeldet." Er fühlt das Uebertriebene selbst und recensirt sich. „Dieser Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher sehen als meiner wahren Empfindung, und doch ist er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls!" Dessen ungeachtet fällt er gleich wieder in denselben Ton zurück. Aber dann bringt es sein Herz zu einer Eruption, und es kommt die vortreffliche Stelle: „Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vor hatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schiller'n noch eben so gut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird." Weiter folgt dann das erschütternde Geständniß: „Bei Ihnen will ich, werde ich Alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das Alles, o meine Besten,

ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei." Und die naive Erklärung, daß er alle seine Verhältnisse in Mannheim, wo er damals lebte, aufgegeben und sich zur Reise nach Leipzig entschlossen hat, weil er ahnt, daß ihm dort „etwas Großes, etwas Unaussprechlich-Angenehmes" aufgehoben sein muß. Der Brief ist durch die Form fast noch merkwürdiger als durch den Inhalt. Ueberall die hohle Geschraubtheit des Jahrhunderts, die dadurch poetisch zu werden glaubt, daß sie für triviale Gedanken unerhörte Ausdrücke erfindet. Zwischendurch aber ein Aufblitzen der großen Schillerschen Individualität, das sich immer zur rechten Zeit einstellt, wenn eben der Widerwille aufsteigen will. Man wird an Klopstock und seinen Kreis erinnert; man denkt an Gleim's Tafel, die er bei einer Quelle anbringen ließ, weil der Hamburger Barde daraus getrunken hatte; an Meta's Jubelbrief über „eine gute That", weil es ihr gelungen war, einen Kupferstecher, der nach England ging, zur Porträtirung Richardson's zu überreden. Man fühlt jedoch zugleich, daß der närrische Purpurmantel des alten Königs zu Windeln für den neuen verschnitten worden ist, und bleibt guter Dinge.

Ich habe die ersten Briefe, die das ganze Freundschaftsverhältniß begründeten, mit einiger Vollständigkeit mittheilen zu müssen geglaubt; von jetzt an kann ich mich kürzer fassen. Körner schüttet zunächst gegen Schiller sein Herz aus. Er ist glücklich, und weil er glücklich ist, will er Gutes wirken. Das wollten sie zur Zeit des Herderschen Humanismus Alle, so wie sie seit Byron Alle an der Vernichtung unserer „schlechten" Welt arbeiten, sie in den Grund bohren möchten. Ueber das Wie ist er aber im Unklaren. Die Rechte hat er studirt, weil er die Theologie wegen der ihm frühzeitig eingeimpften philosophischen Zweifel nicht studiren konnte, und die Medicin, wegen des ihn abstoßenden Thuns und Treibens eines praktischen Arztes, nicht studiren mochte. Jurist ist er also geworden, aber freilich nur, weil er doch etwas werden mußte, denn die „willkürlichen" Sätze, die den positiven Schatz der Jurisprudenz ausmachen, widerten ihn an. Philosophirt hat er inzwischen auch, die Naturwissen-

schaften hat er ebenfalls aufgenommen, er ist sogar gereist und treibt Musik. So weit gleicht er einem unserer modernen jungen Männer bis auf's Haar, ist mit Talenten und Fähigkeiten besetzt, wie ein Tannapfel mit Spitzen. Aber nun kommt der Unterschied. In früher Jugend ist ihm der Gedanke eingeprägt worden, der Künstler arbeite nur für das Vergnügen, und erst später hat er sich zu der Anschauung erhoben, daß „die Kunst nichts Anderes sei, als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnliche". Nun hätte er sich denn gern der Kunst widmen mögen, aber — „Jetzt fehlt mir's nicht an Lust zu eigener Arbeit von dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges; nicht an leisen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen sie darzustellen. Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft, oder wodurch sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht's, er gebeut, so steht es da. Wehe dem, der noch mit widerspänstigen Elementen zu kämpfen hat, wenn ihn eine begeisternde Idee durchglüht! — Hätte ich mich frühe der Musik ganz gewidmet, so würde ich etwas darin geleistet haben. Jetzt fühle ich zu sehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich streben würde. Und nachholen läßt sich dieß nicht, wenigstens nicht beiläufig!" Darin sind die Modernen nicht so gewissenhaft. Das Leisten ist freilich in Kunst und Wissenschaft um Nichts leichter geworden, aber da die Einsicht in das Echte niemals weit verbreitet sein kann, so greifen sie, um ihre Pfuschereien in die Höhe zu bringen, zu dem Mittel, die Meisterwerke und die strengen Principien, wonach sie gearbeitet werden, herabzusetzen und erreichen natürlich ihren Zweck, da, wenn die neun Musen einmal für Fischweiber gelten, die Fischweiber natürlich als Musen figuriren können. In einem Punkte ist jedoch Körner ihnen gleich, - darin, daß er, wie sie es auch gern zu thun pflegen, auf äußere Umstände schiebt, was innere Gründe hat. Wäre er für die Kunst bestimmt gewesen, so hätte ihm die Erziehung nie einen falschen Begriff von der Kunst aufzudringen vermocht, er hätte den wahren mit auf die Welt gebracht. Daran kann man nicht oft genug erinnern. Schiller antwortet dem Schwankenden, dem in der Irre hin und her Taumelnden vortrefflich. „Danken Sie dem Himmel — sagt er — für Ihr Talent zur Begeisterung!" — Damit traf er den Nagel auf den Kopf, das war Körner's, das ist aller

Menschen, die ihm ähnlich sind, eigentlichster Besitz. Der Begeisterte ist genial im Genießen; er kommt nicht in Gefahr, den Becher mit Wein auszuspülen und dann mit Wasser zu füllen, aus der Poesie das allerdings auch vorhandene, aber hier nicht in's Gewicht fallende Verstandes-Moment hervorzuklauben und das Uebrige höchstens mit in den Kauf zu nehmen. Das fühlte Körner auch, und in seinem nächsten Briefe weiß er auf einmal, was er will. Er denkt an eine Geschichte der ausgearteten Kultur und an eine Simplificirung der Jurisprudenz. So war's recht. Keine Spur von der heillosen Kleinkinderlogik: weil ich die Sonne nicht von ihren Flecken befreien kann, so bedank' ich mich, Lichter zu putzen! Er entschloß sich kurz und gut, das, was er an allgemeiner Bildung erworben hatte, auf den ihm für seine specielle Thätigkeit angewiesenen Berufskreis anzuwenden, und er that wohl daran. Man folgt ihm mit Lust auf seinem Wege, denn man sieht, daß der Weg nicht in's Wüste und Leere führt. Uebrigens dringt er in diesem Briefe auch auf das Du zwischen Schiller und ihm; er kann nicht länger Sie sagen. Nun endlich sehen sich die Freunde von Angesicht zu Angesicht und Schiller schreibt Briefe aus Gohlis, aus jenem Gohlis, wo das Lied an die Freude entstand. Exaltation über Exaltation, aber nicht mehr ohne Wurzel und Kern, also auch nicht ohne Resultat. „Bester Freund — heißt es am 3. Juli 1785 — der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philosophisch-feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspective der Zeit vor mir liegen sah. Mit welcher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich

das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen." Hieher schau', deutsche Jugend, das thu' deinem Lieblingsdichter nach! Es ist gewiß, daß die bedeutendere Kraft sich leichter verirrt, als die geringere, weil sie länger, als diese, mit sich selbst in Zwiespalt bleibt, weil sie der niederen Sphäre, in der sich Tausende mit Behagen bewegen, oft schon entwachsen ist, ohne für die höhere noch völlig reif zu sein. Das ist der Zustand, in welchem Jeder den Faust, oder vielmehr den Vater desselben, den Hamlet, auf seine eigene Hand durchspielt, und es hat wirklich nicht so viel zu sagen, als besorgte Mütter glauben, wenn der Sohn Monate lang am Hörsaal vorbeischleicht und in's Kaffeehaus hineinschlüpft. Nur muß der junge Mensch sich freilich nicht einbilden, er sei deßwegen dem Schöpfer des Hamlet gleich und ein großer Mann geworden, weil er ihm nachfühlen, weil er Sonne, Mond und Sterne allenfalls auch einmal für ein bloßes Feuerwerk halten kann. Er muß den Zustand selbst nicht für eine That nehmen, sondern die That, wie tief er auch hinein gerathen, wie lange er auch darin verharren mag, stets in die Ueberwindung desselben setzen, sonst ist er verloren, sonst kann er Gefahr laufen, einen Grabbe und einen Shakespeare mit einander zu verwechseln, den Gräuel der Verwesung mit der Welt des Lichts, zu der allerdings auch der Kirchhof gehört. Er arbeite, sei es Anfangs auch ohne Freude; die Freude wird schon kommen, denn der Moment wird nicht ausbleiben, wo er sich plötzlich im „wüsten Garten" als gesundes Kraut fühlt und sich im Stande sieht, den Prinzen Hamlet und seine ganze Sippschaft in die Kur zu nehmen. — Der nämliche Brief läßt auch einen Einblick thun in die Buchhändlerverhältnisse jener Zeit. „S. und G. haben die Indiscretion gegen mich gehabt, meinen Fiesko, ohne mir nur ein Wort zu gönnen, neu auflegen zu lassen, nachdem die erste Edition vergriffen war — und G. trieb es so weit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauche aus seiner Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieser niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen diese Buchhandlung auf, und ich bin vollkommen berechtigt, selbst eine neue Auflage meiner Stücke zu veranstalten. Mehrere Gründe sind es, die mich dazu bewegen. Erstlich bin ich es meiner schriftstellerischen

Ehre schuldig, die Plümikesche Verhunzung meiner Stücke wieder gut zu machen. Zweitens weiß das Publikum, daß ich mit meinem Fiesko große Veränderungen vorgenommen habe, welche noch nicht im Druck erschienen sind. Drittens kann ich voraussetzen, daß eine durchgängige correctere Behandlung der Räuber und des Fiesko dem Publikum interessant und für meinen Namen von wichtigen Folgen sein werde; und dann bin ich viertens gesonnen, zu den Räubern einen Nachtrag in einem Acte: Räuber Moor's letztes Schicksal, herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen soll. Die Ausgabe müßte auch alle äußerliche Verschönerung haben, und es ist keine Frage, daß die Speculation einschlagen werde." Das Alles hat sich bis auf den heutigen Tag wohl wenig verändert, wird aber jetzt ohne Zweifel eine andere Gestalt gewinnen; seit der Wiener und Berliner März-Revolution läßt sich mit Sicherheit darauf rechnen. Der berühmteste Schriftsteller war einmal ein unberühmter und mußte zufrieden sein, unter welchen Bedingungen es auch immer sei, für die Sachen, die ihn berühmt machen sollten, einen Verleger aufzutreiben. Dieser Verleger hätte ihn vielleicht schnöde abgewiesen, wenn er sich durch contractliche Stipulationen die Zukunft hätte sichern wollen, und es wäre doch arg, wenn der Mann bloß deßwegen, weil nicht geschah, was der Natur der Sache nach nicht geschehen konnte, um einen Spottpreis bleibende Werke der Literatur als ewiges Eigenthum an sich gebracht hätte. Es ist rührend, den armen Schiller auch einmal im Buchhändlersinn speculiren zu sehen: die Not mußte groß sein, die ihm einen solchen Plan und den Gedanken an ein kaufmännisches Ausbeuten der letzten Schicksale Räuber Moor's abdringen konnte. Körner dagegen sah den Freund nicht sobald in Verlegenheit, als er sich auch glücklich pries, ihm heraushelfen zu können; er machte augenblicklich den Zahlmeister der deutschen Nation, wie Frau von Wolzogen früher aus ihrem Gütchen Bauerbach ein vorläufiges Prytaneum gemacht hatte, und das Vorschießen war seitdem Jahrelang sein gern geübtes Amt. Schiller greift auch sogleich herzhaft zu und seine Existenz ist denn einstweilen auch nach dieser Seite hin geordnet. Sehr schön sagt er in seiner Antwort: „Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Werth in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon. Ich hätte mir selbst sagen sollen:

Derjenige Mensch, der gegen deine Fehler und Schwächen so duldend war, wird es noch mehr gegen dein Schicksal sein. Warum sollte er dir Blößen von dieser Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab!" Und: „Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als du?" S. 46, in dem Briefe, den Schiller seinem Freunde an dessen Hochzeitstage schrieb, kommt eine Stelle vor, bei der Gustav Schwab aufgejauchzt haben wird: „An dem Morgen des Tags, der Euch gränzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht!" „Seht Ihr — wird der Verfasser der populärsten Schiller-Biographie seinen Recensenten zurufen — seht Ihr, wie richtig ich meinen Helden aufgefaßt hatte, als ich mich niedersetzte, ihn zu zeichnen? Ein Christ war er, trotz seiner Götter Griechenlands, ja trotz seiner philosophischen Aufsätze. Diese meinte er eben, wenn er seine schönsten Sünden verfluchte. Er betete, gibt's einen besseren Beweis?" Ich gönne ihm seine Freude, muß aber protestiren und mich überhaupt bei dieser Gelegenheit gegen die Logik, mit der Schwab in seiner Biographie die religiöse Frage in Bezug auf Schiller abmacht, entschieden aussprechen; sie hinkt gar zu kläglich auf ihren hölzernen etymologischen Füßen einher und wird durch den flüchtigsten Hinweis auf die Beschaffenheit der unter dem beständigen Einflusse christlicher Institutionen ausgebildeten Sprache entkräftet. Man ist darum noch kein orthodoxer Gläubiger, weil man helf Gott! sagt, wenn der Nachbar nies't. Der Grund bedeutet nicht viel mehr, als der S. 67 aus Schiller's Sollicitation um einen Leipziger Stollen zur Feier der Weihnacht allenfalls zu abstrahirende. S. 72 ist endlich einmal ausdrücklich vom Carlos die Rede, der damals entstand; bis dahin wird immer nur im Allgemeinen von Arbeiten gesprochen. „Willst Du wissen — heißt es — wie weit ich in meiner Arbeit gekommen bin? Mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin, die Du ja kennst. Jetzt fängt es an sehr interessant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag der Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit sie abzuwarten. Wissentlich muß ich mich übereilen — Dein Herz wird kalt bleiben, wo Du die höchste Rührung erwartet hättest. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist Alles!" Interessanter Ausdruck einer Gemüths-

Situation, in die nur ein Dichter hineingerathen kann, und an der sich schärfer, wie an irgend einer, die Differenz veranschaulichen läßt, die zwischen der Dichterkraft, als solcher, und dem allgemeinen geistigen Vermögen, dessen specifischer Ausfluß sie ist, wie jede andere, besteht. Der Dichter weiß oft sehr gut, was er machen soll, und kann es doch nicht machen; er hat alle Elemente beisammen, aber sie wollen nicht in einander aufgehen, und wenn er sich zwingt, d. h. wenn er als Geist auszuführen sucht, was er als Dichter nicht auszuführen vermag, so wird er immer etwas Vernunftgemäßes, dem Gesetz des zureichenden Grundes nicht Widersprechendes, zugleich aber auch etwas Kaltes, Unlebendiges hervorbringen, das kein Herz ergreift und keine Phantasie entflammt. Da nur wenig Dichter streng genug gegen sich selbst sind, um von den ihnen kommenden Ideen diejenigen, die sich entweder überhaupt nicht, oder doch nicht sogleich poetisch gestalten und darstellen lassen wollen, ganz und gar zu unterdrücken, so ist es natürlich, daß uns eben so oft ein poetischer Gehalt in prosaischer Form geboten wird, als uns ein prosaischer Gehalt in poetischer Form, ein Zeitungsartikel z. B. in Reimen, entgegentritt. Goethe in seinen späteren Werken, in den Wanderjahren und im zweiten Theile des Faust, zeigt am besten, was dabei herauskommt. S. 79, der Curiosität wegen werde es bemerkt, rühmt Schiller eine Blumauersche Ode an den Nachtstuhl und findet sie ganz charmant. Da muß sein hoher Geist in einer äußerst milden Stimmung gewesen sein; später verdammte er den guten Blumauer, so tief er verdammt werden konnte, und fand sogar an dem in manchem Betracht doch einzigen Thümmel kaum noch eine genießbare Seite heraus. Ein Aufenthalt auf dem Lande bei schlechtem Wetter zwingt den Dichter, sich durch Springen im Zimmer Motion zu machen; das Haus zittert dabei, und der Wirth fragt erschrocken, was er befiehlt. Das ist auch eine überraschende Situation. S. 34, aus einem Briefe von Körner, erfährt man, daß der Verfasser der Räuber und des Fiesko keine Zeitungen liest; Körner theilt ihm dafür einige politische Neuigkeiten mit, sie betreffen Necker's Exil und Calonne's Entlassung, also die nächsten Vorboten der französischen Staatsumwälzung. Ein Brief vom 23. Juli 1787 zeigt uns den Dichter auf einmal, ohne daß vorher auch nur von der Reise die Rede gewesen wäre, in Weimar, und führt uns in sein indefinibles, weil unklar bleibendes Verhältniß zu Charlotte von Kalb

ein. Er bezeichnet sie als eine „große, sonderbare weibliche Seele, die einem größern Geist, als dem seinigen, zu schaffen geben könne“. Dann kommt es zu Besuchen bei Wieland, Herder, der Herzogin Mutter u. s. w., und wir erhalten eine köstliche Gallerie von Miniatur-Bildern, die freilich nicht immer mit den in unsern Literaturgeschichten ausgehängten übereinstimmen. Zuerst tritt uns der alte, gute Wieland entgegen, der Schiller'n schon bei der ersten Zusammenkunft langweilt, der heute warm ist, morgen wieder kalt, und dessen ganzes Leben in raschen und unvermittelten Umsprüngen besteht. Dann erscheint Herder, der von Schiller „nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird“; der einen Tyrannen, den Herzog von Würtemberg, mit „Tyrannenhaß“ haßt; der Goethe mit „Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung“ liebt, und überhaupt nur hassen oder lieben kann. Ich glaube, Herder ist durch diese wenigen Worte besser charakterisirt, als durch die zweibändige Biographie seiner Frau. Possirlich taucht Vulpius auf; er will das Glück haben, den Herrn Rath Schiller zu sehen und nimmt es, trotz seines weit und breit renommirten Rinaldo Rinaldini, nicht übel, ihm nicht bekannt zu sein. Nun kommt die Herzogin Mutter an die Reihe, die Schiller'n durchaus nicht gefällt. Desto mehr ist er während der Vorstellung mit sich selbst zufrieden; man sieht, seine Verbeugungen sind ihm geglückt, er staunt über seinen eigenen Anstand. Das Resultat der ersten Tage des Aufenthalts in Weimar ist erhöhtes Selbstvertrauen. „Die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimarschen Riesen hat meine Meinung von mir selbst verbessert!“ So erging es später auch Jean Paul. Freilich war Goethe nicht dort, sondern in Italien, aber er wird gelegentlich von seinen Freunden gemalt, mitunter sogar in effigie von ihnen gehenkt, dermalen mit Ausnahme Herder's, desselben Herder, der ihn nachher für eine Wolfsnatur erklärte. Im Ganzen hat man einen Eindruck, als ob man mit dem einen Auge den Sonnenuntergang sähe, mit dem andern den Sonnenaufgang. Am 5. August 1787 schreibt Schiller: „Deinen Brief vom 2. August habe ich erhalten, er versetzte mich wieder ganz zu Euch, und das war meine wohlthätigste Empfindung seit langer Zeit. Es giebt für mich kein gewisseres und kein höheres Glück in der Welt mehr, als der vollständige Genuß unserer Freundschaft, die ganze unzertrennbare Vermengung unseres Daseins, unserer Freuden und Leiden. Wir haben dieses Ziel

noch nicht erreicht, aber ich denke, wir sollen es noch erreichen. Welchen Weg ich dazu einschlagen werde, wird der Gegenstand meiner folgenden Briefe sein. Ich bin darüber mit mir einig, aber ich muß Dir's und den Anderen erst abgewinnen, wenn ich meine Ideen Euch mittheilen darf. Der Anfang und der Umriß unserer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er sein; aber Schwärmerei, glaube mir's, würde auch nothwendig ihr Grab sein. Jetzt muß ein ernsthafteres Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Consistenz und Zuverlässigkeit geben. Jedes unter uns muß dem Interesse des Ganzen einige kleine Leidenschaften abtreten, und eine herzliche Liebe für Jedes unter uns muß in uns allen die erste und die herrschende sein. Seid Ihr hierin mit mir einig? Wohl. So versichere ich Euch, daß es die Grundlage aller Vorkehrungen sein wird, die ich jetzt für mein künftiges Leben treffe, und davon für jetzt genug." Das sind köstliche, gar nicht genug zu beherzigende Worte. Die wenigsten Menschen haben von einem wahren Freundschaftsverhältniß einen Begriff. Sie sehen nicht ein, daß ein solches Verhältniß eine Aufgabe ist, die von beiden Seiten mit Ernst und Anstrengung gelöst sein will, und daß es, statt im Genuß, in gemeinschäftlicher Thätigkeit, im gemeinschaftlichen Streben nach einem gleichen, aber auf doppeltem Wege von zwei, trotz aller Sympathie von einander verschiedenen Individuen zu erreichenden Ziel eine feste Basis haben muß, wenn es dauern soll. Sie finden sich darum immer in ihren Erwartungen getäuscht und oft am bittersten, wenn sie an den rechten Mann gerathen, denn dieser erkennt bald, daß sie nicht das Rechte von ihm wollen; sie aber, stolz auf ihr von Empfindungen strotzendes Herz, begreifen nicht, daß zwischen dem Stehenden und dem Gehenden so wenig ein Bund möglich ist, wie zwischen dem Todten und dem Lebendigen. „Kannst Du mir glauben, lieber Körner — heißt es in demselben Brief dann weiter — daß es mir schwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältniß ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der

Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein seligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen. Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch konvulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hieher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben!" Gewiß ein Verhältniß, womit Schiller's Biograph sich gründlicher hätte beschäftigen sollen, da es auf Zeiten und Sitten, wie auf die betheiligten Personen ein gleich seltsames Licht wirft. Auch Gotter tritt noch in diesem Briefe auf; er liest den Don Karlos vor, um ihn zu discreditiren.

Seite 133 kommt das erste Wort über Goethe. „Dieser

Tage bin ich auch in Goethes Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektion getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viele Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann Recht haben; aber es ist so viel Verlebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht empfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils weil er hier für einen der gescheidtesten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, theils weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat." Seite 136 heißt es: „Goethe wird von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch Niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit." Leider kommt es später ganz anders. Aber schon diese Mittheilungen über Goethe, die doch durchaus wohlwollender Art sind, geben Körner zu herbem Tadel des Mannes, den sie betreffen, Anlaß. „Nach und nach wird mir das Bild von der dortigen Welt immer heller, aber ich kann nicht sagen, daß es mir den Wunsch erregte, unter solchen Menschen zu leben. Besonders gilt dieß von der Goethe'schen Secte, wenn ich anders Deine Schilderung von ihr recht gefaßt habe. Für den großen Haufen ist

eine solche Beschränkung heilsam, und sie allgemeiner zu machen, ist gewiß ein Verdienst. Aber sich selbst und seinesgleichen muß der größere Mensch davon ausschließen. Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größeren seinen Platz zu behaupten. So lange noch im politischen oder schriftstellerischen Wirkungskreise für Goethe etwas zu thun übrig bleibt, das seines Geistes würdig ist, — und kann's ihm wohl daran fehlen? — so ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenusse zu verschwelgen und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln. Ich ehre die wahre Simplicität. Sie ist das Gepräge der Vollendung in aller menschlichen Thätigkeit, aber sie wird nicht blos durch Lavatersche Kindlichkeit erreicht. Die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes wird oft dazu erfordert, um da, wo Verworrenheit, Künstelei, Pedantismus herrschen, sie wieder herzustellen oder zu schaffen. — Ich gebe zu, daß echter Naturgenuß uns in eine günstige Stimmung für jede Thätigkeit versetzt. Aber nicht die Natur als Natur erzeugt Begeisterung, sondern der Schatz von Vortrefflichkeiten, die sie dem besseren Menschen im Zustande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet. Also nicht die leblose, die thierische Natur allein. Alle Spuren höherer menschlicher Thätigkeit müssen bei dem, der Sinn dafür hat, dieselbe Wirkung hervorbringen, und warum diesen Sinn ertödten? Verdient der Geist eines Raphael, eines Leibniz, eines Shakespeare, eines Friedrich weniger Aufmerksamkeit, als ein Gras, das ich zertrete? Und diese Begeisterung kann bei dem großen Menschen nicht zum unthätigen Schwelgen führen. Es ist leicht gesagt, daß unsere Zeiten und Verhältnisse uns zu keiner begeisterungswürdigen Wirksamkeit auffordern. Mit eben dem Rechte konnten die Griechen zu Sokrates Zeiten klagen, daß keine Ungeheuer mehr zu erlegen, keine Riesen mehr zu bekämpfen waren, wie zu den Zeiten der Heroen. Andere Zeiten, andere Ungeheuer; Stoff zur Wirksamkeit bleibt immer genug für den großen Mann. Er muß nur das Schwere heraussuchen, woran kleinere Menschen sich nicht wagen!" Es ist dieß ein äußerst wichtiger Punkt, wegen dessen man Goethe unendlich oft angegriffen hat, aber mit größtem Unrecht. Er wußte, daß man den Baum an der Wurzel begießen muß, wenn die Zweige blühen sollen. Andere glauben, sie dürfen

den Baum versäumen, wenn sie nur die Zweige pflegen, und dabei kommt denn Nichts heraus als verkrüppeltes Wesen. Derselbe Körnersche Brief enthält eine vortreffliche Kritik der Herderschen Philosophie=Methode. „Sein ganzes System hat, so wie das Spinozasche, einen großen Einwurf wider sich, den er nicht weggeräumt hat. Wenn nämlich Gott das einzige Princip aller Thätigkeit in allen einzelnen existirenden Wesen ist, wo bleibt die Individualität? Was gewinnt man durch eine Hypothese, wogegen sich das Selbstgefühl der Persönlichkeit sträubt, als den trostlosen Gedanken, daß alles, was der ausgebildetste Mensch zu seiner Vervollkommnung gethan hat, nach seinem Tode keine Spur zurück läßt? Die unendliche Kraft, die ihn beseelte, ist keines Wachsthums fähig. Sie vertauscht nur ihren Wirkungskreis, und kann durch diesen Tausch nichts gewinnen. Auch im Kleinsten ist sie unendlich; und ist Dir der Begriff einer Gottheit denkbar, die sich selbst auf unendliche mannigfaltige Weise beschränkt, um durch diese Beschränkungen Individuen hervorzubringen?" Das ist der Knoten, den auch Hegel's Ausdruck, der Geist spiele mit sich selbst, der Lösung um Nichts näher brachte. Das Allgemeine mit seinem Trieb, sich zu individualisiren, das Individualisirte mit seiner Unfähigkeit, sich als solches zu behaupten, wer will diesen Dualismus in der Weltwurzel auf eine Einheit zurückführen! Nun macht Schiller in Jena Reinhold's Bekanntschaft, und wird durch diesen zu Kant geführt. „Gegen Reinhold bist Du ein Verächter Kant's, denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus besitzen müsse." Die Schilderung, die er von Reinhold macht, zeugt von seinem Tiefblick in Bezug auf Menschen. „Uebrigens — schreibt er — folgere nicht, daß Reinhold und ich Freunde sein müssen oder schon sind. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klarsehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgange über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten, ausgesogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie

ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientiren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat." Die Herdersche Ehestands-Idylle, die sich Seite 166 findet, wird Niemand ohne Befriedigung lesen. „Von den hiesigen größern Geistern überhaupt kommen einem immer närrischere Dinge zu Ohren. Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann Niemand zürnen" — dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. — Preiset Gott, daß ihr unsterblich seid!" Jena wird charakterisirt. Die Studenten wandeln mit Schritten eines Niebesiegten, und schreien des Abends fast alle vier Minuten: Kopf weg! Kopf weg! auf die Gasse hinunter, welches Wort den Wanderer vor einem „balsamischen Regen warnt, der über seinen Scheitel loszubrechen droht." Dafür ist aber die Akademie, weil die Gewalt über sie unter vier sächsische Herzoge gleich vertheilt ist, eine Art von Republik, und die Professoren sind Leute, die sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern brauchen. Seite 177 findet sich ein köstliches Exempel, daß es den politischen Propheten oft eben so schlecht ergeht, wie den Wetter-Propheten. „Bode hat eine schlechte Idee von Paris zurückgebracht. Die Nation habe alle Energie verloren und nähere sich mit schnellen Schritten ihrem Verfall. Die Einführung der Notables selbst wäre nur ein Kniff der Regierung — sie hätte ihn aber fünf Jahre zu früh gebraucht, und noch etwas unerwarteten Gegendruck gefunden. Fünf Jahre später hätte sie diesen nicht mehr riskirt. Das Parlament wolle nichts bedeuten. Seine ganze Wirksamkeit bestehe aus Schulexercitien, die es eingebe und höchlich froh sei,

wenn sie gut gerathen; just so, wie die Schulknaben in den Gymnasien." Der Brief ist datirt vom 10. Sept. 1787. Körner freilich, immer besonnen, antwortet darauf sogleich: „Bode scheint Dir eine ziemlich einseitige Schilderung von Frankreich gemacht zu haben. Er war zu kurze Zeit in Paris, um mehr als eine Partei gehört zu haben; und daß dort alles Partei macht, kannst Du leicht denken!" Eine Spannung zwischen Schiller und Wieland löst sich wieder, Schiller wird Mitarbeiter am deutschen Merkur, er betrachtet sich schon als präsumtiven Erben desselben, und ist nicht einmal ganz abgeneigt, Wieland's Schwiegersohn zu werden. „Ich glaube — schreibt er am 19. November 1787 — Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter nicht abzuschlagen, selbst jetzt nicht, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, gar nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal so viel Sinn dafür um mir sie zu wünschen. Ich werde ewig isolirt bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen. Auf die Wieland zurückzukommen: ich sage Dir, ich glaube, daß mich ein Geschöpf, wie dieses, glücklich machen könnte, wenn ich so viel Egoismus hätte, glücklich sein zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem letztern zweifle ich sehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein, und darum habe ich bei diesem Falle mich schon verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus — aber die innigste Gewißheit, daß es ein gutes Wesen ist, daß es tief empfindet und sich innig attachiren kann, mit der Rücksicht zugleich, daß sie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen ist, äußerst wenig Bedürfnisse und unendlich viel Wirthschaftlichkeit hat!" Man wird später sehen, wie dieses Sichselbstkonstruiren, das dem höheren Menschen nun einmal eigen ist, Schiller täuschte, und daß er so gut glücklich zu machen verstand, als er glücklich zu werden fähig war. Vortrefflich antwortet ihm Körner. Ein Ausflug Schiller's nach Meiningen gibt ihm zu einem allerliebsten Genre-Bildchen

Gelegenheit, das er so gewandt auffängt, wie ein hurtiger Knabe den Schmetterling, der an ihm vorüber fliegt. „Ich habe in der Gegend einige interessante Familien gefunden. Z. B. da ist auf einem Dorfe Hochheim eine edelmännische Familie von fünf Fräulein, und zusammen von zehn Personen, die die alten Patriarchen- oder Ritterzeiten wieder aufleben läßt. Niemand in der Familie trägt etwas, was nicht da gemacht wird. Schuhe, Tuch, Seide, alle Meubles, alle Bedürfnisse des Lebens und fast alle des Luxus, werden auf dem Gute erzeugt und fabriciert, vieles von den Händen der Frauenzimmer, wie die Prinzessinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerste Reinlichkeit, Ordnung selbst nicht ohne Glanz und Schönheit gefällt dem Auge; von den Fräulein sind einige schön, und alle sind einfach und wahr wie die Natur, in der sie leben. Der Vater ist ein wackerer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burschikoser Tabakscompagnon. Zwei Stunden von da sieht man auf einem anderen Dorfe gerade das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr von S., den Ihr in Dresden gesehen habt, mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Die Frau ein vaporöses, falsches, intriguantes Geschöpf, dabei aber häßlich wie die Falschheit, und übrigens voll guten französischen Tons. Ein Fräulein ist recht hübsch, aber der Teufel regierte die Mutter, daß sie sie nicht mit uns reisen lassen wollte. Herr von S. ist ein imposanter Mensch von sehr viel guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin in hohem Grade. Er ist der Onkel Charlottens und schätzt sie sehr hoch." Aus Rudolstadt berichtet er: „ich habe wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengenfeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend, und gefallen mir sehr!" Eins dieser „anziehenden" Geschöpfe brachte es später bekanntlich weit bei ihm, es wurde seine Frau, trotz dem, daß er noch in demselben Briefe sagt: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt!" Don Carlos führt ihn auf die Geschichte des Abfalls der Niederlande, und Strada, Grotius, Reid u. s. w. werden eine Zeitlang seine Vertrauten. „Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Produkt werden; und

wahrscheinlich wird es viel thun. Im Merkur des folgenden Januars erscheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen, und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit giebt, und daß auch die Idee von etwas Solidem, das heißt etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten wird, mich dabei sehr unterstützt; denn bis hieher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat!“ In Weimar hätte man eher Condolationen erwarten sollen. „Göthe's Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei Vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.“ Ein Pröbchen von der Malerei der guten Freunde, auf die ich oben aufmerksam machte. Daß Schiller's Verhältniß zu Wieland ein immer intimeres wird, macht Körner nicht eifersüchtig, aber ängstlich. „Deine fast ausschließende Anhänglichkeit an Wieland erregt einige Besorgnisse bei mir, über die ich eine befriedigende Antwort von Dir wünschte. Alles kommt darauf an, ob Wieland mehr als ein geschickter Künstler, mehr als ein ausgebildeter Mensch ist. Wäre er nur dieß, so könnte es leicht kommen, daß Du ihm das, was er an Geschmack, Belesenheit, Kunstfertigkeit in einigen Gattungen, Studium der Formen, kurz an Kultur als Mensch und Künstler vor dir voraus hat, zu hoch anrechnetest; daß es ihm gelänge, Dich zu sich herabzuziehen, da er sich zu Dir nicht aufschwingen könnte; daß er Dich endlich dahin brächte, Dich unter das Joch einer ängstlichen, auf Convention gegründeten Kritik zu beugen, und „Deinen schönsten Sünden zu fluchen“. Ich kenne kein Produkt von Wieland, das sich durch Größe auszeichnete, und es sollte mich daher sehr wundern, wenn er für fremde Größe echtes Gefühl hätte. Hast Du ihn auch geprüft, ob es der Gehalt Deiner Ideen oder Deine Talente in Ansehung der Form sind, was er an dir schätzt? Ich gebe zu, daß es Gewinn für Dich ist, wenn sein verfeinerter Geschmack Dich auf Fehler in Deinen Arbeiten, in Rücksicht auf Zweckmäßigkeit in Anordnung des Ganzen, auf

Präcision des Ausdrucks, auf relative Wahrheit des Gedankens aufmerksam macht, die Dir entwischt sind. Aber es giebt eine Verzärtelung des Geschmacks, bei der jede Größe Carricatur scheint, die jede Idee zurückweist, welche keiner niedlichen Einkleidung fähig ist. Und selbst eine zu ängstliche Beobachtung aller Kunstvortheile muß die Begeisterung lähmen. Wer ein Raphael sein kann, darf kein Correggio werden wollen. Mag dieser immer für den Künstler in der Art der Darstellung Vorzüge haben; jener wird unter den edleren Menschen aller Zeitalter nie seine Wirkung verfehlen. Ich komme immer darauf zurück, daß Du Herder nicht vernachlässigen solltest. Er hat Proben eines emporstrebenden, vielumfassenden Geistes gegeben. Eure Köpfe, dächte ich, müßten sich gegenseitig befruchten. Wie ich mir Herder denke, so kann er Dir kecker unter die Augen treten, als Wieland, und je weniger Ihr mit einander collidirt, desto mehr unerwartete Berührungspunkte müßt Ihr gegenseitig finden." Alles dieß ist nicht allein wahr und wichtig für den vorliegenden Fall, es gilt für alle Fälle. Auch die Beschäftigung Schiller's mit der Geschichte ist dem Freunde bedenklich. Hier verfällt er aber, so viel Richtiges er auch über die Geschichte als Wissenschaft ausspricht, in denselben Fehler, in den er verfiel, als er Goethe's Versenkung in die Natur anfocht. Der Dichter, wenn er anders als solcher nicht bloß in Commersbüchern und Vergißmeinnicht-Almanachen prangen will, hat gar nichts Wichtigeres zu thun, als sich des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit nach Kräften zu bemächtigen, denn dieser ist es ja, dem er eine neue Form aufdrücken soll. Er wagt weit weniger, wenn er das, was vor ihm gedichtet wurde, auf sich beruhen läßt, als wenn er sich träge an einer der großen Schatzkammern vorbeischleicht, in denen die Menschheit ihre Schätze aufbewahrt, und zu diesen gehört doch wohl auch die Geschichte. Wenn Schiller's Gegengründe daher auch nur wenig besagen wollen, da er sie hauptsächlich von der Nützlichkeit und Gründlichkeit der Geschichte und von den Aussichten, die sie für's bürgerliche Leben eröffnet, hernimmt, so hat er dennoch Recht. Er läßt sich auch nicht ablenken und spricht bei dieser Gelegenheit zugleich, ohne sich an seinen früheren Zweifel, ob er ein weibliches Wesen auch wohl werde glücklich machen können, länger zu kehren, seinen festen Entschluß aus, zu heirathen. „Mein Lieber — schreibt er — dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest Du in meiner Seele so lesen wie ich selbst,

Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenützt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch diese Armuth, und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes. Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein isolirter, fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war, als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe." Jetzt giebt es zwischen beiden Freunden eine höchst possirliche Controverse. Schiller ist so peinlich-solide, daß er im Gefühl, bloß zur Kurzweil anderer Leute zu existiren, nach Körner's Ausdruck kaum noch einem Brotbäcker unter die Augen zu treten wagt. Körner, der praktische Jurist, muß sich in Athem setzen, dem Verfasser des Carlos die Dichtkunst, die er in den Winkel geworfen hat, wie eine abgeschabte Weihnachtsnuß, wieder ein wenig zu vergolden, damit er sie nur nicht obendrein mit Füßen tritt. Das war übrigens einer der besten Beweise für Schiller's wahren Beruf.

Wer immer vor der Muse auf den Knien liegt, den hat sie nie erhört. — Nun erscheint eine Probe aus der Geschichte des Abfalls der Niederlande. Körner lobt sie, findet den Styl aber zu sehr überladen mit Schmuck. Schiller räumt das ohne Weiteres ein und führt nur zu seiner Entschuldigung an, daß der Uebergang vom Dichter zum Geschichtschreiber kein leichter sei. Gleich darauf taucht der Geisterseher auf, von dem es heißt, daß er fortgesetzt werde, von dem der Anfang also in eine frühere Zeit fällt. „Er wird schlecht, schlecht, ich kann nicht helfen!" Vergebens sieht man sich in der ganzen Correspondenz nach einem Fingerzeig über den Ursprung dieses merkwürdigen Torso's um, der unter Schiller's poetischen Werken wahrlich höher anzuschlagen ist, als der Verfasser hier zu thun scheint. Einen sehr trüben Eindruck macht folgende Stelle: „Falsche Discretion hat mich abgehalten, von Wieland zu fordern, den ich gerade jetzt nicht solvendo glaubte; zugleich fürchtete ich, durch ein voreiliges Fordern meinem Kontrakte überhaupt Schaden zu thun, wenn er allenfalls Willens gewesen wäre, mich en gros und nicht pro Bogen zu bezahlen. Da dieses indessen noch sehr zweifelhaft ist, so glaube ich ganz recht gethan zu haben, daß ich deinem Rathe folgte und mir fünfzig Thaler auf Abschlag von ihm bezahlen ließ, welches ganz ohne Schwierigkeit ablief. Ich bin also meiner Verlegenheit überhoben, und an der Brit'schen Schuld sind doch hundert Thaler abgetragen. Die andern will ich durch Crusius besorgen lassen, weil ich mich hier recht gut durch die Einnahme von der Thalia und dem Merkur hinhalten kann. Die Dalbergschen Gelder rechne ich nicht, weil er mich immer mit meinem Wechsel bei der deutschen Gesellschaft chicaniren kann. Im Ganzen genommen ist mir doch jetzt leichter um's Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überspannen, jetzt mehr erwerbe, als ich aufgehen lasse. Ich bin also doch auf dem Wege zur Genesung, und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr als ich seit neunundzwanzig Jahren mich erinnern kann. Schlägt die niederländische Rebellion ein, daß innerhalb zweier Jahre eine neue Auflage zu machen ist, so habe ich gleich gegen vierhundert Thaler baar und ohne Mühe verdient; denn unter vier Alphabeten beträgt sie nicht, und Crusius hat mir für die zweite Edition vier Thaler zugesagt. Da mich Riga bezahlt hat, so kann ich dieses Theater auch künftig bei meinen Stücken rechnen, und dann habe ich Aussichten auf's

weimarsche, weil mein Fiesko dort, wie Du weißt, eingeschlagen, und meines Namens Gedächtniß also dort gestiftet ist. In einigen Jahren verhilft mir eine General-Edition meiner Stücke dann auch zu einer baren Summe. Kleinere Aufsätze für den Merkur, die ich in dieser Zeit zu Stande bringen muß, nebst den schon vorhandenen in der Thalia und anderswo, geben Stoff zu einigen Bänden vermischter Schriften, so wie meine Gedichte sich bis dahin zu einer honetten Sammlung häufen. Das sind also meine Ruhepunkte für's Künftige, die ich mir darum gegenwärtig mache, um Muth und Freude bei mir zu erhalten; auch Dir, denke ich, sollen sie, in meiner Seele, angenehm sein, und übertrieben wirst Du sie nicht finden. — Laß mich doch wissen, ob Du wegen Deiner Ausgaben nicht verlegen bist, oder werden kannst; dieß wird mich sehr beruhigen. Es kränkte mich längst, daß ich Dir bis jetzt noch gar nicht habe Wort halten können, weil Du vielleicht doch bei Deinem Arrangement darauf gerechnet hattest. Du kennst zwar meine ganze Lage und mein Wesen, und daß es Dir nie einfallen konnte, mir darüber böse zu sein, weiß ich auch — aber dann sehe ich wieder nicht ein, warum Du von meinem schlimmen Schicksale leiden sollst, und warum ich Dich darein verflochten habe? Bist Du aber nicht genirt, so tröste ich mich mit der Aussicht, auch diesen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort: Geld nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird." Das macht so viel begreiflich. Gelegentlich trat zwar das Schicksal in's Mittel, indem es ihm eine Rathsherrnstelle in Schweinfurt mit leidlichem Gehalt und mit einer wohl conditionirten Frau obendrein offerirte. Er stieß sein Glück von sich und „die Götter waren gerettet", sahen also auch geduldig zu, wenn die Mannheimer Buchhändler Auflage nach Auflage von seinen Werken veranstalteten, ohne ihn zu bezahlen. Zu einigem Ersatz wird Schiller Recensent an der Jenaer Literatur-Zeitung und erhält unter den ersten Novitäten Goethe's Egmont zur Besprechung zugesandt, über den er dann die bekannte Recension schreibt, die kein Leser des Stückes billigen wird, aber Jeder, der es aufführen sieht. Während dessen erscheint der alte Gleim in Weimar und gewinnt Schiller's Interesse in so hohem Grade, wie seine liebevolle Natur es verdiente. Auch Goethe's Rückkehr aus Italien naht heran. Wie dieser aber nach Weimar kommt, ist Schiller nicht da, sondern in Volkstädt und verliert sein Herz.

Herder wird, wie wir Seite 326 erfahren, im Glauben gestärkt und erlebt ein Wunder; ihm werden von unbekannter Hand 2000 Thaler zum Geschenk gemacht. Das kam damals öfter vor, denn es bestand zwischen Publikum und Schriftsteller ein ganz anderes Verhältniß, wie jetzt; man denke an Asmus, an Hamann, an Jean Paul. Schiller, der Verfasser der Götter Griechenlands, erlebte nichts Aehnliches, doch erhielt er auch keine Faustschläge auf den Kopf für seine contreband'nen Gedanken, wie Shelley, und war also noch immer bevorzugt. Der deutsche Merkur bringt die Briefe über den Don Carlos, die Körner sehr lobt, und mit gutem Grund. Leider sind sie bis jetzt noch einzig in ihrer Art und werden es wohl noch lange bleiben; denn obgleich wir Alle wissen, wie vortrefflich unsere Dutzend-Kritiker sich auf die Zergliederung eines tiefsinnigen Kunstwerkes verstehen, und obgleich bei uns noch nie eins hervorgetreten ist, das nicht im Anfange auf den Kopf gestellt worden wäre, so sind wir doch weit davon entfernt, dem Verfasser auch nur das Recht auf ein den ärgsten Mißverständnissen vorbeugendes Vorwort einzuräumen, geschweige auf ähnliche Abhandlungen, die doch eben deswegen, weil sie die allgemeinen Kunstgesetze stets auf einen concreten Fall beziehen würden, so unendlich fruchtbar sein könnten. Ueber Goethe heißt es: „Ich bin sehr neugierig auf Goethe; im Grunde bin ich ihm gut, und es sind Wenige, deren Geist ich so verehre!" Im Grunde! Warum auch nicht? Man sieht, die alte bekannte Regel, daß immer etwas hängen bleibe, bestätigt sich selbst an einem Schiller. Der Menschenfeind, das nicht fertig gewordene bürgerliche Trauerspiel, wird mehrfach hervorgenommen, aber immer nur, um wieder bei Seite gelegt zu werden. Es war, nach den uns erhaltenen Scenen zu urtheilen, nicht großartig genug angelegt, um nach dem Carlos noch möglich zu sein. Das bürgerliche Trauerspiel vermag sich nur dann neben dem historischen zu erhalten, wenn es seinen Gehalt aus den Verhältnissen schöpft und sich vor aller überflüssigen Miniaturmalerei hütet. Der Schillersche Menschenfeind aber ging auf Psychologie aus und war schon im Problem ohne Tiefe. Am 12. September 1788 kann Schiller endlich von Goethe erzählen: „Ich habe — schreibt er — vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. S., der, die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung

ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsstriches die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müssige Menschen seien. Das Kind von fünf Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. In Rom ist keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber desto hergebrachter mit verheiratheten. Umgekehrt ist es in Neapel. Ueberhaupt soll man in der Behandlung des anderen Geschlechts hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht theuer und kaum so theuer leben, als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich." Körner antwortet darauf: „Freundschaft erwarte ich nicht (zwischen Euch Beiden), aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander." Eigentlich war das ein prophetisches Wort. Körner macht ihm bei Gelegenheit einer Lectüre der Histoire de mon temps den

wunderlichen und doch von Schiller nicht zurückgewiesenen Vorschlag zu einem epischen Gedicht aus der Geschichte Friedrichs des Großen. Glücklicherweise ist davon nie etwas ausgeführt worden; es wäre noch mehr Zeit- und Kraftverschwendung gewesen, wie Goethe's Achilleis. Recht dagegen hat Schiller, wenn er meint, daß er die Schwierigkeiten, die aus der so nahen Modernität des Sujets entständen, nicht zu fürchten brauche, denn was gestern geschah, kann schon heute ein Stoff für die Kunst sein, und wenn das Werk mißlingt, so liegt die Schuld am Dichter, dessen unzulängliche Kraft einer Aufgabe aus der Gegenwart gegenüber sich allerdings leichter Blößen gibt, als wenn sie es mit einer in Nebel eingehüllten Vergangenheit zu thun hat, sie liegt nie am Gegenstand. Das Verhältniß mit Charlotte von Kalb geht zu Ende. „Es ist eine Verstimmung unter uns — schreibt Schiller — worüber ich Dir mündlich einmal mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen!" Ein neues Räthsel am Schluß, statt der Lösung. Körner ist fruchtbar an Vorschlägen; es kommt noch einer zu historischen Romanen, wie Walter von Montbarri und Hermann von Unna. Dießmal acceptirt Schiller freilich nicht. Auch Huber, der spätere Mann der Therese Forster-Heyne, der bisher immer wie ein blasser Schatten neben den Freunden herlief, tritt hervor, und zwar als Dramatiker mit seinem „heimlichen Gericht." Bei dieser Gelegenheit spricht Schiller ein köstliches Wort. „Er hat — sagt er — keinen dramatischen Styl, sein Fehler ist, daß er sich über einen Gedanken ausschüttet, und das soll man nie." Am Schluß des Bandes realisirt sich für Schiller endlich eine Aussicht. Er wird Professor extraordinarius ohne Fixum und mit der Verpflichtung, vorher zu disputiren. Körner ist damit sehr unzufrieden und meint, Schiller gewinne nichts durch den Professor Titel, wohl aber gewinne die Akademie durch ihn.

Wir müssen hier, wo wir von Schiller, dem Strebenden, Abschied nehmen, eine Pause machen. Die spätern Bände führen uns den Mann vor, der weiß, was er will und soll. Sie bieten uns vielfache Gelegenheit, auf den ersten zurückzukommen.

„Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgerische Lebensart ein Ende, und ich werde in diesem Jahre als ein unnützer Diener des Staats erscheinen.“ So beginnt Schiller seinen Neujahrswunsch an Körner, und er hatte Ursache, den Lebensabschnitt mit einem rothen Strich zu bezeichnen, denn die Zeit, wo sich zu seinen inneren Kämpfen auch noch die schmählichen äußeren mit Noth und Mangel gesellten, war vorüber. Wir können jedoch die Leidensperiode, die jetzt hinter ihm lag, nicht verlassen, ohne uns noch einen kurzen Rückblick zu erlauben und einige Betrachtungen, die für die Gegenwart wichtig sind, an diesen zu knüpfen. Während des ganzen ersten Bandes, der doch eine beträchtliche Reihe von Jahren umfaßt, sahen wir Schiller nicht aus der Misere herauskommen; dennoch that er in diesem Zeitraume den Riesenschritt von den Räubern zum Carlos. Dies beweist, daß die innere Entwicklung eines von der Natur hinreichend ausgestatteten Geistes nicht so sehr von der äußeren Lage abhängt, wie man gewöhnlich annimmt, und daß ein Jeder sich irrt, der der Welt seine Meisterstücke nur darum schuldig zu bleiben glaubt, weil die Welt ihm seine Renten schuldig geblieben ist. Jean Paul that der Armuth in seinen lyrisch-idyllischen Romanen sicher zu viel Ehre an, als er sie zu verherrlichen suchte; sie ist ein Fluch unter allen Umständen, und wenn er das enge Schulhaus seines Quintus Fixlein mit holländischer Sorgsamkeit herausputzte und sich und uns einreden wollte, daß ein anderes als das Begräbnißfest darin gefeiert werden könne, so ging das eben aus seinem Bedürfniß hervor, sich mit diesem Fluch durch eine poetische Verklärung individuell auszusöhnen, und zeigt nur, wie tief er selbst ihn empfunden hat. Man legt der Armuth aber auch umgekehrt zu viel Gewicht bei, wenn man meint, sie könne Talente erdrücken, die nicht auch unter den günstigsten Verhältnissen unbedeutend geblieben wären; das kann sie nicht. Sie hat nur auf die Richtung Einfluß, die die Talente später nehmen; dieser Einfluß ist aber freilich so groß, daß der Mensch, wenn er zum vollen Bewußtsein gelangt, seine ganze sittliche Kraft aufbieten muß, um ihn wieder zu beseitigen, wenn er nicht Zeitlebens Unerquickliches hervorbringen will. Jean Paul gelang das nicht, obgleich er weiter kam, als der bis an sein Ende grollende Herder, er blieb beim Selbstbetrug stehen; Schiller that seine Vergangenheit vollständig in sich ab, und das war sein glänzendster Sieg. Diese Bemerkungen

sollen den Staat nicht etwa in seiner bisherigen kalten Gleichgültigkeit gegen seine besten Kräfte bestärken; sie sollen den Literaturhistoriker nur zur Vorsicht ermahnen, wenn es einmal wieder gilt, einer „Hoffnung" die Grabschrift zu setzen, die ohne Erfüllung blieb, weil ein früher Tod, dem Noth und Elend vorhergingen, sie erstickte. Man erblickt zwar jetzt in jeder gespitzten Feder einen Gewinn der Literatur, und in jeder zerknickten einen Verlust; man zählt die Schreiber, statt die Leistungen zu wägen, und ist nahe daran, den Werth des Literaturzustandes nach der Masse derer, die er ernährt und beschäftigt, abzuschätzen. Doch man sage, was man wolle, die Literatur hat es nur mit dem Hervorragenden zu thun, sie besteht nur aus Spitzen, und wenn es völlig gelingen sollte, sie, wie man versucht, in eine Art von Colonie für das geistige Proletariat umzuwandeln, so ist es mit Kunst und Wissenschaft vorbei. Es ist noch niemals ein so unsinniger Kampf geführt worden, als derjenige ist, den dies Proletariat jetzt gegen das Talent oder, wie es sich auszudrücken beliebt, gegen die „Aristokratie" des Talents zu führen beginnt. Das Vorhandensein dieser „Aristokratie" läßt sich allerdings nicht abläugnen, und eben so wenig kann man es bestreiten, daß sie der Mittelmäßigkeit im Wege steht, d. h. daß sie es ihr erschwert, die Produkte des auf ein Gelüst der Menge speculirenden Magens, denen mit dem Gehalt jede Existenzberechtigung fehlt, neben den Resultaten eines für Welt und Nachwelt wichtigen, weil sich niemals in gleicher Form wiederholenden geistigen Entwicklungsprozesses geltend zu machen. Doch nur ein mit der größten Gemeinheit der Gesinnung gepaarter Unverstand, nur eine Logik, die dem Affen allenfalls auch das Recht einräumte, den ihn beschämenden Menschen aus der Welt zu schaffen, nur eine vollkommene Verthierung kann den Schluß daraus ziehen, der doch schon hin und wieder gezogen ward, den Schluß, daß der in der Natur der Dinge gegründeten Herrschaft dieser „Aristokratie" ein Ende gemacht werden müsse. Man sei aber nur consequent, man bleibe nicht stehen, sobald dem eigenen Egoismus genug geschah, sondern gehe weiter! Dann wird man, nachdem man die Talente der Gegenwart zum Schweigen gebracht und die noch gefährlicheren der Vergangenheit durch Omar's Radicalmittel beseitigt, allenfalls auch, der Weißbinder und Steinmetzen wegen, die uns übrig gebliebenen Statuen des

Alterthums zerschlagen und die Gemäldegallerien zerstört hat, nicht umhin können, mit dem Selbstmord aufzuhören. Denn, so wie das Talent abgethan ist, tritt der gewöhnliche Menschenverstand, der ja auch nicht Jedermanns Sache zu sein pflegt, an seine Stelle und muß, wenn er nicht sein Princip aufgeben will, den Platz räumen; das muß aber so fort und fort gehen, bis der letzte Mensch und die erste Bestie als Thronprätendenten zusammenstoßen, wenn nicht dieses unvermeidlichen Ausgangs halber der Anfang noch einmal in Ueberlegung gezogen und die Ueberzeugung gewonnen wird, daß die höchste menschliche Thätigkeit sich nicht zum Handwerk erniedrigen läßt, ohne sich in ihr Gegentheil zu verkehren. Die Literatur ist nicht dazu da, die Leute, die nirgends unterzukommen wissen, zu versorgen, und es ist ein besserer Zustand, wenn sie dem Begabtesten das Nothwendige versagt, als wenn sie es dem Unbegabten gewährt. Denn das Talent ist nicht, wie die erworbene Fertigkeit, ein Nebenbei, das der Besitzer bei Seite wirft und mit etwas Ersprießlicherem vertauscht, wenn es nichts einträgt; es ist der gesteigerte Mensch in seiner unzerstörbaren Wesenhaftigkeit, und es steht gar nicht in seiner Macht, von sich selbst abzufallen. Es wird daher, ohne nach äußeren Accidentien viel zu fragen, zu allen Zeiten und unter allen Umständen das Seinige thun und den Hauptzweck der Literatur, der Menschheit durch treue Fixirung jedes symbolischen Lebens- und Entwicklungsprozesses zu einem immer klareren Selbstbewußtsein zu verhelfen, stets im Auge behalten; es wird in der dämmernden Idee, die ihm aufgeht, seine Aufmunterung, in der strahlend hervorbrechenden seinen Lohn erblicken und, des Bedürfnisses wegen, lieber mit Spinoza Brillen schleifen, als mit der Mittelmäßigkeit Leihbibliothekenromane und Hoftheaterstücke verfertigen. Das beweist Schiller, das beweist ein Jeder vor und nach ihm, der genannt zu werden verdient, und es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern!

Gehen wir jetzt zum zweiten Bande über. Der Schluß des ersten zeigte uns Schiller, wie er sich entschloß, in Jena eine Professur der Geschichte zu übernehmen; aus dem Anfang des zweiten ersehen wir, wie er sich vorbereitet. „Diese Woche — schreibt er — habe ich fast nichts gethan, als Schmidt's Geschichte der Deutschen vorgenommen und Pütter's Grundriß der deutschen Staatsverfassung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat.

Besonders muß sich sein ganzer Werth alsdann erst ergeben, wenn man durch eine gründliche Geschichte des deutschen Reiches im Detail bereits in den Stand gesetzt ist, diese Resultate gleichsam selbst daraus zu ziehen und solche also im Pütterschen Buche nur recapitulirt. Das Ganze ist ein sehr klar auseinandergesetztes Gemälde aller allmäligen Fortschritte, welche jede politische und geistliche Macht im Laufe der Geschichte in Deutschland gethan hat. Schmidt ist unendlich schätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in seiner Zusammenstellung ist kritische Prüfung; aber er verliert durch seine befangene parteiische Darstellung wieder sehr. Im Ganzen freue ich mich doch auf dieses unendliche Feld, das durchzuwandern ist, und die deutsche Geschichte besonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen studiren." Dabei wird die Ueberarbeitung und Herausgabe der historischen Memoiren unternommen und Körner zur fleißigsten Theilnahme aufgefordert. Trotzdem entsteht eines der bedeutendsten Gedichte: die Künstler! und wird Gegenstand sorgfältigster Erörterung. Der Briefwechsel ist gerade an diesem Punkt wieder höchst interessant und instructiv. Er wirft zunächst auf Schiller's dichterische Individualität helles Licht. Wie später im mündlichen Gespräch mit Goethe, so wird das halb entstandene, halb im Entstehen begriffene Product hier in der schriftlichen Unterhaltung mit Körner nach allen Seiten besprochen und in Folge dessen beschnitten und ergänzt. Ja, nicht bloß Körner hat Einfluß darauf, auch Wieland und Feder, mit dem Schiller gerade verkehrt. „Nun folgt — heißt es — aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höheren Kultur sei; daß also der Herbst immer weiter gerückt sei, als der Lenz — und er ist sehr weit von dieser Demuth entfernt. Alles, was wissenschaftliche Kultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen. Nach-

dem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich der Forscher und Denker sich vorschnell schon in den Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen; dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöse." Das beweist auf's Schlagendste, was die gründliche Analyse seiner Arbeiten denn auch, freilich zu ihrem großen Nachtheil, bestätigt, daß der Schöpfungsact bei ihm kein reiner war, daß Zeugen und Machen bei ihm nicht unmittelbar zusammenging, sondern weit auseinander fiel. Es tritt natürlich nicht überall so schneidend hervor, wie bei den Künstlern, einem Product, das schon seiner Art nach mehr ein Zeugniß für Schiller's gründliche Erkenntniß der Kunst sein muß, als eine über allen Zweifel erhabene künstlerische That; es verläugnet sich jedoch fast nirgends ganz und gibt seinen Compositionen, den dramatischen sowohl wie den lyrischen, im Ganzen und im Einzelnen etwas Zwitterhaftes, das ihnen, wie den Rousseau'schen, zwischen glühenden Phantasiegeburten und kalten Verstandeshervorbringungen einen Platz in der Mitte anweist. Der Briefwechsel gibt uns hier aber nicht weniger ein Maß für Körner's kritische Capacität und zeigt uns, wie weit wir seine Urtheile adoptiren dürfen. „Daß Du die Kunst — schreibt er — der wissenschaftlichen Cultur nachsetztest, habe ich nicht gefunden. Die Wahrheit, welche Du für das Urbild der Schönheit erklärst, ist etwas ganz anderes, als die Bruchstücke menschlicher Kenntnisse und die Vorschriften der gemeinen Moral. Ich verstehe darunter das Ideensystem eines vollkommenen Geistes, der keiner dunkeln Begriffe fähig ist, der bloß erkennt, ohne zu empfinden. Ist das Wesen, welches jetzt Mensch ist, bestimmt, sich mit jeder Revolution seiner Existenz jenem Ideale stufenweise zu nähern, so läßt sich behaupten, daß die Entwickelung des Gefühls für Schönheit eine Vorbereitung zu einem künftigen Zustande sei. Es giebt etwas Höheres für denkende Wesen überhaupt, nicht für den Menschen insbesondere. Ausschließendes Bestreben nach Wahrheit beschränkt den Menschen. Erkenntniß ist ihm sparsam zugemessen, fast nur so viel, als für seine anderen Bedürfnisse zureicht. Seine Sphäre zu erweitern bleibt ihm nichts übrig, als Ahnung durch Phantasie. Gefühl

für Schönheit ist es, was das Chaos der Erfahrungen ordnet und zu Ergänzung der Lücken auffordert. Dies ist der Ursprung der erhabensten Systeme, aber zugleich auch der ausschweifendsten Verirrungen der Einbildungskraft. Diese zu verhüten und jene zu bewähren, ist das Geschäft der vollkommenen Kritik. Es giebt aber eine Kritik des Wahren und eine Kritik des Schönen. Die Kritik des Wahren sucht in der Erfahrung die Belege zu den Dichtungen der Phantasie. Die Kritik des Schönen prüft das Ideal als ein Geistesproduct, unabhängig von Wahrheit, entdeckt seine Mängel und sucht seine Vollkommenheit zu erhöhen. Dieses trifft zusammen mit Deiner und Wielands Idee von dem Ziele der wissenschaftlichen Cultur. Die Kritik des Schönen nämlich ist noch zurück, und sie ist es allein, die die Wissenschaft zum Kunstwerk adeln kann. Ohne sie wird durch die Kritik des Wahren die Schöpfung der Phantasie nur zerstört, und bei allem Gewinn an zuverlässiger Erkenntniß bleibt der ganze Vorrath von Erfahrungen doch immer ein unübersehbares Chaos. Das neue Glied paßt also sehr gut zu dem übrigen Inhalte Deines Gedichts, und nach dem, was Du mir von der Anordnung des Ganzen schreibst, wird meine Erwartung immer höher gespannt. Es kann Dein erstes classisches Product werden. Du kannst kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern." An diesem auffallenden Ausspruch ist vor Allem die Unbedingtheit hervorzuheben, mit welcher er hingestellt wird. Gewiß, so wenig Goethe, der Verfasser des Fischers und des Königs in Thule, als Bürger, der Verfasser der Lenore, Schiller's Zeitgenossen, wären im Stande gewesen, den Künstlern einen Pendant zu geben. Aber, das spricht nicht für, sondern gegen die Künstler, denn was die anerkannt ersten Meister der lyrischen Poesie nicht machen können, das kann nicht lyrisch sein, das kann höchstens neben anderen auch lyrische Elemente in sich haben. Der Ausspruch war daher jedenfalls zu beschränken, hier auf das Didactische, und Körner verfiel in den Fehler, die unendliche Kunst mit ihren zahllosen Spielarten der individuellen Richtung seines Freundes zu subsummiren, statt es umgekehrt zu machen. Von diesem Fehler ist er aber nirgends frei; der Kreis, in dem Schiller waltet, ist ihm der Kreis der Kunst an sich, woher es denn kommt, daß er manche Erscheinung entweder gar nicht, oder doch nur halb, nur von der Linie seines Erkenntnißkreises durchschnitten, erblickt; in diesem Kreise selbst

sieht er dagegen sehr scharf, und wenn Schiller einmal nicht leistet, was in ihm geleistet werden kann, so geht es ihm schlecht. Uebrigens ist hinzuzufügen, daß dieser Fehler Körner's nicht ausschließlich aus seinem speciellen Freundschaftsverhältniß zu Schiller hervorgegangen ist, sondern eben so sehr aus seinem deutschen Naturell. Denn dem Deutschen müssen vermöge der Grundzüge seines Nationalcharakters Schiller's Schwächen als Vorzüge gelten; er liebt das Unbestimmt-Verschwimmende, das Eines sein und doch daneben etwas Anderes scheinen will, und darum ist Schiller, der ihm nie etwas ganz Exclusives, etwas durchaus nur Poetisches bietet, sein Lieblingsdichter. Es entsteht hier die interessante Frage, ob ein dichterisches Individuum bei einem eintretenden Conflict der Eigenthümlichkeit seines Volks, für das es schafft, seine eigene Eigenthümlichkeit, aus der und mit der es schafft, unterzuordnen hat oder nicht; ich will sie unentschieden auf sich beruhen lassen, aber so viel ist klar, daß es in dem einen Fall auf eine ausgebreitete Wirkung in der Gegenwart verzichten, in dem anderen die Quelle seiner Kraft selbst verstopfen und sich die Zukunft verengen muß. Wenn Schiller z. B. als dramatischer Dichter, statt seiner bekannten Vorliebe, einen unbesiegbaren Widerwillen gegen alles Sentenzenwesen gehabt und hinreichendes Gestaltungsvermögen besessen hätte, um den Ausfall, der dadurch in der Oeconomie seiner Stücke entstanden wäre, zu decken: was würde, seiner Nation gegenüber, die Folge davon gewesen sein? So gewiß er dann vor dem höchsten Forum der Aesthetik ganz anders bestehen würde, wie jetzt, eben so gewiß würde er drei Viertheile seines großen Publicums verloren haben, denn der Deutsche kann und will nun einmal in den Charakteren eines Drama nicht eine Art von höherem Alphabet erblicken, aus dem er sich das Lösungswort selbst zusammensetzen soll; ihm ist eine Figur, der kein Zettel aus dem Munde hängt, sogleich eine räthselhafte, und er wird nie befriedigt, wenn der Poet sich herausnimmt die Kunst befriedigen zu wollen. Das geht aber im Lyrischen eben so; ein Bild ohne Unterschrift ist ihm auch hier ein Bild ohne Sinn, deßhalb zieht er alles Reflectirende vor, reflectire es nun, wie Schiller, tief und genial über die Philosophie, oder, wie ein Georg Herwegh, flach und oberflächlich über die Politik, und Körner erwies sich nur als echter Deutscher, wenn er in den Künstlern so lange, bis das Lied von der Glocke kam, die Krone

aller Lyrik erblickte. Es fehlt sicher nicht an Leuten, welche mit Rücksicht auf dieses zweifellos feststehende Factum geneigt sind, die oben aufgeworfene Frage ohne Umstände dahin zu beantworten, daß das Individuum sich unbedingt in den Nationalcharakter schicken müsse. Diese mögen jedoch, ehe sie sprechen, bedenken, daß es ein doppeltes Publicum gibt, ein im Raum beisammen lebendes und ein in der Zeit aufeinander folgendes, und daß sich zwischen beiden im Lauf der Jahrhunderte sogar das numerische Verhältniß umkehrt. Heinrich Clauren war in seinen Absichten äußerst faßlich und fand Tausende von Lesern; Heinrich Kleist war es nicht und fand deren wenige; dennoch dürfte es nicht lange mehr dauern, und der Verfasser des Kohlhaas hat auch der Zahl nach ein bedeutenderes Publicum, als der Verfasser des Mimili jemals gehabt hat.

Schiller replicirt auf Körner's enthusiastischen Erguß: „Das lyrische Fach, das Du mir anweist, sehe ich eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künstler gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken. Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin giebt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deßwegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels

ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht so weit bedecken können als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf feinere Köpfe zu wirken." Dies Urtheil in seiner edlen Strenge erinnert an den bekannten Ausspruch, den Lessing einst über sich selbst that, als bestochene Freunde den großen Dialectiker, dem als solchem bis auf einen gewissen Grad auch die poetischen Formen zugänglich waren, durchaus zum großen Dichter machen wollten. Es ist ein glänzendes Zeugniß für Schiller's durchdringende Selbst-Erkenntniß sowohl, als für seine sittliche Energie und den Adel seines Charakters. Seine unbedingten Verehrer werden freilich nichts darin sehen, als den Ausdruck einer momentanen Stimmung, aber sie irren sich, es ist vollkommen richtig, daß Schiller sich nach der Beschaffenheit seines Talents ein ganz apartes Drama gebildet und nur dadurch seine außerordentlichen Wirkungen hervorgebracht hat. Den dramatischen Dichter macht vor Allem, wenigstens in der modernen Welt, die Kunst zu individualisiren, d. h. auf jedem Punkt der Darstellung Allgemeines und Besonderes so in einander zu mischen, daß eins das andere niemals ganz verdeckt, daß das nackte Gesetz, dem alles Lebendige gehorcht, der Faden, der durch alle Erscheinungen hindurch läuft, niemals nackt zum Vorschein kommt und niemals, selbst in den abnormsten Verzerrungen nicht, völlig vermißt wird. Von dieser Kunst besaß Schiller nun allerdings zu wenig, und wenn seine Figuren zwischen den mit Nothwendigkeit im Basreliefstyl gehaltenen Charakteren der Alten und den markigen, bis in die letzte Faser hinab selbständig gewordenen Gestalten der Neueren in der Mitte stehen, so war das keineswegs Absicht, ging keineswegs, wie man glauben könnte, aus einem etwa in höheren Principien begründeten Vermittlungsversuch hervor, sondern war die einfache Folge eines inneren Mangels. Aber eben weil Schiller den Mangel genau kannte, weil er wußte, daß er im „natürlichen" Drama die Rivalen zu scheuen hatte, gereichte er ihm nicht zum Verderben, denn nun steckte er sich die Sphäre so ab, daß derselbe, wenn auch nicht ganz und gar unbemerkt bleiben, so doch durch den Ersatz, den er dafür bot, hinreichend aufgewogen erscheinen konnte. Er floh zunächst aus der realen Welt in die ideale, aus der Welt der Verworrenheit und des Zickzacks in die der

vorherbestimmten Harmonie und der reinen Kreislinie und richtete sich dann dieser Welt gemäß auch die Menschen zu, mit welchen er sie bevölkerte. Das wurde ihm ohne Widerrede, ja mit Jauchzen und Jubeln, gestattet, und nun hatte er schon gewonnen, nun brauchte er von der Individualisirungskunst nicht mehr, als ihm zu Gebote stand; der blaue Hintergrund seiner idealen Welt, mit den wenigen Wölkchen, die er zuließ, war leicht gemalt, und eben so leicht waren die durchaus noblen Helden und Heldinnen mit ihrem einseitigen, sich nie verirrenden Pathos hingestellt, die sich in ihr bewegten. Zwar verlor sein Drama eben dadurch auch bis auf einen unberechenbaren Grad an Energie und wurde schwächlich, denn an der eigentlichen Aufgabe der dramatischen Kunst schlich es sich doch vorbei. Diese besteht nämlich nicht darin, eine ideale Welt in die reale als ein Bild hinein zu hängen und das Bild mit bengalischer Flamme zu beleuchten, sondern darin, diese ideale aus der realen selbst hervor zu arbeiten, und es bedarf wohl nicht erst eines Beweises, daß es leichter sein muß, die letztere zum Rahmen zu erniedrigen, als zum Gemälde zu erhöhen. In dem einen Fall braucht man nur einfach Tabula rasa zu machen, in dem zweiten soll man den Standpunkt so zu nehmen wissen, daß alle Widersprüche sich von selbst und ohne Zuthat eines fremden Mittelgliedes in Harmonie auflösen, und sicher läßt sich ein blatternarbiges Gesicht schneller schminken, als an einen Ort stellen, wo es in seiner natürlichen Beschaffenheit mit zur Schönheit beiträgt, weil es in einer von einem höheren Gesichtskreis aus gezogenen Linie nur noch einen Punkt neben andern Punkten bildet. Schiller hat seiner ganzen Anlage nach mit keinem Dichter weniger Verwandtschaft wie mit Shakespeare, mit dem man ihn früher so oft verglich, und mit keinem mehr als mit Calderon, mit dem man ihn, so weit ich mich erinnere, noch nie parallelisirte; er übertrifft diesen jedoch, noch ganz abgesehen von den nationalen Verschiedenheiten, unendlich durch die hohe Begeisterung, die ihm innewohnt. Freilich ist auch diese Begeisterung nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit des vorhergehenden Raisonnements, denn es ist nicht die des Künstlers, die, eben weil sie auf die Totalität der Welt geht und Alles umfaßt, was in ihr lebt und webt, nicht an die Einzelheiten ihre ganze Glut verschwenden kann; es ist die des Menschen, der sich aus der Welt das, was ihm gefällt, herausnimmt und sich um das Uebrige nicht kümmert. Aber

die Begeisterung ist echt, sie ist die eines großen Individuums, das nur zum Höchsten in wahlverwandtschaftlicher Beziehung steht und das seine Träume beseelt, indem es sie erzählt, darum reißt sie unwiderstehlich fort und leistet Ersatz für das, was dem Dichter mangelt.

Körner antwortet: „Vom lyrischen Fach scheinst Du nicht gerecht zu urtheilen, oder ihm zu enge Grenzen zu setzen. Ich rechne alle die Mittelgattungen dazu, durch welche es in's Lehrgedicht übergeht. Uebrigens bin ich weit entfernt, Dich von dramatischen Arbeiten abzumahnen, und Deine Vergleichung zwischen Dir und Goethe kann ich nicht ganz unterschreiben. Du hast Dich meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben, und diesen Vorzug kannst Du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache. Was Huber mir neulich über ihn schrieb, hat mir sehr eingeleuchtet. Er glaubt, daß eine gewisse Kälte und ein Mangel an Individualität ihm als Künstler zu Statten kommt; und in der That ist mir sehr begreiflich, wie eine Darstellung eben dadurch unvollkommener ausfallen kann, daß man sich mehr für seine Ideale als für seinen schriftstellerischen Ruhm begeistert. Ein Künstler, der mit Wärme arbeitet, erkennt leicht das Bild seiner Phantasie in wenigen hingeworfenen Zügen und glaubt, daß es jedem Anderen eben so anschaulich sein muß. So entsteht oft eine Skizze statt eines Gemäldes. Der kalte Künstler ist gleichgültig gegen seine Ideen und denkt nur auf die größte mögliche Wirkung bei seinem Publicum. Er fordert alle Kunst der Täuschung auf und ruht nicht eher, als bis sein Werk die höchste Vollendung erreicht hat." Hier steht der helle Kopf ausnahmsweise einmal als Confusionär da, und eben aus dem Grunde, den ich vorhin anführte, weil Schiller's Kreis ihm für den Kreis der Kunst gilt. Goethe's höheren Kunstverstand und sein größeres Kunstvermögen setzt er sich zur Kunstfertigkeit herab und tadelt Alles, was zu loben wäre, lobt, was er tadeln sollte. Die Begeisterung, die ein Künstler für seine Ideale hegt, kann er nur dadurch beweisen, daß er sie mit allen ihm und der Kunst zu Gebote stehenden Mitteln zu verleiblichen sucht; dadurch, daß Jemand verzückt in die Wolken schaut und ausruft: welch' eine Göttin erblick' ich! kommt keine Göttin auf die Leinwand. Ja, es ist nicht einmal wahr, daß er selbst eine sieht, er erobert sie sich erst durch's Malen, er würde in seinem ganzen

Leben nicht zum Pinsel greifen, wenn sie vor ihm schon alle ihre Schleier abgelegt hätte. Mit den „wenigen hingeworfenen Zügen" ist es also nichts; sie sind dasselbe, was für den Philosophen eine Notiz im Denkbuch ist. Uebrigens kann sich für den nackten schriftstellerischen Ruhm nur ein Narr begeistern, und der wird dann für seine lächerliche Eitelkeit dadurch bestraft, daß er ihn nicht erhält; bei Goethe, dem sie hier imputirt wird, war eine solche Art Begeisterung unmöglich, aber eben, weil er die echte für seine „Ideale" hatte, bot er „alle Kunst der Täuschung" auf, um die Werke, durch die sie auf Welt und Nachwelt wirken sollten, zu vollenden. Eigentlich wiederlegt Körner sich selbst gleich im nächsten Brief, wo er die Fortsetzung vom Geisterseher recensirt. „In Ansehung des Zusammenhangs der Geschichte — sagt er — find' ich es sehr natürlich, daß der Armenier jetzt eine Zeitlang verschwindet, weil er dem Prinzen nach dem Schlusse des zweiten Stücks verdächtig geworden ist. Indessen wären vielleicht ein Paar Worte nicht überflüssig gewesen, den Leser auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, weil mancher doch wohl sich wundert, daß, nach Allem, was vorher sich ereignet hatte, jetzt vom Armenier oder Sicilianer gar nicht mehr die Rede ist. Im philosophischen Gespräch ist es Dir, glaub' ich, sehr gelungen, den Zweifel an Unsterblichkeit zu veredeln. Menschenwerth und Moralität wird freilich bei dem Systeme des Prinzen gerettet. Aber eine andere Frage wäre, ob dieß System zu der damaligen Stimmung des Prinzen paßt? Seine Abhängigkeit von Außendingen und überhaupt Alles, was Du für Verderbniß seines Charakters angiebst, wird nicht daraus erklärt. Er konnte dieß System haben und übrigens ganz derselbe geblieben sein, der er vorher war: er konnte in der Gegenwart schwelgen, aber auf eine edle Art. Und insofern könnte man vielleicht einwenden, daß dieses Gespräch kein nothwendiges Glied des Ganzen und als Episode zu lang wäre. Käme es darauf an, das ganze Gespräch streng zu kritisiren, so würde ich einige Stellen auszeichnen, die dramatisch vortrefflich sind, als: die Allegorie vom Vorhange, einige Stellen vom Genuß der Gegenwart ꝛc.; andere, die philosophisch richtig und sehr schön gesagt sind, als: vom Virtuosen, von Entstehung der Immoralität aus Mangel an Kraft ꝛc.; dagegen aber andere, wo theils die Sophisterei zu sehr überwiegt, theils der Ton zu didaktisch wird. Wie ich mir den dramatisch-philosophischen Dialog denke, muß

jeder Trugschluß, jede einseitige und gewagte Aeußerung in dem Charakter und der momentanen Stimmung der redenden Person gegründet sein. Dich scheint manchmal eine einzelne Idee selbst interessirt zu haben, und indem Du Dich ihr überließest, vergaßest Du, daß es hier eigentlich bloß darauf ankam, die Denkart des Prinzen überhaupt zu schildern." Allerdings, aber das gilt allenthalben, und gerade darum ist im Kreise der Kunst mit dem ganzen Reichthum eines verschwenderisch ausgestatteten Menschengeistes, mit Gedankenfülle und Witz, mit Scharfsinn und Gefühlstiefe noch nichts gethan, so schwer das den Tausenden auch begreiflich zu machen sein mag, die im Kunstgebilde nur diese allgemeinen Elemente, so weit sie erkennbar geblieben sind, gewahr werden oder gar nichts erblicken. Es soll eben die Form hinzu kommen, die das Alles einschmilzt und durch diesen, in seinen Phasen nicht weiter zu verfolgenden Proceß etwas hervorbringt, was der physiologischen Faser analog ist, zu der die Natur auch nur durch unendliche Metamorphosen gelangt, die in der Spirallinie aufwärts führen. Bald darauf schreibt Schiller: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem Dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahr wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft." Es mag die Menschheit solche Augenblicke haben, doch siegen muß das bessere Gefühl! heißt es im Wallenstein. Räthselhaft ist die Stelle: „Warum müssen wir getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlassen, oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir ver-

schaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und nothwendig war; aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut!" Sie ist vielleicht durch Körner's ausnehmend klare Natur zu lösen, mit der Schiller, als er mit sich selbst noch nicht ganz fertig war, sich nicht täglich und stündlich zu berühren vermochte; ich wenigstens wüßte die Degradation des Geistes, die er im Umgang mit seinem Freunde gefühlt haben will, nicht anders zu deuten. Körner war sein Spiegel, aber er mochte sein Bild nur noch selten sehen. Es liegt auch durchaus kein Widerspruch darin, wenn er trotz dieser Erfahrung sich für spätere Jahre auf's Lebhafteste wieder ein beständiges Beisammensein wünscht und Schritte dazu thut. Nachdem er mit sich selbst abgeschlossen hatte, mußte ihm willkommen sein, was ihn früher nur niederschlagen konnte: der reine Reflex seines Ichs, aufgefangen und wiedergegeben durch ein ihm Verwandtes! S. 69 schreibt Schiller: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in Eins zusammengefaßt werden, und dieses erst kann Universalhistorie sein!" Wann werden wir Geschichtschreiber erhalten, die consequent von diesem Princip ausgehen! Auch Schlosser ist doch nur ein Anfang. Ein bemerkenswerthes Curiosum findet sich S. 77: „Jemand von hier, der viel Geschmack haben soll und viel Gefühl haben will, bekam auch die Künstler zu lesen. Ich hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. In den Künstlern, fing er an, habe ihm E i n i g e s (er accentuirte wie ich schreibe) recht wohl gefallen; Einiges aber nicht, und besonders wo ein Unterschied zwischen Seele und Körper vorausgesetzt worden sei. (Dieser Jemand ist sehr materiell, mußt Du wissen.) Die Verse, komme ihm vor, seien auch gut und fließend. Der Anfang des Gedichts habe ihm mißfallen. Als ich fragte, warum? war die Antwort, die Ursache liege in dem Ausdrucke: O Mensch! Dieses Wort habe eine so häßliche Nebenidee u. s. w. Ich wünsche, Du schriebst mir über dieses Urtheil, und bezögest Dich namentlich auf das, was ich Dir anführte. Was ich damit will, sollst Du einmal erfahren. NB. Dieser Mensch wollte und sollte gewissermaßen, und glaubte, mir etwas Angenehmes zu sagen. Er sagte mir selbst ein

andermal, er habe ein so lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poesie, daß er kaum widerstehen könne, das Buch zu küssen, das ihm gefiele." Man sieht, auch in Weimar war die Arche Noäh vollständig beisammen. Körner läßt sich S. 81 vernehmen: „Goethe's achten Theil habe ich gelesen. Ich bewundere sein Talent, die mannigfachsten Arten von Ton zu treffen. Oft ist dieß das einzige Verdienst eines Gedichts. Ideen und Verse sind oft von weniger Bedeutung. Das wichtigste ist wohl das letzte Gedicht: Die Geheimnisse. Ich zerbreche mir sehr den Kopf über dieses Räthsel." Die Geheimnisse, das bedeutendste der Goetheschen Gedichte! Aber in solch' einem Verhältniß stehen selbst durchgebildete Menschen oft zur lyrischen Poesie! Was wird denn durch diese Melodie bewiesen? Darnach wird gewöhnlich gefragt, und wenn nicht, so werden Flöte und Dudelsack mit einander verwechselt. Eine wichtige Frage wirft Körner S. 84 auf: „Ueberhaupt — schreibt er — muß ich Dir gestehen, daß ich dergleichen Zierrathe in Deinen Arbeiten nicht gern sehe. Da hast einen Hang, Deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche schöne Idee geht dadurch verloren, daß man sie bloß im Vorübergehen mitnehmen soll, da sie doch die ganze Aufmerksamkeit erfordert. Ideen dieser Art können, däucht mich, nicht die gehörige Wirkung hervorbringen, wenn sie nicht in einem besonderen Kunstwerke als ein einzelnes Ganze in das vortheilhafteste Licht gestellt sind. Interessirt man sich wirklich für die Hauptidee Deines Gedichts, so kann man unmöglich auf alle diese einzelnen Züge so viel Aufmerksamkeit heften, als erfordert wird, um sie ganz zu verstehen. Es ist schade um die Kunst, mit der die Gegenstände in einem dunkeln Hintergrunde ausgeführt sind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefesselt wird. Freilich begreife ich wohl, daß Reichthum sehr leicht in Ueppigkeit ausartet. Aber in der Vermeidung dieses Fehlers besteht auch, däucht mich, eines der wichtigsten Erfordernisse der Classicität, — jener höheren nämlich, die nicht in der Befriedigung einer pedantischen und conventionellen Kritik, sondern in der größtmöglichen Wirkung der vorhandenen Talente des Künstlers besteht. Das höchste Ziel ist noch nicht erreicht, so lange man den Künstler nicht über dem Kunstwerke vergißt, und mehr mit dem ganzen Umfange seiner Ideen überhaupt, als mit einer einzelnen dargestellten Idee beschäftigt wird." Im Allgemeinen ist das richtig; es kann sich

nur noch um die Anwendung in den sich ergebenden einzelnen Fällen handeln. Hiebei ist nun Zweierlei zu berücksichtigen. Einmal muß man nicht vergessen, daß es Geister gibt, die so reich an Gold und Perlen sind, wie andere an Kupfer und an Seemuscheln. Diesen ist nicht zuzumuthen, daß sie ihre Schätze wegwerfen und sich nach geringeren Baumaterialien umthun sollen. Sie brauchen was sie haben, verlangen vom Beschauer aber gar keinen Respect für die Kostbarkeiten, die sie zu ganz gewöhnlichen Zwecken verwenden, sondern fordern im Gegentheil, daß er sie wie gemeine Steine betrachten und nur den zu Stande gebrachten Bau in's Auge fassen soll. Er soll auch in der goldenen Wand nur die Wand, auch in der mit Perlen besetzten Thür nur die Thür erblicken. Dann ist nicht zu übersehen, daß das Kunstwerk, wie es in der Totalität unendlich und unerschöpflich sein muß, in den Einzelheiten wenigstens unendlich und unerschöpflich sein darf. Leuten, die dadurch, daß sie nicht gleich beim ersten Mal Alles herausnehmen können, in ihrem Genuß gestört werden, ist nicht zu helfen; die müssen aber auch auf einem Spaziergang in Verzweiflung gerathen, denn auch den kann man nicht als Botaniker, als Landschaftsmaler und als simpler Naturfreund zugleich machen. Allerdings muß das nicht zur Ueberladung führen, aber die Ueberladung geht nie aus der Masse des aufgewendeten Reichthums hervor, einzig und allein aus der Art, wie er gebraucht wird. Vermißt man zwischen der Einzelheit und der Totalität die nothwendige Beziehung, so ist sie auf der Stelle da, und fände sich zwischen Millionen von Ziegelsteinen auch nur ein einziger blank gescheuerter Pfenning. S. 90 läßt Schiller den alten braven Bürger Revue passieren. „Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Aeußerliches verspricht wenig — es ist plan und fast gemein: dieser Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben. Aber ein gerader, ehrlicher Kerl scheint er zu sein, mit dem sich allenfalls leben ließe." Man sieht, er kommt nicht am besten dabei weg, dennoch war er der Verfasser der Leonore und der Pfarrerstochter, eines Gedichts, das, trotz der Peinlichkeit und selbst Trivialität der Composition, wenn man sie als Ganzes betrachtet, Schilderungen enthält, die die deutsche Literatur in solcher Vollendung und Süßigkeit nur einmal besitzt. Die Natur stattet ihre Lieblinge zuweilen wunderlich aus. Auch unsere Zeit hat einen großen

Lyriker, der, wenn er wagte sich für sich selbst auszugeben, ohne sich durch seinen Reisepaß oder durch einen Bekannten ausweisen zu können, sehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der deßungeachtet mit manchem poetischen Heroen früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird.*) S. 93 schreibt Körner: „Ich zweifle, ob Du Talent zur häuslichen Glückseligkeit hast: und in diesem Fall würde ich ein liebenswürdiges Geschöpf bedauern, das Dich durch inneren Werth reizte, aber doch nicht auf immer fesseln könnte." Da Schiller gerade damals mit Heiratsgedanken umging, wie sich bald hernach zeigt, so war das so recht à propos gesagt. Rührend heißt es S. 94: „Eine Schreibcommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Caroline kostet. Dieß ist, wonach ich längst getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Möbel ist und ich mich immer damit habe behelfen müssen." Schiller jubelt, weil er es endlich zum Besitz eines anständigen Schreibtisches gebracht hat. Das ist ein Farbenstrich mit zur vollkommensten Welt. Glänzend war der Beginn seiner Vorlesungen. „Das Reinhold'sche Auditorium — schreibt er — bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in Allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen,

*) Folgende Stelle aus den Tagebüchern möge zur Erklärung dienen: „Ich bin einem großen Mann immer dankbar dafür, wenn er nicht aussieht, als ob ihn ein Töpfer aus Lehm gebacken hätte. Uhland — ich bin gewiß sein Freund — sieht aus, als ob ein großer Geist, in Verlegenheit um einen Körper und aus Angst zu spät zu kommen, eine Schusterseele zurückgedrängt und sich durch einen Ruck von der Geburt ins Leben hereingeschlichen hätte" (Tagebücher 1, S. 301). D. H.

die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von Allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbach's Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Grießbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe." O Humor des Weltgeistes! Der Lehrer der Jahrtausende glaubt Spießruthen zu laufen, während er sich in sein Auditorium begibt, um neugierigen Studenten einen Vortrag über Geschichte zu halten. Körner giebt S. 110 ein sehr gutes Urtheil ab über den „Stolz der Franzosen", über Racine. „Racine zu lesen ist wirklich ein heldenmüthiger Entschluß, sobald man eins oder zwei von seinen Stücken kennt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sprache und Versification sind auch gewiß vortrefflich; und vorausgesetzt, daß diese Gattung nun einmal von der Mode gestempelt war, so ist Racine immer ein braver Künstler, und seine Werke tragen das Gepräge der Vollendung oder einer conventionellen Classicität. Aber ein Genie war er nicht, sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, die Sphäre der Kunst so eng zu beschränken, und sich mit der unausstehlichen Monotonie auszusöhnen, die in seinen Charakteren, Situationen und in der Art des Ausdrucks herrscht." Ja wohl! Zwischen dieser conventionellen Classicität und der echten ist der Unter=

schied unermeßlich! Die eine ist ganz ein Product der Freiheit, die andere ist es nur halb; die eine verlangt nichts, als ein Individuum, das auch im ästhetischen Gebiet ein sittliches ist und sich cultivirt, so weit es kann; die andere setzt mit Nothwendigkeit ein großes Individuum voraus. Doch ist auch die conventionelle Classicität nicht zu verachten, und er wäre namentlich unserer Zeit, die sich in Vernachlässigung derselben ganz besonders gefällt, zu wünschen, daß sie sich davon wieder überzeugte. Wie es nach Böttigers in diesem Punkt glaubwürdigen Memoiren in Weimar eine Periode gab, wo jeder aus Deutschland eintreffende Vagabund, der seine Liederlichkeit durch einen abgetragenen Rock und durch zerrissene Stiefel documentiren konnte, sich für ein Genie ausgeben zu dürfen glaubte, so bildet sich jetzt jeder mittelmäßige Kopf ein, er brauche nur schlechte, d. h. holperige Verse zu machen, und eine aller Logik ermangelnde, dafür aber freilich blumen- und phrasenreiche Prosa zu schreiben, um seine Genialität außer Zweifel zu setzen. Man möchte Nicolai und Gottsched mit ihrem reinlichen und ehrlichen Styl, der die Geistesarmuth doch wenigstens nicht durch einen künstlich erzeugten Nebel zu verhüllen sucht, zurückrufen, wenn man den Gallimathias, der sich den modernen nennt, verdauen soll. Wir haben jetzt mehr als ein Schock Poeten, deren ganze sogenannte Poesie auf ihrem Denkunvermögen beruht, auf ihrer Unfähigkeit, den Gedanken aus der rohen Schale der Vorstellung herauszulösen, und aus der daraus für sie entspringenden Nothwendigkeit, sich verworren und schief auszudrücken; es gibt vielleicht kein drohenderes Zeichen der einbrechenden Barbarei, als darin liegt, daß Einige von diesen sich wirklich eine Art von Celebrität erworben haben. Was noch nicht einmal Gedanke geworden, was Vorstellung geblieben ist, gilt für Anschauung, als ob Niemand mehr eine Ahnung davon hätte, daß die Anschauung den Gedanken und die Vorstellung zugleich umfaßt und nur darum schwerer in's Gewicht fällt, als beide einzeln für sich, und dennoch zieht man nicht die sich so ganz von selbst ergebende Consequenz, dennoch setzt man den Kindern keine Lorbeerkronen auf, die doch auf diesem Standpunkt als die ersten Poeten der Welt erscheinen müssen, als die wahren Repräsentanten der Naivität, die das logische Gesetz in sich nicht einmal erst abzuthun brauchen, weil sie es noch gar nicht kennen. Dem Allen würde durch ein redliches Streben nach conventioneller

Classicität abgeholfen, da aber die im Vorhergehenden von mir charakterisirten Dichter mit ihren Fehlern auch ihre Vorzüge, d. h. diejenigen Eigenschaften, die der Unverstand so zu nennen beliebt und die mit jenen völlig identisch sind, verlieren, also zu existiren aufhören würden, wenn sie sich eines solchen Strebens befleißigten, so werden sie sich wohl hüten, das zu thun. Es ist dann nur zu wünschen, daß das Publicum wieder zur Besinnung komme.

S. 113 schreibt Schiller: „Wegen des Verplemperns kannst Du ganz sicher sein; ich habe hier Alles die Musterung passiren lassen und meine ganze Freiheit beisammen behalten.“ Man sieht, er betrieb Alles mit Eifer, auch die Herzensangelegenheiten. Jetzt sehen sich die Freunde seit langer Zeit zum ersten Male wieder, aber, wie es scheint, ohne sich besonders an einander zu erquicken. „Daß Du Dich — schreibt Körner — unseres letzten Beisammenseins mit Vergnügen erinnerst, war mir um desto lieber zu lesen, da ich wirklich schon auf den Gedanken gekommen war, als ob diese Zusammenkunft uns mehr entfernt als genähert hätte. Du wirst mich verstehen und kannst mir glauben, daß ich auch Dich verstanden habe. Das hat mich manchmal verstimmt, und gleichwohl konnte ich mich zu keiner Erklärung entschließen. Ich war mir keiner Schuld bewußt, glaubte keiner Rechtfertigung zu bedürfen, und eben deswegen ärgerte es mich, daß Du mich mißverstehen konntest.“ Schiller verliert nun doch seine Freiheit, welche in Jena auf dem ersten Ball nicht gleich eingebüßt zu haben er kurz zuvor noch so stolz war. „Eine sonderbare Sache, die ich Dir ein andermal schreiben will und überhaupt ungern schreibe, hat mir noch außerdem eine starke Diversion gegeben. Wie gern hätte ich Dich dabei zu Rathe gezogen! Sie betrifft mein neues Verhältniß mit L. L.; vielleicht wirst Du Dir die Hauptsache zusammensetzen.“ Körner hat in Weimar Verbindungen angeknüpft, die auf eine dortige Anstellung abzielen. Charakteristisch für die Weimarer Zustände ist, was Schiller ihm bei dieser Gelegenheit schreibt. „Aeußere Schwierigkeiten wirst Du schwerlich finden, und Du für Deinen Theil wirst bei dem Tausche offenbar gewinnen, aber von Deiner Frau und Dorchen bin ich es weniger gewiß. Ich habe während Eures Weimar'schen Aufenthalts nicht müßig zugesehen, und glaube einige Bemerkungen gemacht zu haben, die in Anschlag gebracht werden müssen. Für die Frauen wird sich schwerlich ein Zirkel finden: die Bürgerlichen sind gar zu erbärmlich und mit dem

Adel geht es nicht lange gut. Ich könnte dieß Letztere mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir sie. Wenigstens bis die beiden das Geheimniß gefunden haben, wie man es mit dem Adel halten muß, um nur Vergnügen aus seinem Umgange zu schöpfen, stehe ich nicht für unangenehme Scenen. Was Dich betrifft, so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabsetzen lernen; aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, das noch Jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liirte. Dein engerer Zirkel wird sich, wie ich voraussehe, bald auf Voigt und allenfalls noch auf Bode einschränken." Herder tritt zur Abwechslung auch einmal wieder hervor. „Herder — heißt es S. 123 — hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit seiner Zurückkunft aus Italien hatte er nicht gepredigt, weil er erst abwarten wollte, ob er bleiben würde. Wie nun seine Sache entschieden war, so bestieg er zum ersten Male die Kanzel wieder; alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus, und war voll Erwartung — er predigte über sich selbst und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben und alle seine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde gesungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchstühlen ausgetheilt wurde. Alles ist aufgebracht und hat diese Komödie äußerst anstößig gefunden." Überhaupt gibt der Briefwechsel über diesen problematischen Charakter viel Licht. Von höchster Wichtigkeit ist Schiller's nachfolgende Aeußerung: „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte (von welcher Nation und Zeit sie auch sei) dieser Anwendung fähig,

kann sie an die Gattung angeschlossen werden: so hat sie alle Requisiten, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren.“ Das ist unwiderleglich, wie hart es auch in unseren Tagen bestritten werden mag. S. 130 meldet Körner: „Hier ist ein Stück von Kotzebue: Menschenhaß und Reue, aufgeführt worden, das in Leipzig sehr gefallen hat; ein elendes Product in Ifflands weinerlicher Manier, aber ohne einen Funken von Ifflands Talent.“ So wird der Sternenhimmel endlich voll. An der Universität häufen sich für Schiller die Verdrießlichkeiten; sein Privatcollegium, das ihm Geld einbringen soll, wird so spärlich besucht, wie sein Publicum zahlreich, und seine gelehrten Collegen benehmen sich niederträchtig gegen ihn. Er hat große Neigung, wieder zurückzutreten, nur die Rücksicht auf seinen alten Vater, der für seinen Sohn alle Hoffnung auf Jena gesetzt hat, hält ihn ab. Er harrt aus; Carl August bewilligt ihm, „verlegen, nicht mehr geben zu können“, eine Pension von zweihundert Thalern, und nun kommt es zur Heirat mit Lotte Lengefeld. Bei dieser Gelegenheit gibt es wieder eine Verstimmung zwischen den Freunden, über die man nicht klar wird, weil hier ein Brief von Körner zu fehlen scheint. Schiller schreibt: „Meinen letzten Brief, worin ich Dir von der Pension schrieb, hast Du, hoffe ich, längst erhalten. Die kluge Miene, die Du in dem Deinigen annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen, und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger sagen als Dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urtheile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin sein kann. Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heiraten, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um Anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete Dir dießmal mit mir, was schon einigemal geschah: Du hast Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden, aber mir kommt vor, Du konntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin — und jeder kann doch nur mit dem Maßstabe gemessen werden, den man von ihm selbst genommen hat. Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie Du sagst, zu hoch in den Wolken

stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest Du Dich vielleicht dießmal etwas tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden — und vielleicht gestehst Du Dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersahst. Indessen, wozu diese Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am Wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte." Das ist Alles richtig, aber man sieht nicht ab, worauf es sich bezieht, denn in keinem der vorhergehenden Körnerschen Briefe kommt der Liebhaber, der zu hoch in den Wolken stand, vor. Körner antwortet eben so schlagend. „Meine Klugheit konnte Dir als Bräutigam nicht erbaulich sein, aber Du hast mich doch falsch verstanden. Ich sage bloß, daß ich kein competenter Richter über den Werth deiner Gattin bin, daß ich sie zu wenig gesehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue, weil Du Dich freuest, nicht aus eigener Ueberzeugung. Ich mochte Dir nichts heucheln, was ich nicht empfand, und konnte nicht ganz schweigen, ohne kalt zu scheinen. Von Uebersehen kann bei mir gar nicht die Rede sein. Was habe ich von dem, das Dich gefesselt hat, in einem halben Tag sehen sollen, während Du mit Deiner Geliebten allein sprachst? Also sei gerecht gegen mich und verkenne mich nicht." Die Spannung löst sich auf eine Weise, wie es sich unter sittlichen Menschen gebührt. „Ich freue mich — schreibt Körner — Deiner jetzigen Freude, aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach Deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen Du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Ueberlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter nothwendig und mit anderen Dingen ver-

bunden, die ich nicht anders wünschte. Mit deiner Liebe wird es nicht anders sein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.“ Und Schiller erwidert: „Du gibst mir und denen, welche Deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen sehr willkommen war. Hast Du die Erfahrung von unterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserem Verhältniß genommen, so thust Du mir vielleicht doch Unrecht, wenn Du die Ursache davon ganz allein in mir, und gar nicht in äußerlichen Vorfällen suchst, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht selten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht selbst Unrecht thun und von der Entschuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegenkommst. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt, das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen; sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu sein, daß Deine Vorstellungs- und Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem sie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber Du hättest es in Deiner Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wieder herzustellen. Unterbrechungen, welche meine innere Thätigkeit in unserer Freundschaft zu machen schien, oder ferner scheinen möchte, können bloß die Aeußerungen derselben treffen — und solche Unterbrechungen schaden ihr nichts; vielmehr bringen sie mich mit einem größeren Reichthum und mit einem geübteren Gefühl zu unserer Freundschaft zurück. Laß es immer als eine feste Wahrheit bei Dir gelten, was Du Dir selbst in Deinem letzten Briefe sagtest, daß der Dichter dem Freunde keinen Abbruch thut, und sei versichert, daß an der genialischen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundschaft niemals verdorret.“ Damit ist Alles gethan. Körner macht jetzt sein erstes und letztes Gedicht, von dem im Briefwechsel die Rede ist und recensirt es, obgleich Schiller es mit großer Milde aufnimmt, äußerst scharf. Er zweifelt, ob es eins ist, und fragt: „Sollte man nicht sagen können: so lange der Gedanke bloß philosophisch (abstract, nicht dramatisch unter be-

sonderen Verhältnissen, sondern im Allgemeinen wahr) ist, so entsteht kein Gedicht, auch durch eine noch so dichterische Einkleidung. Der Gedanke selbst muß individualisirt werden, muß das Resultat eines besonderen Charakters, besonderer Umstände sein, muß dieß durch Einseitigkeit und Uebertreibung verrathen." Ohne allen Zweifel, denn das Dichten ist nicht ein unklares Denken, sondern ein gesteigertes Leben. S. 185 schreibt Schiller: „Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern." Er beweist das auch gleich durch die That, denn er bemüht sich in demselben Brief, der diese Aeußerung enthält, zugleich eine Prinzessin und Körner's Schwägerin an den Mann zu bringen. S. 187 erfahren wir, daß er in Jena im Sommer 1790 auch ein Publicum über die Tragödie, und zwar aus dem Stegreif, gelesen hat; es ist wahrscheinlich eine Vorarbeit für seine Abhandlungen gewesen. Ueberraschend ist Folgendes: „Funk — schreibt Körner — sagt mir, daß Du mit dem Faust nicht zufrieden bist. Freilich finde ich auch Ungleichheiten darin, und gewiß sind die einzelnen Scenen zu sehr verschiedenen Zeiten gemacht. Aber mich freut doch vieles, besonders die Hauptidee, daß Faust durch Charakter immer eine höhere Art von Wesen bleibt, als Mephistopheles; wenn gleich dieser ihm an Vorrath von Ideen, an Erfahrung, an Gewandtheit überlegen ist." Man möchte glauben, Schiller hätte den zweiten Theil des Faust vorausgesehen, dieß wunderliche Gefäß, worin Goethe seine geistige Nothdurft verrichtet, d. h. sich seiner aufgespeicherten Gedanken und Meinungen über Dies und Das entledigte, was nur durch einen Spinnwebsfaden mit dem Gedicht zusammenhängt. Der erste Theil hat doch wirklich kaum einen Fehler, als den, daß er den zweiten hervorgerufen hat. Uebrigens behagt Goethe den Freunden auch persönlich nicht; doch das ändert sich, sobald er ihnen menschlich näher tritt. „Goethe — schreibt Körner S. 202 — ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich errathen. — Wo sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urtheilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philosophirt; wenigstens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Styl und Classicität in der Kunst waren mir sehr interessant, und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu

vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkte ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehen hatte." Schiller antwortet hierauf: „Goethe hat uns viel von Dir erzählt, und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an, und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann." Dann setzt er hinzu: „Uebrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen, und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte." Dergleichen Stadtgeträtsch über einen Goethe, durch einen Schiller wiederholt, ist auch nicht uninteressant. Nicht genug zu beherzigen ist, was Körner S. 210 über Kritik sagt: „Meine Kritik sieht noch zu sehr an Dir hinauf, und ich glaube, daß es eine Kritik mit Begeisterung gibt, wobei man auf den größten Künstler herabsieht. Der Kritiker wird alsdann Repräsentant der Kunst, er erhält seine Würde von ihr, nicht durch sich selbst. Je größer das Talent des Künstlers, desto höher die Forderungen seines Richters. Solche Kritiken sind freilich nicht Jedermanns Ding, und wer dazu taugt, mag lieber selbst etwas schaffen. Aber alle

andere Art von Recension verwüstet den echten Geschmack, anstatt ihn zu bilden." Ja wohl, und glücklich ist die Zeit, die einen Kritiker erstehen sieht, wie Körner ihn hier verlangt; einen Geist, in dem die Kunsterkenntniß so specifisch hervortritt, wie im echten Dichter das Kunstvermögen. Einen solchen besitzen wir in Rötscher. — Schiller gibt jetzt seinen Menschenfeind für immer auf, entschließt sich, der erste Geschichtschreiber der Deutschen zu werden und denkt an einen deutschen Plutarch. Körner zeigt, daß er sich nicht umsonst mit Göthe berührt hat. „Das Objective in aller Art von Kunst — schreibt er — wird mir immer werther. In diesem scheint mir die wahre Classicität enthalten zu sein; dasjenige, was einem Kunstwerke Unsterblichkeit gibt. Das Subjective ist von der besonderen Denkart oder Stimmung des Künstlers und sein Werth davon abhängig, ob er ein Publicum findet, dessen Denkart und Stimmung mit der seinigen sympathisirt. Das Kunstwerk soll durch sich selbst existiren, wie ein anderes organisches Wesen, nicht durch die Seele, die ihm der Künstler einhaucht. Hat er ihm einmal Leben gegeben, so dauert es fort, auch wenn der Erzeuger nicht mehr vorhanden ist; und hierdurch unterscheidet sich eben ein Aggregat von Elementen, die einzeln als Producte eines höheren geistigen Lebens ihren Werth haben, von einem organisirten Ganzen, wo Theil und Ganzes gegenseitig Mittel und Zweck sind, wie bei den organisirten Naturproducten. Diese Einheit der Richtung bei der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Kräfte, und diese Vervielfältigung des Lebens im Einzelnen bei der möglichsten Harmonie des Ganzen unterscheidet Classicität von Chaos und Leerheit: — dieß ist mein neueres ästhetisches Glaubensbekenntniß."

Schiller muß, seiner Brust wegen, die öffentlichen Vorlesungen aufgeben, er hat eine schwere Krankheit zu bestehen und ist von nun an beständig leidend. Doctor Erhard, der durch Varnhagen's Biographie bekannte Kantianer, taucht auf und wird von Schiller warm belobt. Bürger, durch Schiller's allerdings harte Kritik verletzt, benimmt sich würdelos und bestätigt dadurch wider seinen Willen den schärfsten Ausspruch dieser Kritik, daß er sich als Individuum nicht genügend cultivirt habe. Kotzebue's Glück beim Theaterpublicum macht Körner'n dies Publicum verächtlich; was würde er von den Directionen gesagt haben, wenn er geahnt hätte, daß sie Menschenhaß und Reue noch nach fünfzig Jahren wieder auf's Repertoir bringen würden, ohne sich

auf die Sympathien des Publicums berufen zu können! Schiller's Stanzenübersetzung aus dem Virgil entsteht und veranlaßt Körner, von ihm noch einmal lebhaft ein episches Gedicht zu wünschen und ihm als Gegenstand, anstatt des aus seiner und des Dichters eigener Gunst gefallenen Friedrichs des Großen, die Erziehung des Menschengeschlechts vorzuschlagen. Schiller meint, ein philosophisches Thema eigene sich durchaus nicht für die Poesie, und bestimmt sich für Gustav Adolph. Körner mißbilligt die Wahl nicht, glaubt jedoch, daß Julian, der Apostat, sich noch besser zum Helden qualificire. Da Schiller's Geist ein durchaus dramatischer war, so konnte natürlich aus der Sache nichts werden. Uebrigens ist es charakteristisch, zu erfahren, warum er den Gedanken an die Friedericiade fahren ließ; er kann Friedrich als Charakter nicht lieb gewinnen! Noch immer plagt er sich mit Schulden und ist nun kränklich obendrein; da kommt auf einmal Hülfe, und zwar aus Dänemark. Der Prinz von Augustenburg und der Graf Schimmelmann bieten ihm auf drei Jahre jährliche tausend Thaler an, ohne ihm dafür die geringste Verpflichtung aufzuerlegen. Das werde nimmer vergessen; in Deutschland wäre es keinem Fürsten in den Sinn gekommen. Nun athmet er frei auf, schafft sich eigene Pferde an und wirft sich, nicht länger gezwungen, um Lohn zu arbeiten, in die Kant'sche Philosophie; entschlossen, sie zu ergründen, und sollte es auch drei Jahre kosten. Interessant ist seine Ansicht über die Preßfreiheit, die sich S. 301 findet: „Uebrigens bin auch ich von gewissen Grenzen der schriftstellerischen Freiheit überzeugt; nur glaube ich nicht, daß sie durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Veredlung des Geschmacks bewirkt werden müssen. Zerstören ist ein unwürdiges Geschäft für eine ausgezeichnete Kraft, so lange es noch irgend etwas zu schaffen gibt. Daher die Achtung vor jedem Keim des Lebens im Kopf und Herzen, die nach meinen Begriffen zu einem menschlichen Ideale gehört. Daher eine weise Schonung gegen Meinungen, Empfindungen, Einrichtungen ꝛc., die einen Keim von Menschenwerth enthalten, der einer Entwickelung würdig ist.“ Die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen und Wallenstein regen sich in ihm; er bestimmt sich, so groß seine Ungeduld auch ist, sich als Poet einmal wieder zu prüfen, doch zunächst für die Ausführung der Briefe, weil er glaubt, daß die größere Klarheit in den Principien, zu der er dadurch gelangen muß, dem Drama zu Statten kommen wird.

Bei dieser Gelegenheit macht er ein höchst merkwürdiges Selbstgeständniß: „Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Producte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So war's beim Carlos selbst." Der historische Taschenkalender, welcher die Geschichte des dreißigjährigen Krieges brachte, soll fortgesetzt werden; der Verleger wünscht es. Schiller hat keine Lust dazu und schlägt Körner, der inzwischen um eine Erbschaftshoffnung ärmer geworden ist und die Lücke im Haushaltsetat durch Schriftstellerei decken will, die Arbeit vor; er will sich selbst als Herausgeber nennen und Körner soll eine Biographie Cromwell's liefern. Dieser antwortet: „Der Stoff gefällt mir nicht. Ihn als ein warnendes Beispiel zu behandeln, ist ein geistloses Geschäft. Und wird er mit Begeisterung für die Größe, die er enthält, bearbeitet, so ist er für die jetzigen Zeiten bedenklich. Das Feuer, welches jetzt brennt, ehre ich als das Werk einer höheren Hand und erwarte ruhig den Erfolg. Ich mag weder Oel noch Wasser hineingießen. Was ich über diese Begebenheiten denke, darf ich nicht schreiben, und was ich schreiben darf, mag ich nicht denken." So meinte damals auch Kant, er werde über gewisse Dinge nie etwas Falsches sagen, aber manches Wahre zurückbehalten. Da die Wahrheit kein Privateigenthum ist, so kann die Richtigkeit dieses Princips bestritten werden.

Den dritten und vierten Theil dieses bedeutenden Werkes kann die Kritik etwas kursorischer abthun, als es bei dem ersten und zweiten möglich war. Nicht, als ob sie des Interessanten, des Geistreichen und Tiefsinnigen weniger darböten. Im Gegentheil, die Sammlung bleibt sich bis an's Ende gleich, sie verläuft sich nicht, wie die Schiller-Goethesche Correspondenz, im Sand. Schiller hat in seinen Briefen an Körner im schönsten Sinne des Wortes Tagebuch geführt, ja er hat eigentlich nur an diesen Briefe geschrieben; was er an Goethe richtete, waren im Anfang Abhandlungen, später Notizen. Darum hat die Sammlung einen so hohen, einzigen Werth, und ich möchte behaupten, erst jetzt kann Schiller's Biographie geschrieben werden, denn sie

eröffnet ganz neue und überraschende Einblicke in seine Individualität und seine Thätigkeit. Das gilt jedoch natürlich in einem viel ausgedehnteren Sinn von der ersten Hälfte, die uns den sich entwickelnden Dichter vorführt, wie von der zweiten, die uns den entwickelten zeigt. Die Welt fragt unter allen Umständen freilich nur nach den Resultaten, sie verhält sich gleichgültig gegen den Baum, auf dem die Früchte wuchsen, sie prüft nur die Früchte selbst und verzehrt sie oder wirft sie weg, je nachdem sie ihr schmecken oder nicht. Darin folgt sie auch einem unbedingt richtigen und gesunden Instinct. Eine ganz andere Methode aber leitet den Naturforscher und muß ihn leiten. Er geht von der Frucht über auf den Baum und von dem Baum auf das Erdreich, in dem er wurzelt. Ihm gilt es gleich, ob die Frucht süß oder sauer ist; er sucht zu ergründen, wie sie das eine oder das andere wurde. Und das thut er nicht, um eine müssige Neugierde zu befriedigen, sondern um sich einen tieferen Einblick in die Natur des Lebens zu verschaffen. Denn diese ist und bleibt trotz Hegel's kühner Protestation, die eben nur einem gänzlichen Mißverständniß der zu beantwortenden Frage entsprang, ein Geheimniß. Wir werden die letzten Gesetze nie enträthseln, aus denen die millionenfachen Mischungsverhältnisse hervorgehen, in welchen es sich manifestirt. Aber das Werden erhellt das Sein. Wer das Werden zum Gegenstand seiner Betrachtung macht und die Bedingungen, unter denen sich die verschiedenen Modalitäten desselben so oder anders gestalten, erforscht, dem lichtet sich auch der Urprozeß, auf dem das Sein beruht. Diese Beobachtungen werden aber ohne Zweifel mit eben so großer Ersprießlichkeit in der Geisterwelt angestellt, wie in der physischen. Es ist das Nämliche, ob das Schicksal mit einem bedeutenden Menschen experimentirt, oder der Naturforscher mit einem merkwürdigen Thier und einer seltenen Pflanze. Darum glaube ich den vorliegenden Briefwechsel nicht ohne Grund und Nutzen in allen denjenigen Stellen epitomirt und mit erläuternden Noten begleitet zu haben, wo Schiller gewissermaßen als ein Präparat in den Händen des Schicksals erscheint. Ich wollte anschaulich machen, wie er entstand, und das konnte nur auf diese Weise geschehen. Die Wurzel muß aufgegraben werden, denn die Erde verhüllt sie in ihrem Schooß; die Frucht glänzt im Sonnenschein. Dennoch wird die Frucht in Form und Gehalt durch die Wurzel bestimmt.

Der dritte Theil bringt in seiner ersten Hälfte unter der

Form von Briefen eine Reihe Abhandlungen, die sich mit Aufstellung einer Theorie des Schönen beschäftigen. Die hier entwickelten Ideen sind Embryonen der gar nicht hoch genug zu schätzenden ästhetischen Aufsätze Schillers, über deren Vernachlässigung sich schon Humboldt mit Recht bedauernd ausspricht. So interessant es wäre, neben dem Werdeproceß des Dichters auch den des Kunst-Philosophen in seinen verschiedenen Stadien zu veranschaulichen: es würde für meinen Zweck zu weit führen. Nur darauf will ich im Vorübergehen aufmerksam machen, daß sich Seite 119 eine Lücke gestopft findet, die Humboldt, als er in der seinem Briefwechsel mit Schiller vorgesetzten Einleitung den Bildungsgang seines abgeschiedenen Freundes zu zeichnen versuchte, nicht ohne Grund so schmerzlich beklagte. Hier hat Schiller nämlich in allgemeinen Zügen seine Anschauung von der Sprache niedergelegt und daneben das Verhältniß, worin speciell der Dichter zur Sprache steht, erörtert. Mir sei es erlaubt, daran zu erinnern, daß ich bereits zwei Jahre vor Erscheinung der Briefsammlung in dem ersten Heft der Rötscherschen Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur, und zwar in meiner Abhandlung über den Styl des Dramas, den nämlichen Gesichtspunkt aufgestellt habe. Ich wurde damals von mehreren Seiten bestritten, von den meisten oberflächlich abgefertigt, von einer sogar wegen unnützer Spitzfindigkeiten zurechtgewiesen. Es gereicht mir zur Satisfaction, daß jetzt einer unserer größten Todten unter meine Ansichten das Siegel drückt. Schiller äußert sich, wie folgt: „Bei zeichnenden und bildenden Künsten fällt es leicht genug in die Augen, wie viel die Natur des Darzustellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen ist. Aber schwerer dürfte es sein, diesen Grundsatz nun auch auf die poetische Darstellung anzuwenden, welche doch schlechterdings daraus abgeleitet werden muß. Ich will versuchen, Dir einen Begriff davon zu geben. Auch hier, versteht sich, ist noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, sondern bloß von dem Schönen der Darstellung. Es wird also vorausgesetzt, der Dichter habe die ganze Objectivität seines Gegenstandes wahr, rein und vollständig in seiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Object stehe schon idealisirt (d. i. in reine Form verwandelt) vor seiner Seele, und es komme bloß darauf an, es außer sich darzustellen. Dazu wird nun erfordert, daß dieses Object seines Gemüthes von der Natur des Mediums, in

welchem es dargestellt wird, keine Heteronomie erleidet. Das Medium des Dichters sind Worte: also abstracte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältnisse durch Regeln bestimmt werden, davon die Grammatik das System enthält. Daß zwischen den Sachen und den Worten keine materielle Aehnlichkeit (Identität) stattfindet, macht gar keine Schwierigkeit; denn diese findet sich auch nicht zwischen der Bildsäule und dem Menschen, dessen Darstellung sie ist. Aber auch die bloße formale Aehnlichkeit (Nachahmung) ist zwischen Worten und Sachen so leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck sind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Uebereinkunft mit einander verbunden. Indessen würde auch dieß nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf ankommt, was das Wort an sich selbst ist, sondern welche Vorstellung es erweckt. Gäbe es also überhaupt nur Worte oder Wortsätze, welche uns den individuellsten Charakter der Dinge, ihre individuellsten Verhältnisse, und kurz, die ganze objective Eigenthümlichkeit des Einzelnen vorstellten: so käme es gar nicht darauf an, ob dieß durch Convenienz oder aus innerer Nothwendigkeit geschehe. Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgesetze sind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, sondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher steht es um die Bezeichnung der Verhältnisse, welche nach Regeln bewerkstelliget wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar sind und nur durch eine besondere Operation des Verstandes einer individuellen Vorstellung angepaßt werden. Das darzustellende Object muß also, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anschauung verwandelt wird, durch das abstracte Gebiet der Begriffe einen sehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von seiner Lebendigkeit (sinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Besondere darzustellen, als die künstliche Zusammensetzung des Allgemeinen („der eben jetzt vor mir stehende Leuchter fällt um“ ist ein solcher individueller Fall), durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt. Die Natur des Mediums, dessen der Dichter sich bedient, besteht also „in einer Tendenz zum Allgemeinen“, und liegt daher mit der Bezeichnung des Individuellen (welches die Aufgabe ist) im Streit. Die Sprache stellt alles vor den Verstand, und der

Dichter soll alles vor die Einbildungskraft bringen (darstellen); die Dichtkunst will Anschauungen, die Sprache gibt nur Begriffe. Die Sprache beraubt also den Gegenstand, dessen Darstellung ihr anvertraut wird, seiner Sinnlichkeit und Individualität und drückt ihm eine Eigenschaft von ihr selbst (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd ist. Sie mischt — um mich meiner Terminologie zu bedienen — in die Natur des Darzustellenden, welche sinnlich ist, die Natur des Darstellenden, welche abstract ist, ein und bringt also Heteronomie in die Darstellung desselben. Der Gegenstand wird also der Einbildungskraft nicht als durch sich bestimmt, also nicht frei vorgestellt, sondern gemodelt durch den Genius der Sprache, oder er wird gar nur vor den Verstand gebracht; und so wird er entweder nicht frei dargestellt, oder gar nicht dargestellt, sondern bloß beschrieben. Soll also eine poetische Darstellung frei sein, so muß der Dichter „die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen" durch die Größe seiner Kunst überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Constructionsgesetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derselben) besiegen. Die Natur der Sprache (eben diese ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß sich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Frei und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden hervorscheinen und trotz allen Fesseln der Sprache in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen. Mit einem Worte, die Schönheit der poetischen Darstellung ist: „freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache". — Jetzt kommt die Reise nach Schwaben, die aus Liebe zum Vaterlande wie zum alten Vater unternommen wird. In Ludwigsburg macht Schiller eine Erfahrung, die für einen Dichter mit zu den schmerzlichsten des Lebens gehört. „Einer meiner ehemaligen familiärsten Jugendfreunde, Dr. Hoven, von hier, ist ein brauchbarer Arzt geworden; aber als Schriftsteller, wozu er sehr viel Anlage hatte, zurückgeblieben. Mit ihm habe ich von meinem dreizehnten Jahre bis fast zum ein und zwanzigsten alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medicin und Philosophie. Ich bestimmte gewöhnlich seine Neigungen. Jetzt haben wir so verschiedene Bahnen genommen, daß wir einander kaum mehr finden würden, wenn ich nicht noch medicinische Reminiscenzen

hätte. Indessen hat doch die frühe Uebung im Styl und in der Poesie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darstellungsgabe in seine Medicin mit herübergebracht, die ihm die Schriftstellerei darin sehr erleichtert.“ — Wie oft ist das Wiedersehen der eigentliche Leichenstein einer Jugendfreundschaft! Wie mit dem Freunde, geht es Schiller auch mit dem Vaterlande. „Ich habe es müssen darauf ankommen lassen, Dich diese Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu lassen; denn ich hatte ordentlich einen physischen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein so hartnäckiges Uebel, als das meinige, welches bei noch so mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkeren Muth, als der meinige ist, überwältigen. Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstractionsgabe, und wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft; aber immer kann ich doch nicht das Feld behaupten. Seit meinem letzten Briefe an Dich vereinigte sich so Vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigene Krankheit, die mir gar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die Mainzer Aspecten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Conversation, wie sie mir jetzt Bedürfniß ist! Bei dieser hinfälligen Gesundheit muß ich alle Erweckungsmittel zur Thätigkeit aus mir selbst nehmen, und anstatt einige Nachhülfe von außen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegenstreben, den der Umgang mit so heterogenen Menschen auf mich macht. Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als sonst von den Menschen und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stücke ganz verwahrlost sind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Antheil an meiner Hieherkunft gehabt hätte — ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen. Doch warum schlage ich Dich mit solchen Betrachtungen nieder, und wozu hilft es nur? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße

und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte!" Weiter heißt es dann: „Laß es Dich also nicht wundern, oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger Thätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegentheil war, und es thut mir selbst am meisten leid, daß ich jetzt mehr empfangen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht leugnen, daß ich eine Zeit lang empfindlich auf Dich war. Schon lange ist es bloß meine Thätigkeit, die mir mein Dasein noch erträglich macht, und es kann mir unter diesen Umständen begegnet sein, daß ich den subjectiven Werth, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objectiv nahm und besser davon dachte, als sie wohl werth sein mögen. Kurz, ich bildete mir ein, sowohl in meinen Briefen vom vergangenen Winter, als in einigen neueren gedruckten Aufsätzen Ideen ausgestreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als sie bei Dir fanden. Bei dieser Dürre um mich her wäre es mir so wohlthätig gewesen, eine Aufmunterung von Dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von Dir habe, konnte ich mir Dein Stillschweigen oder Deine Kälte nur zu meinem Nachtheile erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung als Niederschlagung; denn zu großes Vertrauen auf mich selbst ist nie mein Fehler gewesen. Du konntest, wie ich jetzt wohl einsehe, nicht wissen, wie sehr ich Deiner Hilfe bedurfte, Du konntest den Zustand meiner Seele nicht errathen; aber so billig urtheilte ich in denjenigen Momenten nicht von Dir, wo ich meine Erwartungen und Wünsche getäuscht fand. — Daß ich Dir diese Entdeckung jetzt mache, beweist, daß ich über diesen Zustand gesiegt und meine Partie genommen habe. Vergiß also alles und laß es auf Deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben." — Diese Stelle sollten sich alle Diejenigen merken, die mit bedeutenden Dichtern und Künstlern umgehen. Nur zu oft benehmen sie sich einem Kunstwerk gegenüber, als ob sie es mit einem Verstandeswerk zu thun hätten und vergessen, daß das eine, wie es auch sei, immer ein Abdruck des ganzen Menschen ist, während das andere nur das variable Verhältniß ausdrückt, das der Mensch sich zu irgend einem Object des Denkens gebildet hat. Seite 167 geschieht des Wallenstein zum ersten Mal Erwähnung; doch ist nur noch von den Vorarbeiten die Rede. Seite 171 heißt es: „In der neuen Ausgabe seiner philosophischen

Religionslehre hat Kant sich über meine Schrift von Anmuth und Würde herausgelassen und sich gegen den darin enthaltenen Angriff vertheidigt. Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte." Allerdings ist die Wechselwirkung zwischen zwei großen Geistern, wenn sie einmal eintritt, nicht bloß für die Welt ein Gewinn, sondern auch für sie selbst der höchste Lohn. Jetzt treten die Horen in's Leben. Das Programm schloß bekanntlich Religion und Politik aus, und Körner meinte beistimmend, man bedürfe in dieser Sphäre der Freimüthigkeit nicht, wenn der Mensch auf dem Wege der Schönheit weiter gekommen sei. Darin hatte er freilich Recht; wie er sich aber überreden konnte, eine solche Periode sei bereits erschienen, ist schwer zu begreifen. Schiller entschließt sich zu derselben Zeit, vermöge der ihm angebornen sittlichen Energie, die ihm das indifferente Ignoriren einer neben ihm wirkenden und in Kunst und Wissenschaft eingreifenden mächtigen Potenz nicht verstattete, den Kant gründlich zu studiren. Die großen Dichter der Gegenwart hätten höchstens den Artikel über Kant im Conversations-Lexicon nachgelesen. Die Horen veranlaßten Schiller, seinem Freunde allerlei Themata zu Aufsätzen und Abhandlungen vorzuschlagen. „Eine sehr schöne Materie würde die Aufstellung eines Ideals der Schriftstellerei und ihres Zusammenhangs mit der ganzen Cultur sein, und ich wüßte keine, die in so hohem Grade für Dich taugte. Schriftstellereinfluß spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle, und es wäre zugleich so allgemein interessant und so allgemein nöthig, darüber etwas Bestimmtes und aus der reinen Menschheit Hergeleitetes festzusetzen." Diese Aufgabe ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst und sie verdiente wohl, daß ein tüchtiger Kopf sich gründlich mit ihr beschäftigte, wäre es auch nur, um den hie und da wieder auftauchenden, früher von Meyern, dem bekannten Verfasser des Dya Na Sore, mit ganz absonderlicher Ostentation gepflegten Irrthum zu beseitigen, daß geistige Thaten keine seien, und daß das Dreinschlagen mit dem Schwert oder dem Prügel hoch über dem Dichten und Schreiben stehe, welches dieß Dreinschlagen eben überflüssig machen soll und kann. An die Herausgabe der Horen knüpfte sich für Schiller als nächste und wichtigste Folge die innigere Verbindung mit Goethe. „Bei

meiner Zurückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden. Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet.“ Es ist charakteristisch für das ganze Verhältniß, mit welcher Klarheit es von vorn herein von Schiller aufgefaßt wird. Gewiß ging aus seiner Berührung mit Goethe auch der lebhafter, wie jemals, in ihm erwachende Zweifel an seinem Dichterberuf hervor. „Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rath zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. Ich wollte, daß Du Dir ein Geschäft daraus machtest, mich zu wägen und mir meine Abfertigung zu schreiben. Sei so streng gegen mich, wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich selbst, wenn Du die

Feder in die Hand nimmst. Ich will Dir buchstäblich folgen." Die Stelle ist aus der Körnerschen Biographie bekannt; eben so bekannt verdient Körner's Antwort zu werden: „Ueber Deinen Dichterberuf zu urtheilen ist so leicht nicht, und ich stehe nicht dafür, daß ich mit dem, was ich Dir heute darüber schreibe, in einiger Zeit zufrieden sein würde. Aber Du mußt mit dem vorlieb nehmen, was ich bis jetzt herausgebracht habe. In Deinen früheren Producten war fast bloß Diction und Versbau poetisch, der Stoff hingegen mehr ein Product des Verstandes, als der Phantasie. Etwas Aehnliches findest du in der ältesten Periode der griechischen Dichtkunst. Auch ist es natürlich, daß der Sinn für die äußere poetische Form sich früher entwickelt, als der für die innere. Ich nenne innere poetische Form das Product der geistigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Durch fortgesetzte Ausbildung Deiner selbst wuchs das Interesse Deiner Producte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußeren Form. Dieß gründete deinen Ruf; aber ich begreife, daß es Dich selbst noch nicht befriedigt. Du erkennst den Charakter des Poetisch-Gedachten; und dieß ist's, glaub' ich, was Du in Deinen meisten Werken vermissest. In allen kannst Du nicht sagen, sonst wollte ich Dir Beispiele vom Gegentheil anführen. Es fragt sich also: ist das, was Du an Deinen Arbeiten bemerkst, Folge von Mangel an Talent, oder von zufälligen vorübergehenden Umständen? Zur inneren poetischen Form gehört, däucht mich, erstlich: Erscheinung des Stoffes unter einer bestimmten Gestalt. Durch diese Gestalt wird der Gedanke ein Element der dichterischen Schöpfung, ein darstellbares Object. Die Phantasie muß das Product des Verstandes gleichsam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anschaulich wird. Aus der Hand der Phantasie empfängt nun der Genius den Stoff seiner Thätigkeit; der Geist schwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt: — dieß ist das zweite Erforderniß der inneren poetischen Form. Daß es Dir nicht an Genialität fehlt, hast Du zur Genüge bewiesen. Auch Deine historischen und philosophischen Arbeiten zeugen für Dich. Aber Dein Genius scheint der Phantasie nicht Zeit zu lassen, ihr Geschäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit ist nicht rein genug. Der Stoff, mit dem die Phantasie den Gedanken überkleiden soll, muß zuvor aufgefaßt sein. Zu dieser Auffassung gehört Reizbarkeit und Ruhe, oder Unbefangenheit. An Reiz-

barkeit gebricht es Dir schwerlich, aber desto mehr vielleicht an Ruhe. Und hier ist der Punkt, glaub' ich, wo Du Dich prüfen mußt, wie ich schon neulich geäußert habe. Eben deswegen sollst Du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müssen mit allen ihren Eigenheiten leben, Deiner Phantasie vorschweben, alles Abstracte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ist es Zeit, an die Anordnung des Ganzen zu denken. Also noch einmal: ergib Dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art. Laß Deine Phantasie ungestört Schätze sammeln — und es wird sich ein Vorrath anhäufen, der Deine Forderungen gewiß befriedigt." Nach meiner Meinung sind dieß köstliche Aussprüche, aus Gesichtspunkten hervorgegangen, von denen auch die Herren Hinrichs und Hoffmeister in ihren Werken über Schiller hätten ausgehen sollen. Dann würden sie den allgemein geistigen Gehalt nicht so oft mit dem specifisch poetischen verwechselt haben. Die Schillersche Correspondenz mit Goethe beginnt und wird Körner actenmäßig mitgetheilt; sie kann das, denn sie wird auf Schiller's Seite in Entwurf oder Abschrift zurückbehalten, was allein schon zur Genüge beweist, wie wenig sie den reinen Briefcharakter trägt. Vortrefflich ist Nachstehendes: „Meine Resultate — schreibt Schiller — über die Schönheit gewinnen nun bald eine sehr gute Uebereinstimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und Unsersgleichen, die doch sonst im Empfinden und in Grundsätzen so ziemlich einig sind, darüber entstehen, bloß davon herrühren: daß wir einen empirischen Begriff von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden ist. Wir mußten nothwendig jede unserer Vorstellungen davon mit der Erfahrung im Widerstreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darstellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als schön empfindet, gar nicht das Schöne ist. Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnlichvernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt; und ein Object mag noch so schön sein, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es ist etwas völlig Subjectives, ob wir das Schöne als schön empfinden; aber objectiv

sollte es so sein!“ Diese Entwicklung kommt in Schiller's Abhandlungen kaum so klar vor und sie löst in der That sehr Vieles. Schiller's Urtheil über Wilhelm von Humboldt wird Jeder unterschreiben, der sich mit diesem reichen, aber von der Natur zum bloßen Stammeln verdammten Geist etwas näher beschäftigt hat. „Ich fürchte wirklich — lautet es — er hat zum Schriftsteller kein reiches Talent, und er wird diesen Mangel durch Kunst nicht viel verbessern. Bei Dir ist die Größe der Forderung, die Du an Dich machst, schuld, daß Du sie weniger erreichst; bei ihm ist die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, fehlerhaft. Daher kann Dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden.“ Die Panegyriker Humboldt's haben freilich den großen Mangel, auf den Schiller hier zielt und der nicht mit einem bloßen Fehler verwechselt werden muß, zu einem Vorzug zu erheben gesucht, doch das wird Niemand täuschen, der tiefer zu schauen vermag. Seine Unfähigkeit, die Gedanken, die ihn beschäftigen, dialectisch zu gliedern, ist etwas ganz Anderes, als stylistischer Laconismus. Schiller's erste Aeußerung über den Wilhelm Meister lautet: „Dieser Tage hat mir Goethe die Aushängebogen von dem ersten Buch seines Romans mitgetheilt, welche meine Erwartung wirklich übertroffen haben. Er ist darin ganz er selbst; zwar viel ruhiger und kälter, als im Werther, aber eben so wahr, so individuell, so lebendig, und von einer ungemeinen Simplicität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlichfeurigen Dichtergeistes ergriffen. Durch das Ganze, so weit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft, und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei diesem Product gegenwärtig war.“ Körner stimmt folgendermaßen ein: „Wilhelm Meister hat meine Erwartung wirklich übertroffen. Es giebt wenig Kunstwerke, wo das Objective so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung. An Kraft können sich mehrere Stellen mit dem Werther messen; und welcher Reichthum von Charakteren, wie viel Anmuthiges und Gedachtes in diesem Werke, was man im Werther nicht findet.“ Es ist jetzt lange Zeit hindurch fast nur von den Horen die Rede und die Schriftsteller werden nach ihrem Antheil an denselben geschätzt, das Publicum nach der Aufmerksamkeit und der Aufmunterung, die es dem Journal widerfahren läßt.

Man sieht, wie Schiller alle die Bitterkeit einsaugt, die er später in den Xenien wieder von sich gab. Die Schlegel tauchen auf, auch der glatte Matthisson, der Schiller sogar trotz seiner Ueberbeschäftigung die berühmte Recension über seine landschaftlichen Gedichte abzulocken weiß. Goethe macht mit seinen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" kein Glück. „Aber — fragt Körner — was meint er denn damit? Das erste Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten interessirte mich die Darstellung bei der ersten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu sagen. Und was soll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht? — Von allen Seiten höre ich Klagen über diese Aufsätze, und wenn ich mich ihrer annehme, so werde ich der Parteilichkeit beschuldigt." Allerdings ist das Product philisterhaft und leer, aber keineswegs in so hohem Grade, wie manches Spätere, das nichtsdestoweniger gelobhudelt wurde. An Körner ist es erfreulich, daß er das Shakespearesche Lustspiel zu würdigen weiß, und daß er überhaupt die hohe Bedeutung der Komödie kennt, oder doch ahnt; er sucht Schiller, wie Goethe, zu Versuchen zu veranlassen und kommt bei jeder Gelegenheit darauf zurück. Unsere beiden großen Dichter hatten aber keinen Begriff von dem, was hier zu leisten war, und gingen darum auf Körner's Vorschläge nicht ein; der Eine meinte, ein Lustspiel könnte sich nur auf dem Fundament eines fest geregelten gesellschaftlichen Lebens erheben, und verwechselte also die Art mit der Gattung, der Andere glaubte gar, das Lustspiel schlösse die Tiefe aus und verkannte demnach die innerste Natur desselben. Das ist bei ihrer Bekanntschaft mit Aristophanes und Shakespeare mehr als auffallend. Neben den Horen beginnen jetzt auch die Musen-Almanache, die das Gute haben, daß sie Schiller und Goethe manche lyrische Kleinigkeit entlocken, die sonst vielleicht in der Knospe stecken geblieben wäre. Doch macht das gegenseitige Hetzen und Treiben keinen wohlthätigen Eindruck. Körner übernimmt die Recensenten-Rolle und führt sie mit großer Einsicht und noch größerer Gewissenhaftigkeit durch. Bei Gelegenheit des Reichs der Schatten fällt er ein sehr tiefes Urtheil: „In dieser Gattung, der philosophischen Ode; halte ich Dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philosophischen Objects scheint mir der Geist dieser Dichtungsart zu sein. Was hier unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand des betrachtenden

Subjects im Moment der höchsten Begeisterung. Durch Uebergewicht des Objectiven nähert sich diese Gattung dem Lehrgedichte; aber dieß ist hier weit weniger der Fall, als bei den Künstlern. Pracht der Phantasie, der Sprache, des Versbaues ist nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern bloß Folge der exaltirten Stimmung des Dichters.“ Dieß Urtheil ergänzt er in einem späteren Briefe so: „Du verlangst mein Glaubensbekenntniß über Dein Dichtertalent. Deine neueren Arbeiten haben mir viel Stoff zu Bemerkungen über Dein Eigenthümliches gegeben; aber noch bin ich nicht damit auf's Reine. Indessen, was ich darüber gedacht habe, will ich Dir geben, so wie es ist. In Deinen früheren Arbeiten zeigte sich ungebildete Kraft — ein Streben nach Größe, Gedankengehalt, erschütternder Wirkung — kurz, nach dem, was man als das Charakteristische dem Schönen entgegensetzt. In beiden scheint mir ein Trieb nach dem Unendlichen — das Wesentliche des Kunsttalents — zum Grunde zu liegen; nur ist er bei dem Charakteristischen auf die einzelnen Theile — bei dem Schönen auf die Verbindung des Ganzen gerichtet. Es giebt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches von der Beschaffenheit der Theile unabhängig ist; und in diesem scheint mir das Wesen der Schönheit zu liegen. Es besteht in unbeschränkter Einheit, verbunden mit unbeschränkter Freiheit. Diese Verbindung nennen wir Harmonie. Sie ist vollkommen, wenn die Uebereinstimmung auch in den kleinsten Theilen vorhanden ist; aber als ein freiwilliges Resultat ihrer Freiheit, ohne daß diese in irgend einem Theile beschränkt wurde. An dieser Harmonie, däucht mich, erkennen wir den Geist der Antike. Was ich an Dir vorzüglich schätze, ist, daß Du Dich immer mehr diesem Ziele näherst, ohne den Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Ich begreife die Schwierigkeit dieses Unternehmens und merke wohl, daß Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geschmacks zu befriedigen sucht. Aber wenn es möglich ist, die Alten zu übertreffen, so ist es auf dem Wege, den Du einschlägst. In der äußeren Harmonie der Sprache und des Versbaues hast Du sehr viel gewonnen. Du liebtest sonst mehr die gereimten Versarten, jetzt hast Du Dich auch mit dem glücklichsten Erfolg in der elegischen Versart versucht. Deine Sprache gewinnt immer mehr an Reichthum und Geschmeidigkeit, ohne an Correctheit zu verlieren. Auch die Einheit des Tons wird immer herrschender in Deinen

Werken, so sehr Du auch bei Deiner Manier zu Abweichungen versucht werden mußt. Nur in der inneren Harmonie der Gedanken ist es, glaube ich, wo Du noch Fortschritte machen könntest. Thätigkeit scheint bei Dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher störst Du zuweilen das Spiel Deiner Phantasie durch Streben nach Befriedigung Deines Forschungsgeistes. Hättest Du mehr Hang zu geistiger Wollust, so würdest Du mehr in den Bildern Deiner Einbildungskraft schwelgen. Jetzt wirst Du nicht selten durch den Trieb nach abstracten Untersuchungen von dem Besondern zum Allgemeinen fortgerissen. Dieß ist der Grund, warum Du mich in der philosophischen Ode besonders befriedigst. Hier ist das Abstracte an seiner Stelle; und weil denn doch Deine Phantasie immer thätig ist und die Resultate Deines Nachdenkens auf ihre Art verarbeitet, so entsteht ein Schwanken zwischen der philosophischen und dichterischen Begeisterung, das für den Betrachter höchst interessant ist. Aber ich bin weit entfernt, Dich auf dieses Fach einzuschränken. — Auch in anderen Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnst, ruhig zu empfangen, was Dir die Phantasie im reichen Maße darbietet.“ Schiller gibt das Alles zu und führt es auf seinen Bildungsgang zurück. Seite 320 nimmt Körner den Heinseschen Ardinghello gegen Schiller's herbe Abfertigung in seinem Aufsatz über naive und sentimentale Poesie in Schutz; ein schönes Zeichen, daß er immer freier von Einseitigkeit wurde. Die Xenien fangen an vorzuspuken. Wunderbar herrlich erscheint Schiller's Natur in seiner Begeisterung über den Schluß des Wilhelm Meister. — „Daß Euch — schreibt er bei dieser Gelegenheit — mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump.“ Und noch eine volle Woche später meint er, es sei ihm nach einem solchen Kunstgenuß unmöglich, etwas Eigenes zu stümpern. Körner sucht ihn sich selbst wieder zurückzugeben. „Du mußt die Bescheidenheit nicht übertreiben. In dieser Gattung kann Goethe Vorzüge vor Dir haben; aber diese Gattung ist nicht die ganze Sphäre der Dichtkunst. Begreiflich ist's indessen wohl, wie man in den ersten Aufwallungen des Enthusiasmus sich selbst verkennt. Bei meinem Aufenthalte in Jena habe ich mich oft beschäftigt, Euere Talente zu vergleichen, und finde noch immer das bestätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf schrieb. Der gestaltlose Gedanke

ist bei Dir immer das Erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das Erste. Durch dieß entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos sein, da sie sein Product ist, aber ob sie geistlos sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität — und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen. Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man zuweilen in Goethe's besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effect des Theaters mehr studirt. — Versuch' es nur Deiner Phantasie mehr Freiheit zu lassen, ohne zu sorgen, was sie hervorbringen wird. Was Du mir von Deinen dichterischen Plänen gesagt hast, wird gewiß dann am glücklichsten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt Deiner Phantasie mit einem oder dem andern zusammentrifft." Fast auf gleiche Weise äußert Goethe selbst sich in einer bekannten Stelle seiner Werke über den zwischen ihm und Schiller bestehenden Unterschied. Nun kommen die Xenien, wie ein Gewitterhagel, über das literarische Deutschland. Körner beurtheilt sie äußerst verständig. Schiller berichtet über Hermann und Dorothea und staunt, daß Goethe neun Tage hinter einander täglich anderthalb hundert Hexameter niederzuschreiben vermochte. Da er den Gegenstand Jahre lang mit sich herumgetragen hatte, war es eben kein Wunder. Körner gibt in einem Brief eine Recension des Wilhelm Meister, die noch jetzt nachgelesen zu werden verdient und die Goethe in hohem Grade befriedigte. Ueber Schiller wird der Wallenstein so schwer, daß er ihn zu erdrücken droht. Damit schließt der dritte Theil.

Der vierte Band ladet uns nun zur Theilnahme am Erntefest ein. Die reifen Früchte lösen sich von selbst vermöge ihrer eigenen Schwere vom Baume ab; es bedarf nicht des Schüttelns, kaum eines Windhauchs. Der Roman der Wolzogen, Agnes von Lilien, der die Gebrüder Schlegel trotz ihrer kritischen Unfehlbarkeit verleitete, ihn für ein Goethesches Product zu halten, macht auch in der Körnerschen Familie, namentlich beim weiblichen Theil, verzeihlicher Weise Aufsehen, wird aber von Körner

augenblicklich viel richtiger gewürdigt. Ein simpler Castellan sieht in manchen Dingen schärfer, wie der Papst. Körner muß Schiller für den Wallenstein mit astrologischen Büchern aushelfen und schickt ihm eine ganze Bibliothek, die dem Seni zu Statten gekommen ist. Goethe's Hermann und Dorothea regt beide Freunde mächtig auf und veranlaßt namentlich Körner zu mancher einsichtigen Bemerkung; seltsam ist es nur, daß er bei dieser, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, dem Goetheschen Geist die allgemeinen dichterischen Eigenschaften als specielle, ihn besonders charakterisirende, vindicirt. „Wie sehr — heißt es z. B. einmal — ist's ihm doch wieder gelungen, den eigenthümlichen Ton dieser Gattung zu treffen, und er hatte sich's gewiß nicht leicht durch die Wahl des Stoffes gemacht!" Allerdings, aber wenn's nicht gelungen wäre, so würde er nicht allein nicht Goethe, sondern überall kein Poet gewesen sein. Diesen macht ja eben das von vorhergehender Erfahrung unabhängige Vorwegnehmen aller Zustände, und wer den einzelnen Dichter darüber ausdrücklich beloben zu müssen glaubt, daß er dieß allgemeine Vermögen besitzt, der könnte mit demselben Fug auch den einzelnen Menschen darüber bekomplimentiren, daß er Augen hat. Ein erschöpfendes, ein wahres Endurtheil über Wieland, dessen Vielschreiberei, wie jede Vielschreiberei, aus innerer Armuth hervorging, findet sich Seite 24 in einem Körnerschen Briefe. „Göschen hat mir den Wieland geschickt, und dieß hat mich veranlaßt, einige seiner Schriften, die mir theils neu, theils nicht mehr in frischem Andenken waren, zu lesen. Ich überzeuge mich immer mehr, wie sehr ihm die französische Literatur geschadet hat. Ueberhaupt drückt ihn seine Belesenheit, seine Phantasie kann vor den vielen Erinnerungen, die sich ihr zudrängen, gar nicht dazu kommen, aus eigenem Vorrath zu schöpfen; auch mag dieser Vorrath nicht groß sein, daher die Armuth an Individualität in seinen Gestalten. — Für den Geist der Griechen scheint er keine wahre Empfänglichkeit zu haben, dagegen ist das Streben nach der Leichtigkeit der Franzosen sehr merklich; und wie wenig gelingt es ihm! Wie oft wird er schwerfällig und verstößt wider den echten guten Ton! Innigkeit und Kraft sucht man größtentheils vergebens. Sein Pinsel ist flach, seine Farbengebung oft überladen bei Nebensachen und matt bei den Hauptfiguren. Die große Praktik gibt seinen Produkten oft einen täuschenden Anstrich, der aber bei genauerer Prüfung ihre Armuth nicht

verbirgt. Ich hatte erst die Idee, einmal nach seinem Tode seine ganzen Werke eine strenge Musterung passiren zu lassen; aber es ist kaum nöthig. Er hat in Deutschland zu wenig gewirkt. Seine Manier ist nicht gemacht, um zur Nachahmung zu reizen. Allenfalls müßte man einigen Ausländern den Wahn benehmen, daß sie ihn, der nichts weniger als ein Deutscher ist, für den Repräsentanten unserer Literatur ansehen." Man halte dagegen Goethe's Rede über Wieland in der Freimaurerloge, wie sie in seinen Werken steht, und löse sich den Widerspruch, der sich ergibt, so gut man kann, entweder durch die persönlichen Verhältnisse oder durch ein momentanes Unterdrücken aller höheren Ansprüche. Herder's Bild verzerrt sich mehr und mehr. „Herder — schreibt Schiller — ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit, bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden." So sah Humanus aus, als die deutsche Entwicklung sich unterstand, über ihn hinwegzugehen. Urtheilen wir aber nicht zu hart über den außerordentlichen Mann, erinnern wir uns, daß auch Goethe als Greis vor dem neu aufbrechenden Frühling die Augen zukniff, daß auch er an Heinrich Kleist und Uhland nur die negativen Seiten bemerkte, und lösen wir uns die Schwäche des Individuums durch die allgemeine des Geschlechts! Der Mensch scheint den Punkt, den er selbst in irgend einem Kreise erreichen kann, mit demjenigen, den sein Volk oder die Menschheit überhaupt erreichen soll, durchaus verwechseln zu müssen, um für denselben alle Energie seines Wesens aufbieten zu können, und hervorragende Männer schreiten ihrem Jahrhundert auch in den meisten Fällen weit genug voran, um gegen die so bittre Enttäuschung während ihrer Lebensdauer gesichert zu sein. — Schiller's Wort über den Aristoteles ist ein Beleg mehr zu dem bekannten Spruch: anders lesen Knaben den Terenz und anders Grotius. „Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles' Poetik,

zugleich mit Goethe, gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man sein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will: es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend ein anderes poetisches Genre begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie: es ist alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, giebt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen." Wenn die in ästhetischen Dingen eingerissene Barbarei einmal wieder verschwindet, so wird sich's auch klar wieder herausstellen, daß der größte Kunstrichter aller Zeiten sogar für diejenigen seiner Forderungen, die nicht unmittelbar aus dem Wesen der Sache hervorgehen, triftige Gründe hatte. Sie gelten nicht unbedingt, sie können zuweilen aufgeopfert werden, weil sie dem Künstler sein Geschäft erleichtern, nicht erschweren sollen; aber wer sie im concreten Fall unberücksichtigt lassen will, der frage sich wohl, ob er nicht dadurch, daß er dieß thut, auf der einen Seite eben so viel und mehr verliert, als er auf der anderen gewinnt. Hieher gehört z. B. die Einheit der Zeit und des Orts, die Goethe in den Gesprächen mit Eckermann sehr richtig aus der Faßlichkeit ableitet. Ich fürchte sehr, man hat in Deutschland, als man auf Shakespeare's Beispiel hin so geringschätzig mit ihr und mit vielem Anderen ein für alle Mal und ganz im Allgemeinen brach, das subjective Lebensgesetz des ungeheuren Shakespeareschen Individuums, das mancher Exemtionen bedurfte, um sich nach allen Dimensionen hin ausdehnen zu können, mit einem objectiven Kunstgesetz verwechselt. Seien mir über diesen äußerst wichtigen Punkt ein paar Worte vergönnt. Es ist für mich kein Zweifel, daß Shake-

speare's Zerfließen in unendliche Einzelheiten sich mit der Natur des Dramas nicht verträgt. Vor der höchsten Instanz gilt es gleich, ob in der Kunst ein Fehler auf Königs- oder auf Bettler-Manier begangen, ob z. B. ein im Ganzen entbehrlicher, obgleich an sich gehaltvoller Charakter gebracht oder eine überflüssige und vielleicht sogar obendrein nichtige Sentenz eingeflickt wird, denn jener Charakter würde Sentenz geblieben und diese Sentenz würde Charakter geworden sein, wenn König und Bettler Reichthum und Armuth gegen einander ausgetauscht hätten. Die Kunst kann sich nicht wie die Natur in's Unermeßliche ausdehnen und die Natur sich nicht, wie die Kunst, in's Enge zusammenziehen; hierin unterscheiden sich beide und auf diesen Grundunterschied sind alle Gesetze der Kunst, wie die wichtigsten Probleme der Natur, namentlich die Kunst selbst, zurückzuführen. Es folgt daraus für die Kunst zunächst die Nothwendigkeit freiwilliger Beschränkung; das singulaire Kunst-Gebilde muß mit der Natur in Verbindung gesetzt und doch auch wieder von ihr abgeschnitten, die Adern des Universums müssen hineingeleitet und doch auch wieder unterbunden werden, damit die kleine Welt nicht in der großen ertrinkt; darum darf nicht jeder Träger desselben selbstständig für sich etwas sein wollen, mancher muß sich begnügen, nur etwas zu bedeuten. Hiegegen verstößt Shakespeare; er bringt keine Figur hervor, die nicht so viel Blut im Leibe hätte, daß sie nicht das ganze Drama überschwemmen müßte, wenn sie die Hand auch nur an einer Nadel ritzte. Aber diesem außerordentlichen Individuum verzeiht man das, ja man dankt ihm eine Gränzverwirrung, durch die man im Gebiete der Kunst eine unmittelbare Natur-Wirkung erfährt. Man thut dieß jedoch nur, weil man fühlt, daß er nicht anders kann, und protestirt mit Ernst gegen die Consequenzen, die der Unverstand aus einer so einzigen Ausnahme in seinem Sinn ziehen möchte.*) — Wallenstein's Lager wird von Körner mit der gebührenden Wärme begrüßt; das Goethesche in der Behandlung, wie er es nennt, das rein Dichterische, das die Objecte in Umriß und Farbe klar und rein Hinstellende, wie er es hätte nennen sollen, überrascht ihn. Schiller's Balladen überschätzt er, aber vortrefflich ist, was er bei Gelegenheit des Tauchers bemerkt. „Ein großer Vortheil bei den Balladen ist gewiß auch die Wahl des Stoffes.

*) Schon im Tagebuche von 1846 äußert sich Hebbel ebenso über diesen Punkt. (Tagebücher II, S. 179.) D. H.

Ist dieser an sich schon poetisch, so verträgt er eine einfache Behandlung und bedarf keines hinzugefügten Schmuckes, um zu interessiren. Der Geist des Dichters zeigt sich dann in dem Vermögen, allen Gehalt, der im Stoffe liegt, aufzufassen und darzustellen. Je weniger wir irgend eine Grenze in diesem Vermögen wahrnehmen, ohne daß es doch aus der menschlichen Natur herausgeht, desto größer der Künstler. — Und wenn wir den Geist des Künstlers verehren, so lieben wir zugleich seine Seele in dem Tone, der in seiner Darstellung herrscht. Sein Charakter und seine Stimmung malt sich durch die Gegenstände, die er heraushebt, durch den Gesichtspunkt, aus dem er sie ansieht, besonders durch eine hohe Ruhe, die bei der innigsten Theilnehmung über das Ganze verbreitet ist. — In Sprache und Versbau erscheint besonders, was ich Seele nenne — die menschliche Gestalt des Geistes. — Bei einem einzigen Beiworte — der purpurnen Finsterniß — habe ich gestutzt, und dieß auch bei anderen bemerkt. Ich weiß, daß die Alten einen solchen Ausdruck gebrauchten, aber hier trägt er, däucht mich, nichts zur Darstellung bei und erweckt störende Nebenideen." Schiller's Rechtfertigung seiner purpurnen Finsterniß beweist, daß er damals schon von Goethe's Farbenlehre profitirt hatte. Sein Urtheil über die Gebrüder Humboldt ist äußerst merkwürdig und zeigt schlagend, wie kaum ein zweites Beispiel, was bedeutenden Menschen gegenüber bei dem Construiren ihrer Zukunft nach einigen dürftigen oder doch einseitigen Erfahrungen herauskommt. Trotz Schiller's Privatmeinung hat Alexanders Thätigkeit ganz andere Spuren hinterlassen, wie die seines Bruders. Mehr und mehr wird Schiller gegen das Publikum verstimmt. Körner sucht diese Verstimmung dadurch zu heben, daß er ihn auf die stillen Wirkungen seiner Arbeiten aufmerksam macht und ihm darzuthun sucht, wie weit die literarischen Schreier, die öffentlich den Ton angeben, davon entfernt sind, das Urtheil der Nation auszudrücken. Darin hat er Recht, aber der Trost wollte bei Schiller nicht verfangen und die kalte thatlose Gleichgültigkeit ist und bleibt auch empörend und niederschlagend, womit in Deutschland die Bessern und Besten den rohen Mißhandlungen zusehen, die der schreibende Pöbel den ersten Schriftstellern und Künstlern fast täglich zufügt. In jener Zeit durfte ein Kotzebue es wagen, den „Herrn von Goethe" in dem berüchtigten Freimüthigen zu bezichtigen, daß er nicht deutsch könne,

was Jedem, der von der Unbill des Tages Aehnliches zu leiden hat, hiedurch in Erinnerung gebracht sei. Daß Kotzebue's Frechheit, welche die Gründe für ihre Behauptung aus dem Goethe-schen Epilog zu Schiller's Glocke hernahm und den Epilog zu diesem Zweck bubenhaft analysirte, ein öffentliches Zeichen der Indignation hervorgerufen hätte, wüßte ich nicht, obgleich ich dadurch nicht bezweifle, daß Hunderte ehrsam den Kopf dazu geschüttelt haben werden. Auch das ist Schiller äußerst schmerzlich, schmerzlicher wie Körner selbst, daß die lange genährte Hoffnung, sich den Freund räumlich näher rücken zu sehen, an den Verhältnissen desselben scheitert. Er kann bei dieser Gelegenheit sogar eine gewisse Bitterkeit nicht unterdrücken, die aber seinem Herzen nur zur Ehre gereicht. „Zur Verbesserung Deiner Aussichten wünsche ich Dir herzlich Glück; wiewohl es mich einige Ueberwindung kostet, von der Hoffnung, Dich in Leipzig einmal etablirt zu sehen, Abschied zu nehmen. Ich hatte mir viel von dieser letztern Aussicht versprochen: wir wären uns so viel näher, die Communication so viel leichter, Dein eigener Zustand so viel freier gewesen. Das Schönste, ja das Einzige, was der Existenz einen Werth gibt, die wechselseitige Belebung und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet, nach meiner Vorstellung, an ächtem Lebensgehalt gewinnen müssen, wenn Du in ein freieres Verhältniß Dich hättest setzen können, was doch auf einer Universität immer der Fall ist, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unser gegenseitiges Verhältniß, das durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Theil unserer Existenz geworden ist, die schönsten Früchte für uns tragen sollte. Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es giebt sogar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicher Weise gefunden, desto näher rücken sollte.“ Mit Staunen und Schaudern erfährt man Seite 89, daß der Wallenstein ursprünglich in fünf Acte abgetheilt gewesen ist, daß die Piccolomini und der Tod nur ein einziges Stück ausgemacht haben. Das wäre eine Repräsentation geworden, die den Deutschen vielleicht für ewig das Theater verleidet hätte. Endlich wird das

riesenhafte Werk fertig oder doch für fertig erklärt und dem Freunde mitgetheilt. Der Eindruck ist Anfangs zu überwältigend, um die Kritik aufkommen zu lassen; doch macht Körner augenblicklich einige Bemerkungen, die Schiller berücksichtigt zu haben scheint, ehe er das Stück in den Druck gab. „Auf Wallensteins Grabe steht ein herrliches Denkmal, aus Allem, was er Großes und Liebenswürdiges hatte, zusammengesetzt. Ihn, Thekla und Max betrachten wir mit einer erhabenen Rührung, die uns selbst auf einen höheren Standpunkt versetzt. Das Schmerzliche des Schicksals verschwindet über dem Anschauen des Großen und Edlen der menschlichen Natur." Schiller geht gleich wieder an ein neues Werk, an die Maria Stuart, und Körner erbietet sich, ihm für den Hausbedarf eine Menge historischer Stoffe zusammenzusuchen. Tieck's romantische Dichtungen erfahren im Vorübergehen von Schiller ein kurzes Urtheil; persönlich ist der Romantiker schon früher in Jena und Weimar, wie in Dresden aufgetaucht. „Tiecks Manier kennst Du aus dem gestiefelten Kater: er hat einen angenehmen romantischen Ton und viele gute Einfälle, ist aber doch viel zu hohl und dürftig." Körner schickt noch einige Betrachtungen über den Wallenstein und knüpft Vorschläge zu Aenderungen daran, die von Schiller nicht allein nicht gut aufgenommen werden, sondern ihn sogar zu der Erklärung veranlassen, daß er in mancher Beziehung über Poesie und besonders über tragische Poesie Grundsätze habe, die denen seines Freundes geradezu entgegengesetzt seien. Das will Körner nicht einleuchten, und ein Jeder, der den Wallenstein von der negativen, wie von der positiven Seite kennt, wird es beklagen, daß Schiller die Bedenken des Freundes dießmal so kurz abfertigte; sie waren wohl begründet und hätten sicher Abhülfe finden können. Maria Stuart wird rasch vollendet und Körner charakterisirt das Stück sehr richtig als ein solches, das nach der Weise der Alten nicht auf dem sogenannten Helden, sondern auf der Handlung selbst beruhe. Hierin liegt allerdings sein Hauptvorzug, und dieser Vorzug ist sehr hoch anzuschlagen. Jetzt geräth Schiller über die Geschichte der Jungfrau von Orleans und begeistert sich für sie. Mir ist es immer unerklärlich gewesen, wie er sich diesem Gegenstand gewachsen glauben konnte. Daß der Vorwurf zu einem Drama vorlag, wird Niemand bestreiten wollen; daß dies Drama aber durchaus ein psychologisches werden mußte, und daß es eben darum über Schiller's Kreis hinausging, läßt sich eben

so wenig verkennen. Johanna durfte unter keiner Bedingung über sich selbst reflectiren, sie mußte, wie eine Nachtwandlerin, mit geschlossenen Augen ihre Bahn vollenden und sogar mit geschlossenen Augen in den Abgrund stürzen, der sich zuletzt unter ihr öffnet. Die Naivetät, die den innern Bruch gar nicht zuläßt und die das französische Mädchen, wie wir aus den Acten ihres Processes ersehen, bis in die Flammen hineinbegleitete, war unerläßlich, und Schiller mußte selbst wissen, daß er ihr diese nicht einzuhauchen vermochte. Seine Heldin schwebt denn nun durchaus in der Luft, ihr Thun und Gebahren setzt eine Naivetät voraus, die ihr fehlt, und sie macht den Eindruck eines Apfelbaums, der mit Weintrauben behängt ist, auf dem aber keine Weintrauben wachsen. Körner meint nichts desto weniger, der Dichter habe sich dießmal selbst übertroffen und auch Goethe erklärt die Jungfrau für sein bestes Werk. Das Urtheil über Tieck wird ergänzt, Schiller liest seine Genoveva und meint, er sei eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur, nur mangle es ihm an Kraft und Tiefe und werde ihm ewig daran mangeln. Genoveva sei als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, jedoch nur als Stufe, denn sie sei nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, der Weg zum Vortrefflichen gehe aber nie durch die Leerheit und das Hohle, wenn auch nicht selten durch das Gewaltsame und Rohe. Schiller schwankt jetzt zwischen mehreren tragischen Stoffen und, um während dieser Periode der Unentschiedenheit seine Zeit nicht ganz zu verlieren, bearbeitet er zu Körner's großer Verwunderung die Turandot von Gozzi. Seite 258 kommt ein merkwürdiges Urtheil über Goethe's Iphigenia; ich glaube, es ist abschließend. „Hier wollen wir im nächsten Monat Goethe's Iphigenia auf's Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie auf's Neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst; ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht

gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen, und das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen, kann es auch jetzt noch nicht übersehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben." Die Braut von Messina wird begonnen; lange hatte sie mit den Malthesern und dem Warbeck zu kämpfen. Als sie fertig ist und Körner überschickt wird, äußert dieser, er kenne kein modernes Werk, worin man in so hohem Grade den Geist der Antike fände. Das beweist, wie sehr sich selbst die geistreichsten Menschen durch Einzelheiten blenden lassen, wie selten sie sich die Mühe geben, in die Tiefe hinab zu steigen und das Fundament eines dramatischen Baues zu untersuchen. Ich habe Schiller's Urtheil über die Iphigenie mitgetheilt; ich brauche hoffentlich das meinige über die Braut von Messina nicht zurückzuhalten. Mir scheint sie ein völlig ideenloses Product. In der Jungfrau von Orleans sieht man doch, was der Dichter will, wenn er auch bei dem schon oben von mir berührten Mangel an Naivetät das Ziel nur halb erreichen konnte. Aber was er mit der Braut von Messina beabsichtigt hat, kann ich nicht herausbringen. Warum geschieht dieß Alles? Was wird mit diesem Blut abgewaschen? Wo sind die Gräuel, die so ungeheurer Sühne bedürfen? Man fragt sich umsonst! Das Schicksal spielt im Stück Blindekuh mit den Menschen. Alle auftretenden Charaktere sind edel und rein und bleiben es bis zu Ende; die Mutter ist ohne Schuld, denn sie sagt:

— — — „Den Rachegeistern überlass' ich
Dieß Haus: ein Frevel führte mich hinein,
Ein Frevel treibt mich aus. — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ich's." —

dennoch wird ihr das Schrecklichste auferlegt. Die Söhne sind es auch, dennoch müssen sie das Schrecklichste an einander vollziehen. Beatrice, die Tochter, ist ein Engel und mehr, dennoch muß sie durch ihre bloße Existenz das Schrecklichste hervorrufen und das Alles, weil —

„Auch ein Raub war's, wie wir Alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl

In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttelte im Zorne
Grau'nvoller Flüche schrecklichen Samen
Ueber das sündige Ehebett aus.
Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus."

und weil —

„Es ist kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder wüthend sich selbst zerstören,
Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären."

also, weil sie verflucht sind, weil sie nur geboren wurden, um zu zeigen, was es bedeutet, wenn ein Ahnherr, dem die Braut von seinem Sohn geraubt wird, das Ehebett des Paars mit Flüchen belegt. Wir erfahren nicht einmal, wie es mit der Berechtigung des fluchenden Ahnherrn stand: es ist nicht unmöglich, daß er ein Narr und ein Sünder zugleich war, daß die Natur ihn zu derselben Zeit in's Kloster wies, wo sein Gelüst ihn in die zweite Ehekammer trieb, und daß ihn nichts traf, als was er verdient hatte. Doch, wir wissen es längst, daß Schiller's Stärke nicht im Motiviren lag, daß seine Bildungen uns höchstens die Hauptstämme der Nerven und Adern aufgedeckt zeigen, daß die so wichtigen Capillar-Gefäße aber immer unsichtbar bleiben; wir wollen daher das Gegentheil aus freien Stücken annehmen und an die Berechtigung des Ahnherrn glauben. Für das Stück kommt Nichts als ein partieller kleiner Gewinn dabei heraus. Wir haben und behalten immer den nackten, rohen Fluch vor uns, der ein ganzes, herrliches, in Kraft, Jugend und Schönheit prangendes Geschlecht austilgt, und dies geschieht, um die Verwirrung vollkommen zu machen, sogar erst nach dem Tode dessen, der dadurch eigentlich gestraft werden sollte, nach dem Tode des Brauträubers, denn —

„Er hemmte zwar mit strengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch Eures wilden Triebes,
Doch ungebessert in der tiefen Brust
Ließ er den Haß. Der Starke achtet es
Gering, die leise Quelle zu verstopfen,
Wenn er dem Strome mächtig wehren kann."

Es geschieht demnach ohne Zweck, wie ohne Grund und es bleibt Nichts übrig, als eine häßliche, Schauder erregende Anecdote, die, weit entfernt, uns die ewigen Gesetze der sittlichen Welt zu vergegenwärtigen, uns weit eher die Angst einflößen könnte, daß sie zuweilen ohnmächtig seien. Man wende mir nicht ein, das sei antik; es ist nicht wahr. Oedypus verflucht seine Söhne, aber sein Fluch wird ihm abgedrungen durch ihre Handlungsweise, und wenn er sie trifft, so trifft er sie nur, weil sie es verdienten und weil die Nemesis sie ohnehin getroffen haben würde; auch trifft er unmittelbar sie selbst, nicht ihre schuldlosen Kinder und Enkel. So verfährt, um die Spitzen des modernen und des antiken Dramas einander gegenüber zu stellen, auch Shakespeare. Als Lear seine Töchter verflucht, thut sich die Erde nicht auf, um sie zu verschlingen, auch verwandeln sich für sie die Früchte der Bäume nicht in Steine, die Fische des Meers nicht in Schlangen. Sie fallen durch ihre Sünden, wie sie sich nach und nach in enggeschlossener Kette, eine aus der andern, entbinden. Wenn es aber auch antik wäre, so würde das den Handel nicht verbessern. Der Dichter darf, wenn er anders ein Kunstwerk, kein Kunststück hervorbringen will, aus einer überwundenen Weltanschauung nur diejenigen Momente herausnehmen, die nicht völlig vernichtet und aufgelöst sind; die ganz und gar beseitigten, die sich nur durch einen willkürlichen, dem absichtlichen Zudrücken der Augen ähnlichen Verengerungsproceß des Bewußtseins nothdürftig reproduciren lassen, sind für ihn nicht mehr vorhanden. Dazu gehört aber der Glaube an die magische Kraft des Fluchs. Wir wissen es längst, daß mit jedem Individuum, das in die Welt tritt, ein neuer, ein unendlicher Lebens- und Thatenkreis beginnt, daß keines dem Rachedurst eines andern Individuums ohne eigene Schuld verfallen; daß ein Fluch, der mit der Vernunft und dem sittlichen Gesetz in Widerspruch steht, durchaus nicht in Erfüllung gehen kann. Auf einem solchen Fluch beruht aber die Tragik in der Braut von Messina, und das sollte unsere Philosophen vom zweiten Rang, die gegen ihre poetischen Zeitgenossen nicht scrupulös genug sein zu können glauben, abhalten, sie als eine wahre Tragödie zu citiren.*) — S. 345 erfährt man, daß Schiller gegen das Ende seines Lebens noch mit Calderon bekannt wurde;

---

*) Eine ausführlichere Kritik über die „Braut von Messina" schrieb Hebbel in sein Pariser Tagebuch im Jahre 1844. (Tagebücher, Bd. 2, S. 82—85.) D. H.

er gibt ein kurzes, aber sehr einsichtiges Urtheil über ihn ab. Die Staël erscheint in Weimar und macht auch Schiller in seiner Einsamkeit mit ihrem quecksilbernen Wesen zu schaffen. Sie reizt ihn, des Contrastes wegen, ist aber so antipoetisch, daß er erstaunt, trotz ihrer Gegenwart, productiv zu sein. Dennoch ist er es und vollendet den Tell, das herrliche Testament, das er seiner Nation hinterließ. Körner entwickelt bei Gelegenheit des Tieck-schen Octavianus vortrefflich die Gefahren, die über die wahre Kunst durch den Romanticismus, der damals noch keinen Namen hatte, hereinbrechen mußten. Er sagt mit Recht, daß das Unwesen um so schwerer zu bekämpfen sei, weil mißverstandene Sätze von der Freiheit und Selbstständigkeit des Dichters dabei zu Grunde lägen. Schiller denkt an eine Uebersiedelung nach Berlin; er reist hinüber und es wird unterhandelt, aber er muß hohe Forderungen stellen, und ehe man an der Spree zum Entschluß kommt, ist er todt. Seine letzte Arbeit war die Uebersetzung und Einrichtung der Racineschen Phädra für's Theater, sein letzter Brief ist vom 25. April 1805 datirt und berichtet über Goethe's Krankheit.

Ludwig Holberg.

Sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz.

Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857.

Es wäre zu jeder Zeit ein Verdienst gewesen, den alten Dänischen Dichter wieder im Gedächtniß der Deutschen aufzufrischen; in unserer Zeit ist dies Verdienst doppelt groß. Denn der Mensch beruht in seiner geistigen, wie in seiner leiblichen Existenz auf dem Antagonismus eines gesunden Stoffwechsels, und bei dem bittern Ernst, der jetzt das Leben beherrscht und die ihm angeborne Freudigkeit des Daseins und Wirkens erstickt oder unterdrückt, muß ihm mehr wie je zuvor die Kunst, und die fröhliche Kunst, zu Hilfe kommen, wenn er nicht erstarren oder erliegen soll. Ich kann nun zwar nicht mit dem geschätzten neuen Bearbeiter in Ludwig Holberg einen der ersten komischen Genien aller Völker und aller Jahrhunderte erblicken, aber ich halte ihn allerdings für ein Talent, das mit Dänemark selbst in

die Wette leben und, was die Dichterthaten betrifft, auf dem welthistorischen Epitaphium des ganzen Stammes vielleicht gar den goldenen Anfangsbuchstaben bilden wird. Die bunten Lampen, die einst auch bei uns alle Monat einmal den Hans Franzen oder den politischen Kannegießer beleuchteten, sind viel zu früh ausgegangen, und wer Homer's unauslöschliches Gelächter erschallen hören will, der zünde sie wieder an.

Prutz glaubt, sein Unternehmen werde auf Mißverständnisse und Vorurtheile stoßen und es gehöre Muth dazu, im gegenwärtigen Augenblick damit hervorzutreten. Ich glaube das nicht. Der Deutsche weiß, daß die Schönheitsgesetze sich nicht mit den politischen Konstellationen verändern und daß der Patriotismus unter keinen Umständen darin bestehen kann, den Apoll von Belvedere häßlich, den Ariost langweilig und den Voltaire geistlos zu finden. Wenn Lessing die französischen Tragiker angriff, so that er es nicht, weil die Franzosen während des siebenjährigen Krieges in's Reich gefallen waren, sondern weil diese dramatischen Rhetoriker einer ganz konventionellen Bühne für moderne Griechen gelten wollten und sich den Lorbeer des Sophocles um die Allongen=Perrücke gewickelt hatten. Und wenn der gebildete Theil der Nation zu ihm hinübertrat, so geschah es nicht, weil man sich der Kontributionen und Brandsteuern erinnerte, sondern weil sich das Recht auf seiner Seite befand. Wenn Holberg daher bei uns in seiner neuen Gestalt nicht mit einem so freudigen Willkommen begrüßt werden sollte, als ihm gebührt, so wird es aus ästhetischen und sozialen, sicher aber nicht aus Schleswig=Holsteinischen Gründen unterbleiben. Dafür möchte ich stehen. Ob der Däne dem Deutschen in diesem Punkt gleicht oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Wenn man erwägt, daß Shakespeare's Ansehen bei ihm durch den Englischen Flottenraub und das Bombardement von Kopenhagen nicht sonderlich erschüttert worden zu sein scheint, so möchte man auch Schiller und Goethe ein günstiges Prognostikon stellen. Wenn man aber an die Phrasen seiner Redner denkt, an den „Deutschen Knecht" und Aehnliches, so könnte man für das Scandinavische Schicksal unserer Heroen zu zittern anfangen. Jedenfalls darf es uns völlig gleichgiltig sein, selbst wenn die freiwillige literarische Huldigung, die uns hier beschäftigt, jenseits des Belts zu einer Art von Vasallen=Akt umgedeutet würde. Der Werth der Dänischen Literatur wird Europa einstweilen nur noch durch

Deutschland garantirt, denn die Franzosen sind bloße Lecker, die überall einsprechen, um zu naschen. Die Garantie für den Werth der Deutschen hat Europa längst selbst übernommen, und wenn der Däne im Ernst auf den Einfall käme, sich gegen sie abzuschließen, so könnte er fast eben so gut auf die vier Elemente Verzicht leisten, um seine Selbstständigkeit zu bewahren.

Nein, Prutz kann ohne Sorge sein; wir werden die Rose nie für eine übelriechende Blume erklären, weil sie im Garten des feindlichen Nachbars gewachsen ist, und die Schlacht bei Idstedt wird Holberg bei uns nicht schaden. Ein Anderes ist es, ob man nicht erschrocken vor ihm zurückfährt, wenn er sich in seiner derben Knochenhaftigkeit so plötzlich wieder unangemeldet unter den Mollusken-Chor der Tagskomödien mischt. Anfangs gewiß, denn der Uebergang vom Dosenstück zum Fresco und von der kandirten Zweideutigkeit zum ehrlichen Cynismus ist zu groß, als daß er durch einen Sprung gemacht werden könnte. Aber Kraft und Wahrheit werden schon durchdringen, und Prutz, — kein Billiger wird ihm dies Zeugniß versagen, — hat Alles gethan, um den Sieg rasch herbeizuführen. Zunächst ist ihm die Uebersetzung der Stücke, unter denen ich freilich den Erasmus Montanus ungern vermißte, in hohem Grade gelungen. Dann hat er ein Leben des Dichters hinzugefügt, das in Anlage und Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Und eine Reihe von Monographien, in denen er theils die Geschichte der Dänischen Literatur bis auf Holberg entwickelt, theils Holberg selbst einer eingehenden Würdigung unterzieht und der Wirkungen gedenkt, die er in früherer Zeit auf die Deutsche Bühne gehabt hat, schließt sich ergänzend und erläuternd an. So bietet er zugleich dem Publikum Genuß, dem Historiker Belehrung und dem Aesthetiker reichliche Anregung zum Nachdenken. Folgen wir ihm beistimmend und berichtigend in's Einzelne, so weit der Raum es gestattet, damit wir ein Gesammtbild gewinnen.

Es gibt einen wunderlichen Kontrast, wenn man den jungen Holberg mit dem alten vergleicht. Schon vor dem zwanzigsten Jahre durch die ihm und allen Dänen angeborene Reiselust in die Welt getrieben, ist er so knabenhaft zart von Aussehen, daß er überall den seltsamsten Verdacht erregt und in Aachen von einem holländischen Prediger einem förmlichen Examen unterzogen wird, den er freilich dermaßen mit Latein bombardirt, daß Mynherr dem Himmel dankt, dem Scholaren nur selbst mit

heiler Haut zu entkommen, und ihn auf dem Rückzug bereitwilligst für einen Theologen erklärt. Als er etwas später, durch sein hartnäckiges Fieber genöthigt, ein warmes Bad gebrauchen muß, kann er seinen Wirth nicht bezahlen und sucht mit der Zeche durchzugehen, wird aber wieder eingeholt und muß nicht allein, vermuthlich durch seine letzten Kleider, die Schuld abtragen, sondern das mißglückte kleine Schelmstück auch noch Jahre lang im Traume büßen. Hält man gegen diesen Halb-Vagabunden den nachmaligen Würdenträger der Universität, der bis an sein Lebensende in zierlicher französischer Tracht, den Hut unterm Arm, durch die Straßen ging, der sogar zum Reichsbaron erhoben wurde und durch eine für jene Zeit höchst beträchtliche Schenkung die Ritter-Akademie zu Soroe, in der ihm jetzt ein prächtiges Denkmal gesetzt ist, so gut wie neu gründete, so sind das gewiß zwei Bilder, die Niemand, dem der verknüpfende Faden mangelt, von selbst auf einander beziehen würde. Es lagen aber auch eine Menge Stufen der abenteuerlichsten Art in der Mitte, ja das ganze Leben des Dichters spann sich eigentlich in komischen Antithesen ab. Zu Bergen in Norwegen im Jahre 1684 geboren, war Ludwig Holberg schon in der Wiege Soldat und erhielt als Sohn eines Militärs nach damaliger Sitte eine kleine Löhnung; nie jedoch zog er den Degen. Er wandte sich, durch einen unwiderstehlichen Drang getrieben, den Wissenschaften zu und studirte Theologie, nie jedoch bestieg er die Kanzel, vielmehr wurde er später als Ketzer von der Geistlichkeit verschrieen. Er kam, nachdem er seine Reiselust gebüßt und, um sich auf seiner „grand tour“ durchzubringen, bald als Hauslehrer, bald als Sprachmeister, bald sogar als Flötist fungirt hatte, nach Kopenhagen zurück und erhielt nach langem Harren und damit verbundenem Nagen am Hungertuch endlich eine Professur, aber die der Metaphysik, einer Wissenschaft, die ihm unter allen am fernsten stand und die er lieber verspottet, als vorgetragen hätte. Er liebte, um die Charakteristik zu vollenden, den Umgang mit Frauen mehr, wie den mit Männern, und er dachte nie daran, sich zu verheirathen. Er verschwendete, so lange er arm war, denn er setzte sein Alles an seine Reisen, und er wurde geizig, als er über Wohlstand und Reichthum gebot. Er war schon in früher Jugend ein Märtyrer der Poesie; wandte sich dann bis in sein reifes Mannesalter so gründlich von ihr ab, daß das schönste Gedicht ihm kein Ver-

gnügen mehr machte, kehrte darauf zu ihr zurück, schuf in wenigen Jahren alle seine Meisterstücke und sagte ihr nun wieder, in gelehrte Arbeiten vertieft, auch wohl mit bloßer Buchmacherei beschäftigt, für immer Lebewohl. Man könnte noch hinzufügen: er schrieb den Don Ranudo de Colibrados und ließ sich adeln, er war der größte Reisenarr und dichtete den Jean de France. Aber hier ist, wie Prutz unwiderleglich beweist, der Widerspruch, über den seine Zeitgenossen großes Geschrei erhoben, rein äußerer Natur. Dieser Mann, eben so beharrlich als vielseitig, der lieber einen Umweg machte, als still stand, weil er sein Ziel viel zu fest im Auge hatte, um davon abgelockt werden zu können, hat den Dänen in seinen Komödien den Grund- und Eckstein ihrer Literatur gegeben. Früh schon regte sich die poetische Ader in ihm; schon als Knabe machte er ein Spottgedicht auf einen seiner Verwandten und sein Vormund, der ihn dafür bestrafen sollte, begnügte sich, ihm in seiner Satyre die falschen Redensarten und die unechten Reime zu korrigiren. Dabei hatte er das unschätzbare Glück, in eine Zeit zu fallen, die seiner Gaben bedurfte und der er sie nicht aufzudrängen brauchte. Die Auflösung der Calmarischen Union, das größte politische Unglück Scandinaviens, dessen Folgen sich noch weit über unsere Tage hinaus verbreiten werden, hatte die Nation in ihren eigenen Kern zurückgetrieben und war der Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeit, der Entwicklung eines selbstständigen geistigen Lebens günstig. Die Reformation, rasch in Dänemark eingeführt, störte den Proceß zwar, indem sie deutschen Einflüssen und Einwirkungen aller Art Thür und Thor öffnete und die ganze geistliche Literatur der Paradiesgärtlein und Himmelsschlüssel hervorrief, die trotz der Verschiedenheit der Materie in Ursprung und Zweck so viel Aehnlichkeit mit unserer heutigen Belletristik hat, indem sie ganz wie diese als Industrie betrieben wurde, um zu dem Kohl, den die magere Pfarrstelle allenfalls abwarf, das Fett herein zu bringen. Aber die „Kämpeviser", eine Sammlung altskandinavischer Volkslieder, die zu Thor und Odin, zu Frigga und Iduna, zu Nornen und Valkyrien zurückführten, schlugen sich doch auch durch und waren um so unwiderstehlicher, als Völker, wie Einzelne, am liebsten von Kindheit und Jugend erzählen hören. „Durch die politische Selbstständigkeit — sagt Prutz — und die geistliche Reformation war dem dänischen Volk die Bahn zu jeder Art bürgerlicher und

geistiger Freiheit geöffnet; daß sie dieselbe nicht im Fluge durcheilt hat, ist der Natur gemäß und mithin mehr als ein Glück, denn als ein Unglück zu betrachten. Die Nachahmung der alten, wie der deutschen Literatur hatte die dänische Literatur theils stofflich, theils zum wenigsten formell erweitert und gefördert; es waren, freilich mit ungleichem Glück und noch ungleicherem Talent, Dichter aufgetreten, die, wenn sie auch dieses Namens oft sehr unwürdig waren, doch im Herzen des Volkes das Bewußtsein zu erwecken anfingen, daß man etwas, wie eine Literatur besitze und daß es Pflicht und Ehre der Nation sei, auf die Vollendung dieser Literatur mit allen Kräften hinzuwirken." Jetzt trat Holberg ein, und ohne Zweifel war der Moment für ihn geschaffen, wie er für den Moment. Ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes kann derjenige wohl nicht sein, der sich nur so weit und so lange mit den Musen einläßt, als ein bestimmter äußerer Zweck es erheischt und ihnen dann wieder den Rücken wendet. Aber ein solcher Dichter hätte auch noch keinen Boden gefunden. Dänemark brauchte einen Lessing, keinen Goethe und keinen Schiller, und Holberg wurde dieser Lessing; dem Verfasser des Laokoon im wissenschaftlichen Gebiete allerdings bis zur völligen Unvergleichbarkeit nachstehend, mit dem Schöpfer der Minna aber um die poetische Krone ringend und darin unendlich glücklicher wie er, daß er bis auf den gegenwärtigen Tag unverdunkelt blieb, weil ihm der Genius nicht folgte. Denn wenn die Späteren, wenn Ewald und vor Allen Oehlenschläger auch der Art nach über Holberg standen, so blieben sie doch dem Grade nach weit hinter ihm zurück; sie gehörten einer vornehmeren Familie an, aber sie waren sehr arme Mitglieder dieser Familie, während er das Haupt der seinigen war. Sie repräsentiren die Stufe der Productionskraft, wo der geniale Blitz im Einzelnen schon zuweilen durchschlägt, der Verstand, der unerläßliche Begleiter, dafür im Ganzen aber auch nur um so weiter zurücktritt, er diejenige, wo der Verstand das Genie fast ersetzt und die freie Selbstbestimmung vor ihm voraus hat. Das bewiesen sie schon dadurch, daß sie ihre besten Kräfte auf das absolut Unfruchtbare, wenn nicht Unmögliche verwandten. Wie unser Klopstock die Deutschen durch die Hermannsschlacht zu begeistern suchte, statt, wie später Goethe, in die lebendige Zeit des Götz hineinzugreifen, so bemühten sie sich, in beispiellosester Verkennung dieser mythologischen Figuren, den Baldur oder den

Starkodder von den Todten zu erwecken und stellten Holberg's drastischen, wenn auch platten und harten Gestalten eine wüste, wilde Jagd von Nebelbildern gegenüber, die auslöschen mußten, wenn der Bürgermeister Breme nur einmal ordentlich nieste. Der dänische Lessing behauptete daher das Feld und behauptet es noch.

Begleiten wir ihn jetzt in die Schlacht, wo er seine Lorbeeren gewann. Seine gelehrten und populären Schriften können wir übergehen, obgleich sie eine eben so bunte als lange Reihe ausmachen, so daß man neben der für ihre Zeit höchst verdienstvollen Dänischen Reichshistorie auf Schulbücher, ja auf offenbare Damen-Lectüre stößt; sie bahnten ihm den Weg zum Baron und zur königlichen Tafel, indem sie ihm viel Geld eintrugen, aber nicht den zur Unsterblichkeit. Eine charakteristische Anekdote hinsichtlich dieser Arbeiten wird erzählt, die man sich deuten mag, wie man will, zum Vortheil seines Gedächtnisses oder zum Nachtheil seines Fleißes; er ersucht, als er an seine Geschichte der Juden geht, die Bibliothek um Uebersendung der Hilfsbücher, und als er den gewissenhaft zusammengeklaubten Korb mit dem „nöthigen Vorrath" erhält, schickt er ihn auf der Stelle zurück, weil er schon fertig sei. Eben so wenig brauchen wir uns bei seinen komischen Heldengeschichten, seinem Peder Paars und Niels Klimm, oder verwandten poetischen Leistungen aufzuhalten; sie machten ihm zwar einen Namen und werden zum Theil noch gelesen, aber die Empfindungen sind fade, die Satyre ist flach und der ganze Spaß läuft auf jenes willkürliche Knötchenknüpfen und Lösen hinaus, welches den gebildeten Sinn selbst bei der größten Virtuosität selten reizt und nie befriedigt. Merkwürdig sind diese Produkte nur aus psychologischen Gründen, indem sie, die doch mit Ausnahme des Niels Klimm sammt und sonders der Jugend des Poeten angehören, fast noch weniger Spuren von Gemüth zeigen, wie die in diesem Punkt entsetzlich trockenen Komödien. Dieß allein beweist schon, daß wir, was oben behauptet wurde, in Holberg keinen vollen und ganzen Dichter vor uns haben, und also doch wohl auch, daß er nicht zu den ersten komischen Genien aller Zeiten und aller Völker gehören kann oder sollte die höchste Form des Dramas und vielleicht der Poesie, ja der Kunst überhaupt, nicht auch die universellste Begabung voraussetzen?

Wenden wir uns jetzt zu den Komödien, die, wie sie den

Tag befriedigten, zugleich die Jahrhunderte beschäftigen und den Autor unsterblich machen sollten. Prutz gibt eine kurze, aber vortreffliche Geschichte des Dänischen Theaters. Französische Truppen amüsirten den Hof, Deutsche Banden das Volk, die einheimische Kunst wagte sich lange nicht über das Puppenspiel hinaus. Endlich im Jahre 1744 wurde ein kleines Schauspielhaus gebaut, in welchem die Dänen sich selbst als Dichter und Künstler versuchen sollten, und für dieses schrieb Holberg seine sämmtlichen Stücke. Hören wir ihn selbst, wie er dazu kam. „Wie ich mit dieser Arbeit (einer statistischen) beschäftigt war, so gerieth ich auf den Gedanken, nach dem Beispiele anderer Völker einige Schauspiele in Dänischer Sprache abzufassen. Ich hielt mich selbst nicht ganz ungeschickt dazu, solche Stücke zu schreiben; auch hatte man mich oftmals gebeten, die Arbeit, welche ich kürzlich verlassen und fast verschworen hatte (die satyrisch-poetische) wieder aufzunehmen. Auf der einen Seite reizte mich das inständige Anhalten meiner Freunde, unter denen sich die vornehmsten Männer der Stadt befanden, deren Befehlen ich nicht gern ungehorsam sein wollte. Auf der anderen jedoch wurde ich von dem Vorhaben abgeschreckt durch den Verdruß, welchen Schriften dieser Art überhaupt mit sich zu führen pflegen. Das unaufhörliche Drängen meiner Freunde indessen überwand endlich meine Abneigung, ich nahm die früheren Arbeiten wieder auf und schrieb jene Schauspiele, welche späterhin auch gedruckt wurden und nun in Jedermanns Händen sind. Ich unterwarf meine Arbeit zuerst der Prüfung einiger Freunde und war noch unentschlossen, ob ich sie überhaupt sollte an's Licht treten lassen. Weil aber meine Freunde nicht nachließen, mich darum zu bitten, und weil ich außerdem auch noch besorgen mußte, die Stücke möchten verstümmelt und unvollständig veröffentlicht werden, so gab ich endlich einer hiesigen Schauspielertruppe die fünf ersten Stücke zur Aufführung." Dieß erinnert, dem rein äußeren Anlasse nach, an Gozzi, der seine Tragikomödien schrieb, um das ihm an einem öffentlichen Orte entfahrene scharfe Wort über Goldoni zu motiviren. Auch der Erfolg war bei Beiden gleich. Wie Gozzi sein Publikum augenblicklich durch das dramatisirte Kindermährchen von der grünen Pomeranze hinriß, um es nie wieder los zu lassen, so begeisterte Holberg das seinige durch den politischen Kannegießer und fesselte es für immer an sich. Eben so stockte bei Beiden

die bis dahin staunenswerthe Produktionskraft, als der äußere Anlaß, der sie hervorgerufen hatte, wieder wegfiel, bei Gozzi, als seine Truppe sich auflöste, bei Holberg, als das Theater Bankerott machte. Die Parallele läßt sich noch weiter führen. Gozzi gewann seine Italiener dadurch, daß er die heißblütigen Naturen von dem Druck des Alltagslebens befreite und ihnen eine phantastische Welt aufbaute, in die sie um so lieber hineinflüchteten, als ihnen die Tragödie fehlte, die dasselbe Bedürfniß in tieferem Sinn befriedigt hätte. Holberg zog seine Dänen dadurch an, daß er ihnen Respekt vor sich selbst einflößte, Achtung vor ihrem täglichen Thun und Treiben, Liebe zu ihrer engen, knappen Existenz. Beide berührten daher, wenn auch auf verschiedene Weise, den innersten Nerv des Volks, wie er sich nach und nach im Lauf der Zeit blos gelegt hatte, und verdankten dem Instinkt, den sie dadurch bewiesen, ihre mächtige Wirkungen. Diese Wirkungen hielten sich bei Holberg, um jetzt zu ihm zurückzukehren, vom Anfang bis zu Ende seiner Thätigkeit, mit einzelnen unerheblichen Unterbrechungen freilich, auf derselben Höhe, und ihr entsprach seine Produktivität, die so weit ging, daß er einmal in einem einzigen Jahre neun Stücke auf die Bühne brachte. Allerdings nahm er es mit dem geistigen Eigenthumsrecht nicht genau, und wenn man ihn den letzten Seekönig des Nordens nennen wollte, so würde das keineswegs alles Grundes ermangeln. Daß Molière eben so ungenirt verfuhr und seine Diebstähle mit dem Bonmot: ich nehme meine guten Einfälle weg, wo ich sie finde! in kecker Franzosen-Art zu vertheidigen suchte, kann ihn nicht rechtfertigen. Noch weniger die Prutz'sche Berufung auf den bekannten Schillerschen Ausspruch über die geringe Zahl der tragischen Situationen und Motive. Die ästhetische Thatsache, die Schiller im Auge hatte, ist vollkommen richtig; eben so unbestreitbar ist es, daß sie sich im Gebiet des Komischen wiederholt. Aber Schiller stieß hier in seiner Sphäre auf dasselbe Phänomen, das Kant in der philosophischen vorschwebte, als er die Kategorieen aufstellte, und er sagte nichts anderes und wollte auch gewiß nichts anderes sagen, als daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Kunst und aller ihrer Gattungen und Arten auf eben so wenige Grund-Elemente zurückzuführen ist, wie der nach der Breite hin unberechenbare, nach der Tiefe hin aber rasch aufgezählte Reichthum der Welt. Wer dem Dichter, dem tragischen oder dem komischen, die Wieder-

holung dieser Situationen und Motive zum Vorwurf machen will, der kann auch mit dem Bildhauer darüber hadern, daß er alle seine Statuen aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zusammensetzt, mit dem Musiker, daß er sich immer auf derselben Tonleiter schaukelt, ja mit dem Jahr, daß es sich beständig aus Frühling, Sommer, Herbst und Winter aufbaut. Bei Holberg und Molière in ihrem Verhältniß zu Italienern und Spaniern handelt es sich aber um etwas ganz Anderes, um das wirkliche, nackte, schreiende Plagiat, welches darin besteht, daß man sich innerhalb dieser allgemeinen Sphäre, die der Letzte wie der Erste mit gleichem Fug betritt, das aneignet, was ein Anderer bereits vollständig organisirt hat, und dieß muß man verurtheilen, oder auch das geistige Eigenthumsrecht ganz aufheben, alle Denkmäler umstürzen, alle Literatur-Geschichten durchstreichen und den König Lear allenfalls zur Besiegelung des großen kommunistischen Aktes nur noch als eine Tragödie von der Menschheit für die Menschheit aufführen lassen. So hat z. B. Calderon's „Leben ein Traum" und Schiller's „Braut von Messina" das tragische Grundmotiv mit dem Oedipus Rex gemein; die Prophezeiung, welche die Menschen in ihrer Angst durch eben die Mittel zur Erfüllung bringen, die sie zur Abwehr und Abwendung der Gefahr ergreifen. Wer jedoch die beiden neueren Dichter deswegen zu Plagiatoren des Sophocles machen wollte, der wüßte nicht, worauf es hier ankommt und verwechselte die Elemente, die den Besitz ausschließen, mit den Organisationen, die sich immer an ein bestimmtes Individuum knüpfen, weil sie das Resultat eines individuellen Processes sind. Diese Organisationen gehen aber in diesen drei Stücken so weit auseinander, als sie nur können und nur, wenn sie im Knotenpunkt oder in der Lösung, oder gar in der dramatischen Oekonomie zusammenträfen, wäre ein Plagiat vorhanden.

Ebenso theilt Holberg's Ulysses von Ithacia und Tieck's Prinz Zerbino das komische Grundmotiv mit der uralten Italienischen Volkskomödie, ja eigentlich schon mit dem Aristophanes: auf dem Gipfel der komischen Trunkenheit heben die Stücke sich selbst auf, wie der gährende Wein den Schlauch zersprengt oder das schwellende Blut die Ader. Darin muß man aber ebensowenig ein Plagiat erblicken wollen, denn auf dieß Moment würde der schöpferische Geist auch ohne alle Ueberlieferung bei gehöriger Potenz jederzeit von selbst wieder verfallen; es fließt unmittelbar aus der

Natur der Kunst. Anders steht es um die Entlehnung von Situationen und Charakteren, obgleich es auch hier, wie durchaus nicht geläugnet werden soll, ein Frei- und Allgemein-Gut gibt, bei welchem nach dem Mein und Dein nicht gefragt werden kann, weil das individuelle Gepräge entweder an sich zu flach oder doch längst verwischt ist. Holberg bleibt übrigens auch bei strengster Durchführung dieses Prinzips noch so viel des Eigenthümlichen übrig, daß er die Abrechnung nicht zu scheuen braucht. Auf dem Grunde des durch die „Kämpeviser" wieder erweckten Volksbewußtseins fortbauend, sich aber wohl hütend, zu weit zurückzugreifen und etwa, wie später die Tragiker, die Späße des Thor, sein Ringen mit dem alten Weibe und Aehnliches, in Scene zu setzen, hat er in der bürgerlichen Region ein Dutzend Stücke geschaffen, die in ihrer gesunden Mischung von Spaß und Verstand ebenso ergötzlich als echt Dänisch sind und ihm unter den komischen Dichtern vom zweiten Rang für immer seinen Ehrenplatz sichern. Ich sage im Widerspruch mit Prutz: unter den komischen Dichtern vom zweiten Rang! und muß zu dem psychologischen Grunde dieser Behauptung, den ich bei der Charakteristik Holberg's schon andeutete, nun auch noch in Kürze den allgemeinen angeben.

Wir wollen nicht mit Faust zu den Müttern am Nabel der Erde hinabsteigen; wir wollen uns gleich an die Töchter halten, denn jene antworten nur durch diese. Wir wollen nicht fragen: Was ist das Komische und das Tragische? aber wir wollen fragen: Was ist die Komödie und die Tragödie? Genau besehen: zwei Formen für ein und dasselbe Verhältniß, das sie an den entgegengesetzten Enden packen. Immer ist es der Mensch in seinem Konflikt mit den ewigen Mächten, mag man diese nun fassen, wie man will, der dem Drama in beiden Gestalten die Aufgabe stellt, und der ganze Unterschied liegt in der Art der Lösung. Das hatte Plato vor Augen, als er den tiefsinnigen Ausspruch that, es sei die Sache eines und desselben Mannes, Tragödien und Komödien zu schreiben. Das schwebte Goethe vor, als er die Komödie, in Molière's Misanthrop, einmal fast tragisch fand und ein ander Mal die Tragödie, die Kunstform selbst, für komisch erklärte. Denn wenn beide nicht, wie Plato fordert, aus einem Dichtergeist hervorgehen, der mit gleicher Höhe und mit gleicher Schärfe in die dunkle, wie in die beleuchtete Hemisphäre der Welt hineinschaut und vermöge dessen im rechten Mo-

ment mit den Motiven wechselt, so werden sie, je konsequenter sie sich in ihrer schneidenden Einseitigkeit entwickeln, um so sicherer auch in ihr eigenes Gegentheil umschlagen und zuletzt auf den ästhetischen Sinn wirken, wie Goethe es an sich erfuhr. Ein solcher Dichtergeist ist aber bis jetzt nur einmal, nur in Shakespeare, hervorgetreten, und darum hat nur er in der Komödie, wie in der Tragödie „das Gesetz erfüllt“ und das absolut Vortreffliche hervorgebracht. Aristophanes mit seinen immer bittern satyrischen Ausläufen kann uns hier um so weniger ein Einwand sein, als er seinem Freunde selbst keiner war, und Calderon, obgleich demselben Grundgesetz mit Shakespeare folgend, hat doch zu wenig Individualisirungskraft und bewegt sich mit zu wenig Freiheit, um neben ihm in Betracht zu kommen; nur Goethe im Faust kann noch genannt werden, doch ist die komische Ader bei ihm zu schwach, als daß die Mischung vollkommen glückte, wovon er selbst auch wahrscheinlich ein Bewußtsein hatte, da er den Kaspar des Volksbuchs wegließ. Bei dieser Andeutung muß ich es bewenden lassen, die Entwickelung, wenn auch äußerst lohnend, würde dießmal zu weit führen. Uebrigens hat sich unter den komischen Dichtern zweiten Ranges kaum einer dem Shakespeare so weit genähert, wie eben Holberg in seinem Ulysses von Ithacia, diesem köstlichen Pendant zum Don Quixote des Cervantes, der, wie Letzterer die Rittergeschichten, so die Deutschen Komödien ohne Zusammenhang und Ende persifliren wollte und fast ohne Ahnung des Verfassers zum köstlichen Kunstkrystall gedieh.

Bogumil Goltz und sein Buch der Kindheit.

Wien 1852.

Unsere Residenzstadt sah im Laufe des letztverflossenen Winters einen Gast in ihren Mauern, von dem Wenige etwas erfahren haben werden und der doch zu den bedeutendsten gehört, die seit lange bei uns einsprachen. Es war dieß Bogumil Goltz aus Thorn in Ostpreußen, der aus Egypten zurückkam, wohin er eine Reise gemacht hatte, und zwar von dem Honorar für das

Buch, auf das ich jetzt die Aufmerksamkeit des Publicums hinzulenken wünsche. Ich verdanke der Frau von Goethe seine Bekanntschaft, die mich bei einem Mittagsessen mit ihm zusammenführte. Er war mir damals, was er den meisten Lesern noch sein wird: ein bloßer Name, den ich noch obendrein erst aus dem Einladungsbrief kennen lernte, aber wie rasch verwandelte sich dieser Name in eine lebendige Gestalt mit den schärfsten, bestimmtesten Zügen, als die persönliche Begegnung eintrat. Ein starkknochiger, etwas hagerer Mann mit durchdringenden Augen, mächtig hervorspringender Nase und einer Stirn, die Eigensinn und Willenskraft zugleich abzuspiegeln schien, perorirte in einem Kreise von erschrockenen Damen und staunenden Herren mit mächtiger Stimme gegen das schöne Italien; seine Garderobe erinnerte an einen Professor aus der ehrwürdigen Zeit, wo Lessing, als er tanzen und fechten lernte, sich gegen seinen Vater weitläufig darüber verantworten mußte; der Frack schien ein uraltes Erbstück zu sein, und ein weißes Tuch, bis über das Kinn hinauf gebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck. Aber seine Gedanken waren nicht alt und bestäubt; in körnigster Sprache entwickelte er eine Reihe der originellsten Ansichten und Ideen; die schlagendsten Ausdrücke, die treffendsten Bilder standen ihm zu Gebot und das Schneidende seiner Aeußerungen wurde durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugung, die das Wägen und Messen ausschließt, doch wieder gemildert. Es gibt nämlich eine doppelte Art des Gesprächs, die auch eine doppelte Aufnahme bedingt. Bei reflectirenden Menschen ist es ein Gedankenextract, in welchem das Unbewußte fast ganz zurücktritt; sie sprechen heute aus, was sie gestern dachten, wählen und mischen mit Ueberlegung die Farben, zeichnen mit sicherer Hand die Umrisse und s c h r e i b e n eigentlich nur mit der Z u n g e. Diese sind für Alles, was sie sagen, verantwortlich, und wissen es auch recht gut. Bei schöpferischen Naturen dagegen ist es ein Prozeß, den der Zuhörer in allen seinen Phasen mit durchmachen muß und dessen Präcipitat erst aus der lebendigsten Friction aller Kräfte hervorgeht. Mit diesen wird nur ein kleinliches Individuum rechten, nur ein solches, das unfähig ist, das Leben im großen Sinn aufzufassen, und das eben darum an Formen Anstoß nimmt, welche der mit sich selbst ringende Geist, der sich ihrer in dieser Minute bedient, in der nächsten aus eigener Bewegung schon wieder zerschlägt. Zu ihnen gehört Goltz; Goethe hätte ihn

stundenlang ohne Unterbrechung sprechen lassen; Böttiger hätte ihn beim dritten Wort auf Pistolen gefordert. Mit Italien, was er zuletzt gesehen hatte, war er ganz besonders unzufrieden; natürlich nicht mit dem Lande, mit dem blauen Himmel und den milden Lüften, sondern mit den Menschen und ihren Zuständen. Ging er so weit, daß man sich eine bescheidene Einwendung erlauben zu müssen glaubte, so lautete seine Erwiderung: er erwarte, daß man subtrahiren könne, und setze die vier Species überhaupt bei Jedermann voraus. Hatte man an dieser Abfertigung noch nicht genug, kreuzte man ihn noch mit einer zweiten Bemerkung, so war er im Stande, die Augen, wie ein Märtyrer, aufzuschlagen und auszurufen: Gott, Gott, es gibt auf Deiner Erde nur Einen dummen Kerl, und man kann ihm nicht ausweichen, man trifft ihn vor den Pyramiden, im Kolosseum und überall! Hatte er seinem Aerger auf diese Weise genug gethan, so trat augenblicklich die Reue ein, und er sagte gutmüthig: daß meine Freunde an mir lieben, was liebenswürdig ist, das danke ihnen der Teufel; sie müssen auch das Uebrige mit in den Kauf nehmen! Als man ihm das von unserem enthusiastischen Juristen Mittermaier selbst an den Facchinis so hoch gestellte naive Wesen der Italiener entgegen hielt, versetzte er: die Naivetät des Rebhuhns ist noch größer und dennoch pflegt man es nicht über den Menschen zu erheben; übrigens ist es mir lieber, wenn derjenige, der mich todtschlägt, hinterdrein nach alter deutscher Art, vom Gewissen gejagt, davon läuft, als wenn er sich in gut italienischer Manier aus meinem Leichnam ein Kopfkissen macht und sich niederlegt, um sich von der gehabten Anstrengung zu erholen. Von der Mattherzigkeit unserer Zeit meinte er, wohl nicht ohne Grund, die Menschen hätten heut zu Tage nur eben so viel Seele, daß das Fleisch nicht faule. Ein weiches, leicht erregbares Gemüth kam aber auch von Zeit zu Zeit in unzweideutigen Spuren zum Vorschein, und ich überzeugte mich bald, daß die anscheinende Härte des Mannes eben nur aus seiner Angst vor dem zu mächtigen Ueberströmen des tiefen Gefühls, dessen er sich im Innersten bewußt war, hervorgehe. So erzählte er mit großer Bewegung einen Moment seiner Fahrt auf dem Nil; der dieß auf rührende Weise darthat. Seine Wäsche war gewaschen und auf dem Schiff zum Trocknen aufgehängt worden, während er sich zum Schlafen niedergelegt hatte. Wie er wieder erwacht, sieht er, daß der

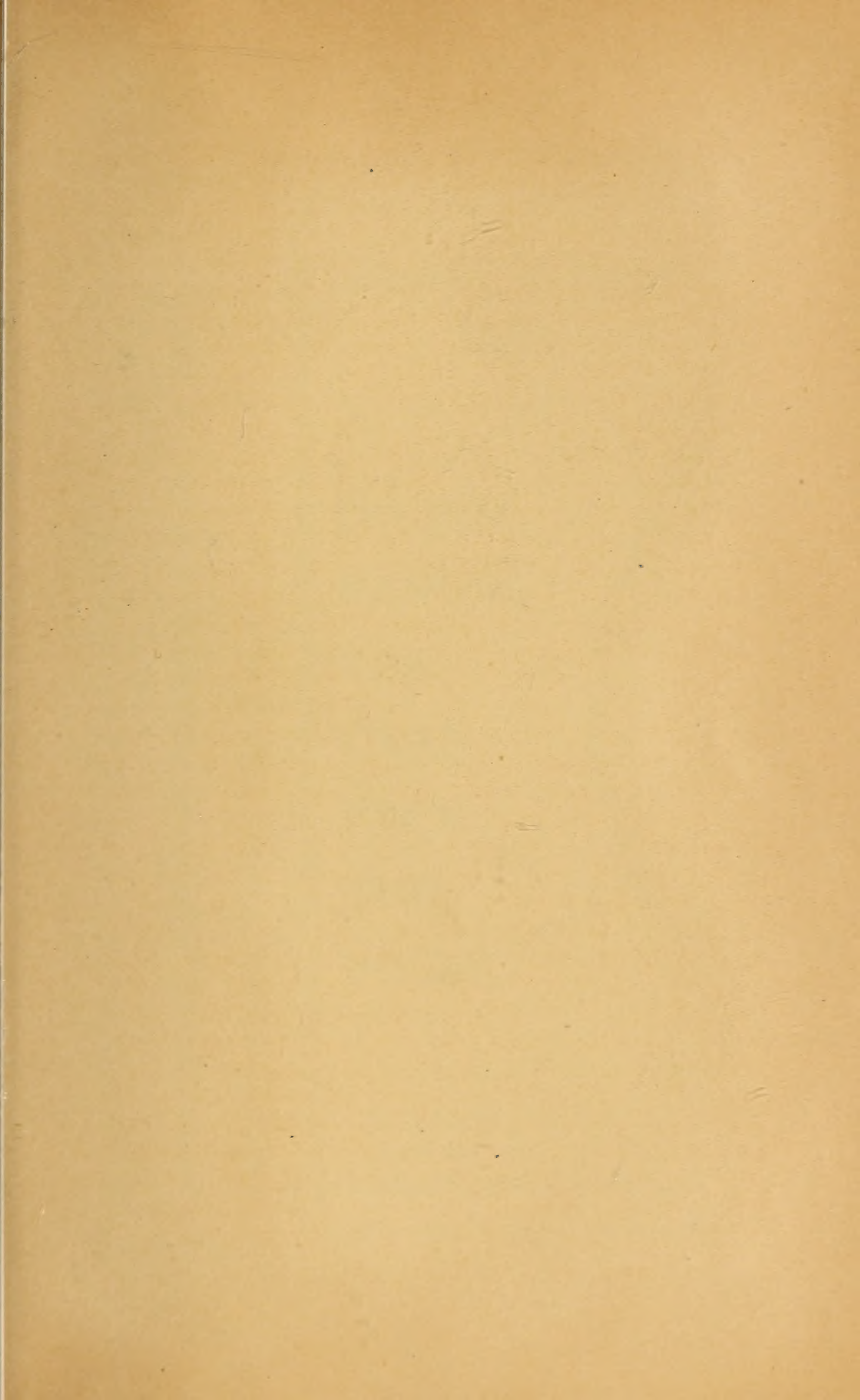
Wind, der sich inzwischen erhoben hat, sie links und rechts entführt. Eine ordinäre Geschichte, nicht wahr? — fuhr er fort — der Verlust war in jeder Bude zu ersetzen! Allerdings, bis auf die Erinnerungen! Das Alles hatte mein Weib mit emsigen Händen in langen Winterabenden im fernen Norden geschafft und nun sollten die Krokodile es zerreißen! Zu mir faßte er bald Vertrauen, weil ich, erfreut, einmal wieder einen Urmenschen vor mir zu sehen, einen Abkömmling des Göttergeschlechts, das von Heuchelei und Verstellung nichts wußte, auf alle seine Eigenheiten willig einging. Aus schnell gewonnenem persönlichen Interesse für mich entschloß er sich denn auch, in ein Stück von mir zu gehen; die „Judith“ wurde Abends gerade aufgeführt. Dabei verhehlte er mir nicht, daß er seit vielen Jahren nur selten ein deutsches Drama nicht ganz unerträglich gefunden habe und daß er auch in Wien bereits aus dem Theater gelaufen sei, um eine Widerwärtigeit, die er mir nannte, nicht beklatschen hören zu müssen. Am nächsten Morgen kam er zu mir, glühenden Gesichts, von Schweiß triefend und tausend Flüche in seinen Gruß mischend. „Wenn man mich in diesem Augenblick todtschlägt — rief er aus — so braucht der Apotheker das ganze Jahr kein Gift mehr; Blausäure, Arsenik, Alles, was ihm beliebt, habe ich ausgekocht!“ Der Grund seines Aergers war, daß er meine Wohnung nicht hatte finden können. Jetzt sprach er über die „Judith“, die mächtig auf ihn gewirkt, und deren positive und negative Seiten er im raschesten Ueberblick vortrefflich erfaßt hatte, so daß der Verfasser aus seinem Munde in einer Viertelstunde mehr wahre Kritik entgegennahm, als seit 1840 aus allen deutschen Zeitungen zusammen. Sein Kriterium war freilich rein empirisch; ich muß — sagte er — wenn ich einem Drama Leben zugestehen soll, mit den Personen fortsprechen können, ich muß den Drang spüren, ihnen hinter die Coulissen zu folgen, sonst habe ich Puppen gesehen und Tiraden gehört, oder, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, es sind Rollen abgespielt worden. Aber er traf den Nagel auf den Kopf, denn das ist allerdings die beste Probe; Schemen und Schatten verschwinden mit dem Schauspieler, der sie repräsentirt, und nur Gestalten lassen sich festhalten. Nun gab er mir sein Buch der Kindheit und ging auf die Post, um nach Thorn zurückzukehren und dort in häuslicher Stille seine Reise nach Egypten zu beschreiben. Selten machte ein Mensch auf mich einen so ganz

eigenthümlichen und darum dauernden Eindruck; der erste Gedanke, den er, und nicht bei mir allein, erweckte, war: er müßte in der nächsten Stunde vom Nervenfieber befallen werden; aber gleich der zweite: er habe mit Krankheiten gar nichts zu schaffen. Sein Buch nahm ich natürlich nicht blos mit Interesse, sondern auch mit großen Erwartungen zur Hand, und wahrlich, ich fand mich nicht getäuscht. Gleich das Vorwort bestätigte mir, daß ich mir über sein Wesen eine vollkommen richtige Grundanschauung gebildet hatte; die äußere Schroffheit dieses Mannes war das Product seiner inneren Weichheit. Das bewies zwar auch schon die Wahl des Themas, denn nur der aus dem Gemüth heraus lebende Mensch fühlt ein Bedürfniß und ist im Stande, sich wieder in seine Kindheit zu vertiefen; ein Anderer läßt sich von seinen Bubenjahren nicht hofmeistern, um Schiller's Ausdruck zu gebrauchen. Aber dies Vorwort ist schwach, sehr schwach gegen das Uebrige, weil es abstracter Weise im Allgemeinen zur Geltung zu bringen sucht, was nur im Besonderen und auf dem Wege der concretesten Veranschaulichung zur Geltung gebracht werden kann, und da es Leute gibt, die nicht in's Haus eintreten, wenn sie über die Schwelle gestolpert sind, so will ich das ausdrücklich bemerken. Von welcher Fülle der echtesten Poesie strotzt dagegen fast jedes Capitel! Wenn es jemals einen Dichter gab, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, so ist es Goltz. Ich muß freilich meine Schwäche bekennen, die Schwäche, daß ich mich gern in die Zeit versetze, wo jedes Blatt, das ich von einem abgeblühten Rosenkelch herunterblies, für mich ein morgenrother Kahn war, in dem ein Engel zur Erde niederschiffte, und wo ich die Johanniskäfer für kleine, eben geborne Sterne hielt, die schon wachsen und die Straße zum Himmel finden würden. Doch meine Sympathie für den Stoff würde mich nicht blind für die Mangelhaftigkeit der Form machen, und gerade diese ist, einige unerhebliche stylistische Nachlässigkeiten und Schiefheiten in der Satzbildung abgerechnet, vollendet zu nennen. Goltz ist ein Landsmann von Hippel, Hoffmann, Hamann und Kant. Hippel scheint jenen Blick fürs Detail des Stilllebens auf ihn vererbt zu haben, der seinen „Lebensläufen" die klassische Seite gab; Hoffmann das glänzende, Ader und Nerv zugleich in den Rahmen bringende Darstellungstalent, welches von ihm selbst leider an Gespenster und Fratzen verschwendet wurde. Von Hamann hat er einen mystischen Zug, der ihn abhält, die Nacht

als die bloße Abwesenheit des Tages aufzufassen, und in so weit gesund ist, als er dieß thut; von Kant hat er nichts, und das ist Schade, denn das Angebinde des großen Vaters der Kritik hätte ihn ohne Zweifel gegen die sich erst entwickelnde und allerdings bis jetzt nur noch in Carricaturengestalt hervorgetretene neue Ordnung der Dinge etwas gerechter und gegen die von ihr befehdete alte etwas scrupulöser gemacht, als er zu sein scheint.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

LG
H443
29471
Author Hebbel, Christian Friedrich
Title Sämmtliche Werke. Vol.9-10.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 19 10 003 6